
1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Sociologus

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

In Verbindung mit

Dr. F. ALVERDES, a. o. Prof. an der Univ. Halle a. S. / Dr. R. BOLTE, Nervenarzt in Bremen / Dr. G. A. JAEDERHOLM, o. Prof. a. d. Hochschule Göteborg B. MALINOWSKI, Ph. D., D. Sc., Lecturer a. d. Univ. London / Dr. E. SCHWIEDLAND, Hofrat, Prof. a. d. Techn. Hochschule und a. d. Univ. Wien

herausgegeben von

Dr. RICHARD THURNWALD, a. o. Professor an der Universität Berlin

1. JAHRGANG

1925



VERLAG C. L. HIRSCHFELD LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis.

A. Aufsätze.

Seite

Richard Thurnwald, Prof. an d. Univ. Berlin, Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie . . . 1—20
Friedrich Alverdes, Prof. an d. Univ. Halle a/S., Über vergleichende Soziologie . . . . 21—33
Anton Delbrück, Prof., Direktor des Jürgenasyls bei Bremen, Das Alkoholverbot in Amerika . . . . . . 34—44
B. Malinowski, Lecturer an d. Univ. London, Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft . . 45—53
J. B. Kantor, Prof. an d. Univ. Indiana (Amerika), Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft . . . . . 113—128
Richard Bolte, Nervenarzt in Bremen, Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung . . . . 129—138
Anton Delbrück, Prof., Direktor des Jürgenasyls in Bremen, Das Alkoholverbot in Amerika (Schluß) . . . 139—149
K. Th. Preuß, Prof., Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin, Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer . . . . 150—156
Robert Michels, Prof. an den Univ. Basel u. Turin, Zur Soziologie von Paris . . . . 233—246
V. E. Freiherr v. Gebsattel, Nervenarzt in Berlin, Ehe und Liebe, zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft . . . . 247—264
Richard Bolte, Nervenarzt in Bremen, Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung (Schluß) . . . . 265—277
B. Malinowski, Lecturer an d. Univ. London, Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft (Schluß) . . . . 278—284
E. Schultz-Ewerth, Gouverneur von Samoa z. D., Die farbige Gefahr . . . . 337—354
Robert Michels, Prof. an den Univ. Basel u. Turin, Zur Soziologie von Paris (Schluß) . . . . 355—373
Karl Dunkmann, Prof. an der technischen Hochschule Berlin, Ferdinand Tönnies . . . . 374—388
A. W. Nieuwenhuis, Prof. an d. Univ. in Leiden (Holland), Der primitive Mensch und seine Umwelt . . 389—400

B. Besprechungen und Berichte.

Allgemeines.

Seite

Arno Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens, insbesondere des Wirtschaftens (Thurnwald) 285
Th. Ziehen, Allgemeine Psychologie (Alverdes) 286
Jahrbuch für Soziologie, hrsg. von G. Salomon, 1. Bd. (Prof. Vierkandt, Berlin) 401

Biologisches.

C. Kronacher, Der heutige Stand der Inzuchtfrage (Alverdes) 54
Th. Schelderup-Ebbe, Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns (Alverdes) 54
D. Katz, Tierpsychologie und Soziologie des Menschen (Alverdes) 54
Th. Schjelderup-Ebbe, Das Leben der Wildente in der Zeit der Paarung (Alverdes) 54
H. Krieg, Studien über Verwilderung bei Tieren und Menschen in Südamerika (Alverdes) 157
W. E. Castle, Biological and social consequences of race-crossing (Alverdes) . 159
E. Bleuler, Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung (Alverdes) . 286
A. Basler, Einführung in die Rassen- und Gesellschaftspsychologie (Alverdes) 288
R. Sommer, Tierpsychologie (Alverdes) 290
A. Elster, Sozialbiologie (Alverdes) 402
W. Fließ, Zur Periodenlehre (Alverdes) 404
J. W. Harm, Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens (Alverdes) 405

Veranlagung und Umwelt.

W. McDougall, Can Sociology and Social Psychology Dispense with Instincts? (Dr. Bobertag, Berlin) 56
I. R. Kantor, The Institutional Foundation of a Scientific Social Psychology (Bobertag) 56
I. R. Kantor, Concerning Some Faulty Conceptions of Social Psychology (Bolte) 57
H. Henning, Neue Typen der Vorstellungsbilder und die Entwicklung des Vorstellens (Dr. Langelüddeke, Hamburg) 58
Curt Hildebrandt, Gedanken zur Rassenpsychologie (Bolte) 58
Karl Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt (Bolte) 59
E. Baur, E. Fischer u. E. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (Alverdes) 160
S. Morgulis, Hunger und Unterernährung (Alverdes) 164
S. J. Halmes, Studies in Evolution and Eugenics (Alverdes) 164
Willy Hellpach, Psychologie der Umwelt (Bolte) 167
J. Kaup, Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend (Alverdes) 293
Arthur Kronfeld, Zur Phänomenologie des Triebhaften (Bolte) 296
O. Kühne, Soziale Auslese oder soziale Anpassung (Alverdes) 297
H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes (Alverdes) 298
H. F. K. Günther, Kleine Rassenkunde Europas (Alverdes) 298
G. T. W. Patrick, Can the sentiment of patriotism be refundet (Guggemoos, Berlin) 406
J. Zollschan, Das Rassenproblem (Alverdes) 406

Einwirkung des Klimas.

Erwin Poleck, Tropenneurasthenie (Dr. H. Günther, Bremen) 406
Béla Révész, Paralyse, Lues und Alkohol (Bolte) 407

Persönlichkeit.

Im Allgemeinen.

Seite

William Stern, Neue Beiträge zur Theorie und Praxis der Intelligenzprüfung (Bobertag) . . . 62
Carl Birnbaum, Konstitution, Charakter und Psyche (Bolte) . . . 63
Hans Apfelbach, Der Aufbau des Charakters, Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen (Priv.-Doz. Dr. Birnbaum, Berlin) . . . 63
Karl Doll, Körperbau und Charakter in den salernischen Gesundheitsregeln (Bolte) . . . 64
Emil Utitz, Jahrbuch der Charakterologie (Birnbaum) . . . 171
Paul Schilder, Der Ichkreis (Bolte) . . . 172
Emil Munz, Die Reaktion des Pyknikers im Rorschach'schen psycho-diagnostischen Versuch (Bolte) . . . 172
Emil Ludwig, Genie und Charakter (Bolte) . . . 299
Hans Zeman, Verbreitung und Grad der eidetischen Anlage (Langelüddeke) 299
Eduard Spranger, Lebensformen (Bolte) . . . 408
Rudolf Lochner, Der Problemkreis der seelischen Eigenwesenheit (Dr. Plaut, Berlin) . . . 414

Geschlechter.

W. Liepmann, Psychologie der Frau, Versuch einer synthetischen sexualpsychologischen Entwicklungslehre (Birnbaum) . . . 65
B. Aschner, Konstitutionslehre und Humoralpathologie, mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Organismus (Bolte) . . . 66
Gabriel Steiner, Psychische Untersuchungen an Schwangeren (Dr. C. Timm, Lübeck) . . . 66
E. F. W. Eberhard, Die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen (Bolte) . . . 68
J. Meisenheimer, Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche (Alverdes) . . 174
C. Ceni (Cagliari), Der Einfluß der Sehkraft auf die Geschlechtscharaktere (Günther) . . . 174
Hugo Sellheim, Das Geheimnis vom Ewig-Weiblichen (Prof. G. Honigmann, Gießen) . . . 414
K. A. Wieth-Knudsen, Feminismen (Alverdes) . . . 418

Lebensalter.

Max Kastan, Asoziales Verhalten jugendlicher geistig abnormer Individuen in und nach dem Kriege (C. Timm) . . . 68
Fürstenheim, Über den Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Jugendsichtung (Prof. Runge, Kiel) . . . 70
E. Korschelt, Lebensdauer, Altern und Tod (Alverdes) . . . 175
Eduard Spranger, Psychologie des Jugendalters (Birnbaum) . . . 175
Carla Raspe, Kindliche Selbstbeobachtung und Theoriebildung (Langelüddeke) 177
B. Malinowski, Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex (Langelüddeke) 419
H. Becker, Über die Beziehungen der Schachspielkunst zur Psychiatrie (Runge) 420
Charlotte Bühler, Die Kinderlüge (Runge) . . . 421

Abartige.

Frieda Reichmann, Zur Soziologie der Neurosen (Dr. H. Schmitz, Bremen) 70
Arthur Kronfeld, Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft (Birnbaum) 71
W. Jacobi, Die Stigmatisierten (Birnbaum) . . . 72
Kurt Schneider, Die psychopathischen Persönlichkeiten (Bolte) . . . 179
Gerhard Scherk, Zur Psychologie der Eunuchoiden (Bolte) . . . 180
Galant, Die Fragebogenmethode bei der Untersuchung tätowierter Verbrecher (Dr. Rehm, Bremen) . . . 301

Seite

Heinrich Fischer, Die Wirkungen der Kastration auf die Psyche (Bolte) . 302
F. Kehrer, Über Wesen und Ursache der Homosexualität (Bolte) 421
M. Fischer, Der Unsinn des Prinzen Pallagonia (Runge) 421
A. Th. Brochaus, Zur Psychologie des Selbstmordes des Psychopathen (Rehm) 422
D. Aronowitsch, Über ein Klassifikationssystem der physischen Degenerationszeichen und Versuch seiner Anwendung (Bolte) 422

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

(Gestaltung durch Überlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung.)

Hans W. Gruhle, Anregungen zur Charakterforschung (Runge) 73
R. Sommer, Zur Psychologie der Aussage über das Geisterhafte und Wunderbare (Bolte) 74
Hans Rust, Das Zungenreden, eine Studie zur kritischen Religionspsychologie (Birnbaum) 75
Grage, Über eine psychische Epidemie infolge Spiritismus (Runge) 74
L. Lewin, Phantastica, die betäubenden und erregenden Genußmittel (Birnbaum) 75
Sally Rothschild, Das Gestaltungsprinzip und seine Bedeutung bei der Schizoidie (Bolte) 181
Erwin Straus, Wesen und Vorgang der Suggestion (Bolte) 182
Wera Schmidt, Psychoanalytische Erziehung in Sowjetrußland (Schmitz) . 183
Wolfgang Böhmig, Zur Psychologie der Beichte (C. Timm) 184
Wolfgang Köhler, Komplextheorie und Gestalttheorie (Langelüddeke) . . 303
W. Böhmig, Zur Phänomenologie der Tapferkeit (C. Timm) 305
Hans v. Hattingberg, Der nervöse Mensch (Schmitz) 422

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Wladimir Eliasberg, Grundriß einer allgemeinen Arbeitspathologie (Schmitz) 77
Gustav Winter, Der falsche Messias Henry Ford (Bolte) 78
I. M. Witte, Taylor-Gilberth-Ford (Bolte) 80
R. Pearl, The Racial Origin of Almshouse Paupers in the United States (Alverdes) 185
Johanna Müller, Versuche über die Einwirkung von Motiven auf körperliche und geistige Leistungen bei Schulkindern (Langelüddeke) 186
Franziska Baumgarten, Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland (Langelüddeke) 307
L. Dräsecke u. O. Herms, Richtlinien für die Berufsberatung der körperlichen und geistig Schwachen (Bolte) 308
Fritz Giese, Theorie der Psychotechnik (Langelüddeke) 423
Walter Poppelreuter, Allgemeine methodische Richtlinien der praktischpsychologischen Begutachtung (Langelüddeke) 423
Otto Lipmann, Über Begriff und Formen der Intelligenz (Langelüddeke) . 423

Reklamepsychologie (Sammelbericht).

Viktor Mataja, Die Reklame (Dr. Meyer, Bremen) 188
Chr. v. Hartungen, Psychologie der Reklame (Meyer) 189
Theodor König, Reklamepsychologie, ihr gegenwärtiger Stand — ihre praktische Bedeutung (Meyer) 191
W. Born, Wohnungsnot und Psychopathie (C. Timm) 193
Günther Dehn, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend (Bolte) . 195

Ehe und Familie.

Erwin Stransky, Über Ehescheu (Runge) 309
W. Scheidt, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (Alverdes) 310
W. Scheidt, Familienbuch (Alverdes) 310

Führer und Masse.

Seite
Adolf Heidenhain, J. J. Rousseau, Persönlichkeit, Philosophie und Psychose (Bolte) . . . 82
W. Böhmig, Massenpsychologisches aus katholischer Kirche und Sozialdemokratie (C. Timm) . . . 85
Lenin, Über Organisationsfragen (Bolte) . . . 87
G. Sinowjew, Lenin (Bolte) . . . 87
J. Stalin, Lenin und der Leninismus (Bolte) . . . 88
Kurt Niedenfeld, Lenin und sein Werk (Bolte) . . . 198
Otto Freiherr v. Taube, Rasputin (H. Fitger, Bremen) . . . 204
Karl Reininger, Über soziale Verhaltungsweisen in der Vorpubertät (Thurnwald) . . . 310
Siegfried Sieber, Die Massenseele (C. Timm) . . . 432
Walter A. Berendsohn, Politische Führerschaft (Bollinger, Bremen) . . . 434

Gruppenbildung.

Walter Jacobi, Über eine Tanzepidemie in Thüringen (Schmitz) . . . 88
J. R. Kantor, An Essay toward an Institutional Conception of Social Psychology (Bolte) . . . 89
H. Schulte-Vaerting, Die soziologische Abstammungslehre (Alverdes) . . . 208
Hugo Daffner, Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker (C. Timm) . 209
Friedrich Wendel, Der Sozialismus der Karikatur (Bolte) . . . 211

Gesetzgebung und Recht.

Boden, Über eine experimentelle Methode der Gesetzgebung (Langelüddeke) . 92
A. Bozi, Das Rechtsgesetz als Naturgesetz (Rehm) . . . 93
Prinzing, Die geplante soziale Gesetzgebung in Frankreich (Bolte) . . . 93
Raecke, Über Psychopathenfürsorge (Schmitz) . . . 212
L. W. Weber, Kastration und Sterilisation geistig Minderwertiger (Schmitz) . 212
E. v. Kármán, Ein kriminalpädagogisches Institut (Rehm) . . . 213
M. Hollenderski, Zur Alkoholstatistik in den Jahren 1917/1921 (C. Timm) 314
Oskar Stillich, Die Lösung der sozialen Frage durch die Reform des Erbrechts (Rechtsanwalt Dr. Kulenkampff-Pauli, Bremen) . . . 435
Julius Heller, Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs (C. Timm) . . . 437
Reinhard Carrière, Norwegens Kampf gegen den Alkohol (Schmitz) . . 437
The Literary Digest, Prohibition vermindert die Verbrechen (Guggemoos) 438
F. Fleckmann, Euthanasie (Rehm) . . . 438

Kulturfaktoren.

Karl Birnbaum, Grundzüge der Kulturpsychopathologie (Thurnwald) . . . 213

Zeitströmungen.

G. Bychowski, Autismus und Regression in modernen Kunstbestrebungen (Runge) . . . 94
Tilger, Die Bedeutung der seelischen Schädigungen des Weltkrieges für die verschiedenen Alters- und Gesellschaftsklassen unseres Volkes (Runge) . 95
Robert Michels, Sozialismus und Fascismus in Italien (Bolte) . . . 96
Otto Grautoff, Zur Psychologie Frankreichs (Bolte) . . . 100
Johannes Nohl, Der schwarze Tod (Birnbaum) . . . 100
Jenö Kollarits, Skizze einer biologisch-psychologischen Charakteristik unseres Zeitalters (C. Timm) . . . 216
Anna Soecknick, Kriegseinfluß auf jugendliche Psychopathen (C. Timm) . 218
Ferd. Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter (C. Timm) . . . 220
Stanley Rice, The Challenge of Asia (Schwiedland) . . . 315

Seite
H. H. Powers, The Receding Tide of Democracy (von Staehr, Heidelberg) . 320
Erich Obst, Russische Skizzen (Bolte) 323
Sigmund Freud, Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert (Birnbaum) . . 439
Eilhard Erich Pauls, Das Ende der galanten Zeit (Bolte) 439
Eilhard Erich Pauls, Der Beginn der bürgerlichen Zeit (Bolte) 440
Sigmund Freund, Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung (Bolte) 440
Franz Wittels, Siegmund Freud der Mann, die Lehre, die Schule (Bolte) . 440

Eine Kultur im Spiegel der anderen.

René Guénom, Orient et Occident (Schwiedland) 101
Romain Rolland, Mahatma Gandhi (Bolte) 101
Upton Close, Some Asian Views of White Culture (Staehr) 106
Taine, Die schönsten Essays von Taine (Bolte) 325
Gustav Lüddemann, Entgegengesetzte Denkwelten (Bolte) 326
E. R. Curtius, Französischer Geist im neuen Europa (Schwiedland) 440
Th. Devaranne, Chinas Volksreligion (Prof. A. Forke, Hamburg) 442

Kulturübertragung.

E. W. Gifford, Euro-American Acculturation in Tonga (Thurnwald) 328

Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

Horst Fichtner, Die Medizin im Avesta (Bolte) 108
Albrecht Langelüddeke, Zur Frage des archaisch-primitiven Erlebens und Denkens in der Schizophrenie (Bolte) 111
E. Dacqué, Urwelt, Sage und Menschheit (Alverdes) 223
Max Schmidt, Völkerkunde (Prof. Graebner, Köln a. Rh.) 224
R. S. Rattray, Ashanti (Prof. Westermann, Berlin) 226
Bronislaw Malinowski, Argonauts of the Western Pacific (Schwiedland). 227
Walter Lurje, Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst (Birnbaum) 228
Theodor Nissen, Die Physiologie und Psychologie der Furcht in der Ilias (Langelüddeke) 229
I. W. Hauer, Die Religion, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit, Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen (Westermann) 329
Paul Dieppgen, Geschichte und Medizin (Bolte) 443
Ernst J. Feilchenfeld, „Klammern“ zur Wundnaht bei den Indianern (Bolte) 444
Schelenz, Zur Geschichte der Klammern zur Wundnaht (Bolte) 444

Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

A. Hellwig, Himmelsbriefe im Weltkriege (Rehm) 112
E. Bleuler, Das autistisch-undiszipliniertе Denken in der Medizin und seine Überwindung (Bolte) 230
P. Plaut, Der Berliner Okkultistenprozeß [Mitteilung] 332

Register.

Alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Werke.

In der Klammer ist der Referent angegeben, daneben die Seitenzahl.

Apfelbach, Hans, Der Aufbau des Charakters. Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen (Birnbaum). 63.
Aronowitsch, D., Über ein Klassifikationssystem der physischen Degenerationszeichen und Versuch seiner Anwendung (Bolte). 422.
Aschner, B., Konstitutionslehre und Humoralpathologie, mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Organismus (Bolte). 66.
Basler, A., Einführung in die Rassen- und Gesellschaftspsychologie (Alverdes). 288.
Rattray, R. S., Ashanti (Westermann). 226.
Baumgarten, Franciska, Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland (Langelüddeke). 307.
Baur, E., E. Fischer u. F. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (Alverdes). 160.
Becker, H., Über die Beziehungen der Schachspielkunst zur Psychiatrie (Runge). 420.
Berendsohn, Walter A., Politische Führerschaft (Bollinger). 434.
Birnbaum, Karl, Grundzüge der Kulturpsychopathologie (Thurnwald). 213.
Birnbaum, Carl, Konstitution, Charakter und Psyche (Bolte). 63.
Bleuler, E., Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung (Alverdes). 286.
Bleuler, E., Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung (Bolte). 230.
Böhmig, W., Zur Phänomenologie der Tapferkeit (Timm). 305.
Böhmig, Wolfgang, Zur Psychologie der Beichte (Timm). 184.
Born, W., Wohnungsnot und Psychopathie (Timm). 193.
Brochaus, A. Th., Zur Psychologie des Selbstmordes des Psychopathen (Rehm). 422.
Bühler, Charlotte, Die Kinderlüge (Runge). 421.
Carrière, Reinhard, Norwegens Kampf gegen den Alkohol (Schmitz). 437.
Castle, W. E., Biological and social consequences of race-crossing (Alverdes). 159.
Ceni, C., (Cagliari), Der Einfluß der Sehkraft auf die Geschlechtscharaktere (Günther). 175.
Curtius, E. R., Französischer Geist im neueu Europa (Schwiedland). 440.
Dacqué, E., Urwelt, Sage und Menschheit (Alverdes). 223.
Daffner, Hugo, Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker (Timm). 209.
Dehn, Günther, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend (Bolte). 195.
Devaranne, Th., Chinas Volksreligion (Forke). 442.
Diepgen, Paul, Geschichte der Medizin (Bolte). 443.
Doll, Karl, Körperbau und Charakter in den salernischen Gesundheitsregeln (Bolte). 64.
McDougall, W., Can Sociology and Psychology Dispense with Instincts? (Bobertag). 56.
Dräseke, L. u. O. Herms, Richtlinien für die Berufsberatung der körperlich und geistig Schwachen (Bolte). 308.
Eberhard, E. F. W., Die Frauenmanzipation und ihre erotischen Grundlagen (Bolte). 68.
Eliasberg, Wladimir, Grundriß einer allgemeinen Arbeitspathologie (Schmitz). 77.
Elster, A., Sozialbiologie (Alverdes). 402.
Feilchenfeld, J. Ernst, „Klammern" zur Wundnaht bei den Indianern (Bolte). 444.
Fischer, E., E. Baur u. F. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (Alverdes). 160.

Fischer, M., Der Unsinn des Prinzen Pallagonia (Runge). 421.
Fischer, Heinrich, Die Wirkungen der Kastration auf die Psyche (Bolte). 302.
Fleckmann, F., Euthanasie (Rehm). 438.
Fließ, W., Zur Periodenlehre (Alverdes). 404.
Freud, Sigmund, Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung (Bolte). 440.
Freud, Sigmund, Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert (Birnbaum). 439.
Fürstenheim, Über den Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Jugendsichtung (Runge). 70.

Galant, Die Fragebogenmethode bei der Untersuchung tätowierter Verbrecher (Rehm). 301.
Giese, Fritz, Theorie der Psychotechnik (Langelüdekke). 423.
Gifford, E. W., Euro-American Acculturation in Tonga (Thurnwald). 328.
Grage, Über eine psychische Epidemie infolge Spiritismus (Runge). 74.
Gruhle, Hans W., Anregungen zur Charakterforschung (Runge). 73.
Günther, H. F. K., Kleine Rassenkunde Europas (Alverdes). 298.
Günther, H. F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes (Alverdes). 298.

Harms, J. W., Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens (Alverdes). 405.
Hartungen, Chr. von, Psychologie der Reklame (Meyer). 189.
Hattingberg, Hans von, Der nervöse Mensch (Schmitz). 422.
Hauer, J. W., Die Religion, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen (Westermann). 329.
Heller, Julius, Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs (Timm). 437.
Hellpach, Willy, Psychologie der Umwelt (Bolte). 167.
Henning, H., Neue Typen der Vorstellungsbilder und die Entwicklung des Vorstellens (Langelüddeke). 58.
Herms, Otto, u. L. Dräsecke, Richtlinien für die Berufsberatung der körperlich und geistig Schwachen (Bolte). 308.
Hildebrandt, Curt, Gedanken zur Rassenpsychologie (Bolte). 58.
Hollenderski, M., Zur Alkoholstatistik in den Jahren 1917—21 (Timm). 314.
Holmes, S. J., Studies in Evolution and Eugenics (Alverdes). 164.

Jacobi, W., Die Stigmatisierten (Birnbaum). 72.

Kantor, J. R., The Institutional Foundation of a Scientific Social Psychology (Bobertag). 56.
Kantor, J. R., Concerning Some Faulty Conceptions of Social Psychology (Bolte). 57.
Kantor, J. B., Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft (Kantor). 113.
Kármán, E. von, Ein kriminalpädagogisches Institut (Rehm). 213.
Kastan, Max, Asoziales Verhalten jugendlicher geistig abnormer Individuen in und nach dem Kriege (Timm). 68.
Katz, D., Tierpsychologie und Soziologie des Menschen (Alverdes). 54.
Kaup, J., Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend (Alverdes). 298.
Kehrer, F., Über Wesen und Ursache der Homosexualität (Bolte). 421.
Köhler, Wolfgang, Komplextheorie und Gestalttheorie (Langelüddeke). 303.
Kollarits, Jenö, Skizze einer biologisch-psychologischen Charakteristik unseres Zeitalters (Timm). 216.
König, Theodor, Reklamepsychologie, ihr gegenwärtiger Stand — ihre praktische Bedeutung (Meyer). 191.
Korschelt, E., Lebensdauer, Altern und Tod (Alverdes). 175.
Krieg, H., Studien über Verwilderung bei Tieren und Menschen in Südamerika (Alverdes). 157.
Kronacher, C., Der heutige Stand der Inzuchtfrage (Alverdes). 54.
Kronfeld, Arthur, Zur Phänomenologie des Triebhaften (Bolte). 296.
Kronfeld, Arthur, Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft (Birnbaum). 71.
Kühne, O., Soziale Auslese oder soziale Anpassung (Alverdes). 297.

Lamprecht, Arno, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens, insbesondere des Wirtschaftens (Thurnwald). 285.
Lenz, F., E. Fischer u. E. Baur, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (Alverdes). 160.

Lewin, L., Phantastica. Die betäubenden und erregenden Genußmittel (Birnbaum). 75.
Liepmann, W., Psychologie der Frau. Versuch einer synthetischen sexualpsychologischen Entwicklungslehre (Birnbaum). 65.
Lipmann, Otto, Über Begriff und Formen der Intelligenz (Langelüddeke). 428.
The Literary Digest, Prohibition vermindert die Verbrechen (Guggemoos). 438.
Lochner, Rudolf, Der Problemkreis der seelischen Eigenwesenheit (Plaut). 414.
Lüddemann, Gustav, Entgegengesetzte Denkwelten (Bolte). 326.
Ludwig, Emil, Genie und Charakter (Bolte). 299.
Lurje, Walter, Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst (Birnbaum). 228.

Malinowski, Bronislaw, Argonauts of the Western Pacific (Schwiedland). 227.
Malinowsky, B., Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex (Langelüddeke). 419.
Marbe, Karl, Die Gleichförmigkeit in der Welt (Bolte). 59.
Mataja, Viktor, Die Reklame (Meyer). 188.
Meisenheimer, J., Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche (Alverdes). 174.
Morgulis, S., Hunger und Unterernährung (Alverdes). 164.
Müller, Johanna, Versuche über die Einwirkung von Motiven auf körperliche und geistige Leistungen bei Schulkindern (Langelüddeke). 186.
Munz, Emil, Die Reaktion des Pyknikers im Rorschach'schen psychodiagnostischen Versuch (Bolte). 172.

Nissen, Theodor, Die Physiologie und Psychologie der Furcht in der Ilias (Langelüddeke). 229.

Obst, Erich, Russische Skizzen (Bolte). 323.
Ossendowski, Ferd., Tiere, Menschen und Götter (Timm). 220.

Pauls, Eilhard Erich, Der Beginn der bürgerlichen Zeit (Boite). 440.
Pauls, Eilhard Erich, Das Ende der galanten Zeit (Bolte). 439.
Patrick, G. T. W., Can the sentiment of patriotism be refunded (Guggemoos). 406.
Pearl, R., The Racial Origin of Almshouse Paupers in the United States (Alverdes). 185.
Plaut, Dr. P., Der Berliner Okkultistenprozeß [Mitteilung]. 332.
Poleck, Erwin, Tropenneurasthenie (Günther). 406.
Poppelreuter, Walter, Allgemeine methodische Richtlinien der praktisch-psychologischen Begutachtung (Langelüddeke). 423.
Powers, H. H., The Receding Tide of Democracy (von Staehr). 320.
Preuß, K. Th., Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer. 150.

Raecke, Über Psychopathenfürsorge (Schmitz). 212.
Raspe, Carla, Kindliche Selbstbeobachtung und Theoriebildung (Langelüddeke). 177.
Reichmann, Frieda, Zur Soziologie der Neurosen (Schmitz). 70.
Reininger, Karl, Über soziale Verwaltungsweisen in der Vorpubertät (Thurnwald). 310.
Révész, Béla, Paralyse, Lues und Alkohol (Bolte). 407.
Rice, Stanley, The Challenge of Asia (Schwiedland). 315.
Rothschild, Sally, Das Gestaltungsprinzip und seine Bedeutung bei der Schizoidie (Bolte). 181.
Rust, Hans, Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie (Birnbaum). 75.

Salomon, G., Jahrbuch für Soziologie (Vierkandt). 401.
Scheidt, W., Familienbuch (Alverdes). 310.
Scheidt, W., Einführung in die Naturwissenschaftliche Familienurkunde (Alverdes). 310.
Schelenz, Zur Geschichte der Klammern zur Wundnaht (Bolte). 444.
Scherk, Gerhard, Zur Psychologie der Eunuchoiden (Bolte). 180.
Schilder, Paul. Der Ichkreis (Bolte). 172.
Schjelderup-Ebbe, Th., Das Leben der Wildente in der Zeit der Paarung (Alverdes). 54.
Schjelderup-Ebbe, Th., Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns (Alverdes). 54.
Schmidt, Max, Völkerkunde (Graebner). 224.
Schmidt, Vera, Psychoanalytische Erziehung im Sowjet-Rußland (Schmitz). 183.
Schneider, Kurt, Die psychopathischen Persönlichkeiten (Bolte). 179.
Schulte-Vaerting, H., Die soziologische Abstammungslehre (Alverdes). 208.
Sellheim, Hugo, Das Geheimnis vom Ewig-Weiblichen (Honigmann). 414.
Sieber, Siegfried, Die Massenseele (Timm). 432.

Soecknick, Anna, Kriegseinfluß auf jugendliche Psychopathen (Timm). 218.
Sommer, R., Zur Psychologie der Aussage über das Geisterhafte und Wunderbare (Bolte). 74.
Sommer, R., Tierpsychologie (Alverdes). 290.
Spranger, Eduard, Lebensformen (Bolte). 408.
Spranger, Eduard, Psychologie des Jugendalters (Birnbaum). 175.
Stern, William, Neue Beiträge zur Theorie und Praxis der Intelligenzprüfung (Bobertag). 62.
Steiner, Gabriel, Psychische Untersuchungen an Schwangeren (Timm). 66.
Stillich, Oskar, Die Lösung der sozialen Frage durch die Reform des Erbrechts (Kulenkampff Pauli). 435.
Stransky, Erwin, Über Ehescheu (Runge). 309.
Straus, Erwin, Wesen und Vorgang der Suggestion (Bolte). 182.
Taine, Die schönsten Essays von Taine (Bolte). 325.
Taube, Otto Freiherr von, Rasputin (Fitger). 204.
Weber, L. W., Kastration und Sterilisation geistig Minderwertiger (Schmitz). 212.
Wendel, Friedrich, Der Sozialismus in der Karikatur (Bolte). 211.
Wiedenfeld, Kurt, Lenin und sein Werk (Bolte). 198.
Wieth-Knudsen, K. A., Feminismen (Alverdes). 418.
Wittels, Franz, Sigmund Freud der Mann, die Lehre, die Schule (Bolte). 440.
Zeman, Hans, Verbreitung und Grad der eidetischen Anlage (Langenlüddeke). 299.
Ziehen, Th., Allgemeine Psychologie (Alverdes). 286.
Zollschan, J., Das Rassenproblem (Alverdes). 406.

Verfasser von Abhandlungen und Besprechungen.

Alverdes: Seite 21, 54, 157, 159, 160, 164, 174, 175, 185, 208, 223, 286, 288, 290, 293, 297, 298, 310, 402, 404, 405, 406, 418.
Birnbaum: 63, 65, 71, 75, 171, 175, 228, 439.
Bobertag: 56, 62.
Bollinger: 434.
Bolte: 57, 58, 59, 63, 64, 66, 68, 72, 74, 129, 167, 172, 179, 180, 181, 182, 195, 198, 211, 230, 265, 296, 299, 302, 308, 323, 325, 326, 407, 408, 421, 422, 439, 440, 443, 444.
Delbrück: 34, 139.
Dunkmann: 374.
Fitger: 204.
Forke: 442.
v. Gebsattel: 247.
Guggemoos: 406, 438.
Günther: 175, 406.
Graebner: 224.
Honigmann: 414.
Kantor: 113.
Kulenkampff-Pauli: 435.
Langelüddeke: 58, 177, 186, 229, 299, 303, 307, 419, 423.
Malinowski: 45, 278.
Meyer: 188, 189, 191.
Michels: 233, 355.
Nieuwenhuis: 389.
Plaut: 332, 414.
Preuß: 150.
Rehm: 213, 301, 422.
Runge: 70, 73, 74, 309, 420, 421, 438.
Schmitz: 70, 77, 183, 212, 320, 422, 437.
Schultz-Ewerth: 337.
Schwiedland: 227, 315, 440.
Timm: 66, 68, 184, 193, 209, 213, 216, 218, 220, 305, 314, 432, 437.
Thurnwald: 1, 213, 285, 310, 328.
Vierkandt: 401.
Westermann: 226, 329.

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

In Verbindung mit
Dr. F. ALVERDES, a. o. Prof. an der Univ. Halle a. S. / Dr. R. BOLTE, Nervenarzt in Bremen
B. MALINOWSKI, Ph. D., D. Sc., Lecturer an der Univ. London / Dr. E. SCHWIEDLAND,
Hofrat, Professor an der Technischen Hochschule Wien
herausgegeben von
Dr. RICHARD THURNWALD, a. o. Professor an der Universität Berlin
Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin

A. Aufsätze:

1. *Richard THURNWALD, Prof. an der Univ. Berlin*
Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie

2. *Friedrich ALVERDES, Prof. an der Univ. Halle a. S.*
Über vergleichende Soziologie

3. *Anton DELBRÜCK, Prof., Direktor des Jürgenasyls bei Bremen*
Das Alkoholverbot in Amerika

4. *B. MALINOWSKI, Lecturer an der Universität London*
Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft

B. Besprechungen und Berichte:

Siehe umseitig



Die Zeitschrift erscheint im Umfange von ungefähr 6 Druckbogen das Heft, viermal im Jahr, und zwar im März, Juni, September und Dezember. Preis eines Jahrgangs von ungefähr 24 Druckbogen 15 GM. = 15 engl. sh. = 4 amerik. Dollar = 19 schweiz. Franken = 9 holländische Gulden.
Preis eines Heftes von ungefähr 6 Bogen: 4 GM. = 4 engl. sh. = 1 amerikan. Dollar = 5 schweiz. Franken = $2^1/_2$ holländische Gulden.

HEFT 1
I. JAHRGANG
März

VERLAG C. L. HIRSCHFELD LEIPZIG

B. Besprechungen und Berichte.

1. Biologisches.

Seite

C. Kronacher, Der heutige Stand der Inzuchtfrage (*Prof. Alverdes, Halle*) . . 54
Th. Schjelderup-Ebbe, Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns (*Alverdes, Halle*) 54
D. Katz, Tierpsychologie und Soziologie des Menschen (*Alverdes, Halle*) 54
Th. Schjelderup-Ebbe, Das Leben der Wildente in der Zeit der Paarung (*Alverdes, Halle*) 54

2. Veranlagung und Umwelt.

W. Mc Dougall, Can Sociology and Social Psychology Dispense with Instincts? (*Dr. Bobertag, Berlin*) 56
I. R. Kantor, The Institutional Foundation of a Scientific Social Psychology (*Bobertag, Berlin*) 56
I. R. Kantor, Concerning Some Faulty Conceptions of Social Psychology (*Dr. Bolte, Bremen*) 57
H. Henning, Neue Typen der Vorstellungsbilder und die Entwicklung des Vorstellens (*Dr. Langelüddeke, Hamburg*) 58
Curt Hildebrandt, Gedanken zur Rassenpsychologie (*Bolte, Bremen*) . . . 58
Karl Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt (*Bolte, Bremen*) 59

3. Persönlichkeit.

a) Im Allgemeinen.

William Stern, Neue Beiträge zur Theorie und Praxis der Intelligenzprüfung. (*Bobertag, Berlin*) 62
Carl Birnbaum, Konstitution, Charakter und Psyche (*Bolte, Bremen*) 63
Hans Apfelbach, Der Aufbau des Charakters. Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen (*Dr. Birnbaum, Berlin*) 63
Karl Doll, Körperbau und Charakter in den salernischen Gesundheitsregeln (*Bolte, Bremen*) 64

b) Geschlechter.

W. Liepmann, Psychologie der Frau. Versuch einer synthetischen sexualpsychologischen Entwicklungslehre (*Birnbaum, Berlin*) 65
B. Aschner, Konstitutionslehre und Humoralpathologie, mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Organismus (*Bolte, Bremen*) 66
Gabriel Steiner, Psychische Untersuchungen an Schwangeren (*Dr. C. Timm, Lübeck*) 66
E. F. W. Eberhard, Die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen (*Bolte, Bremen*) 68

c) Lebensalter.

Max Kastan, Asoziales Verhalten jugendlicher geistig abnormer Individuen in und nach dem Kriege (*C. Timm, Lübeck*) 68
Fürstenheim, Über den Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Jugendsichtung (*Runge, Kiel*) 70

d) Abartige.

Frieda Reichmann, Zur Soziologie der Neurosen (*H. Schmitz, Bremen*) . . 70
Arthur Kronfeld, Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft (*Birnbaum, Berlin*) 71
W. Jacobi, Die Stigmatisierten (*Birnbaum, Berlin*) 72

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite!

A. Abhandlungen.

Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie.

Von

Richard Thurnwald.

Völkerpsychologie und Soziologie sind in ihrer Bedeutung und Deutung umstrittene Ausdrücke. Allerdings sind die Begriffe in anderen heute schon als anerkannt und eingesessen geltenden Wissensgebieten auch nicht immer scharf umgrenzt. In der Geographie oder in der Biologie, vollends in der Nationalökonomie, nehmen die Grenzgebiete breite Streifen ein, wenn gleich in diesen Disziplinen der Kern schon deutlich auskristallisiert ist.

Bei der Suche nach einem solchen sicheren Kern kommt hier vorwiegend die praktische Frage nach einer Lücke zwischen den schon bestehenden Disziplinen in Betracht. Eine solche findet sich vor allem auf dem Gebiete der sozialpsychologischen Untersuchungen. Für die „Psychologie“ als Wissensbetrieb steht die Forschung am Einzelmenschen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß die in jüngster Zeit in Angriff genommenen Untersuchungen über Berufseignung und berufliche Leistungsfähigkeit an das sozialpsychologische Gebiet grenzen. Doch fehlt der Psychologie die Beachtung der zahlreichen übrigen Zusammenhänge des Gesellschaftslebens. Mit gewissen Seiten sozialer Vorgänge befaßt sich allerdings die „Nationalökonomie“, jedoch ganz überwiegend nur vom wirtschaftlichen Standpunkt oder wie die „Staatswissenschaften“ von dem der Verwaltung. Für die „Juristen“ kommt vornehmlich das gesatzte Recht in Betracht; schon der Ablauf der Rechtentstehung, ja zu einem erheblichen Teil sogar die Kritik am bestehenden Recht, tritt dagegen

in den Hintergrund. Die „Geschichte“ strebt eine exakte bildmäßige Reproduktion vergangener Vorgänge und Aufdeckung singulärer Zusammenhänge[1]) an, aber sie interessiert sich nur wenig für die allgemeinen psychischen Grundlagen gesellschaftlicher Gestaltung. — Und doch ist die Erkenntnis der die menschliche Gesellung bindenden psychischen Kräfte von der größten Bedeutung für das Wohl der Einzelnen wie der Gemeinschaften. Dieser Gegenstand soll in den Mittelpunkt der vorliegenden Zeitschrift gerückt werden. Als Symbole dieses Grundthemas sind die Bezeichnungen „Völkerpsychologie“ und „Soziologie“ in Verbindung miteinander gebracht worden[2]).

Vom Jahre 1860 bis 1890 erschien eine im ganzen 20 Bände umschließende „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, die von dem Philosophen Steinthal und dem Sprachforscher Lazarus herausgegeben wurde. Dem Namen nach stellt die hier ins Leben gerufene neue „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“ insofern eine Fortsetzung der genannten Vorgängerin dar, als sie den Ausdruck Völkerpsychologie in einem ähnlichen Sinne gebrauchen will, wie Steinthal dies in seinen Aufsätzen der alten Zeitschrift darlegte. Steinthal unterschied nämlich von 1. der besonderen, differentiellen oder vergleichenden Völkerpsychologie, nämlich von der psychologischen Charakteristik von Gesellschaftstypen: 2. die allgemeine Völkerpsychologie, welche sich mit den bei allen Gesellungsarten auftretenden psychischen Vorgängen befaßt.

In dem Eröffnungsaufsatz der beiden Herausgeber: „Einleitende Gedanken über die Völkerpsychologie“ usw. wurden als verschiedene Gegenstände dieser Wissenschaft neben der Sprache als „Elemente“ des „Volksgeistes“ erwähnt: Religion, Dichtung, Schrift, Sitte, das praktische Leben, die Beschäftigung, das Haus- und Familienleben. Aus der Wechselwirkung dieser „Elemente“ wird das Zeitbewußtsein, der „Zeitgeist“ gewonnen. — Dabei fällt auf, daß die Politik und das Rechtsleben, sowie die Wirtschaft fast völlig vernachlässigt erscheinen. Um so mehr Beachtung erfreut sich die Geschichte. Überhaupt klingt diese Art Völkerpsychologie stark an das an, was man

---

[1]) Vgl. Ed. Meyer: „Zur Theorie und Methodik der Geschichte“ in „Kleine Schriften“ 1910, S. 30f., 64.

[2]) Siehe Thurnwald: „Zum gegenwärtigen Stande der Völkerpsychologie“, Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, IV, 1924, S. 32—43; ferner „Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie“, Archiv für Sozialwissenschaft, 52, 1924, S. 462—499; und „Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus“, Erinnerungsgabe für Max Weber: Die Hauptprobleme der Soziologie, 1923, S. 273—333.

„Geschichtsphilosophie" nannte. Im zweiten Band der Zeitschrift (vom Jahre 1862) finden wir z. B. einen Aufsatz von Lazarus über die „Verdichtung des Denkens in der Geschichte". Von vornherein wurde auch der Beschäftigung mit den Naturvölkern Beachtung geschenkt. Gleich im ersten Bande beginnt eine Artikelserie von Gerland, dem Mitarbeiter von Waitz an der „Anthropologie der Naturvölker," unter dem Titel „Psychologische Anthropologie". Die vergleichende Völkerpsychologie wird im ersten Bande durch eine Abhandlung von E. Renan: „Zur Charakteristik der semitischen Völker" vertreten, im zweiten Bande z. B. durch einen Aufsatz von Lübke: „Der gotische Stil und die Nationalitäten". Aber auch rein gesellschaftspsychologische Aufsätze finden sich, wie der von Lazarus: „Über das Verhalten der Einzelnen zur Gesamtheit" [1]).

Auf der allgemeinen Völkerpsychologie beruhen die Erscheinungen menschlicher Gesellung überhaupt, die ja stets auf dem Wege psychischer Wirkungen zustande kommen, selbst wenn sie biologisch verankert sind. Daraus ergibt sich die notwendige Verbindung mit der „Soziologie", die daher in den Titel unserer Zeitschrift aufgenommen wurde, zumal eine scharfe Trennungslinie zwischen der allgemeinen Völkerpsychologie und der Soziologie zurzeit weder gezogen werden kann, noch braucht. Sie hat nur theoretischen Wert. Wichtiger ist zurzeit jedoch die Mehrung und Ausgestaltung der positiven Kenntnisse und Zusammenhänge auf diesen Gebieten.

Seit Steinthal haben die Zeiten sich geändert. Für das, was man damals auf dem Wege der blühenden klassischen Forschungen und des „Philosophierens" zu ergründen trachtete, bieten sich heute andere und verläßlichere Anhaltspunkte. Nicht nur, daß unsere Kenntnis von den auch außerhalb der modernen europäo-amerikanischen Kultur lebenden Völkern und den geistigen und leiblichen Vorfahren unserer eigenen Kultur in einem unvergleichlichen Maße gewachsen ist und an Sicherheit gewonnen hat, sondern auch die Voraussetzungen für die Einsicht in die Lebensvorgänge menschlicher Gesellung selbst sind in biologischer Richtung vertieft und in psychologischer Beziehung verfeinert worden.

Von verschiedenen Seiten liegen Facharbeiten vor, die aber bisher verhältnismäßig wenig in der Völkerpsychologie und Soziologie Verwertung gefunden haben. Die vorliegende Zeitschrift betrachtet es

[1]) Wir behalten uns vor, gelegentlich auf den einen oder anderen der wertvolleren Aufsätze eingehender zurückzukommen.

als ihre Aufgabe, exaktes Material zu vereinigen, das der Kenntnis und Erkenntnis menschlichen geselligen Lebens, dessen Formen und Bedingungen, der geistigen Zusammenhänge und seelischen Beeinflussungen dienen soll. Die Herausgeber vertreten verschiedene Fächer, die Beziehungen zu dem gekennzeichneten Grundthema der Zeitschrift unterhalten. —

Die menschliche Gesellung ist keine isolierte Erscheinung. Nicht nur alle organischen Lebewesen, sondern auch die chemischen und die kosmischen Körper stehen in irgendwelcher Beziehung oder Abhängigkeit von ihresgleichen oder von anderen. Den Ausgangspunkt für die Betrachtung der Vorgänge menschlicher Gesellung gewinnen wir nur dann richtig, wenn wir die menschliche Gesellung als eine besondere Variante unter der Gesellung vieler anderer Lebewesen ansehen. Daher wird es nützlich sein, gelegentlich einen Blick auf die Gesellungen der Tiere, ja sogar der Pflanzen zu werfen. Wo dabei das „Psychische“ beginnt, sich heraushebt, soll hier nicht weiter untersucht werden.

Das gesellige Leben stellt indessen nur eine Komplementärerscheinung zum individuellen Leben dar. Das gilt keineswegs vom Menschen allein, sondern bald mehr, bald weniger von allen „Lebewesen“. Oft ist es schwer, das Individuum von der Gruppe psychisch scharf zu scheiden. Nicht nur räumlich sondern auch zeitlich hängt das Individuum mit anderen Einzelwesen seiner Gattung zusammen, nicht nur mit den nachbarlich gesellten Wesen, sondern auch mit seinen Vorfahren und Ahnen. Die Geistesart des Einzelmenschen ist daher etwas zwiefach Bestimmtes: 1. durch nachbarliche Einwirkung von außen, durch das, was wir „Umgebung“ nennen und 2. durch die kontinuierliche Reihenkette des Lebens, die im Einzelnen zur Blüte gelangt und die in der Richtung von der Vergangenheit her so gut wie unendlich zu sein scheint. So eigenartig und einmalig der Einzelne in seiner Artung sein mag, so ist er doch nicht losgelöst von diesen Zusammenhängen mit dem psychischen Raum und der Bestimmtheit durch die zeitlich verlaufende Lebenskette denkbar.

So wichtig darum z. B. die Organisationsform als eigentümliche Lebensgestaltung einer Gruppe ist, so wenig dürfen wir die durch historisch-geistige Tradition und durch körperlich-ererbte Anlage, unvermeidlich gegebenen Voraussetzungen der Existenz des Einzelnen aus dem Auge verlieren. Das, was wir Gesellschaftsleben nennen, besteht nur in einer Abstraktion von Vorgängen, die sich in vielen Einzelmenschen abspielen. Daher müssen alle Begriffe von einer

Art sozialen Überseele, von „Volksgeist", „Gruppenseele", „Zeitgeist" u. dgl. dann abgelehnt werden, wenn sie anders als in bildlichem Sinne oder anders als nur zusammenfassend und vereinfachend gebraucht werden. So dienlich diese Begriffe als Symbole sind, so verführerisch ist es doch, sie derart zu verselbständigen, daß man von dem Symbol fälschlich auf ein ihm zugrunde liegendes „Idealwesen" oder eine fluidumartige „Idealseele" zurückschließt. Hier scheiden sich unsere Wege von Steinthal und Lazarus und auch von Wundt. Sie alle haben in dieser Beziehung, wenigstens nie eindeutig, Stellung genommen. Manchem untruchtbaren Gerede auf dem von uns gepflegten Gebiete liegt der Fehler zugrunde, daß man in diesem Punkte nicht entschieden zu denken wagte.

Aber auch die ältere sogenannte „organische" Auffassung der Gesellschaftsvorgänge beruht auf ähnlichen Denkfehlern, nämlich auf der Verwechslung des Bildes mit der Wirklichkeit. So z. B. bei Schäffle, Lilienfeld, und auch bei Unruh. Die der Biologie entlehnten Ausdrücke und Begriffe, also Abstraktionen aus einem mit vielfach ganz anderen Voraussetzungen und Dimensionen rechnenden Gebiet, wurden in mehr oder minder geschickter Weise von diesen Autoren auf das Gesellschaftsleben der Menschen verpflanzt und daraus Folgerungen gezogen, die natürlich niemals ganz passen können. Vielfach laufen diese Arbeiten auf ein Spiel mit Worten hinaus, so, wenn Schäffle z. B. eine scharfe Analogie des Baues des Gehirns und der Nervenfasern mit den Funktionen der Behörden als „soziale Erkenntnisorgane" zieht, von der Tätigkeit der „sozialen Gefühlsorgane" bei der Wertbestimmung, Preisbildung, bei Geschmacksurteilen u. dgl. redet, usw.

Die biologische Wissenschaft ist für die Erforschung der menschlichen Gesellung in einer ganz anderen Weise nutzbar zu machen. Dadurch nämlich, daß wir bei der Untersuchung der psychischen Kräfte der Gesellung uns daran halten, daß die seelischen Vorgänge sich nicht losgelöst von allen übrigen, nur durch sich selbst bestimmt, vollziehen, sondern sich in Seelen der einzelnen Menschen abspielen, aus denen sich Gemeinschaften oder Völker zusammensetzen. Auf die wirklichen, lebendigen Menschen als Träger der Gesellung müssen wir also stets zurückgreifen.

Um die verschiedenen angedeuteten Beziehungen uns klar zu machen, ist es methodisch am einfachsten, aus der Gruppe jeweils einen Einzelmenschen herauszugreifen und ihn in seinen vielfach verschlungenen Wirkungen, Beeinflussungen und Reaktionen auf

fremde Wirkung und fremden Einfluß zu untersuchen. Auf diese Weise wird die Gesellung am leichtesten und richtigsten in ihrer psychologischen Bedeutung greifbar und schätzbar, nur so können wir unsere Kenntnis wirklich vertiefen.

Unter diesem Gesichtspunkt zeigt sich der biologische Ausgangspunkt nicht nur als fruchtbar für die Feststellung und Art der geselligen Beziehungen, sondern wir entdecken, daß wir in ihm die Grundlage für die sozialpsychischen Erscheinungen zu suchen haben. Mag die Brücke, die von der körperlichen Konstitution zur Psyche führt, auch in vielen Teilen noch nicht einwandfrei gesichert sein, so steht doch gerade dank der Forschung der letzten Jahre auf diesem Gebiet schon manches gefestigt da und es wird die Aufgabe unserer Zeitschrift sein, ihre Aufmerksamkeit beständig dieser Frage zuzuwenden.

Halten wir uns an das Gesicherte, so ist z. B. der Einfluß des Klimas auf die Art der nervösen Reaktionen und des Stoffwechsels nicht in Abrede zu stellen. Außer der Wärme und Kälte (Tropen, Polarzone) kommen noch Feuchtigkeitsgehalt der Luft und Luftdruck in der Steppe oder im Wald, beim Leben auf einer Insel, an der Küste oder in den Bergen in verschiedener Weise zur Auswirkung. Damit verbindet sich eine bestimmte Lebensweise, die in komplizierter organisierten Gemeinschaften als besondere Berufstätigkeit in die Erscheinung tritt und eine bestimmte Lebensführung bedingt, während sie sich unter einfacheren Verhältnissen, wie z. B. bei Naturvölkern, in der Form der Nahrungsgewinnnng in bestimmter Weise bei schweifenden Jägern und Sammlern auswirkt, anders bei mehr ortsgebundenen Hackbauern oder bei reisigen Hirten, oder endlich bei frohnenden Ackerbauern. So sind die beeinflussenden Faktoren für die Konstitution der Jägerstämme oder der Hackbauervölker nicht etwa nur im Klima und in der verschiedenartigen Ernährung zu suchen, sondern auf die Auswirkung der gesamten Betätigung in einem bestimmten geographisch-klimatischen Lebensraum mit gewissen Tieren, Pflanzen und Gesteinen zurückzuführen. Dabei sind die Gewächse von Boden und Klima, die tierischen Lebewesen außerdem noch von den Pflanzen, aber auch unter einander abhängig. — Die rückwirkende Beeinflussung, etwa der wachsenden Technik des Menschen auf das Landbild (z. B. Entsumpfung, Anlage von Verkehrsadern), die Flora (Kulturpflanzen) und Fauna (Ausrottung von Raubtieren, Züchtung von Haustieren) muß in diesem Zusammenhange bei Seite gestellt werden.

In einem gegebenen Lebensraum zeigt sich eine Parallelität

der Einwirkung auf alle Angehörigen einer Gruppe in einem ganz bestimmten Sinn. Damit ist weiterhin auch eine gleichartige Auslese und Siebung bedingt.

Bei den Buschmannjägern der Kalahariwüste in Südafrika hat sich z. B. die Fähigkeit des Ertragens von Durst und die Ausdauer im Laufen in außerordentlicher Weise herausgebildet. Die melanesischen Küstenstämme Neu-Guineas sind derartig an das Klima und an die Formen des Nahrungserwerbs an der Küste angepaßt, daß sie in dem rauheren Klima der Berge, wo andere Flora und Fauna herrscht, nicht mehr leben können. Ebenso ergeht es den papuanischen Bergbewohnern, die das durch Malaria gefährdete Küstenklima nicht vertragen können. Bei Krankheiten wie Malaria tritt die Anpassung auf dem Wege biologischer Ausmerze besonders deutlich hervor. Denn Individuen, deren Konstitution den Malariaschädigungen nicht gewachsen ist, sterben schon in frühester Kindheit, während diejenigen, welche das Fortpflanzungsalter erreichen, eine von vornherein gegen die Fieberinfektion widerstandsfähige körperliche Veranlagung besitzen müssen. Eine ähnliche einseitige Anpassung an klimatische Faktoren finden wir auch bei den Bewohnern der Polarländer, während der Mensch des Wechselklimas vielseitiger anpassungsfähig erscheint.

Alle diese Faktoren wirken sich um so stärker aus, je weniger technische Mittel der Mensch ihnen entgegensetzen kann. Primitive Kulturen sind daher von den Umweltfaktoren in anderer Weise abhängig, als höhere Kulturen. Die höhere Technik ermöglicht eine rückwirkende Beeinflussung der Naturgegebenheiten, wie oben angedeutet. Die Ermöglichung des Lebens in geschlossenen Räumen bei uns bedeutet sogar eine Änderung in den klimatischen Lebensbedingungen.

Die Parallelität der Reaktion hat eine um so größere Tragweite, je ärmlicher die technischen Mittel sind, die der Mensch seiner Umgebung zu bieten hat. Dazu kommt noch eines: die Gemeinschaften niedriger Stämme von Jägern und Sammlern — und in dieser Lebensform haben wir uns wohl die älteste Menschheit überhaupt zu denken — müssen wir uns außerordentlich klein, vielleicht 20, 30, 40, höchstens vielleicht 70 oder 100 Menschen umfassend, vorstellen. Nach zweifellos berechtigtem Rückschluß von den unter ähnlichen Bedingungen lebenden Naturvölkern sind wir zu der Annahme gezwungen, daß im allgemeinen die Heiraten entweder innerhalb der einzelnen Gruppen stattfanden, oder daß sich die Ver-

mischungen doch immer nur mit wenigen benachbarten oder befreundeten Gruppen vollzogen, daß somit der Kreis der als Partner in Betracht kommenden Individuen sehr eng umschrieben war. Die Verbindungen fanden im wesentlichen stets unter mehr oder weniger nahen Verwandten statt. Auf diese Weise kam es überall ursprünglich zur Züchtung von Lokalstämmen, die unter ganz bestimmten parallelen Lebensbedingungen eine unabsehbare Reihe von Generationen dahinlebten. Das, was wir „Rasse“ nennen, entspringt solchen Lokalstämmen, von denen jeder, vermöge der Besonderheiten des Schicksals, seine Eigenart in ähnlicher Weise herausgebildet hat, wie man das heute noch z. B. unter Angehörigen einzelner papuanischer Dörfer genau so beobachten kann wie etwa bei uns in entlegenen Dörfern von Gebirgstälern, auf isolierten Inseln oder an sonstigen abgelegenen Orten.

Indeß können wir die Eigenart solcher Lokalstämme, wie schon angedeutet, niemals etwa allein auf das Klima und die Reaktion darauf zurückführen, sondern wir müssen sie immer im Zusammenhang mit der ganzen Art der Lebensführung, vor allem mit dem Stande der Technik und der Kenntnisse, betrachten. Technik und Kenntnisse stellen die Reaktion bestimmt veranlagter menschlicher Wesen auf die Umweltbedingungen dar. Allerdings dürfen wir dabei nie eine einzelne Gruppe ganz isoliert betrachten, sondern müssen uns immer vergegenwärtigen, daß, so wie die Individuen zueinander gesellt sind, auch die noch so isoliert lebenden Gruppen nicht ganz ohne Zusammenhang mit ihren Nachbargruppen dastehen, daß auch hier Beeinflussungen durch Nachahmung und Lernen stets in Rechnung zu setzen sind.

Das was wir „Rasse“ nennen, kann also nicht in bezug auf Veranlagung und Konstitution als eine einseitige Fortpflanzung einmal gegebener Eigenschaften allein betrachtet werden, sondern steht in ununterbrochener Wechselwirkung mit sozialen und psychischen Faktoren, die allerdings oft auf weitläufigen Umwegen zur Auswirkung gelangen. Fassen wir die Technik einer Gruppe, roh genommen, als „Leistung“ derselben auf, und betrachten wir diese als die durch die eigenartige Konstitution bedingte Beantwortung von Umweltreizen aus der belebten und unbelebten Natur, so schaffen doch diese Leistungen ihrerseits stets neue Umgebungsbestandteile, mit denen sich die Individuen der betreffende Gruppe immer wieder auseinanderzusetzen haben.

Wir können zusammenfassend folgendes sagen:

1. Die Gruppen, mit denen wir zu tun haben, bestehen in primitiven Zuständen aus Menschen einer ähnlichen angeborenen Konstitution, die aus einer Verbindung von verhältnismäßig verwandten Erbmassen stammt. 2. Das was sich uns als Kultur einer Gruppe darstellt, entspringt gewissen Reaktionsweisen auf die umgebende äußere Natur. Derartige Reaktionsweisen haben innerhalb der Gemeinschaft Wurzel gefaßt, sind eingeübt, und ihnen ist das Zusammenleben in mehr oder minder traditioneller Weise angepaßt worden. 3. Jede Gruppe steht in gewissen Wechselbeziehungen mit ihren Nachbarn. — Eine solche Gruppe, deren Eigenart also niemals ausschließlich rasslich-konstitutionell, aber auch niemals ausschließlich kulturell-geistig bestimmt ist, die fernerhin auch niemals nur aus ihrem einzelnen Eigenleben heraus begreifbar wird, die aber vermöge ihres stets einmaligen und besonderen Schicksals ihre individuelle Prägung besitzt, wollen wir eine „ethnische Einheit" nennen, z. B. die Bewohner eines Papuanerdorfs.

Diese ethnischen Einheiten sind wieder a) teils in physiologischen Kontakt getreten, sie haben sich nämlich durch Verbindungen der Geschlechter, durch Paarungen, vermischt, b) teils hat sich auf dem kulturell-geistigen Gebiet eine Sonderung nach bestimmten Betätigungsrichtungen und Leistungsfähigkeiten der einzelnen Gruppen ergeben. Schon sehr früh, wenigstens unter Hackbauern, finden wir manchmal eine einseitige Widmung ethnischer Gruppen für bestimmte Handwerke oder sonstige Tätigkeit[1]). Diese wirtschaftliche Spezialisierung hängt in primitiven Zuständen mit einer freien und losen Vergenossenschaftung verschiedener nachbarlich siedelnder ethnischer Einheiten zusammen, wie sie z. B. an der Nordküste Neu-Guineas, wo besondere Dörfer von Töpfern oder von Holzschnitzern, die Schüsseln und ähnliche Geräte herstellen, ihre Erzeugnisse gegen Nahrungsmittel eintauschen, oder wo andererseits die Bergstämme in einem regelmäßigen Austausch mit den Küstenstämmen stehen. Noch intensiver tritt eine solche Vergenossenschaftung unter australischen Gruppen zutage, die untereinander in regelmäßigen Heiratsbeziehungen stehen, wechselseitig die Jünglingsweihe füreinander feiern und Fruchtbarkeitszauber für Jagdtiere oder Feldfrüchte wechselseitig veranstalten.

Durch das Eindringen fremder ethnischer Bestandteile bildet sich

---

[1]) S. meine Artikel: „Handel", „Handwerk", „soziale Entwicklung", „Wirtschaft" in dem Reallexikon der Vorgeschichte, hrsg. von Max Ebert, 1925.

bei starker technischer Überlegenheit der einen Kultur über die andere ein Überlegenheitsgefühl heraus, das in Überschichtung und in Herrschaftsverhältnisse mündet. Auf mannigfachem Wege werden die Fäden der Beeinflussung zwischen einer so ent-entstandenen aristokratischen Schicht und den um sie geballten anderen Gruppen zu intensiveren Formen der Vergesellschaftung versponnen. Dabei spielen Abgaben von Hörigen und Verteilung der Einkünfte des Adels an Knechte und Diener eine große Rolle für die gegenseitige Durchdringung der einen ethnischen Schicht mit dem Kulturgehalt der anderen. Diese Mengungen (nämlich das sexuell nicht oder nur wenig vermischte Nebeneinanderleben Angehöriger verschiedener ethnischer Gruppen als soziale Schichten in einem politischen Verband), deren Bedeutung gewöhnlich übersehen wird, bilden aber auch die Voraussetzung für die Entstehung sozial geschichteter höherer politischer Verbände, von „Staaten" in engerem Sinne des Wortes.

Bei diesen Betrachtungen drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß sich das Leben der Menschheit stets nur in größeren oder kleineren Gruppen abspielt, die ihrerseits wieder untereinander innerhalb eines bestimmten Rahmens stärker oder schwächer gesellt sind. Durch Erwerb neuer Fertigkeiten oder Kenntnisse, sei es auf dem Wege der Erfindung, oder der Nachahmung und des Lernens, setzt sich eine Gruppe neue Umweltfaktoren. Mit diesen hat sich nicht nur der Erfinder, Entdecker oder Nachahmer auseinander zu setzen, sondern die ganze Gruppe, deren Gewohnheiten oder Bräuche dadurch in der einen oder anderen Weise beeinträchtigt werden. Besteht der Fortschritt[1]) in der verhältnismäßig beständigen Anhäufung von immer mehr Fertigkeiten und Kenntnissen, von Entdeckungen und Einsichten in neue Zusammenhänge und Bedingtheiten, so liegt sein Problem in der angedeuteten Anpassung der Gruppen an die durch sie selbst, bzw. durch einzelne ihrer führenden Personen verursachten Änderungen ihrer Lebensbedingungen, denen sich allmählich die Organisation, die Geistesverfassung und das Recht der betreffenden Gemeinschaft anpassen muß, wenn sie nicht Schiffbruch leiden will.

Die Probleme des Lebensprozesses der Gruppen kreisen um zwei ausschlaggebende Vorgänge: 1. um die Wechselwirkung innerhalb der Gesellung überhaupt, unter zufällig gleichzeitig anwesenden,

---

[1]) S. meinen Artikel: „Fortschritt" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, 1925.

durch irgendein Ereignis verbundenen Massen, und 2. um das Führertum, an das sich der ganze Fragenkomplex der mehr oder minder gewollten Beeinflussung anderer, irgendwie zueinander gesellter Menschen schließt.

Die sogenannte Massenpsychologie, als deren hervorragendsten Vertreter man Le Bon ansehen darf, hat, schon wegen ihres emotionellen Gehalts, häufige Behandlung erfahren. Vorgänge in „amorphen" Massen unterscheiden sich jedoch von denen in organisierten Gruppen grundsätzlich nicht, wie gegen Le Bon zu bemerken ist. Man wird gut tun, diesen Begriff nicht zu mißbrauchen, sondern gewisse scharfe Unterscheidungen zu machen. Trotz mancher Ähnlichkeiten der Erscheinungen bei allen Menschenanhäufungen (z. B. Panik), wirkt doch deren Zweck und Absicht so wie auch die Auswahl der in Betracht kommenden Personen verschieden auf das Verhalten der Menschen ein, die sich zusammengefunden haben. Man kann, von gewissen affektiven Vorgängen abgesehen, nicht ohne weiteres einen Straßenauflauf bei einem Unfall, eine Volksversammlung, eine Schulklasse, die Zuschauerschaft im Theater oder eine Gerichtssitzung auf eine Stufe stellen. Außerdem wird man z. B. die Bedeutung des Staates bei uns heute ganz anders einschätzen, als etwa in einem primitiven Gemeinwesen, in dem der Einzelne in der Gesamtheit seiner Lebensinteressen aufgeht. Bei uns bildet heute der Staat nur einen Verband, wenn auch besonders wichtiger Art, neben vielen anderen Gemeinschaften, an denen ein jeder teilhat. Dazu kommt, daß in einem primitiven Gemeinwesen alle seine Mitglieder am gleichen Orte leben und sich persönlich kennen, während der moderne Staat oder die Nation von heute eine Vereinigung von „Abwesenden", an verschiedenen Orten verteilten, und einander persönlich unbekannten Menschen darstellt. Die sinnliche Wirkung ist also auch ganz verschieden.

Das, was sich als das „Verhalten einer Gruppe" uns offenbart, ist das Ergebnis von Wechselwirkungen unter den diese Gruppe zusammensetzenden Einzelmenschen. In einem Verein, ebenso wie in einem Staat, sind es einige wenige führende Persönlichkeiten, die auf einem gewissen, formal umschriebenen, „gesetzlichen", Weg oder durch persönliche direkte oder übertragene Beeinflussung, etwa durch Propaganda, ihren Willen den übrigen in einer ihnen bewußten oder unbewußten Weise aufdrängen.

Die „Geistesverfassung" einer Gruppe, z. B. einer Nation, ist die Abstraktion aus Eindrücken, die wir von den Betätigungen,

etwa in Industrie und Handel, oder von dem Verhalten, z. B. in der Politik und in der Kunst, und von sonstigen Äußerungen in der Literatur oder in Reden der führenden Persönlichkeiten gewinnen, unter deren Suggestion die übrigen stehen. Darum bringt z. B. der Sturz politischer Führerpersönlichkeiten oft den Eindruck ganz veränderten Verhaltens eines Volkes, einer Körperschaft oder selbst einer politischen Partei hervor.

In der soziologischen Literatur wird gewöhnlich die Bedeutung der Persönlichkeiten unterschätzt, gleichsam als wäre eine Gemeinschaft ein Ding an sich und nicht eine Gesellung lebendiger Einzelwesen. Kenntnisse, Wertungen und Ansichten, Ethik und Moral der Personen, die eine Gemeinschaft bilden, namentlich in ihr führend werden, bestimmen Eigenart und Charakter dieser Gruppe. Daher dürfen wir den Personen, aus deren Wechselwirkung eine Gemeinschaft erwächst, unsere Beachtung nicht versagen. In der Art der Persönlichkeiten, aus denen sich eine Gemeinschaft zusammensetzt, liegen die Möglichkeiten ihrer kulturellen Entfaltung. Bestimmt veranlagte Personen haben sich mit den in der Gemeinschaft herrschenden Traditionen, Bindungen und Strömungen als sozialen Umgebungsfaktoren auseinander zu setzen. Im allgemeinen wiederholen sich gewisse Anlagekombinationen, die in Wechselwirkung mit ebenfalls wiederkehrenden Umgebungsbestandteilen eine bestimmte Klassifizierung von Charakteren ermöglichen. Diese wird gewöhnlich durch Einfühlen auf intuitivem Wege vorgenommen und führt zu mehr oder minder begründeten Typisierungen, die immerhin für die erste Orientierung in der Fülle der Erscheinungen verwendbar sind. Auf dem Wege psychologischer Tests gewinnt man zwar objektiv abgestimmte Ergebnisse, doch erfassen sie nur geringe Bruchstücke des wirklichen Wesens eines Menschen. Für unsere Zwecke dürfte es angezeigter sein, tiefer zu schürfen und vor allem die Frage aufzuwerfen, wie die einzelnen Persönlichkeitstypen zustande kommen, was für Komponenten bei ihrer Gestaltung mitwirken. Wir stoßen dann auf bis zu einem gewissen Grad gemeinsame Wurzeln, von denen sich die typischen und individuellen Besonderheiten abheben. Gemeinsamkeiten und Besonderheiten sind teils auf die Anlage, teils auf die Umwelteinwirkung zurückzuführen, d. h. sowohl innerhalb der Anlagefaktoren, als auch unter den Faktoren der Umwelt gibt es 1. gleichartige, die Gemeinsamkeit der Typen bedingende und 2. individualisierende Kräfte, welche die Besonderheiten herbeiführen. Aus der Wechselwirkung der durch die Anlage bedingten möglichen Reaktionen, er-

geben sich die Betätigungen und Strebungen der einzelnen Personen, aus denen im Laufe der Zeit durch die fortlaufende Einwirkung der Außenwelt das gestaltende individuelle Schicksal des Menschen sich ergibt.

Die seelischen Einwirkungen, die von den Führern einer Gemeinschaft ausgehen, werden in letzter Linie von Affekten und Strebungen getragen, die bei jedem Einzelnen konstitutionell und biologisch verwurzelt sind. Allerdings sind sich die Führer selbst oft der in ihnen lebendigen Kräfte nicht immer voll bewußt, so wenig wie die Geführten. Was allein deutlich zum Bewußtsein kommt, sind einzelne Handlungen.

Auch überragend große Führer können sich dem Einfluß der Umwelt niemals entziehen, sondern bleiben boden- und volksgebunden. Diese Volksgebundenheit hat aber noch eine andere Bedeutung. Sie besteht nämlich nicht nur in der Abhängigkeit von gewissen Traditionen ihrer Gemeinschaft, sondern auch darin, daß vermöge ihrer Abstammung die Träger der Gemeinschaftstradititionen bestimmte Anlagen in ihrem Volkstum vererben. Unter gewissen äußeren Bedingungen können an sich hohe Anlagen, besonders Dank einem augenblicklich günstigen Siebungsmechanismus, zu besonderer Geltung gelangen.

Die Persönlichkeit ist niemals etwas durchaus Festes und Unveränderliches. Zwar verbürgen die Anlagen eine allgemeine Grundrichtung und Tendenz, die Lebensschicksale vermögen aber teils schlummernde Kräfte zu wecken, teils andere zu bannen, so daß der Charakter eines Menschen innerhalb bestimmter Grenzen im Laufe der Zeit verändert erscheinen kann.

Ähnliches gilt übrigens auch für Gruppen, z. B. für Religionsgemeinschaften oder für Nationen. Der Charakter eines Volkes vermag sich durch Änderung der ethnischen Zusammensetzung (moderne Griechen und alte Hellenen, Perser von heute und die des Altertums) zu wandeln oder durch Verschiebung der Schichten (alte Germanen und moderne Deutsche), oder innerhalb kürzerer Zeiträume als Ergebnis einer geringeren Verschiebung der Schichten, sowie durch den Einfluß überragender Persönlichkeiten (Goethe, Bismarck) bestimmte Züge anzunehmen. Vermöge eines sich ändernden Siebungsprozesses, der verschiedene Arten von Persönlichkeiten hochhebt, wechseln auch die Zeitströmungen (Biedermeier, deutsche Einigungszeit, spätwilhelminische Epoche, Nachkriegszeit).

Die Wechselwirkungen, vermöge deren bestimmt veranlagten Persönlichkeiten innerhalb einer Gemeinschaft Einfluß zuteil wird, münden in den sozialen Siebungsprozeß. Durch diesen wird es gewissen Persönlichkeiten ermöglicht, in einer Gemeinschaft aufzusteigen, d. h.: die Mitglieder der Gemeinschaft überlassen das führende Denken in der einen oder anderen Angelegenheit (in Krieg, Wirtschaft, Religion, Zauberei, Kunst, oder auf was für immer einem einzelnen Gebiet oder auf mehreren) einer von ihnen als überlegen anerkannten Persönlichkeit. Die Veranlagung einer solchen Persönlichkeit kann sehr verschieden sein. Mittlere Führer weisen in der Regel eine stark einseitig entwickelte Begabung auf, die indeß mit einer gewissen biologischen Überlegenheit verknüpft ist. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Führer das Denken, Wollen und Handeln den übrigen abnimmt, die dazu die Kraft nicht aufbringen. Die Bereitschaft, sich Führern hinzugeben, beruht daher auf einem gewissen Kraft-sparenden Verhalten, das manchmal nicht mehr ist als „Denkfaulheit“. Lethargische Veranlagung einer ethnischen Gruppe, wie häufig im Orient oder in südlichen Ländern, macht diese geeignet, starke Führerpersönlichkeiten anzunehmen (orientalische Despoten). Vielseitige Aktivität, wie bei den Angelsachsen, erschwert sie. Außerdem verlangen aber gewisse Zeitstimmungen nach einer Führerschaft, wenn alte Bindungen gerissen sind, wenn die Gemeinschaft neuer Bindungen und Schranken bedarf, oder in Nöte und Bedrängnis von außen her geraten ist, so daß sie neue Persönlichkeiten wünscht, die ihr Hilfe ersinnen und neue Ordnungen durchsetzen sollen. Die römische Revolution mündete in dem Auftreten eines Caesar, im Anschluß an die englische Revolution erstand Cromwell, nach der französischen tauchte Napoleon auf, das alte zerschlagene Deutsche Reich einigte Bismarck, in Indien erhebt sich das Gestirn Gandhis.

Der Siebungsvorgang tritt an den Bindungen und Schranken in Tätigkeit, durch die eine jede Gruppe zusammengehalten wird. Auch die zu Außenweltfaktoren gewordenen technischen Erfindungen, Fertigkeiten und Erkenntnisse von Kausalzusammenhängen wirken, soweit sie von der Gemeinschaft aufgenommen und angewendet werden, als Siebungsfaktoren, indem sie z. B. den im Besitz dieser Fähigkeiten stehenden Personen eine begünstigte oder doch besondere Stellung einräumen. Wichtigere Siebungsfaktoren sind die innerhalb der Gemeinschaft überkommenen Gewohnheiten, wie die Art des Nahrungserwerbs (Leben als Jäger, Hirten oder

Ackerbauer), oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Schicht (priesterliche Adelsschicht, Schmiedehandwerker, Händler) und weiterhin die innerhalb der Gemeinschaft entstandenen Ordnungen und Einrichtungen (soziale Schichtung, Herrschaft, Eigentum, Ehe, Frauentausch), sowie bestimmte Gesetze und Regelungen (Verkaufsbedingungen von Familienbesitz, Strafen für Diebstahl). Dazu kommen die Forderungen von Ethik und Moral, in denen die Gemeinschaft jeweils ein bestimmtes Verhalten als Idealnorm aufgestellt hat, das unter Umständen verschiedenartige, uns befremdende Formen annehmen kann, wie in den Kopfjägerkulturen der Sundainseln und ihrer Nachbarschaft. In diesem Falle wird verlangt, daß ein Jüngling bis zu einem gewissen Lebensalter die Tötung eines Menschen ausgeführt habe; wer dem nicht entspricht, wird entwertet und verliert an Ansehen und Einfluß, wie etwa in der Welt gewisser studentischer Verbindungen derjenige, der sich der Bestimmungsmensur entzieht. Ganz andere Anlagen und Eigenschaften stehen z. B. in den despotischen Hirten- und Ackerbaustaaten des orientalischen Altertums im Vordergrund, mit ihrem komplizierten Apparat von Beamten, Dienern und Sklaven. Hier kommt es nicht, wie etwa beim Buschmannjäger auf die Dauer des Laufens an oder auf die Fähigkeit, Hunger zu ertragen, nicht wie beim malayischen Kopfjäger auf Geschicklichkeit im oft heimtückischen Kampf, sondern auf Unterwürfigkeit und geschickte Erfüllung der Forderung des Herren. Es sind andere Anlagen, die sich durchsetzen, die Ansehen und Anerkennung verschaffen, und so dem ganzen Volk und seiner Zeit den Stempel bestimmter Charaktere aufprägen. So ist das Hochkommen und die Erringung des Einflusses bestimmter Veranlagungen, aber auch ganzer ethnischer Schichten innerhalb eines durch gewisse Einrichtungen gekennzeichneten Siebungsmechanismus zu verstehen.

Machen wir uns die Tragweite und das Funktionieren des Siebungsmechanismus an einem modernen Beispiel klar: Bei der Eisenbahnverwaltung wird von einigen leitenden Persönlichkeiten die Ansicht vertreten, daß durch Einführung eines automatischen Sicherungssystems die Aufmerksamkeit der Lokomotivführer vermindert werden könnte, und die Möglichkeit wird betont, daß selbst die mechanischen Sicherungen gelegentlich versagen können. Diese Meinung — deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit hier nicht weiter untersucht zu werden braucht — hindert die Leitung, den Betriebsingenieuren die Handlungsfreiheit zur Einführung der automatischen Sicherungen zu geben. Man kennt also automatische Sicherungssysteme, sogar in großer Zahl.

Eine Menge von Betriebsingenieuren der Eisenbahn wäre imstande, solche Sicherungen in kürzester Zeit einzuführen. Sie müßten nur die Erlaubnis dazu haben. Der hier in Gestalt von ausschlaggebenden Persönlichkeiten in Erscheinung tretende Siebungsmechanismus unterbindet die Betätigung der Ingenieure auf diesem Gebiet und er verhindert auch, daß Erfindungen gewisser Art Gemeingut der Gesamtheit werden. Gewisse bereitstehende, vorhandene Begabungen, Fertigkeiten und Kenntnisse kommen also nicht zur Auswirkung — mag das nun im Einzelfall „vorteilhaft“ sein oder nicht.

Ähnliche Siebungsvorgänge spielen sich auf gewissen Gebieten der Politik ab. Darauf einzugehen würde an dieser Stelle zu weit führen. Der angedeutete Mechanismus wirkt sich indessen nicht nur bei uns in Deutschland manchmal ungünstig aus, sondern heute in den meisten Ländern der europäo-amerikanischen Kultur. Denn die besonnenen Köpfe, die in den verschiedenen Nationen vorhanden sind, können nicht zur Geltung gelangen.

In besonderer Weise macht sich der Siebungsprozeß bei der Übernahme fremder Kulturgüter geltend, indem nämlich nur solche Einrichtungen ausgewählt oder nur derartige Bestandteile fremder Traditionen übernommen werden, die leicht mit der Verfassung der eigenen Kultur in Einklang zu bringen sind. Ein Stamm in Neu-Guinea wird ohne Hemmungen von einem Nachbarn den Gebrauch des Bogens oder gewisse Maskentänze übernehmen. Europäer dürften das nicht tun. Bekannt ist, in welch bizarrer Weise manchmal christliche Lehren oder kirchliche Übungen von Eingeborenen gestaltet werden. Ist die Spannung weniger groß, so setzt ein Umbildungs- und Aneignungsprozeß ein, der jeweils das den Lebensbedingungen entsprechende herauszulösen sucht, wie bei der Übernahme des sog. „römischen“ Rechts Justinians in Deutschland oder der französischen Sprache und Sittedurch die Normannen nach der Eroberung Englands im 11. Jahrhundert, oder endlich bei Übernahme des Marxismus durch die russischen Bolschewiken, oder endlich bei der Rückübernahme der Gedanken und Verfahrensarten der Bolschewiken durch ihre deutschen Nachahmer. So erhalten Religionen und Lehren in den Köpfen anderer Menschen eine andere Gestalt, wie der Islam unter den Bantunegern, oder der Buddhismus unter den mongolischen Völkern Mittelasiens.

Solche übernommenen fremden Ideen werden vermöge ihrer Gesiebtheit geradeso wie die im Volke selbst entstandenen eigenen Gedanken zu Umgebungsbestandteilen. Aber auch als solche

bleiben sie keine konstante Größe, wie etwa Berge, Küsten oder Klima, sondern sie führen in den Köpfen der Menschen ihr veränderliches Eigenleben, ja, sie werden unter Umständen für den Schöpfer selbst zu einem ihn bedingenden neuen Faktor, mit dem er rechnen muß. Man denke etwa an die Auswirkung von Luthers Auftreten, an die Veränderung, Abbiegung und Wandlung verschiedener seiner Gedanken und Strebungen durch andere (Bilderstürmer, Bauernkriege), und an die Rückwirkung, die das wieder auf ihn selbst ausgeübt hatte.

Ideen lösen sich los von ihren Schöpfern und können dann wie selbständige Führer einen siebenden Einfluß ausüben. Jede Zeit hat auch ihre überwertigen Ideen. Denken wir an die Romantik oder an Klassizismus, an Naturalismus oder an Impressionismus in der Kunst, an die Bewegung zur Befreiung der Hörigen und Sklaven, an den Nationalismus, die Demokratie, den Sozialismus oder an die herrschende religiöse Ethik des Mittelalters. Vielfach führt eine gewisse Übertreibung zum Zerfall solcher Strömungen. Indessen kann die Aufeinanderfolge verschiedener überwertiger Zeitströmungen nicht auf Grund seelischer Vorgänge allein — etwa im Sinne Lamprecht's — erklärt werden. Wir können solche Geistesströmungen immer nur aus der Gesamtheit der Lebensbedingungen begreifen: sie ragen wie Bergspitzen aus dem Meer der übrigen Vorgänge hoch. Machen wir uns das an dem Beispiel von der Entstehung des Nationalbewußtseins klar: In einer früheren Zeit war Zusammengehörigkeit und Verständigung der Menschen in erster Linie durch die Religionsangehörigkeit bestimmt. Durch die Technik wurden neue Möglichkeiten der Einwirkung geschaffen, wodurch die Schriftsprache in den Vordergrund rückte. Denn Buchdruck und die an Zahl und Schnelligkeit wachsenden Verkehrsmittel erhoben die Sprache zu einem überragenden Kukturfaktor, der die Wechselbeziehungen unter den Menschen gleicher Zunge unendlich verstärkte und auf diesem Boden ein Gefühl von Zusammengehörigkeit erwachsen ließ.

Geistesströmungen müssen, trotz mancherlei Ähnlichkeiten, von bloß persönlichen Machtkämpfen unterschieden werden. In wenig durch technische oder gedankliche Neuerung erschütterten Kulturen, wie in den primitiven oder in den altertümlichen, stehen hauptsächlich Kämpfe um rein persönlichen Einfluß in Vordergrund. Die Führer vertreten nicht irgendwelche neuen Ideen und brauchen das auch nicht, weil nicht Fragen der Anpassung an neue Lebensbedingungen drängend sind. Im Gegenteil, ein harmonischer Ausgleich,

eine wechselseitige Anpassung von Mensch und Umgebungsfaktor hat Platz gegriffen. Daher bieten diese Gemeinwesen feste Bindungen, und eine sichere, streng umschriebene Haltung in allen Lebenslagen erweckt an ihren Vertretern den Eindruck von „Kultur“, trotz Kannibalismus oder Kopfjägerei, und trotz blutiger Rachekämpfe zur Verteidigung der persönlichen Geltung und trotz Angriffen zur Eroberung der Macht, z. B. unter Adelsschichten oder unter Dynastien. Der allgemeine Aufbau und die Gliederung der Gesellschaft wird von solchen persönlichen Machtkämpfen nur wenig berührt, so in den altorientalischen Staaten, in China, im alten Mexiko oder in Peru.

Die Veränderungen im modernen Europa sind nicht persönliche Machtkämpfe allein. Hier handelt es sich um mehr, nämlich um die rasche Anpassung an neu entstandene, vor allem durch technische Erfindungen und Einsichten in neue Kausalzusammenhänge gesetzte Umweltbedingungen. Sowohl die Maschinen wie auch die medizinischen Forderungen der Hygiene oder Kepler's Gesetze veränderten das Bild von Mensch und von Welt gegenüber dem Mittelalter und rückten andere Zusammenhänge und Wertungen in den Vordergrund, denen auch die *Einrichtungen des Zusammenlebens* angepaßt wurden. Es ist das oben angedeutete Problem des Fortschrittes, das stets nach neuer Lösung ringt.

Dabei drängt sich uns die Einsicht auf, wie sehr der Mensch in seiner eigenen Betätigung von Faktoren abhängt, die außerhalb seiner bewußten Beeinflussung stehen. Der Mensch muß nicht nur sagen: „es denkt in mir“, sondern auch: „es erfindet“, „es will“, „es handelt aus mir heraus“. Denn Erfindungen und Entdeckungen werden nicht gemacht, wie eine rationalistisch eingestellte Wirtschaftswissenschaft annimmt, um Bedürfnisse zu befriedigen, sondern umgekehrt: sie *schaffen* erst neue Bedürfnisse. Vor allem aber verlangen sie, daß der Mensch sich *ihnen anpaßt*. Sie sind Ausgeburten eines *Spiels mit Kräften*, die sich im Menschen offenbaren, ohne daß er ahnt, warum? und wozu? und ohne daß er imstande ist, den Lauf des Fortschritts etwa aufzuhalten.

Die angedeuteten Fortschritte zerstören immer alte Bindungen, keine Gemeinschaft ist aber ohne Bindungen möglich. Rascher Fortschritt erfordert daher eine *stete Neuorientierung* und reizt zu weitgehenden Reflexionen über das Zusammenleben und seine Möglichkeiten, zu einem „Psychologisieren“. Perioden gefestigter Traditionen sind „unpsychologisch“ eingestellt. In Zeiten innerer und äußerer Veränderungen der Daseinsbedingungen tritt also das Nach-

denken des Menschen über seine Daseinsbedingungen und ihre Ausgestaltungen in den Vordergrund. Die Schicksale des Weltkriegs haben dazu überall den Boden bereitet, ganz besonders aber in Deutschland.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen wurde versucht, einige Punkte einer Analyse des Gemeinschaftslebens zu bieten. Dabei schien es wichtig, die Rolle zu unterstreichen, die dem Einzelmenschen zufällt. Vernachlässigt man doch allzu sehr, auch bei Reformen, der Persönlichkeiten zu gedenken, die in letzter Linie eine Gemeinschaft tragen. Mehr als an abstrakten Systemen, erklügelten Gesetzen oder papierenen Maßregeln, scheint mir an der inneren Verfassung des Menschen selbst zu liegen.

Wenn der Soziologie vorgeworfen wird, daß sie als „Wissenschaft von allen Äußerungen der menschlichen Gesellung" zu viel umfasse, so enthält diese Ansicht keine Entwertung, sondern höchste Anerkennung. Welche Wissenschaft wäre in ihren Zielen nicht unbegrenzt? Allerdings genügen dann aber nicht oberflächliche Klassifikationen und mehr oder minder glänzende Begriffspielereien, sondern die Vertiefung muß in dem Aufsuchen und Abwägen der bestimmenden Kräfte für das Zustandekommen der Erscheinungen und für die Abfolge der Vorgänge auf dem Gebiete der menschlichen Gesellung gefunden werden.

Wurden in den obigen Ausführungen die biologischen Grundlagen der sozial-psychologischen Vorgänge in den Vordergrund geschoben, so ist das geschehen, weil die Erforschung der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge auf dem hier in Rede stehenden Gebiete besonders wichtig ist. Der Wert der begriffsmäßigen Betrachtung in der Soziologie und des intuitiven Einfühlens in der vergleichenden Völkerpsychologie soll keineswegs in Abrede gestellt werden. Allein es ist nicht zu leugnen, daß dieses Verfahren heute mitunter in eine Phraseologie verfällt, und daß die Wortsymbole für Wirklichkeiten genommen werden, während die Tatsachen und Zusammenhänge vernachlässigt bleiben. Vor einem solchen Extrem wollen wir uns in dieser Zeitschrift ebenso hüten, wie vor dem Hineingleiten in bloße Anhäufung von Beschreibungen, bei denen der Überblick und die Zusammenhänge vergessen werden.

Kein Methodenstreit soll entfacht werden. Denn es gibt oft viele Wege zum gleichen Ziel. Und in der Wissenschaft besteht wohl im Grunde nur eine einzige wahre Methode: die kritische Erforschung der Wirklichkeit und ihrer Zusammenhänge mit den Mitteln gesunden Menschenverstandes. Wir möchten dem Aufbau einer jungen Wissen-

schaft dienen, die eine große Aufgabe zu erfüllen hat, nämlich ein Stück Selbsterkenntnis der Menschen zu fördern. Ihr Weg ist vielleicht steiniger, als der anderer Gebiete, weil er mehr durch Affekte, vermeintliche oder wirkliche Interessen verbarrikadiert wird und Vorurteile und Scheu vor der Wirklichkeit leicht Hemmungen verbreiten. Wir wollen indessen versuchen, mit kühlem Sinn, wenn auch des Irrens gewärtig, der objektiven Erforschung der Wirklichkeit zu dienen.

Über Vergleichende Soziologie.

Von

Friedrich Alverdes, Halle a. S.

Wie es eine Vergleichende Anatomie gibt, die die Morphologie der einzelnen Tierarten untereinander und mit derjenigen des Menschen vergleicht, wie sich die Vergleichende Physiologie mit den Funktionen der bei den verschiedenen Lebewesen angetroffenen Organe beschäftigt, so kann man auch von einer Vergleichenden Soziologie sprechen. Sie ist ein Teil der Vergleichenden Psychologie und untersucht die Gesellungsformen nicht nur des Menschen, sondern auch der Tiere. Es wäre ein großer Irrtum, wollte man glauben, die Tiere, soweit sie sich untereinander vergesellschaften, lebten regellos in großen Haufen; denn je weiter unsere Kenntnisse fortschreiten, um so mehr stellt es sich heraus, in wie hohem Maße eine jede Spezies nicht nur ihre äußeren, sondern vor allem auch ihre inneren Bindungen und Hemmungen besitzt, die dem Leben aller ihr angehörenden Individuen eine ganz bestimmte Norm verleihen.

Die Tiersoziologie ist derjenige Wissenschaftszweig, welcher sich mit den Vergesellschaftungen der Tiere beschäftigt. Sie ist, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, für die Soziologie des Menschen nicht bedeutungslos und für die Vergleichende Soziologie schlechterdings Voraussetzung. Denn mancherlei, das uns in der Soziologie bei isolierter Betrachtung des Menschen als typisch menschlich erscheinen mag, wird im Lichte der Vergleichenden Soziologie zu etwas rein Gruppenpsychologischem.

Ich habe es unternommen, eine „Tiersoziologie“ zu schreiben, die in Kürze erscheinen soll[1]. Man muß unterscheiden zwischen einer

---

[1] F. Alverdes, Tiersoziologie. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. Herausg. von R. Thurnwald. Heft 1. Leipzig 1925.

Speziellen und einer Allgemeinen Tiersoziologie. Die erstere studiert die einzelnen Gesellschaftsarten bei den Tieren, wie sie die verschiedenen Formen der Ehe, der Familien-, Herden- und „Staaten“bildung darstellen. Die Allgemeine Tiersoziologie hingegen hat sich mit den Allgemeinerscheinungen zu befassen, die sich bei jeder echten Vergesellschaftung ergeben, wie: Herstellung einer Rangordnung, gegenseitige Hilfe und Schädigung der Verbandsmitglieder, gemeinsame Spiele und Tänze, Verständigung, Nachahmung, Unterricht, Tradition, Eigentum, Äußerungen der Kollektivpsyche u. dgl.

Diejenigen Tiersoziologien, die bisher aus der Feder anderer Autoren vorliegen, beschäftigen sich vor allem mit Spezieller oder aber mit einzelnen Teilgebieten der Allgemeinen Tiersoziologie. Espinas schrieb als erster eine Zusammenfassung unseres Gebietes; seine Ausführungen sind aber jetzt durch das Fortschreiten der zoologischen und psychologischen Wissenschaft durchaus überholt. Neuere Darstellungen verdanken wir Doflein, Ziegler und Deegener; doch, was sie geben, ist alles Spezielle Tiersoziologie. Gut durchgearbeitet ist ein Teilgebiet der letzteren, nämlich dasjenige, welches die sogenannten staatenbildenden Insekten (Bienen, Ameisen, Termiten) behandelt. Hier existieren vortreffliche monographische Darstellungen (v. Buttel-Reepen, Escherich, Forel, Wasmann u. a.), die infolge der Wichtigkeit des behandelten Stoffes allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen. Diejenigen Autoren dagegen, deren Arbeiten für die Allgemeine Tiersoziologie vor allem in Betracht kommen, behandeln entweder einzelne Vertreter des Tierreichs, wie Koehler in seinen klassischen Untersuchungen den Schimpansen und Schjelderup-Ebbe Haushuhn und Wildente; oder diese Arbeiten stellen ein besonderes Kapitel der Allgemeinen Tiersoziologie für sich dar, wie diejenige von Groos die Spiele der Tiere und jene von Kropotkin die gegenseitige Hilfe. Während Groos hierbei mit der nötigen wissenschaftlichen Strenge vorgeht, läßt Kropotkin dieselbe in seiner Abhandlung, die wohl auch mehr populärwissenschaftlich gemeint ist, gelegentlich vermissen.

Wenn ich mich anschicke, Mensch und Tier in psychologischer Hinsicht miteinander zu vergleichen, so ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, zu betonen, daß der Begriff „Tier“ niemals mit der im Sprachgebrauch nicht selten üblichen verächtlichen Nebenbedeutung angewendet ist. Wie Vergleichende Anatomie, Vergleichende Physiologie, Völkerpsychologie und andere Wissenschaftszweige ohne gefühlsmäßige Wertungen an das Objekt herantreten, so hat dies auch die

Vergleichende Psychologie und Soziologie zu tun. Nicht ist es Aufgabe der Tiersoziologie, im Stil verflossener Jahrzehnte zu demonstrieren, wieviel Menschliches doch eigentlich „das Tier“ oder wieviel „Tierisches“ der Mensch an sich habe. Dahinter steckt immer eine Tendenz; denn entweder soll bei einem solchen Vorgehen gezeigt werden, daß der Mensch „auch nur ein Tier“ oder aber daß „das Tier“ auch ein „vernunftbegabtes Wesen“ sei. Beide Anschauungen, die mit politischen und Weltanschauungsdogmen gern verquickt werden, sind von einer voraussetzungslosen wissenschaftlichen Betrachtungsweise gleich weit entfernt. Die Vergleichende Soziologie hat also nichts zu tun, als zu prüfen, was im sozialen Leben bei ihren Objekten, einschließlich des Menschen, ähnlich und was verschieden ist. Es ist offenkundig, daß auch die Soziologie des Menschen aus einem solchen Verfahren Nutzen ziehen muß; denn wo in den Gesellungsformen von Mensch und Tier gemeinsame Züge sich entdecken lassen, da wird es nicht selten möglich sein, den instinkt- und triebmäßigen Grundlagen nachzuspüren, auf denen die ganze menschliche Gesellschaft ruht.

Man muß die Versammlungen, welche Tiere bilden, ihrem Wesen nach einteilen in Assoziationen (zufällige Ansammlungen) und Sozietäten (Verbände). Unter den ersteren hat man solche Zusammenrottungen zu verstehen, die lediglich durch die äußeren Faktoren des Milieus zusammengeführt wurden (z. B. Insekten an einem Licht). Dagegen sind Sozietäten solche Vergesellschaftungen, die auf Grund eines besonderen sozialen Instinktes, eines Geselligkeitsbedürfnisses ihre Mitglieder bestehen (Bienenstaat, Fischschwarm, Affenherde). Ohne sozialen Instinkt kommt also keine Sozietät zustande. Ich definiere hier anders als z. B. Deegener, welcher sagt, eine Assoziation sei eine Tiergesellschaft, bei der für die Einzelmitglieder kein erkennbarer Wert gegeben sei, wohingegen bei der Sozietät ein solcher vorliege. So kommt er nicht selten dazu, Zusammengehöriges auseinander zu reißen und an weitgetrennten Orten einzuordnen. Meines Erachtens darf man Biologisches niemals im Hinblick auf einen „Wert“ einteilen, auch deshalb nicht, weil wir in Sachen „Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit“ gar nichts Endgültiges entscheiden können.

Die Tierstöcke, wie sie z. B. die Korallentiere und andere Cölenteraten bilden, sind deshalb als eine besondere Form der Gesellschaftsbildung anzusprechen, weil die beteiligten Individuen rein aus morphologischen Gründen — und zwar sehr eng — miteinander

vergesellschaftet sind. Die Stockbildung kommt dadurch zustande, daß die Einzeltiere sich beim Hervorknospen junger Individuen nur unvollkommen voneinander trennen und daher ihr Leben lang physisch miteinander in enger Beziehung bleiben. Die Stockbildung wird im Folgenden deshalb keine weitere Berücksichtigung finden, weil ihr nicht psychische Faktoren, sondern solche rein morphologischer Natur zugrunde liegen.

Kommt unter Tieren eine Assoziation zustande, dann wird das Einzelindividuum nicht durch Seinesgleichen, sondern durch die sonstigen Faktoren des Milieus (Licht, Wärme, Nahrung, Unterschlupf u. a.) geleitet. Es sei hier in Parenthese bemerkt, daß die Pflanzen (einschließlich der Bakterien und anderer niederer Formen) stets nur in Assoziationen und nie in Sozietäten vorkommen. Die Sozietäten der Tiere nehmen im Gegensatz zu den Assoziationen daraus ihren Ursprung, daß das Individuum sich in erster Linie an seinen Genossen und erst in zweiter Linie an den Lebenslagefaktoren orientiert. Soziale Tierspezies sind solche, deren Vertretern ein Geselligkeitsinstinkt eignet; Arten, denen ein solcher Trieb fehlt, sind als solitär lebend anzusprechen. Werden soziale Geschöpfe durch den Zufall zu einer Assoziation vereinigt, so wird die letztere von diesen sehr bald zu einer Sozietät erhoben (Hühner in einem Hühnerhof, Affen in einem Käfig, Kinder in einer Schulklasse, Rekruten in einer Korporalschaft usw.). Solitäre Tierarten vermögen nur in Assoziationen zu leben; selbst wenn sie noch so lange in Scharen vereinigt sind, so bilden sich bei ihnen doch keine anderen Beziehungen heraus als höchstens vielleicht Angriff und Abwehr sowie Paarung zwischen Männchen und Weibchen; im übrigen aber leben solitäre Tiere „subjektiv" stets in der größten Einsamkeit.

Als besonderen Begriff vermochte ich denjenigen der Assoziation im selbstgeschaffenen Milieu aufzustellen. Das zu den Wimperinfusorien gehörige Pantoffeltierchen (Paramaecium) lebt, wie wohl alle einzelligen Tiere, solitär. Es reagiert positiv auf gewisse Konzentrationen von Kohlensäure im Wasser, d. h. es verweilt an Stellen, wo solche zu finden, und meidet zu ihren Gunsten andere Orte. Die biologische Bedeutung dieses Verhaltens liegt darin, daß das Paramaecium hierdurch zu Ansammlungen von Bakterien, seiner Hauptnahrung, hingeführt wird. Nun scheiden die Paramaecien selbst Kohlensäure aus, und deshalb können sich allmählich an Stellen, wo zufällig mehrere Paramaecien versammelt sind, immer größer werdende Assoziationen bilden, die nicht durch einen sozialen Instinkt der beteiligten

Tiere, sondern durch einen selbstproduzierten Milieufaktor hervorgerufen werden.

Je reicher an Individuen eine Sozietät sozialer Geschöpfe wird, um so weniger können sich die Einzelmitglieder persönlich kennen lernen, und um so mehr nimmt die Sozietät den Charakter einer Assoziation an, innerhalb welcher sich kleinere Gruppen in sich enger verbundener Sozietäten herauskristallisieren. So besitzt die Einwohnerschaft der modernen Großstädte für den einzelnen Menschen geradezu den Charakter von Assoziationen, aber von „Assoziationen in einem selbstproduzierten Milieu". Da aber der Mensch nicht asozial, wie das Paramaecium, sondern höchst sozial beschaffen ist, so pflegt der Einzelmensch sofort, nachdem er in eine derartige Umgebung geriet, Beziehungen zu seinen Mitmenschen anzuspinnen und innerhalb der Assoziation eine Sozietät zu begründen oder sich einer solchen anzuschließen.

Solitäres Leben ist zweifellos deshalb die ursprünglichere Form des Verhaltens, weil es bei sämtlichen niederen Tieren zu treffen ist. Sozietätenbildung setzt eine gewisse psychologische und gehirnanatomische Entwicklungshöhe voraus; denn sie kommt nur innerhalb der höchstorganisierten Tierklassen vor (bei Tintenfischen, Insekten, Krebsen und Wirbeltieren). Man hat nun gefragt, ob phylogenetisch die Familie älter sei als die Herde oder umgekehrt, und ob sich vielleicht nachweisen ließe, daß sich die eine aus der anderen entwickelt habe. Wie ich in meiner bereits genannten Abhandlung ausführlich dargelegt habe, ist diese ganze Fragestellung falsch. Denn Ehe und Familie einerseits und Herdenbildung andererseits beruhen auf zwei ganz verschiedenen Trieben, nämlich demjenigen zur ehelichen und familienhaften Gesellung und demjenigen zur herdenmäßigen Zusammenrottung. Diese Instinktformen können sich im einen Falle gegenseitig unterstützen, dann fügen sich die Ehen und Familien zu Schwärmen und Horden zusammen; oder sie schließen einander aus; dann zerfallen jedesmal mit Beginn der Fortpflanzungszeit die Herden in eheliche Verbände.

Die meisten Tiere sind nicht ununterbrochen fortpflanzungsfähig (wie der Mensch), sondern alljährlich werden Brunstperioden von Zeiten der geschlechtlichen Ruhe abgelöst. Diese Periodizität ist von tiefgreifender Bedeutung für den ganzen Aufbau der Sozietäten bei den betreffenden Tierarten; alljährlich kann es zu einer vollständigen Umschichtung innerhalb solcher Herden kommen. Auch die Art und Weise der Fortpflanzung selbst kann bei den sozialen Tieren große

Verschiedenheiten aufweisen. So entleeren die Verbandsmitglieder entweder gemeinschaftlich ihre Geschlechtsprodukte ins Wasser, ohne daß die Individuen sich weiter um das andere Geschlecht oder gar um die Nachkommenschaft kümmern (manche Fische). Oder es knüpfen sich individuelle sexuelle Beziehungen zwischen den Geschlechtspersonen an. Der Geschlechtsverkehr geht vor sich in Form von Promiskuität oder nach Eheschließung. Hinsichtlich der Promiskuität habe ich unterschieden zwischen der Promiskuität als Norm und der Promiskuität als accessorischen Erscheinung. Die Promiskuität als Norm findet sich bei solitären Tieren häufig, tritt aber selten bei sozialen Tieren auf. Es ist also ein großer Irrtum, wenn man annimmt, „das Tier" begatte sich im allgemeinen beliebig mit irgendwelchen anderen Tieren seiner Herde. Im Gegenteil, dies Verhalten ist selten. Denn bei den meisten höheren Tierspezies findet sich in irgendeiner Form die Ehe ausgebildet.

Neben der Ehe trifft man bei manchen Arten öfter, bei anderen dagegen seltener oder nie accessorische Promiskuität, welche sich dadurch kennzeichnet, daß die gepaarten Gatten sich hin und wieder eine Untreue erlauben. Auch beim Menschen ist accessorische Promiskuität keine unbekannte Erscheinung. Trägerin und Erhalterin aller derjenigen Arten (einschließlich des Menschen), für welche Ehebildung typisch ist, ist aber die Ehe und nicht die Promiskuität. Die Annahme, daß bei dem Urmenschen Promiskuität geherrscht habe, ist eine leere Konstruktion, die sich auf keine Tatsachen stützen kann.

Die Ehe der Tiere ist entweder monogam, polygyn, oder polyandrisch; das letztere ist selten. Sie stellt sich entweder als eine Saisonehe dar, wenn nämlich die Partner nur während einer Fortpflanzungsperiode beisammen bleiben, oder als Dauerehe, wenn die Gatten während mehrerer Geschlechtsperioden zusammenhalten. Es ist sehr bemerkenswert, daß Dauerehen nicht nur bei denjenigen Tieren auftreten, die durch Dauerbrunst charakterisiert sind, sondern daß sie auch bei manchen Arten sich finden, die nur periodenweise sich fortpflanzen. Ja, bei manchen Zugvögeln überdauert die eheliche Treue der monogam miteinander verbundenen Gatten sogar eine winterlange Trennung.

Die Ehen können nun entweder solitär sein d. h. die zu einer Ehegemeinschaft verbundenen Individuen halten nur unter sich zusammen oder aber die Ehen bestehen innerhalb der Herde. Da Polyandrie nur als solitäre Saisonehe vorkommt, so ergeben sich aus den restlichen Begriffspaaren: 1. Monogamie und Polygynie, 2. Saison-

und Dauerehen, 3. Solitärehen und Ehen innerhalb der Herde, eine Anzahl von Kategorien. Es sind dies die folgenden:

a) und b)	monogame	und	polygyne	solitäre	Saisonehen		
c) und d)	„	„	„	„	Dauerehen		
e) und f)	„	„	„	Saisonehen innerhalb der Herde			
g) und h)	„	„	„	Dauerehen	„	„	„ .

Daß diese Kategorien nicht in der Luft schweben, konnte ich an zahlreichen Beispielen aus den verschiedensten Gruppen des Tierreichs erweisen. Am meisten Interesse für die Vergleichende Soziologie besitzen die Kategorien „g) und h) monogame und polygyne Dauerehen innerhalb der Herde"; denn hier sind die menschlichen Ehen außer der sehr seltenen Polyandrie einzuordnen. Interessanterweise leben auch in diesen beiden Formen der Ehe diejenigen Tiere, die dem Menschen morphologisch und physiologisch am nächsten stehen, die Affen. Wenn behauptet wird, bei letzteren herrsche „Promiskuität als Norm", so beruht diese Angabe nach allen neueren ernstzunehmenden Autoren auf Phantasie. Denn die Affen, wie überhaupt die Tiere, verhalten sich auch in sexueller Hinsicht durchaus nicht so hemmungslos, wie manche Schriftsteller uns glauben machen wollen. Natürlich darf man nicht nach solchen Individuen urteilen, die der Mensch ihrem natürlichen Milieu entzogen und in Käfige gesperrt hat und die dort mehr oder minder einer „Haftpsychose" verfallen (Affen, Löwen u. a.). Auch ist es unzulässig, extrem domestizierte Tiere, wie den Hund, als Musterbeispiel für „das Tier" zu nehmen; denn durch die Vergesellschaftung mit dem Menschen ist ja dem einzelnen Hund das Verhalten seiner in freier Natur befindlichen Vorfahrenarten einschließlich des ursprünglichen Geschlechts- und Familienlebens unmöglich gemacht.

Zu denjenigen Herdentieren, die in monogamer Dauerehe leben, gehört eine Anzahl von Affenspezies, unter ihnen nach Reichenow[1]) der Gorilla, nach Volz[2]) der Orang-Utan. Es war also ein Irrtum, wenn man den Gorilla jahrzehntelang als polygyn ansprach. Für andere Affen, z. B. die Makaken, ist dagegen das Bestehen polygyner Dauerehen mit Sicherheit nachgewiesen.

In der Diskussion über psychoanalytische Fragen spielt bekanntlich das möglicherweise bei den Affen vorkommende Inzestleben eine

---

[1]) E. Reichenow, Biologische Beobachtungen an Gorilla und Schimpanse. Sitz.-Ber. Ges. Naturforsch. Freunde. Berlin, Jahrg. 1920.

[2]) W. Volz, Im Dämmer des Rimba. Breslau 1921.

große Rolle. Sowohl für die in monogamen wie die in polygynen Dauerehen lebenden Affen kann man sich zwar ausmalen, daß Ehen zwischen engsten Blutsverwandten zustandekommen; ob dies aber in Wirklichkeit geschieht, wäre erst noch nachzuweisen; positiv bekannt ist über diesen Punkt nicht das mindeste. Alles, was sich in der Literatur über die Affen in dieser Hinsicht vorfindet, bezieht sich auf reine Denkmöglichkeiten.

Bei den Haustieren dagegen führt bekanntlich der Züchter Inzestzucht vielfach planmäßig durch; während nun nach Kronacher[1]) z. B. Hausziegen eine solche Zucht ohne Schädigung viele Generationen hindurch ohne weiteres vertragen, ist das Hausschwein nach demselben Autor zu den für die nachteiligen Folgen der Inzucht anfälligsten Tieren zu zählen. Es ergeben sich beim Schwein verschiedentlich erhebliche Schwierigkeiten, engverwandte Tiere (und speziell Geschwister) überhaupt zur Paarung und zur Fortpflanzung zu bringen, Geschlechtslust und Fruchtbarkeit sind dann vielfach in gleicher Weise beeinträchtigt. Eine sehr auffallende und verbreitete Erscheinung ist nach Kronacher beim Schwein weiterhin das schlechte Gedeihen der aus enger und engster Geschwisterpaarung hervorgegangenen Individuen. Was hier interessiert, ist die Tatsache, daß beim Schwein augenscheinlich ein Instinkt die dem Bestand der Art schädliche Inzestzucht, wenn auch nicht gänzlich verhindert, so doch einschränkt.

Beim Menschen sehen wir nun, daß innerhalb der meisten Völker eine strenge Tabuierung des Inzestes gegeben ist. Man darf hieraus ohne Zweifel schließen, daß, wie beim Schwein, so auch beim Menschen ein Instinkt dem Inzest zuwiderläuft. Wenn Freud annimmt, daß erst Vorkommnisse nach Art des Ödipusdramas schließlich zu Inzestverboten geführt hätten, so verkennt er weitgehend die Bedeutung der menschlichen Instinkte und versucht in unzulässiger Weise unser an sich irrationales Instinktleben zu rationalisieren.

Aus der Ehe kann bei den Tieren die Familie hervorgehen; sie tut dies nicht, wenn die Eltern Eier oder Junge sehr früh verlassen und wenn die Jungen ihrerseits sich bald voneinander trennen. Je nachdem, ob eines der Elterntiere oder beide bei den Jungen bleiben, entsteht entweder die Elternfamilie, die Vater- oder die Mutterfamilie. Bleiben

---

[1]) C. Kronacher, Vererbungsversuche und -beobachtungen an Schweinen. Zeitschr. f. indukt. Abstam.- u. Vererbungslehre. Bd. 34. 1924. S. 114. — Derselbe, Der heutige Stand der Inzuchtfrage. Berlin 1924. S. 21.

die Geschwister nach der Geburt eine gewisse Zeit ohne die Eltern beisammen, so entsteht die Kinderfamilie. All dies ist von Art zu Art verschieden. Bekannt ist, welch große Rolle die Verwandtschaftsbeziehungen in der Völkerpsychologie spielen. Derartiges gibt es in den tierischen Gesellschaften nicht und kann es nicht geben, weil die Tradition der Tiere ganz erheblich kurzlebiger ist als selbst bei primitiven Völkern. Die Tiere sind in noch weit höherem Grade geschichtslos als die letzteren.

Ein großer Unterschied vermag bei den saisonal paarungsfähigen Arten im Verhalten innerhalb und außerhalb der Paarungszeit zu bestehen. Entweder bleiben während der geschlechtlichen Ruheperiode die monogamen und polygynen Familien in sich geschlossen und fügen sich unter Umständen mit anderen solchen Verbänden zu großen Trupps „asexueller“ Tiere zusammen, oder die Ehen und Familien zerfallen vollständig, und die Geschlechter halten sich in gesonderten Herden, die Männchen für sich und die Weibchen für sich. Sind dabei die Weibchen von ihren Jungen begleitet, so entstehen die „Mütterherden“.

Die meisten Verbände der höheren Tiere haben einen Führer; als solcher dient entweder ein Männchen oder ein Weibchen. In manchen Fällen ist der Familienvater zugleich Führer; sind mehrere Familien beisammen, so kann offenbar ein besonders bevorzugtes Männchen zum „Häuptling“ werden (Affen). Bei manchen Huftieren aber dient vielfach ein älteres Weibchen das ganze Jahr hindurch als Leittier eines Weibchentrupps, und jenes Männchen, das dieses Rudel zur Fortpflanzungszeit als „Harem“ in Besitz nimmt, ist nur Nutznießer desselben, aber nicht Führer (Edelhirsch). Ich muß es mir versagen, auf all diese interessanten Einzelheiten hier genauer einzugehen und verweise deswegen auf meine ausführliche Abhandlung. Führer ist nicht ausschließlich das stärkste und klügste Tier, offenbar kommen außerdem immer noch besondere „Führerqualitäten“ in Frage.

Eine Sonderstellung innerhalb der Speziellen Tiersoziologie nehmen die „Staaten“ der Insekten in Anspruch; es leben in solchen die Honigbiene und ihre sozialen Verwandten sowie die Ameisen und Termiten. Diese Staaten haben mit demjenigen, was man hiermit in der menschlichen Soziologie bezeichnet, nur den Namen gemein. Die Bezeichnung ist also nicht sehr glücklich gewählt. Außer den männlichen und weiblichen Geschlechtstieren findet man in den Insektenstaaten geschlechtslose Individuen, die im einfachsten Falle

nur in einer einzigen morphologischen und psychologischen Ausbildung auftreten, die Arbeiter. Sie bilden fast immer die erdrückende Majorität im Insektenstaate. Männchen, Weibchen und Arbeiter werden als drei besondere „Stände“ oder „Kasten“ bezeichnet; es springt in die Augen, daß diese „Kasten“ mit demjenigen, was man in den menschlichen Sozietäten hierunter versteht, ebenfalls nichts zu tun haben. Denn beim Menschen pflanzen sich die Kasten — ganz schematisch ausgedrückt — in sich selbst fort; bei den Insekten stammen sie aber sämtlich vom Weibchen ab. Bei den Ameisen und Termiten können neben den Arbeitern als 4. Kaste noch die Soldaten erscheinen, und diese beiden „Kasten“ vermögen weiterhin in je 3 Unterkasten zu zerfallen. Die Einwohnerzahl eines Insektenstaates kann je nach der Spezies schwanken zwischen mehreren Dutzend Tieren und deren mehreren Millionen; ja, bei tropischen Termiten soll die Zahl nach gewissenhaften Autoren bis auf Milliarden ansteigen.

Die tierischen Sozietäten habe ich eingeteilt in geschlossene und offene Verbände. Die Mitglieder eines geschlossenen Verbandes sind streng exklusiv und nehmen Neuankömmlinge gar nicht oder nur unter Schwierigkeiten auf. Den offenen Verbänden können sich weitere Individuen leichter anschließen; man hat hier zu unterscheiden zwischen organisierten und unorganisierten offenen Verbänden; innerhalb der ersteren besteht — wie bei den geschlossenen Verbänden — eine Rangordnung unter den Mitgliedern, und jedes hinzutretende Individuum hat sich eine Stellung in derselben zu erkämpfen. Der unorganisierte offene Verband ist hingegen so gut wie homogen.

Ganz allgemein geht für die Sozietätsmitglieder Verbandszugehörigkeit vor Rassen- und Artzugehörigkeit; es können sich also Kämpfe auf Leben und Tod zwischen zwei artgleichen Verbänden entspinnen; dies sieht man bei Affenhorden, bei den „Staaten“ der Termiten und Ameisen usw. Ja, diese Erscheinung kann eine noch schärfere Ausprägung erfahren; wenn nämlich die Angehörigen zweier Spezies sich zu einem Verband vereinigten (eine aus den Angehörigen zweier Spezies gebildete Mischkolonie der Ameisen, Herr und Hund), so ergreifen die Partner auch gegen ihre eigenen Artgenossen Partei, sofern letztere außerhalb dieses Verbandes stehen; der Hund verteidigt beispielsweise seinen Herrn gegen andere Hunde, und dieser hetzt ihn auf andere Menschen. Wie es in den Mischkolonien der Ameisen keine „Stimme des Blutes“ gibt, so überdeckt im Völkerleben das Nationalgefühl die Rassenzugehörigkeit.

Man vermag sich nun die Frage vorzulegen: Wie werden alle die erwähnten Tiergesellschaften zusammengehalten, und wie wird vor allem in den Staaten der Insekten, deren Zusammenleben so hochspezialisierte und komplizierte Tätigkeiten erfordert, eine koordinierte Zusammenarbeit herbeigeführt? Man kann bei der Beantwortung immer nur zu dem einen Ergebnis kommen: Dies geschieht nicht durch verstandesmäßige Überlegung der beteiligten Individuen und zum wenigsten durch Tradition, sondern vor allem durch Instinkt. Es mag hier einiges darüber gesagt werden, in welchem Sinne ich diesen Begriff verwendet wissen möchte. Wenn die Autoren von Instinkt- und Intelligenzhandlungen sprechen, so wird vielfach die Ansicht zugrunde gelegt, daß generell Verschiedenes gegeben sei. Ich habe dagegen den Standpunkt vertreten, daß nur graduelle Unterschiede obwalten; denn einerseits ist in jeder Intelligenzhandlung ein gut Teil Instinkthaftes, Triebmäßiges enthalten und andererseits verläuft keine einzige Instinkthandlung völlig automatenhaft, sondern immer mischt sich zu der starren, unabänderlichen Komponente auch ein variabler, mehr oder minder situationsgemäßer Anteil hinein. Gewiß aber wird man auch weiterhin mit Vorteil die Begriffe Instinkt- und Intelligenzhandlung verwenden, wofern man sich vor Augen hält, daß man nur zwei Extreme einer kontinuierlichen Reihe von Erscheinungen damit bezeichnet. Man kann der mitgeteilten Auffassung in mathematischer Einkleidung so Ausdruck verleihen, daß man sagt, jede Handlung sei die Funktion gleichzeitig einer Konstanten und einer Variablen; diese beiden letzteren sollen dabei aber nicht etwa zwei mehr oder minder gegensätzliche psychische Agentien sein, sondern stellen nur Symbole für zwei verschiedene Seiten ein und derselben Wesenheit dar. Der Unterschied zwischen Instinkt- und Intelligenzhandlung liegt darin, daß beim Zustandekommen der ersteren die zugehörige Konstante, bei demjenigen der letzteren die Variable das Übergewicht besitzt. Es läßt sich denken, daß es Fälle geben muß, in denen der variable und der konstante Anteil sich die Wage halten.

Das Instinktive wird deshalb als Konstante bezeichnet, weil dasselbe in jedem Individuum erblich festliegt; es ist zwar nicht in jedem Falle „angeboren“, denn es äußert sich, wie manche Triebe, erst im Verlaufe der Individualentwicklung; aber daß, wann und wie ein Trieb sich manifestiert, ist von den Vorfahren „ererbt“. Die variable Komponente hingegen erfährt individuelle Modifikationen und zwar einerseits durch die ganze Vorgeschichte des betreffenden Orga-

nismus und andererseits jeweils durch die augenblickliche Situation. Bei der Variablen gewinnen also Gewöhnung, Erfahrung, Übung und Tradition Einfluß.

Ob reiner Instinkt oder ob Tradition bei einer tierischen Handlung vorliegt, läßt sich immer nur dadurch entscheiden, daß man Angehörige der zu untersuchenden Spezies vom Beginn ihrer Entwicklung außerhalb des Eies oder außerhalb des mütterlichen Körpers an isoliert hält und feststellt, ob sie die in Frage stehende Handlung von sich aus ohne Vorbild oder Anleitung älterer Individuen ausführen oder nicht. Auf diesem Wege ist festgestellt worden, daß der Nestbau der Vögel rein instinktiv geschieht; denn Vögel, die nie ein Nest sahen und auch in ihrer Jugend niemals sich in einem solchen befanden, verfertigten dasselbe doch zur rechten Zeit in der für die betreffende Spezies charakteristischen Ausbildung. Die Konstante überwiegt hier also erheblich die Variable; die letztere findet nur darin ihren Ausdruck, wie der Vogel im Einzelfalle den Nistplatz aussucht, wie er mit koordinierten und zweckmäßigen Körperbewegungen den Halm oder Ast ergreift, wie er in der Luft die vorüberschwebende Feder hascht, und auf welche Weise er all diese Materialien situationsgemäß dem Bauwerk einfügt. Die Variable kommt auch darin zur Geltung, daß der ältere Vogel kunstvoller baut als der jüngere; hier spielt also Übung eine Rolle.

Der Gesang des Vogels ist eine Tätigkeit, bei welcher die Variable stärker mitspricht als beim Nestbau. Wie jeder Vogelzüchter weiß, muß der junge Sänger (Kanarienvogel, Buchfink usw.) einen gutsingenden älteren Vogel als Lehrmeister haben; denn durch einen schlechtsingenden wird er verdorben, und von sich aus kommt das Tier über eine Stümperei nicht hinaus. Den Trieb zum Singen hat der Vogel also ererbt; wie er singt, ist dagegen traditionell.

Bei den Insekten, und speziell bei den staatenbildenden Formen, sehen wir, daß fast jede Tätigkeit instinktmäßig und sehr weniges traditionell normiert ist. Umgekehrt beim Menschen: Hier muß so gut wie alles erlernt und geübt werden, und fast nichts (wie etwa das Saugen des Neugeborenen, die Ausübung des Geschlechtsaktes beim Erwachsenen) ist ohne Erfahrung gegeben. Überhaupt kann man sagen, daß vieles, was beim Menschen traditionell geregelt ist, bei den Tieren instinktiv geschieht. Dies ist es, was für uns Menschen das Verständnis vieler tierischen Handlungen so schwierig macht.

Nun darf man aber deshalb nicht glauben, daß beim Menschen die Tradition alles und das auf die innere Organisation basierte

Triebleben nichts wäre. Im Gegenteil; was beim Menschen nicht irgendwie im Instinktiven, Triebhaften verankert ist, kann keine Macht der Welt bei ihm hervorzaubern. Die von früheren Philosophen angenommenen „eingeborenen Ideen" existieren zwar beim Menschen nicht; aber andererseits würde es ja nie unter Menschen zu einer Verständigung auch nur über die einfachsten Dinge kommen können, wenn nicht in ihrer psychischen Organisation doch schon eine allgemeine Basis für die aufzufassenden Ideen gegeben wäre. Man beginge also einen großen Irrtum, wenn man glaubte, die menschlichen Institutionen wie Staat, Religion, Ehe usw. seien rein das Produkt des „Zufalls" oder der „Willkür", irgendwo und irgendwann aus dem Augenblick geboren und dann als überflüssiger Ballast nach dem Gesetz der Trägheit oder zum Nutzen weniger aus Böswilligkeit durch die Jahrhunderte weitergeschleppt. Wären diese Einrichtungen nicht gegründet auf die gesamte innere Organisation des Menschen, seine gesamte Instinkt- und Triebwelt, dann wären sie längst wie eine beliebige Modetorheit verschwunden. Daß sie, wenn auch in wechselnder äußerer Einkleidung, sich bis heute forterhalten haben, ist der beste Beweis für ihre Naturgegebenheit. Es erschien mir nicht überflüssig, in dem Kapitel über die „Sozialbiologie des Menschen" meines eingangs zitierten Werkes über „Tiersoziologie" gerade diese Gedankengänge noch ausführlicher, als es hier geschehen kann, darzulegen.

Das Alkoholverbot in Amerika.

Von

Anton Delbrück, Bremen.

Den Alkoholgegnern ist es seit langem wohl bekannt, daß es Alkoholverbote gibt, sei es in Form des Staatsverbotes in verschiedenen nordamerikanischen Staaten und neuerdings in Finnland, Island, Grönland oder als Halbverbot in Norwegen, sei es in Form des Gemeindeverbots in Nordamerika und Norwegen. Aber bis zum Kriege ging die Meinung doch allgemein — jedenfalls bei uns in Europa — dahin, daß diese Verbotsgesetze ihren Zweck wohl erfüllen in kleinen Staaten, vor allem in dünnbesiedelten Gebieten mit vorwiegend landwirtschaftlicher Bevölkerung, daß sie aber versagt hätten bei der Industriebevölkerung der Städte. Und nun überraschte uns Amerika im Krieg mit seinem Bundesverbot — Amerika, einer der mächtigsten Staaten der Welt mit 110000000 Bevölkerung, die Schmoller geradezu als Großstadtbevölkerung bezeichnet hat. Und so widersprechend die Urteile darüber auch lauten, das Gesetz besteht vorläufig zu Recht. Die Folge davon ist, daß die Alkoholgegner aller zivilisierten Länder jetzt ihrerseits ein Alkoholverbot anstreben und daß die radikalen unter ihnen schon für 1930 ein Weltverbot fordern und erwarten. Aber auch manche nicht eigentlich alkoholgegnerisch eingestellten Leute denken jetzt bei uns in Deutschland an ein Alkoholverbot als Notgesetz zur Linderung unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen und besonders unserer Ernährungsmittelnot. Die Frage wird so viel erörtert, daß der Simplizissimus im April 1923 eine ganze Propagandanummer über „die Trockenlegung Deutschlands“ bringen konnte. Da lohnt es sich gewiß, einmal ernsthaft die Frage zu prüfen: Was ist das mit diesem Alkoholverbot in Amerika?

„Ein völliger Fehlschlag, eine Groteske, wie sie nur in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten vorkommen kann, ein Gesetz, von einer Zufallsmehrheit geschaffen, um von der nächsten Zufallsmehrheit wieder über den Haufen geworfen zu werden!" Das ist die in Deutschland landläufige Antwort auf jene Frage. Das amerikanische Alkoholverbot ist aber nicht ein Gesetz wie andere auch, sondern ein nationales Verbot, das in der Verfassung verankert ist. Diese Verfassung stammt aus dem Jahre 1789. Während der ersten 100 Jahre ihres Bestehens wurden 700 Anträge auf Änderung der Verfassung gestellt und nur 15 davon angenommen[1]). Dieses Verhältnis ist wohl seither im wesentlichen dasselbe geblieben und das 18. Amendment der Verfassung vom Jahre 1920 ist das Alkoholverbot. Zum Zustandekommen des Gesetzes bedurfte es einer $^2/_3$ Mehrheit sowohl im Repräsentantenhaus wie im Senat und nach Annahme in den gesetzgebenden Körperschaften mußte es in $^3/_4$ der 48 Staaten der Union ratifiziert werden, wozu wiederum $^2/_3$ Mehrheit je in den beiden Häusern der Einzelstaaten notwendig war. Wäre es den Verbotsgegnern — die selbstverständlich alles in Bewegung setzten, um das Gesetz nicht zustande kommen zu lassen — gelungen in nur 13 von den 96 Einzelparlamenten (allerdings in verschiedenen Staaten) nur $^1/_3$ Stimmen für ihre Meinung zu gewinnen, so hätten sie das Gesetz zu Falle bringen können. Es war aber bereits nach einem Jahr von 37 Einzelstaaten ratifiziert, denen in kurzer Zeit noch weitere 8 und neuerdings ein 9. folgten, so daß jetzt nur noch 2 Staaten es nicht ratifiziert haben und als Staat oppositionell eingestellt sind. Zur Abschaffung dieses Gesetzes bedürfte es wieder des gleichen eben skizzierten Mechanismus, und so ist es nicht wahrscheinlich, daß das Gesetz so bald abgeschafft wird. Da fragt man sich zunächst, wie sind diese großen Majoritäten, mit denen es zustande kam, zu erklären.

Die erste Frage, ob die Trunksucht in Amerika eine besonders intensive war oder ist, darf man nicht mit ja o d e r nein, sondern muß sie mit ja u n d nein beantworten. Als die Bewegung gegen den Alkoholismus in Amerika am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte, herrschte dort eine intensive Trunksucht. Die Neu-England-Staaten fabrizierten aus Zuckerrohrmelasse, die sie aus Westindien bezogen, in großer Menge Rum, den sie namentlich auch nach Afrika

[1]) Ich folge in diesen und anderen Angaben sowie in manchen Gedankengängen M a r t h a K ü p p e r s b u s c h: „Das Alkoholverbot in Amerika." München u. Leipzig, 1923. 223 S.

verkauften, um dafür Neger einzuhandeln, die sie als Sklaven an die Plantagenbesitzer der Südstaaten lieferten. Bei diesem ausgedehnten Geschäft ergab sich das Volk allgemein der Trunksucht und das wohl um so leichter, als man sich der großen Gefahr für die Gesamtheit des Volkes infolge der hier zuerst auftretenden Massenfabrikation von Branntwein noch nicht so recht bewußt geworden war. So dürfte es zu erklären sein, daß eine Schrift über die Trunksucht, von einem Arzt, Benjamin Rush, die im Jahre 1785 erschien, derartig als Alarmsignal wirkte, daß man die ganze moderne Bewegung gegen den Alkoholismus, nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa noch heute allgemein mit diesem Termin beginnen läßt. Rudolf[1]) sagt, den puritanischen Kaufherren habe mit einemmal mächtig das Gewissen geschlagen wegen des Sklaven- und Branntweinhandels und die nunmehr einsetzende Bewegung gegen den Alkoholismus, die ganz unmittelbar auch diejenige in den europäischen Staaten beeinflußte, hat dann zu einem ganz erheblichen Rückgang des Alkoholverbrauches geführt, vollends nachdem man im Jahr 1826 zur Forderung der Enthaltsamkeit übergegangen war. Dabei ist nun aber zu berücksichtigen, daß man damals unter Enthaltsamkeit nur solche von Branntwein verstand, während man Wein und Bier, die aber in Amerika zu jener Zeit überhaupt keine Rolle spielten, für harmlose oder gar bekömmliche Getränke hielt. Infolge der ungeheuren Entwicklung der Technik und der Verkehrsverhältnisse hat sich dann aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Brauerei überall zur Großindustrie entwickelt und damit auch das Bier zu einer allgemeinen Gefahr für die Volksgesundheit gemacht. Die Folge der Verschiebung dieser Verhältnisse in Amerika war die, daß der Gesamtverbrauch von Alkohol in beiden Getränken pro Kopf berechnet, bis etwa zum Jahre 1880 ständig sank, nun aber wieder zu immer bedrohlicherer Höhe anstieg und zwar im wesentlichen nur infolge des Bierverbrauchs, während der bis dahin stetig fallende Branntweinverbrauch sich seitdem auf einer verhältnismäßig niedrigen und erträglichen Höhe hielt. Dieser ständig zunehmende Bierverbrauch mag also einen neuen Anstoß für die neuere Verbotsbewegung in Amerika abgegeben haben, wie sie denn auch in Europa am Ende des Jahrhunderts den Alkoholgegnern Veranlassung gab, von der Forderung der (Branntwein-)Enthaltsamkeit

---

[1]) Fritz Rudolf: „Die Prohibition in Amerika.“ Internat. Monatsschrift zur Erforschung d. Alkoholismus u. Bekämpfung der Trinksitten. 1911 u. 1912.

zu derjenigen der Totalenthaltsamkeit überzugehen. — Ein weiteres Moment scheint die Unmäßigkeit unter der schwarzen Bevölkerung der Südstaaten abgegeben zu haben. Solange die Neger Sklaven waren, hatte niemand ein Interesse daran, sie mit Alkohol vollzupumpen. Nach Abschaffung der Sklaverei verfielen sie, wie die meisten unzivilisierten Völker, um so mehr der Versuchung der Trunksucht, als gewissenlose weiße Unternehmer ein Interesse daran hatten, die schwarzen nunmehr freien Arbeiter durch den Branntwein in Abhängigkeit zu erhalten [1]. Jedenfalls nahm die Trunksucht und die daraus resultierende Kriminalität bei der schwarzen Bevölkerung der Südstaaten derartig zu, daß man allgemein radikale Abwehrmaßnahmen verlangte und damit setzte dann die neueste Verbotsbewegung am Anfang dieses Jahrhunderts in den Südstaaten ein, von denen einer nach dem andern ein Staatsverbot einführte, nachdem die Stimmberechtigung der Neger in der bekannten Weise durch die Forderung der Fähigkeit zu lesen und der Kenntnis der Verfassung beschränkt, und damit ihre Majorität, die sie in verschiedenen Staaten hatten, gebrochen war. Rudolf berichtet, daß man bei diesen Staatsverboten von vornherein die Absicht gehabt habe, sie nur gegenüber der schwarzen Bevölkerung gewissenhaft durchzuführen. Bei der strengen Trennung der beiden Rassen, in der sie in den Südstaaten leben, ist es ja wohl leicht möglich, ein derartiges Gesetz für die schwarze strenger als für die weiße Bevölkerung durchzuführen und die Möglichkeit dieses Ventils für die strenge Durchführung der Gesetze soll nach Rudolf eine wesentliche Vorbedingung für ihr Zustandekommen gewesen sein. Jedenfalls war Anfang dieses Jahrhunderts unter der schwarzen Bevölkerung wiederum die Trunksucht weitverbreitet, was die Stimmung für strenge gesetzliche Maßnahmen wesentlich begünstigte. — Ganz neuerdings wird auch angeführt, daß die Hochkonjunktur in der Union während des Krieges die Unmäßigkeit der Bevölkerung allgemein derartig gefördert habe, daß auch dieses Moment wiederum die Prohibition begünstigt habe.

Aber abgesehen von dieser wenigstens zum Teil zeitlich und örtlich beschränkten Unmäßigkeit waren doch — wie schon erwähnt — die Erfolge der alkoholgegnerischen Tätigkeit in Amerika sehr erhebliche. Breite Schichten des eingesessenen amerikanischen Volkes

[1] In Südafrika wußte Cecil Rhodes durch gesetzliche Maßnahmen den Alkohol von den Negern fern zu halten, vgl. G. v. Schulze-Gaevernitz: „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts.“ Leipzig, 1906.



lebten schon im vorigen Jahrhundert so gut wie abstinent und das um so mehr, als sich dort eine für uns ganz unbekannte Trennung im Betrieb der Wirtschaften in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzogen hat, indem alkoholische Getränke in Gasthäusern und Speisewirtschaften viel weniger verzehrt werden als in den ausschließlich auf Whisky- und neuerdings auf Biergenuß beschränkten sogenannten Saloons, in denen Whisky und Bier im wesentlichen stehend in großen Mengen genossen werden. Das „Biertrinken nach deutscher Manier“, wie man es in Skandinavien nennt, die Biergärten, die Bierkonzerte, die Bierrestaurants, die der Deutsche wegen ihrer behaglichen Geselligkeit mit Weib und Kind zu besuchen pflegt, sind im allgemeinen in Amerika unbekannt oder doch erst neuerdings in einigen Großstädten eingeführt. Frauen oder Kinder in diese Saloons mitzunehmen erscheint dem Amerikaner undenkbar. Dazu kommt, daß diese Saloons mit ihrem unmäßigen Alkoholgenuß, ganz abgesehen von sonstigen Übelständen, in Amerika besonders Heimstätten politischer Korruption geworden sind, so daß die Erbitterung über diese wiederum die alkoholgegnerischen Bestrebungen förderte. Rudolf berichtet, daß sich manche Staats- und vor allem auch Gemeindeverbote in den Städten vielfach ganz besonders gegen die Saloons mit ihrer politischen Korruption richteten — vielleicht geradezu mehr die letztere als die Trunksucht treffen wollten.

Wenn so in Amerika der Alkoholgenuß sich in ganz anderer Weise sozusagen gesellschaftlich in Inseln konzentrierte als es bei uns in Deutschland der Fall ist, so macht man sich wohl überhaupt, wenn man von der Abnahme des Alkoholkonsums der Bevölkerung pro Jahr und Kopf in diesem oder jenem Lande liest, in gewissem Sinne eine falsche Vorstellung. Man ist geneigt, diese Abnahme mehr oder weniger auf die Gesamtbevölkerung zu verteilen. Der Vorgang dürfte aber im allgemeinen doch der sein, daß nicht nur die Zahl der Abstinenten, sondern auch diejenige der sehr Mäßigen, Beinahe-Abstinenten in sehr erheblichem Maße zu-, die der Trinker aber nicht in dem Maße abnimmt, als man nach dem Gesamtverbrauch des Volkes annehmen möchte. Die Trunksucht ist eine sehr hartnäckige, schwer heilbare Krankheit und diejenigen, die einmal von ihr befallen sind, werden so leicht nicht davon kuriert, solange überhaupt noch alkoholische Getränke auf irgendeine Art erreichbar sind. Das ist ein Gesichtspunkt, den man bei allen diesen Fragen meines Erachtens nicht genügend berücksichtigt. In Amerika sind schon seit langem große Landstriche in den Farmerstaaten trocken gelegt,

auch manche Bevölkerungsschichten in dem Grade mäßig oder abstinent, daß z. B. der Austauschprofessor Rauschenbusch,[1]) als er vor dem Kriege seine halbwüchsigen Kinder mit nach Deutschland brachte, diese darüber belehren mußte, daß sie hier in Deutschland etwas sehen würden, was ihnen in Amerika unbekannt geblieben war, nämlich daß es achtbare Christenmenschen gibt, die Bier und Wein trinken. Wenn man sich das alles vergegenwärtigt, so erhellt daraus, daß es für einen großen Teil des amerikanischen Volkes nichts Neues, sondern nur die gesetzliche Festlegung eines den geborenen Amerikanern bereits gewohnten Gebrauches war, wenn sie für das Alkoholverbot stimmten. Man sieht also, daß schon allein hinsichtlich des zu bekämpfenden Übels die Verhältnisse in Amerika ganz anders lagen und liegen als bei uns.

Und nun einige Worte über diejenigen Kräfte, die im Kampfe gegen den Alkohol in Amerika besonders wirksam waren und dort eine jede ihr besonderes Gesicht zeigen: Die Kirche, die Frauen, die Schule und die Wissenschaft.

Die Kirche hat von Anfang an die Temperenz mit solchem Nachdruck vertreten und ist in dem Maße die Trägerin des ganzen Kampfes bis auf den heutigen Tag gewesen, daß Organisation und Kampfesmethoden, die die Alkoholgegner in Europa im wesentlichen von Amerika und England (in Deutschland in den letzten Jahrzehnten vielleicht mehr indirekt über Skandinavien) übernommen haben, noch heute auch in Europa vielfach einen ausgesprochen kirchlichen Charakter tragen und sich davon erst in neuerer Zeit in einer den anderen Verhältnissen angepaßten Form frei gemacht haben. Denn die Kirche oder richtiger die Kirchen spielen in Amerika eine andere Rolle und üben einen viel größeren Einfluß aus als bei uns. Die einzelnen amerikanischen Kirchen sind im wesentlichen entstanden und gegründet zu einer Zeit, wo in England die großen Religionskämpfe ausgefochten wurden, und die Bekenner der einzelnen Sekten auswanderten, um Freiheit für ihre Religionsübung im neuen Vaterlande zu finden. Der Stamm dieser Kirchen repräsentiert also sowohl hinsichtlich der Rasse, wie hinsichtlich ihrer Tradition einen besonders wertvollen und einflußreichen Teil des amerikanischen Volkes und der Macht der einzelnen Kirchengemeinschaften — so fremdartig uns manche Gebräuche anmuten mögen, wie zum Beispiel das Hinaus-

[1]) W. Rauschenbusch: „Deutsche Trinksitten in amerikanischer Beleuchtung." Rede vor dem evangelisch-sozialen Kongreß 1908.

tragen der Religionsübungen auf die Straße bei der Heilsarmee — auf den Einzelnen dürfte in Amerika insofern um so mehr von Bedeutung sein, als andere Bindungen, wie die durch Standesvorurteile im alten Europa dort wegfallen. Religion ist zwar Privatsache in den Vereinigten Staaten, aber wer sich einmal einer kirchlichen Gemeinschaft anschließt, achtet ihre Forderungen viel mehr als bei uns und wenn man nun liest, daß annähernd die Hälfte der amerikanischen Bürger und wie gesagt vielleicht der bessere Teil — in Kirchen organisiert sind, so kann man sich annähernd ein Bild davon machen, welchen Einfluß die Kirchen, die nach und nach alle die Verbotsforderung aufnahmen, auf das Zustandekommen des Gesetzes gehabt haben.

Zweitens sind nun für den Kampf in Amerika mit besonderem Nachdruck die Frauen eingetreten. Die Womens Christian Temperance Union, die sich später zu einem Weltbund erweitert hat, feierte im Jahre 1923 ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Diese Frauen, die auch ihrerseits auf streng kirchlichem Standpunkt stehen, waren aber leichter für den Kampf zu gewinnen, und mußten eine größere Wirkung ausüben, als sie es bei uns in Deutschland tun würden. Ich sagte vorhin schon, daß die Frauen selbst in viel geringerem Maße als die deutschen Frauen an der Trinksitte beteiligt sind und sich insofern viel leichter für alle Prohibitivmaßregeln gewinnen ließen. Aber die Frau erfreut sich auch in Amerika bekanntlich einer größeren Achtung bei der Männerwelt als bei uns. Die „Vorzugsstellung der Frau, von der man in Europa immer redet, hat sie tatsächlich in Amerika", schrieb mir kürzlich ein Bekannter, der nach drüben gegangen ist. Die Männer konzentrieren sich mehr als in Europa auf die eigentliche Berufstätigkeit; und überlassen die Pflege geistiger und ethischer Momente den Frauen [1]). So mußte deren Eintreten für den Prohibitionsgedanken in Amerika auch von besonderer Bedeutung sein.

Und nun die Schule: Auch bei uns in Deutschland fordert man einen intensiven Schulunterricht über die Bedeutung und die Gefahren des Alkoholismus. — Rudolf meint, daß das Unterrichtsmaterial über die Alkoholfrage in Amerika einseitiger und dürftiger als das unsrige sei, aber trotzdem dürfte das Eintreten der Schule für den Prohibitionsgedanken, das besonders der energischen Forderung der Frauen zu verdanken ist, ein wirksameres sein, als es bei uns sein würde, wenn wir einen Alkoholunterricht hätten. Die Schule ist eines der In-

[1]) Zur Stellung der amerikanischen Frau und zum Charakter der amerikanischen Schule vgl. auch Hans Goslar: „Amerika 1922". Berlin, 1922.

strumente, mit der es dem Amerikaner gelingt, die zahllosen äußerst heterogenen Einwandererelemente schon in der zweiten Generation zu einer neuen einheitlichen Nation zusammenzuschweißen. Ihre Hauptmittel sind dabei der Unterricht in der englischen Sprache und in der amerikanischen Verfassung und die Begeisterung für diese und für Amerika, die das ganze amerikanische Volk beseelt, wird in der Schule in dem Maße den Kindern eingeimpft, daß sie vielfach zu Beginn des Tageslaufes das Sternenbanner grüßen müssen. Bei uns in Europa pflegen wir von dem Land unserer Väter zu reden. Die amerikanischen Einwanderer, die dem alten Europa unzufrieden den Rücken gewendet haben, betrachten Amerika als das Land ihrer Kinder, in dem diese einer besseren Zukunft entgegengehen. Wie man bei uns in christlichen Hospizen wohl eine Bibel auf den Zimmern liegend findet, so in amerikanischen Hotels vielfach neben der Bibel die amerikanische Verfassung. Nun vergegenwärtige man sich, welchen Einfluß es haben muß, wenn man den Kindern in der Schule mit der Begeisterung für das glückliche Amerika für ihre Zukunft den Gedanken einimpft, daß die Nüchternheit zu den Tugenden des rechten Amerikaners gehöre. Und nun die Lehrer! Ein wesentlicher Unterschied der amerikanischen Schule von der unsrigen ist noch der, daß die Lehrkräfte der Schulen in überwiegendem Prozentsatz, bis zu drei Viertel weibliche sind. Wieviel leichter war es, einen solchen Lehrkörper für den Prohibitionsgedanken zu gewinnen als bei uns. Vergegenwärtigt man sich nun, daß in manchen Prohibitionsstaaten von Amerika die jetzt lebende und politisch tätige Generation schon in der geschilderten Weise in der Schule mit den Prohibitionsgedanken aufgewachsen ist, so versteht man wiederum leichter, woher die Majorität für das Verbotsgesetz gekommen ist.

Und nun endlich die Wissenschaft: Diese wird vielleicht in Amerika nicht in dem Maße gepflegt und geschätzt wie bei uns. Aber auf dem Gebiete der Alkoholfrage liegt die Sache anders. Die amerikanischen Alkoholgegner haben den Deutschen früher immer gesagt, wir haben Euch die Formen der Kampforganisation gegeben und Ihr Deutschen habt uns die Waffen der Wissenschaft geschmiedet. Unter diesen Ergebnissen deutscher Wissenschaft ist besonders eins von großer praktischer und deshalb von besonderer Bedeutung für Amerika. Nach den psychologischen Experimenten Kräpelins und seiner Schule kann es keinem Zweifel unterliegen, daß schon der Genuß mäßiger Alkoholdosen die Arbeitsfähigkeit herabsetzt und zwar die Arbeitsfähigkeit sowohl des Kopfarbeiters wie des Handarbeiters —

denn jede praktische Handarbeit ist bis zu einem gewissen Grade (in bezug auf die Innervation der verschieden Muskelgruppen) Kopfarbeit. Diese Erkenntnis mußte nun in Amerika, dem Heimatlande des Taylorismus und der wissenschaftlichen Betriebsleitung, wo die praktische experimentelle Psychologie zuerst in größerem Maße eingeführt und ausgebaut wurde, ganz besonderen Eindruck machen. Und wenn wir bisher von der Empfänglichkeit der Frauen und Kinder für den Prohibitionsgedanken gesprochen haben, so handelt es sich hier um einen Gesichtspunkt, der vor allem bei der Männerwelt mit ihrer geradezu fanatischen Begeisterung für Beruf und Arbeit seine Wirkung nicht verfehlen konnte. So wird es verständlich, wie viele der führenden Männer der Industrie und Geschäftswelt sagen konnten und noch sagen: Alkoholgenuß setzt die Arbeitsfähigkeit herab, also treten wir für das Verbotsgesetz ein.

Und nun zur Geschichte der Gesetzgebung im besonderen folgendes:

In Deutschland meint man vielfach, in Amerika handele es sich jetzt bei dem Alkoholverbot um ein neues Experiment und in einem Bericht, den die „Woche“ im Sommer 1924 über das Thema brachte, wird erzählt, die ganze Bewegung, die jetzt zu dem Verbot geführt habe, hätte vor 15 Jahren ihren Anfang genommen. Das ist nun ein schwerer Irrtum. Amerika hat bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Stadium der Experimente mit dem Staatsverbot durchgemacht. Nachdem — wie erwähnt — vor etwa 100 Jahren die Forderung der Enthaltsamkeit aufgekommen war, zog man daraus sehr bald die theoretisch richfige letzte Konsequenz der Forderung des Staatsverbots und schon im fünften Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts — zu der Zeit, in der wir in Deutschland unsere erste (Branntwein-) Enthaltsamkeitsbewegung hatten — versuchten es vier Staaten mit einem Verbotsgesetz. Ganz besonders aber blühte die ganze Bewegung im 6. Jahrzehnt, in dem von den damals 31 Staaten der Union 16 einen Versuch mit der Staatsprohibition machten. Damals ging es so, wie es jetzt immer die Prohibitionsgegner erhoffen: Die in ihren Einzelheiten verschiedenen Gesetze wurden eingeführt, abgeschafft, zum Teil wieder eingeführt und so hat auch das Musterbeispiel der Gesetzgebung, der Staat Maine, nach mehrjährigem Bestehen einige Jahre damit pausiert, dann aber das Gesetz bis auf den heutigen Tag behalten und schließlich sogar in der Verfassung verankert. Im allgemeinen aber hatten die damaligen Staatsverbote keinen rechten Bestand und wurden im wesentlichen schon in den

60er Jahren wieder abgeschafft. Als Ursachen für diesen Mißerfolg werden verschiedene angegeben, die wohl alle mehr oder weniger mitgewirkt haben mögen. Erstlich mal lenkte das Interesse für die Abschaffung der Sklaverei und den darum entbrennenden Bürgerkrieg die Aufmerksamkeit von der Prohibitionsbewegung ab und das in dem Grade, daß die gesamte alkoholgegnerische Bewegung in jener Zeit wesentlich abflaute und zum Teil als fanatische Übertreibung schon für abgetan erklärt wurde. Zweitens litten die Staaten unter dem Bürgerkrieg wirtschaftlich erheblich. Man mußte sich nach neuen Steuerquellen umsehen und verfiel dabei auf die alkoholischen Getränke. Auch Abraham Lincoln, der Held der Abschaffung der Sklaverei, der grundsätzlich sich auch für den Prohibitionsgedanken begeisterte, gab schließlich doch — dem Druck der momentanen Lage nachgebend — seine Einwilligung zur Besteuerung, die von manchen Seiten als besonders zweckmäßig gepriesen wurde, vollends als man Anfangs der 80er Jahre zu sehr hohen Steuern, „High License“ überging. Diese Steuergesetze wurden merkwürdiger- und charakteristischerweise namentlich vom Alkoholgewerbe mit Begeisterung unterstützt. Unter dem Druck der alkoholgegnerischen Bewegung war es in ziemlich üblen Ruf geraten und ergriff nun mit Freuden die Gelegenheit, sich als staatserhaltende Macht moralisch zu rehabilitieren; sogar vor dem Grundsatz der hohen Besteuerung schreckte das Alkoholgewerbe deshalb nicht zurück. Tatsächlich aber führte dieser Grundsatz zu neuer Korruption, indem neben den hochbesteuerten konzessionierten, viele verbotene nicht konzessionierte Saloons entstanden, die sich der hohen Besteuerung entziehen wollten. So wogte der Kampf der Meinungen für Prohibition und High License in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf und ab; im wesentlichen aber unterlag der Gedanke des Staatsverbotes (nach einem erneuten mißglückten Versuch in den 80er Jahren) am Ende des Jahrhunderts, so daß es 1893 nur noch 6, und 1903 nur noch 3 Staaten mit Staatsverbot gab.

Drittens wird als Ursache dieses Mißerfolges noch angeführt, daß das Volk für den Gedanken noch nicht reif gewesen sei und endlich mag auch die allmählich einsetzende Industrialisierung und das Wachstum der Städte bei massenhafter europäischer Einwanderung zu dem Mißerfolg mit beigetragen haben. Auch unter den Alkoholgegnern verlor der Prohibitionsgedanke immer mehr an Sympathie, obwohl er immer von einem gewissen kleinen Teil unter ihnen hochgehalten wurde, der die Forderung als politisches Programm auf-

stellte und mit der Bildung einer besonderen Partei der Prohibition Party im Kampf der großen Parteien sich bemühte, eventuell den Ausschlag zu geben.

Die Bedeutung der Prohibition Party und ihr Einfluß auf das endliche Zustandekommen des Gesetzes ist schwer einzuschätzen. Gegründet wurde sie 1869, also zu einer Zeit, als die Stimmung für Verbotsgesetzgebungen bereits wesentlich abgeflaut war. Sie hat auch verhaltnismäßig immer nur wenig Stimmen zu gewinnen vermocht, in maximo einmal 250000 gegenüber Millionen der demokratischen und republikanischen Kandidaten. Die beiden großen Parteien haben nie bestimmt für oder gegen das Verbot Stellung genommen, wenngleich vorübergehend die republikanische Partei wohl mehr für, die demokratische aber eher gegen den Gedanken eingenommen war. Jedenfalls muß hervorgehoben werden, daß das 18. Amendment der Verfassung von Anhängern beider Parteien, der republikanischen wie der demokratischen angenommen wurde; und die Zahl der Prohibitionisten ist bei den seitherigen drei Neuwahlen im wesentlichen immer dieselbe in den Parlamenten geblieben. Das würde ja aber nicht ausschließen, daß die Prohibition Party doch einen erheblichen propagandistischen Einfluß ausgeübt hat [1]).

Unabhängig und in einem gewissen Gegensatz zu dieser Strömung der öffentlichen Meinung gewann nun aber die alkoholgegnerische Bewegung — zum Teil unter dem Druck der Zunahme des Biergenusses — neue Förderung und neue Ziele. Neben Staatsverbot und hoher Besteuerung versuchten es nämlich viele Staaten mit Gemeindebestimmungsrecht und Gemeindeverbot. Diese Bewegung hat in den letzten Jahrzehnten ständig an Einfluß und Macht gewonnen, vollends nachdem 1893 die Anti-Saloon-League, hauptsächlich von kirchlichen Kreisen gefördert, gegründet wurde, die grundsätzlich den Gedanken des Staatsverbotes und seine politische Forderung zurückstellte und nur die Saloons als solche bekämpfte. Daß diese Bestrebungen eine mächtige Förderung durch die Bekämpfung der politischen Korruption in den Saloons fand, wurde bereits erwähnt und vielleicht darf man sagen, daß von 1893 ab unter Führung der Anti-Saloon-League der Verbotsgedanke ständig angewachsen ist, obwohl man ihn grundsätzlich nur als fernes ideales Ziel im Auge behielt, vorläufig aber, als noch nicht reif, nur für eine ferne Zukunft ins Auge faßte. (Schluß folgt.)

[1]) Vgl. hierzu Dr. R. Hercod: „Die Prohibition in den Vereinigten Staaten." Lausanne, 1924.

Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft
(auf den Trobriand-Inseln, östlich von Neu-Guinea, Südsee).

Von

B. Malinowski[1]).

I.

Auf den östlich Neu-Guinea vorgelagerten Trobriand-Inseln spielt die Frau eine große Rolle im Gemeinschaftsleben der Eingeborenen. Es handelt sich um eine mutterrechtliche Gesellschaft, und zwar um eine solche konsequent durchgeführten Mutterrechtes, in der die Verwandtschaft nach der Abstammung von der Mutter berechnet wird, während der Schutz ihrer Familie ihrem Bruder zufällt (bei nicht konsequent durchgeführtem Mutterrecht fällt der Schutz der Familie der Frau ihrem Gatten zu). Das konsequente Mutterrecht kann dahin formuliert werden, daß die Frau die Abstammungslinie fortsetzt, die Männer aus der weiblichen Linie sie aber in jeder Generation repräsentieren, oder mit anderen Worten, daß Macht und Vertretung einer Familie in den Männern einer jeden Generation zum Ausdruck kommt, während die Frau durch die physiologische Fortpflanzung alle diese Funktionen weiter trägt.

Aus diesen Grundsätzen der Gesellschaftsorganisation folgt, daß jedes Geschlecht seine besondere Bedeutung für die Familie hat. Bei der Erörterung der Abstammungsfrage mit den Eingeborenen brachten diese ihre Auskünfte über die Fortsetzung der Abstammungslinie beständig mit der Zahl der dabei in Betracht kommenden Frauen in Verbindung.

---

[1]) Verf. hat über sechs Jahre auf den Trobriand-Inseln und in Australien verbracht und ist in eingehender Weise dem Leben der Bewohner nachgegangen. Seine Hauptergebnisse sind in dem Werk: „Argonauts of the Western Pacific“, London, Routledge & Sons, 1922 niedergelegt [Der Herausgeber].

Besonders bei Sippen von hohem Rang, wie z. B. der des *Tabalu* von *Omarakana*, wurde eine möglichst große Zahl von Frauen für gut und wichtig gehalten. Daß der Tabalu-Sippe selbst nur zwei Frauen angehörten, während mehr männliche Mitglieder da waren, wurde eingestandenermaßen als ein schwacher Punkt empfunden, und jeder *Tabalu*-Gewährsmann war freiwillig mit der Behauptung bei der Hand, daß es in der jüngeren Linie in *Olivilevy*, einem Dorf, das die *Tabalu* im Süden der Insel beherrschten, eine größere Anzahl Frauen gebe. Ein Mann verbreitete sich oft, wenn er von seinen Verwandten sprach, über die für die Nachkommenschaft so wichtige Zahl seiner Schwestern und ihrer weiblichen Kinder. Mädchen sind deshalb bei der Geburt mindestens ebenso willkommen wie Knaben und die Eltern wenden Knaben und Mädchen während der Aufzucht das gleiche Interesse zu. Gänzlich fern liegt diesen Leuten natürlich der Gedanke, weibliche Nachkommen gleich bei der Geburt etwa zu beseitigen (eine bei Naturvölkern nicht selten geübte Gewohnheit).

Der allgemeine Grundsatz der Fortpflanzung der Familienrechte durch die Frauen und der Ausübung aller dieser Rechte durch die Männer der weiblichen Linie, soll nun in seinen konkreten Einzelheiten untersucht werden. Unter den Trobriand-Insulanern ist der Gedanke sozialerRanggliederung stark entwickelt. Die Schichtenangehörigkeit wird durch die Geburt erlangt und die Art, in welcher der Rang in Beziehung zu Männern und Frauen gesetzt wird, zeigt deutlich die Tragweite jenes allgemeinen Grundsatzes.

Der Rang ist mit bestimmten erblichen Gruppen totemistischer Natur verknüpft, die hier als Subklans oder Großfamilien oder Sippen bezeichnet werden sollen. Jede Sippe hat einen bestimmten Rang inne, der ihr den Anspruch gibt, höher zu stehen als gewisse andere Sippen, oder auch entsprechend tiefer eingereiht zu werden. Es lassen sich etwa fünf bis sechs Hauptkategorien der Rangstufen unterscheiden, unter denen sich zum Teil nur geringe Unterschiede geltend machen. Der Klarheit halber soll hier nur die Sippe von *Tabalu*, dem höchsten Rang, mit den niedrigeren Stufen verglichen werden.

Jede Dorfgemeinde gehört einer Sippe an, und der älteste Mann des Dorfes ist das Dorfoberhaupt. Ist die Sippe von höchstem Rang, so übt dieser Dorfalte seine Oberherrschaft nicht nur über sein Dorf aus, sondern auch über Nachbardörfer, die von Sippen niedrigeren Ranges innerhalb eines bestimmten Bereiches bewohnt werden. Man kann ihn in diesem Fall als „Oberhäuptling" bezeichnen. Der Rang bringt also einerseits soziale Auszeichnung, andererseits die

Macht der Herrschaft mit sich. Die soziale Auszeichnung kommt Männern und Frauen in gleicher Weise zu. Jede *Tabalu*-Frau erfreut sich aller persönlichen Vorrechte des Adels. Die männlichen Mitglieder des Klans behaupten vielleicht, aristokratischer zu sein (*guyau*) als eine Frau, wollen aber auch damit nichts weiter ausdrücken, als ihre männliche Überlegenheit. In allen konkreten Äußerungen über den Rang, seien sie nun traditioneller oder gesellschaftlicher Natur, werden die beiden Geschlechter gleichgestellt. Auch in der weitläufigen Mythologie, die sich auf den Ursprung der verschiedenen Sippen bezieht, figuriert immer eine Ahnfrau neben dem Mann, ihrem Bruder. In einigen Mythen erscheint sogar eine Frau als einzige Stammutter des Geschlechtes.

Einen anderen wichtigen Ausdruck des Ranges finden wir in den vielfachen Tabus, die in gleicher Weise Männer und Frauen binden. Das Tabu besteht in zahlreichen Speiseverboten, die besonders gewisse Tiere betreffen, ferner in bemerkenswerten Beschränkungen, zum Beispiel in dem Verbot, anderes Wasser zu genießen als das aus bestimmten Wasserlöchern in den Korallenfelsen. Die Tabus werden durch übernatürliche Sanktionen erzwungen und Krankheit gilt als Folge ihres Bruches, auch dann, wenn ein solcher Bruch unbeabsichtigt geschah. Die wirkliche Macht, die zum Einhalten der Tabus zwingt, ist jedoch die strenge Überzeugung von der Minderwertigkeit einer verbotenen Speise, von ihrem ekelhaften, den Esser entwürdigenden Charakter. Wenn einem Manne der *Tabalu*-Sippe etwa zugemutet wird, einen Stachelrochen oder ein Buschschwein zu genießen, so wird er unzweifelhaft Zeichen des Widerwillens zeigen. Man berichtete mir von Fällen, in denen ein Mann von Rang spie, weil er unwissentlich irgendein verbotenes Gericht gegessen hatte. Der Bewohner von *Omarakana* wird mit derselben Verachtung und Anwiderung von den Stachelrochenessern der Lagunendörfer reden, wie ein richtiger Engländer von den Frosch- und Schneckenessern in Frankreich, oder wie ein Europäer von den Schwalbennestessern und vom Genuß fauler Eier in China.

Eine Frau von Rang teilt durchaus diesen Widerwillen und auch die Gefahren einer Zuwiderhandlung gegen das Tabu. Heiratet sie etwa einen Mann von geringerem Rang, so muß sie alle Speisen, Kochgeschirre und Trinkgefäße getrennt von ihrem Manne halten, es sei denn, er befolgt sämtliche Speisetabus, die ihr auferlegt sind. In der Regel ist das letztere der Fall.

Rang ermächtigt seine Besitzer, bestimmten Schmuck zu tragen,

der als Abzeichen ihrer Würde gilt und gleichzeitig festlichem Prunk dient. So dürfen Leute höchsten Ranges einen bestimmten Muschelschmuck, nämlich die roten Spondylusschneckenscheibchen, nur an der Stirn oder am Hinterkopf tragen. Als Gürtel und Armringe dürfen diese Muscheln nur von den höchsten und zweithöchsten Ranginhabern getragen werden und ein Armband am Unterarm bezeichnet Mann oder Frau als oberste Aristokraten. Über die zahlreichen Unterschiede im persönlichen Schmuck genügt es hier zusammenfassend zu sagen, daß sie alle gleich streng von beiden Geschlechtern innegehalten werden, obgleich die Frauen den Schmuck sehr viel häufiger anlegen. Indessen werden wieder gewisse Hausverzierungen, deren Muster und Material sich nach der Rangstufe der Besitzer richtet, häufiger von Männern verwendet. Eine Frau, die einen Mann niedrigeren Ranges geheiratet hat, ist aber berechtigt, die entsprechenden Zierate auf ihrem Haus anzubringen.

Wichtig und sorgfältig ausgearbeitet sind die Achtungsbezeugungen vor Leuten von Rang. Sie beruhen auf dem Gedanken, daß ein Mann vornehmer Abstammung auch körperlich auf einer höheren Stufe stehen muß als die gewöhnlichen Leute. Bei der Anwesenheit eines Adeligen haben alle Leute niedrigeren Ranges ihr Haupt zu neigen, oder den Körper zu beugen, oder auf dem Boden niederzuhocken, je nach dem verhältnismäßigen Abstand ihres Ranges. Keiner darf in irgendeinem Fall den Kopf höher tragen als sein Häuptling. Vor dem Hause eines Oberhäuptlings ist stets eine sehr hohe Plattform errichtet, auf der er bei Stammesversammlungen zu sitzen pflegt, während das Volk sich unten frei bewegen darf. Sitzt eine Gruppe von Adligen auf dem Erdboden, so ruft ein gewöhnlicher Mann, auch wenn er in geringer Entfernung an ihnen vorbeigeht, „aufstehen". Die Adligen springen dann sofort auf ihre Füße, während der gemeine Mann gebeugt vorübergeht [1]). Dieses Zeremoniell der Ehrerbietung, so unbequem es uns auch erscheinen mag, ist tief eingewurzelt und wird nie umgangen, wie ich selbst häufig während meiner Unterhaltungen mit Adligen beobachten konnte. Auch als der Häuptling der Trobriand-Insel mit einigen seiner Leute vom englischen Bezirksamtmann in das Gefängnis gesetzt wurde und den Leuten jede Erweisung von Ehrenbezeugung gegenüber ihrem Häuptling verboten wurde, unterließen sie diese Bezeugungen nur, wenn der Amtmann persönlich anwesend war.

[1]) Ganz ähnliche Zeremonielle sind z. B. aus Yap (Karolineninsel) und aus Samoa bekannt [Der Herausgeber].

Desselben Vorrechtes erfreuen sich die Frauen von Rang. Ist eine vornehme Frau mit einem gemeinen Mann verheiratet, so muß er ihr öffentlich die ihrem Rang gebührenden Ehrenbezeugungen erweisen. Bei Stammeszusammenkünften wird ihr eine hohe Plattform errichtet, auf der sie sich niederläßt, während ihr Gatte, wie die übrigen Leute, auf dem Erdboden hockt.

Die Heiligkeit der Person des Oberhäuptlings wird hauptsächlich in seinen Kopf lokalisiert, der mit einer wahren Glorie von strengen Tabus umgeben ist. Ganz besonders geheiligte Stellen am Kopf sind Stirn und Hinterkopf, einschließlich des Nackens. Nur im Rang gleichstehende, wie die Ehefrau und einige besonders bevorrechtete Personen, dürfen zum Zwecke der Reinigung, des Haarscherens, des Schmückens und der Entlausung diese Stellen berühren. Das Gleiche gilt für die weiblichen Vertreterinnen vornehmer Sippen. Im Falle der Mischehe mit einem Mann niedrigeren Ranges, darf dieser auch während der intimsten Phasen des Ehelebens Hinterkopf, Nacken und Schultern seiner Gattin nicht berühren.

In den Mythen, bei der Beobachtung der Tabus und in den zeremoniellen Achtungsbezeugungen genießt also die Frau dieselben Rangvorrechte wie der Mann. Indessen übt sie niemals die tatsächliche Macht aus, die mit diesen Vorrechten verknüpft ist. Eine Frau ist nie das Haupt einer Sippe, kann deshalb auch nicht Oberhäuptling werden. Fehlen einer Generation die männlichen Angehörigen, so kann ich allerdings nicht sagen, was dann eintritt, weil mir keine tatsächlichen Fälle dieser Art vorgekommen sind. Eine Zwischenregierung durch eine Frau scheint mir aber nicht vereinbarlich zu sein mit dem Gedankenkreis der Trobriand-Leute. Die Hauptgrundlage der Macht des Sippenoberhauptes und Oberhäuptlings ist verbunden mit seinem Vorrecht der Vielweiberei, dem auf weiblicher Seite aber kein Recht auf Vielmännerei entspricht.

Eine Reihe anderer sozialer Funktionen, die auf Rang und Macht und der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe beruhen, werden nur durch Männer ausgeübt, während die Frauen sich des entsprechenden sozialen Ansehens, des Abglanzes, erfreuen. So gilt z. B. als Eigentümer der Kanus das Oberhaupt der Dorfgemeinde. Alle Dorfbewohner haben aber bestimmte Rechte an den Kanus. Die Frauen haben bloß „den Ruhm“ (*butura*) d. h. die Berechtigung, von den Kanus wie von ihrem Eigentum zu reden und sich dessen zu rühmen. Nur in Ausnahmefällen begleiten sie ihre Männer auf Reisen über See. Auch alle Rechte, Vorrechte und Tätigkeiten, die mit dem

Kula-Handel zusammenhängen, einem besonderen System des Austausches gewisser Wertobjekte, das man als „Handelsspiel“ bezeichnen konnte, werden nur von Männern ausgeübt[1]). Die Frau, gleichviel ob Gattin oder Schwester, wird nur gelegentlich herangezogen, erfreut sich auch hier nur „des Ruhmes“. Ebenso ist die Kriegführung ausschließlich Sache der Männer, wenn auch die Frauen Zeugen aller Vorbereitungen und Zeremonien sind und gelegentlich einen Blick nach dem Schlachtfeld werfen dürfen.

Wenn man die Rollen, die beide Geschlechter bei den Trobriandinsulanern spielen, vergleicht, so fällt auf, daß die Schwester ebenso an allem teilnimmt wie die Gattin. Die mutterrechtliche Geistesverfassung macht Bruder und Schwester zu natürlichen Ergänzungen des männlichen und weiblichen Prinzips in allen Angelegenheiten von Recht und Sitte. In den Mythen über den Ursprung der Familien tauchen Bruder und Schwester gemeinsam aus einem Erdloch auf. Der Bruder ist in allen Familienangelegenheiten der natürliche Beschützer und das Haupt des Haushalts seiner Schwester und ihrer Kinder. In der Stammessitte sind ihre gegenseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten streng geregelt und bilden, wie wir noch sehen werden, einen der wichtigsten Züge der sozialen Verfassung. Die eigentlich gegebene Intimität der persönlichen Beziehungen zwischen Bruder und Schwester wird jedoch durch eine unübersteigliche Mauer strengster Tabus unterbunden.

Da die Frau von Macht und Besitz und anderen öffentlichen Berechtigungen praktisch keinen Gebrauch machen darf, so hat sie weder einen Platz in den Stammesversammlungen, noch Stimme in den öffentlichen Beratungen, wie sie im Zusammenhang mit Gartenbau, Fischerei, Jagd, Seereisen, Krieg, Zeremoniell, Handel, Festen und Tänzen stattfinden.

II.

Andererseits gibt es gewisse Zeremonielle und Feste, bei denen auch die Frauen erheblich mitzureden und zu wirken haben. Die wichtigsten und imponierendsten Veranstaltungen dieser Art sind die Totenfeiern. Die Bewachung des Leichnams, das Gepränge von Jammer, das Begräbnis mit seinen vielerlei Riten und einer

[1]) Der *Kula*-Handel findet sich ausführlich beschrieben in den „Argonauts of the Western Pacific“, Kap. VI, Abs. 4 u. 5 bezüglich der Kanus, und Kap. XI, Abs. II, IV bezüglich der Beteiligung der Frauen am *Kula*-Handel.

langen Reihe von zeremoniellen Speiseverteilungen, alle diese Tätigkeiten beginnen unmittelbar nach dem Tode irgendeines Stammesangehörigen und werden, mit Unterbrechungen, Monate und Jahre hindurch fortgesetzt.

Bei allen diesen Betätigungen spielen die Frauen eine große Rolle und haben ihre eignen Riten und Aufgaben zu erfüllen. Bestimmte Frauen, die in einer gewissen Verwandtschaftsbeziehung zu dem Verstorbenen stehen, haben den Leichnam auf ihren Knien zu halten und zu liebkosen. Eine andere Gruppe vollführt einen bemerkenswerten Trauerritus außerhalb des Hauses, während der Leichnam in der Hütte bewacht wird. In diesem Ritus bewegt sich eine Anzahl von Frauen, reihenweise aufgestellt, einige in Paaren einandergegenüberstehend, andere einzeln, quer über die Mitte des Platzes, vorwärts und rückwärts, zu dem Rhythmus eines regelmäßigen Trauergesanges. Jede der Frauen trägt einen Gegenstand aus dem Besitze des Verstorbenen in der Hand. Derartige Reliquien spielen bei der Betrauerung eine große Rolle und werden von den Frauen noch lange nach dem Todesfall getragen. Andere Frauen aus der Verwandtschaft des Verstorbenen haben das Einwickeln des Leichnams zu besorgen und nachher Wache am Grab zu halten. Einige Hantierungen bei dem Begräbnis werden von den Männern verrichtet, insbesondere die greuliche Gewohnheit, den Leichnam aufzuschlitzen. In der langen Zeit der Betrauerung, die dem Begräbnis folgt, fällt den Frauen der Hauptteil des dramatischen Ausdrucks von Schmerz zu. Eine Witwe trauert immer länger als ein Witwer, eine Mutter länger als ein Vater und eine weibliche Verwandte länger als der männliche Verwandte gleichen Grades. Der Verteilung des Besitzes des Verstorbenen liegt der Gedanke zugrunde, daß die Sippenangehörigen die anderen Verwandten für ihre Anteilnahme an der Betrauerung bezahlen. Wesentliche Teile dieser zeremoniellen Besitzverteilung führen die Frauen aus.

Ich habe die Trauerzeremonien hier nur knapp angedeutet, um eine Vorstellung dieser Art religiös-dramatischer Entfaltung zu geben und die Rolle, die den Frauen dabei zufällt, zu zeigen. In Wirklichkeit sind diese Veranstaltungen außerordentlich lang, verwickelt und verschiedenartig. Bei den weitläufigen und komplizierten Zeremonien während der ersten Schwangerschaft und in dem Schönheitszauber bei Festen, treten Frauen allein in Tätigkeit.

Ein interessanter Vorfall begibt sich während des „Milamala“, der alljährlichen Erntetanzfestlichkeit. Dieses Fest wird durch eine

Eröffnungszeremonie eingeleitet, die das Totentabu, das nach jedem Sterbefall auf den Dorftrommeln lagert, brechen soll. Zunächst findet eine Verteilung von Speisen statt. Die Männer stellen sich sodann in voller Tanzaufmachung zum Tanz auf, Trommler und Sänger in der Mitte, die geschmückten Tänzer kreisförmig um sie herum. Wie bei einer gewöhnlichen Vorführung intonieren die Sänger ein Lied, die Tänzer beginnen sich langsam zu bewegen, während die Trommler den Takt schlagen. Aber schon beim ersten Trommelschlag hört man aus den Hütten das Geheule der jammernden Frauen (derjenigen, die noch die Trauer zu beobachten haben) und hinter den Häusern stürzt ein Haufen kreischender und aufgeregter Frauengestalten hervor, die sich auf die Tänzer stürzen, sie mit Knüppeln angreifen und Kokosnüsse, Steine und Stöcke auf sie werfen. Die Männer dürfen bei dieser Gelegenheit nach der vorgeschriebenen Sitte, nicht viel Mut zeigen; die Trommler, die so feierlich begonnen hatten, entweichen deshalb schleunigst, und das Dorf entleert sich völlig, da die Frauen die Flüchtigen verfolgen. Durch diesen Vorgang gilt das Tabu als gebrochen und schon am Nachmittag desselben Tages wird der erste ungestörte Tanz aufgeführt.

Bei dem Tanz sind es die festlich geschmückten Männer, die hauptsächlich ihre Geschicklichkeit und die Schönheit ihrer Bewegungen zu zeigen haben. An den meisten Tänzen beteiligen sich nur Männer, z. B. bei Tänzen, die in raschem Tempo mit geschnitzten Tanzschildern aufgeführt werden, oder bei solchen mit Wimpelbündeln, oder auch bei denjenigen, die einer hergebrachten Nachahmung von Tierbewegungen dienen. Hingegen dürfen die Frauen neben den Männern tanzen, wenn diese einen bestimmten Tanz vorführen, bei dem sie sich die Faserschürzen der Frauen anlegen (also transvestiert auftreten). Ich sah allerdings, obgleich ich einer großen Zahl von Veranstaltungen dieser Art beiwohnte, nur ein einziges Mal eine Frau wirklich mittanzen und zwar, weil sie dem höchsten Rang angehörte. Als Bewunderinnen und Zuschauerinnen bilden die Frauen aber trotzdem einen wichtigen Bestandteil dieser Vorführungen.

An anderen Festlichkeiten nehmen die Frauen lebhafter teil. Auf den Trobriand-Inseln gibt es neben der Tanzsaison noch Zeiten anderer Vergnügungen. Der Gegenstand der Unterhaltung wird von vornherein festgesetzt und bleibt während der ganzen Vergnügungsperiode bestehen. Eine Art von „*Kayasa*“ — so nennt man eine solche Unterhaltung — besteht darin, daß Abend für Abend

Gruppen von Frauen festlich geschmückt auf Matten sitzen und singen. Bei einem anderen Unterhaltungsspiel hängen sich Männer und Frauen Kränze und Gewinde aus Blumen um und tauschen diesen Schmuck miteinander aus. Ein drittes Spiel äußert sich hauptsächlich in einer allgemeinen täglichen Entfaltung von Schmuck. Manchmal verfertigen die Angehörigen eines Dorfes kleine Puppensegelschiffe, mit denen dann die Männer täglich im seichten Wasser eine Miniaturregatta abhalten. Schließlich gibt es noch einen erotischen Zeitvertreib, der in festgelegten Formen stattfindet.

Von allen diesen Unterhaltungen und öffentlichen Festlichkeiten sind die Frauen niemals ausgeschlossen, ob sie nun aktiv daran teilnehmen oder nicht. Sie können sich frei unter den Männern bewegen und zwar auf dem Boden völliger Gleichheit, sie tauschen Scherze mit ihnen aus und führen spielerische Gespräche. (Forts. folgt.)

B. Besprechungen und Berichte.

I. Biologisches.

C. Kronacher, Der heutige Stand der Inzuchtfrage. Berlin, P. Parey, 1924, S. 1—48.

Der um Tierzucht und Vererbungsforschung in gleicher Weise verdiente Autor erörtert hier das Inzuchtproblem in einer Weise, die über den Kreis der landwirtschaftlichen und zoologischen Fachleute Beachtung verdient. Die verschiedenen Tiergattungen, -Rassen, -Stämme und -Individuen verhalten sich, wie die Pflanzen, ihr gegenüber sehr verschieden. Manchmal treten die bekannten Inzuchtschäden (körperliche Schwächungen, Mißbildungen, Instinktverluste usw.) auf, manchmal bleiben sie aus. Dies erklärt sich dadurch, daß die Inzucht an sich nicht die Ursache der betreffenden Schäden ist. Das Wesen der Inzuchtschäden besteht vielmehr darin, daß einerseits „Unterwertigkeiten“ allgemeinerer Art sowie andererseits versteckt vorhandene, spezifische erbliche Schädlichkeitsanlagen durch Häufung in mehr oder minder erheblicher Ausdehnung in die Erscheinung zu treten vermögen. Je enger die Inzucht getrieben wird, desto ähnlicher wird bei den Individuen der Schatz der Erbanlagen, und destomehr wächst bei Anwesenheit ungünstiger Anlagen in der betreffenden Zucht die Wahrscheinlichkeit, daß eine „doppelte Belastung“ der Nachkommen eintritt, d. h. daß diese ungünstigen Anlagen sowohl von Vater- wie von Mutterseite her auf sie übertragen werden. Vererbungstechnisch ausgedrückt, handelt es sich dann um das Herausspalten von Rezessiven und Neukombinationen. Auf der anderen Seite aber vermag Inzucht günstige Anlagen in den Nachkommen zu häufen. So ist die Inzucht gleichzeitig ein Mittel, die Zuchtbestände von schädlichen Eigenschaftsanlagen Schritt für Schritt zu reinigen. Schematisch darf der Züchter die Inzucht keinesfalls anwenden, da die Gefahr droht, daß immer einmal wieder eine ungünstige Kombination entsteht. Verf. ist natürlich viel zu vorsichtig, um an eine Nutzanwendung auf den Menschen heranzutreten; Andeutungen in dieser Richtung gibt er in einer Fußnote S. 6. Friedrich Alverdes (Halle).

Th. Schjelderup-Ebbe, Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns. Anhang: D. Katz, Tierpsychologie und Soziologie des Menschen. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 88, 1922.

—, Das Leben der Wildente in der Zeit der Paarung. Psychol. Forsch., Bd. 3, 1923.

Diese beiden Arbeiten von Schjelderup-Ebbe sind für die vergleichende Soziologie von größter Bedeutung. Sie beschäftigen sich mit einem bisher durchaus

unbeachtet gebliebenen Gebiete der Tiersoziologie und weisen so der weiteren Forschung ganz neue Wege.

Innerhalb einer Schar von Haushühnern besteht stets eine Rangordnung, die „Hackordnung“; niemals leben 2 Hennen zusammen, zwischen denen es nicht ausgemacht ist, welche „Despot“ und welche unterlegen ist. Das Individuum, welches gesiegt hat, entgeht der Störung, wenn es auf dem Neste sitzt, das Futter wird ihm nicht weggeschnappt usw., während es selber die anderen Tiere stören darf. Für die Rangordnung innerhalb einer Hähneschar gilt dasselbe wie für diejenige in einer Hennenschar; jeder Hahn ist stets Despot über alle Hennen. Es gibt kontinuierliche Hacklisten, d. h. Henne A hackt alle übrigen, Henne B hackt alle außer A usw. bis zur letzten, die von allen gehackt wird, ohne wiederzuhacken. Es kommt aber auch vor, daß sich 3 Hennen im Dreieck hacken, d. h. A hackt B, B hackt C, C aber hackt A; ebenso gibt es Vierecke. Maßgebend für die Stellung innerhalb der Hackordnung ist nicht allein die körperliche Stärke; wenn kräftigere Hennen sich nicht selten von schwächeren hacken lassen, so hängt dies damit zusammen, daß jüngere Hennen meist von älteren, Neuankömmlinge von den Eingesessenen, Kranke von Gesunden angegriffen werden und daß die einmal erzielte. Ordnung später beibehalten wird. Gelegentlich lehnt sich eine Henne gegen ihren Despoten auf, und der sich entspinnende Kampf entscheidet, ob die bisherige Ordnung beibehalten wird oder ob sich das Verhältnis umkehrt.

Die weitgehende Parallelität, die sich im Verhalten tierischer und menschlicher Gruppen ergibt, legt die Vermutung nahe, daß viel von dem, was im Soziologischen typisch menschlich erscheint, noch als untermenschlich, als gruppenpsychologisch schlechthin zu werten ist. So vermag die Tierpsychologie vielleicht ein Vorbild dafür zu liefern, wie man auch die menschliche Soziologie dem Experiment zugänglich machen kann; der Tierversuch, der die Veränderlichkeit des Charakters des einzelnen Tieres unter den mannigfaltigsten Einflüssen der Gruppe mit jeder gewünschten Genauigkeit studieren läßt, weist den Weg für entsprechende Versuche beim Menschen. Der experimentelle Weg ist nach Katz möglicherweise derjenige, welcher dem vielerorts gehegten Wunsche nach größerer Exaktheit in der Soziologie Erfüllung bieten kann; der Autor gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Untersuchungen wie diejenigen von Schjelderup-Ebbe der Anschauung ein weiteres Stück Boden entziehen, es müsse das psychologische Experiment sich mit einem Abtasten des periphersten Seelenlebens bescheiden, das zentrale psychische Seelenleben aber sei ihm für immer verschlossen. So wie die Hühner nicht eher ruhen, bis ausgemacht ist, wo jedes Individuum in der Gruppe hingehört, so steckt auch im Menschen ein Trieb, aus einer zufällig zusammengewürfelten strukturlosen Menge eine wohlgeordnete Gruppe zu formen. Auf einer Eisenbahnfahrt z. B. kommt allein durch das gemeinsame Gespräch unter den einander völlig fremden Reisenden sehr rasch ein Gefühl für den vermeintlichen Wert des einzelnen zustande, und ein jeder rangiert sich selbst an einer bestimmten Stelle der so entstehenden Gruppe ein; das diese Gruppe ordnende Prinzip ist je nach den Umständen verschieden. Und schon bei kleinen Kindern ist der Trieb rege, auszumachen, an welche Stelle man gehört; bei Schülern in einem gewissen Alter existiert als Analogon zur „Hackliste“ eine Art „Prügelliste“; im Leben des Erwachsenen kommt bei Gefahr die wahre Rangliste neben der durch die Konvention bestimmten zum Durchbruch. Katz weist in dem anhangsweise beigefügten Aufsatz darauf hin, welche außerordentlichen Wert derartige, auf direkter Beobachtung beruhende Untersuchungen für die menschliche Gruppenpsychologie besitzen.

In ähnlicher Weise wie beim Haushuhn besteht bei der Wildente eine Rangordnung. Der Despot beißt, der Unterlegene weicht aus; das Männchen ist stets Despot über jedes Weibchen. Die monogame Ehe wird streng eingehalten; bei der Anpaarung wählt das Weibchen sein Männchen aus. Ungepaarte Männchen stellen den gepaarten Weibchen lebhaft nach und versuchen, an diesen gewaltsam den Paarungsakt auszuüben. Ist der Ankömmling Despot über den Ehemann, so wagt letzterer nicht, sein Weibchen zu verteidigen, sondern erhebt nur ein großes Geschrei; ist das Verhältnis das umgekehrte, so rückt der Ehemann dem Störenfried energisch zu Leibe. Friedrich Alverdes (Halle).

---

2. Veranlagung und Umwelt.

W. McDougall, Can Sociology and Social Psychology Dispense with Instincts? — **I. R. Kantor**, The Institutional Foundation of a Scientific Social Psychology. The American Journal of Sociology, Vol. XXIX, Nr. 6 (May 1924).

Die beiden Aufsätze geben genau entgegengesetzte Antworten auf die im Titel des ersten von ihnen formulierte Frage: Kann die Sozialpsychologie ohne die Instinkte auskommen? Mc Dougall verneint sie entsprechend seiner Überzeugung (die in seinem bekannten Werke „Social Psychology“ begründet wird), daß die Instinkte die Grundlage alles menschlichen Handelns und daher der Ausgangspunkt aller sozialpsychologischen Forschung seien. Kantor bejaht sie ebenso entschieden, indem er den Instinktbegriff als Überbleibsel einer in den exakten Wissenschaften längst überwundenen „animistischen“ Betrachtungsweise hinstellt. Mc Dougalls Ausführungen sind im wesentlichen eine Polemik gegen Dewey (Human Nature and Conduct) und Dunlap (The Foundations of Social Psychology). Er kommt zu dem Ergebnis, daß Dewey in seiner Ablehnung der Instinkte und Betonung der „Gewohnheiten“ bei gleichzeitiger Anerkennung „ursprünglicher Triebkräfte“ neben den Gewohnheiten sich selbst widerspreche und „uns dazu verdammen würde, die Sozialpsychologie auf vage Allgemeinheiten zu begründen“ — und was Dunlap betrifft: daß dessen „Begehrungen“ (die er an Stelle von Mc Dougalls Instinkten setzen zu müssen glaubt) nichts anderes seien, als die konkreten Vorgänge oder Funktionen, denen die Instinkte als dauernde Dispositionen oder Strukturen zugrunde liegen, daß somit die Begehrungs-Theorie Dunlaps „lediglich eine etwas unklare und verworrene Bestätigung der Instinkt-Theorie“ sei. — Kantor will die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft behandelt sehen, die sich mit dem Studium der Wechselwirkung von Dingen, d. h. von Personen (Reaktionen) und Reizen zu beschäftigen hat. Die allgemeine Psychologie habe es mit individuellen, nicht-sozialen Reaktionen zu tun, die Sozialpsychologie mit sozialen oder kulturellen Reaktionen; diese letzteren werden ausgelöst durch Reize, die in dem Begriff der „Einrichtung“ (institution) zusammengefaßt werden. Die durch Wechselwirkung bedingten Veränderungen von sozialen Reaktionen und Einrichtungen erfolgen in bestimmten Entwicklungsrichtungen; jede solche Entwicklungstendenz führt zu spezifischen geschichtlichen Erscheinungsfolgen. In keinem Falle schließt aber eine sozialpsychologische Tatsachenbeschreibung ein nicht-natürliches (animistisches) Prinzip in sich, wie z. B. einen „Instinkt“. Wie der Gegensatz zwischen Mc Dougall und Kantor zu überbrücken sein dürfte, scheint in den Diskussionsbemerkungen (von Ogburn) angedeutet zu sein, die dem Aufsatz von Kantor beigefügt sind: Kantors

Formel enthält nicht bloß Einrichtungen, sondern auch einen reagierenden Mechanismus, der ein veränderlicher Faktor ist, und wenn dessen Veränderungen mit den Veränderungen der sozialen Erscheinungen in Korrelation stehen, so müssen wir uns mit der ursprünglichen Naturanlage des Menschen, also seinen Instinkten, befassen. Der Kulturhistoriker mag sich bloß für die Veränderungen des kulturellen Faktors interessieren und der Psychologe hauptsächlich für die Veränderungen der ursprünglichen Naturanlage. Ein volles Verständnis der meisten sozialen Probleme schließt jedoch eine Betrachtung beider Faktoren in sich. Bobertag (Berlin).

J. R. Kantor, Indiana university, Concerning Some Faulty Conceptions of Social Psychology. The Journal of Philosophie, Vol. XX., No. 16, August 2, 1923, S. 421—433.

Diese falschen Begriffe sind:

1. Sozialpsychologie handelt von den Tätigkeitsäußerungen irgend welcher Gruppen.

Gruppentätigkeit ist aber nicht das Objekt der Psychologie, denn diese hat es immer nur mit den Reaktionen von Individuen zu tun.

2. Das Objekt der Sozialpsychologie ist die Massenseele (group mind).

Diese Anschauung ist oft genug widerlegt worden, sie stammt aus dem Vorurteil, daß die Psychologie mit geistigem nichtgreifbarem, wirkendem (causative) Material zu tun hat.

3. Das psychologische Material besteht zum Teil aus psychischen Kräften.

Diese Meinung gründet sich offenbar auf der Beobachtung, daß Personen scheinbar fähig sind, menschliche Verhältnisse zu gestalten.

4. Aktuelle psychologische Vorgänge von Individuen sind Kräfte, welche Gruppenerscheinungen bedingen. Solche Vorgänge sind Nachahmung, Konvention, Suggestion, Kampf, Furcht, gegenseitige Aufreizung.

Es ist unwahrscheinlich, daß derartige elementare Vorgänge komplizierte soziale Erscheinungen erklären können, zumal es Tatsachen gibt, die möglicherweise überhaupt nicht psychologischen Vorgängen ihre Entstehung verdanken. Die genannten psychologischen Vorgänge sind individuelle Reaktionen und nicht immer notwendige Objekte der Sozialpsychologie.

5. Die Sozialpsychologie behandelt die Reaktionen von Personen auf andere Personen, die als Reiz wirken.

In der Tat beruhen viele sozialpsychologische Phänomene auf derartigen interindividuellen Reaktionen, aber man darf nicht übersehen, daß ebenso viele Reaktionen Antworten auf Objekte sind.

6. Sozialpsychologie ist die Psychologie bestimmter Gruppen.

Diese Anschauung ist mit der 2. verwandt, insofern sie annimmt, daß verschiedene Gruppen bestimmte verschiedene Seelen (minds) haben. Wenn dabei nicht an eine Massenseele gedacht wird, wird angenommen, daß inhärente Verschiedenheiten bei den Gruppen bestehen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß nicht bloß ethnische oder nationale Einheiten in Betracht kommen, sondern jede Gruppe, soweit sie gemeinsame Reaktionen ausgebildet hat.

7. Die Sozialpsychologie handelt von dem Vergesellschaftungsvorgang (socializing process).

Diese Theorie glaubt, daß es sich dabei um die Entwicklung des Menschen-

geistes handelt. Dieser soll aus Ideen, Glaubensvorstellungen usw. bestehen, welche aus der Wechselwirkung von Gruppe und Individuen entstehen.

Hier ist das ganze Gewicht auf Meinungen und Glaubenssätze gelegt, und die zutage liegenden Handlungen werden vernachlässigt. Die Theorie impliziert eine Massenseele, die ihren Brennpunkt findet in der Sozialisierung eines Individuums. Wenn man sich aber etwas Vernünftiges unter der Massenseele (social mind) vorstellen will, so muß man darunter ein System (set) von Einrichtungen verstehen, während das individuelle Bewußtsein ein System von Reaktionsbereitschaften (reaction equipments) darstellt. Diese Vergesellschaftungspsychologie überschätzt die Entwicklung fixierter Menschen-, Rassen- und Völkermerkmale und vernachlässigt das tatsächliche Benehmen der Personen. Das Individuum wird so fast zum Produkt einer Gruppe. Einige neuere Vertreter der Richtung übertreiben andererseits die Bedeutung einzelner Personen für die Entwicklung der Massenseele. Die tatsächliche Beobachtung lehrt, daß gewisse nationale oder Rasseneigentümlichkeiten aus Reaktionen bestehen, die stimuliert sind durch Reaktionen anderer innerhalb einer bestimmten Gruppe. Aber auch physische Dinge, Naturobjekte, Gebäude, Schriften, Gesetze, Sitten dienen als Reize. Die Prozesse, welche solche soziale Reize schaffen, brauchen gar nicht ausschließlich psychologisch zu sein.

Schlußfolgerung: Als Psychologie kann die Sozialpsychologie nur aktuelle Reaktionen bestimmter Einzelpersonen auf bestimmte Reizsituationen behandeln. Im Gegensatz zur allgemeinen Psychologie befaßt sie sich nur mit kulturellen Reaktionen, die durch die Anpassung an Einrichtungen oder Kulturreize, d. h. Dinge oder Handlungen in einer oder mehreren Gruppen, entstehen. Sozialpsychologie ist demnach immer genetische Forschung. Bolte (Bremen).

H. Henning, Neue Typen der Vorstellungsbilder und die Entwicklung des Vorstellens. Zeitschr. f. angew. Psychol. XXII, 1923, S. 387—392.

Henning, der an über 800 Vpn. die Art der optischen Vorstellungsbilder prüfte, fand zwei Typen, einen, „dessen Vorstellungsbilder immer bewegt sind oder doch im Gesamtbild Bewegung zeigen", und einen entgegengesetzten, dessen Bilder starr, bewegungslos sind. Reine Typen dieser Art fand er in etwa 90%. Zwischen beiden gibt es Mischtypen verschiedener Formen, darunter wieder eine ausnahmslos eidetische, eine andere vorstellungsmäßige Gattung. Die Aufspaltung der eidetischen Erlebnisse in Nachbilder und Vorstellungsbilder war nicht ganz selten schon im 6. und 7. Lebensjahr vollzogen. Die Entwicklung des Vorstellungslebens führt von der Eidetik allmählich zu abstrakteren Formen. Henning bemängelt die Gewohnheit, in der Entwicklungspsychologie mit dem Ende, dem „überaus mechanisierten Sehen und Hören" zu beginnen, anstatt mit dem Anfang, nämlich dem Riechen. Am Geruch, meint er, der die Wandlung von der Eidetik zum Vorstellungsleben nicht mitmache, ließen sich auch an Erwachsenen noch eidetische Erlebnisarten studieren. Die sich hier findenden ursprünglicheren Verhältnisse machten „eine ganze Reihe phänomenologischer und philosophischer Bestimmungen, nämlich über die Unterschiede zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, über die Komplexcharaktere der Vorstellungen und die sogenannten „Akte", hinfällig". Langelüddeke (Hamburg).

Curt Hildebrandt, Dr. med. et phil. in Berlin, Gedanken zur Rassenpsychologie. 20 S. Kleine Schriften zur Seelenforschung. Herausgegeben von Dr. med. et phil. Arthur Kronfeld. Heft Nr. 10. Julius Püttmann, Verlagsbuchhdlg. Stuttgart 1924.

Polemik gegen Spengler, der die Vererbungstheorie als Dogmatik verspottet hat. Dogmatisch sei diese Lehre keineswegs, denn sie leugne ja nicht, daß es neben dem statistisch und experimentell faßbaren Mendelismus noch andere wissenschaftlich nicht weiter erklärbare neuentstehende Eigenschaften gäbe, welche dennoch vererbt würden (Mutationen). Die neue Vererbungslehre hat nicht festgestellt, daß die Rassen konstant seien. Nur die einzelnen erblichen Eigenschaften, die Erbeinheiten sind konstant. Eine Züchtung neuer Rassen durch Kreuzung ist also bei Pflanzen und Haustieren leicht möglich, bei Menschen mindestens theoretisch denkbar. Dies hat Günther in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" nicht genügend berücksichtigt. Mit jeder erblichen Eigenschaft, die ausgemerzt wird, kommt das Rassengemisch einer neuen reinen Rasse näher. Das Wesentliche am Begriff der Nation liegt in der Tendenz, eine wahllose Bevölkerung, ein buntes Rassengemisch wieder der Bildung einer reinen Rasse zu nähern. Dazu ist erforderlich, daß auf die Vermischung wieder eine Abschließung nach außen folgt. Für Günther ist die Reinheit der nordischen Rasse das Ideal. Wenn auch die nordische Rasse die schöpferische an sich ist, so ist es doch fraglich, ob sie es gerade als reine Rasse ist. Die bedeutendsten, die deutschesten Männer fänden sich gerade unter den Mischlingen. Die Abneigung Günthers gegen die ostische Rasse sei übertrieben, aber insofern berechtigt, als die ostische Rasse durch ihr lautloses Eindringen tatsächlich das Deutschtum bedroht. Da das jüdische Volk die vier europäischen Rassen enthalte, so könne eine Mischung mit ihm nicht prinzipiell abgelehnt werden (die hamitische, negerische und mongolische Beimischung im Blute der Juden berührt der Verfasser nur kurz). Ein Zufluß der Ostjuden sei aber nicht erwünscht. Das jüdische Blutbewußtsein soll den europäischen Völkern vorbildlich sein, daher Symbiose, geistige Gemeinschaft, nicht Rasseneinheit und Ehegemeinschaft beider Gemische. Bolte.

Karl Marbe, Dr., Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchung zur Philosophie und positiven Wissenschaft. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München (I. Bd.), 1916. 422 S. II. Bd., 1919. 210 S.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit so vielerlei Wissensgebieten, daß wenige Leser für alle Kapitel die nötigen Vorkenntnisse mitbringen werden. Dies und die ungünstigen Zeitläufte werden der Hauptgrund sein, daß es nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient. Im folgenden sollen nur die Kapitel besprochen werden, welche Interesse für die Völkerpsychologie und Soziologie haben.

Marbe unterscheidet eine Gleichförmigkeit an verschiedenen Orten und eine Gleichförmigkeit zu verschiedenen Zeiten (lokale und temporale Gleichförmigkeit). Während eine gewisse Gleichförmigkeit der Welt auch für den Laien offen zutage liegt, führt die Wissenschaft auf Gleichförmigkeiten, die dem Laien verborgen sind. Die Kulturen der verschiedensten Völker zeigen alle ähnliche Erscheinungen, ohne daß Abhängigkeitsverhältnisse zu bestehen brauchen. Die Gleichförmigkeiten der Zoologie und Botanik finden im Gebiet der Sprachwissenschaft ein Analogon. Verschiedene, nicht miteinander verwandte Sprachen weisen trotz ihrer starken Differenzierung spontan, d. h. voneinander unabhängig, gleiche Änderungen auf. Die großen Übereinstimmungen im Bewußtseinsleben der verschiedensten Menschen verdanken ihren Ursprung gleichförmigen Bedingungen. Die große Gleichförmigkeit der Natur und Kultur verdankt ihr Dasein der Gleichförmigkeit der Bedingungen der Natur- und Kulturgegenstände. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint auch die monophyletische Entstehung der Lebewesen wenig glaubhaft.

Der Glaube an die psychische Gleichförmigkeit ist allgemein verbreitet und beherrscht den Verkehr von Mensch zu Mensch in Form des „egomorphen“ Gedankenlesens, d. h. jeder setzt bis zu einem gewissen Grade voraus, daß der andere unter gegebenen Verhältnissen ähnlich denken und handeln wird, wie er selbst. Dieses „egomorphe“ Gedankenlesen muß aber stets ergänzt werden durch die Kenntnis der Individuen, deren Gedanken erraten werden sollen. Das Maß der psychischen Gleichförmigkeit läßt sich durch einfache psychologische Versuche genauer feststellen und für das praktische Leben nutzbar machen. Es läßt sich feststellen, welche Spielkarten, Zahlen, Farben, Worte usw. von den meisten Menschen bevorzugt werden. Unter den Zahlen werden diejenigen mit der Endziffer 5 bevorzugt, und eine Konsequenz dieser psychologischen Regel ist es, daß nach Havelock Ellis von 6970 Personen in englischen Zuchthäusern 3034 von den Richtern zu fünf Jahren verurteilt waren. Die Gleichförmigkeit der Schreibfehler und ihre Bedeutung für die philologische Textkritik ist bekannt. Das Phänomen der Gleichförmigkeit und der bevorzugten Reaktionen zeigt sich auch im Gebiet der Psychologie der Aussage, so daß die Übereinstimmung von Aussagen an und für sich mit der Richtigkeit der Aussagen nichts zu tun hat.

Daß das Gleichförmigkeitsphänomen trotz des Einflusses von kulturellen Faktoren teilweise auch auf allgemeinen über Jahrtausende hin verbreiteten Neigungen der Menschen beruht, läßt sich an einem einfachen Beispiele erhärten. Beim Schätzen von Strecken, die größere Bruchteile von Dezimetern lang sind, nach Zentimetern und Millimetern, werden bestimmte Endziffern bevorzugt. Diese selbe Bevorzugung finden wir auf altrömischen Grabsteinen, wo die Altersangabe ebenfalls auf Schätzung beruhte, und dieselbe Eigentümlichkeit finden wir bei den Altersangaben der Neger bei einer modernen Volkszählung in Alabama, obwohl sie natürlich allen Erfahrungen der Bevölkerungsstatistik widerspricht. Die Faktoren, welche die Bereitschaft einer psychophysischen Reaktion fördern, sind erst unvollkommen bekannt. Eine große Anzahl von Individuen bevorzugt die bequemste Reaktion, doch wird dieses Prinzip von anderen Faktoren gekreuzt oder gestört. Suggestive Einwirkungen erhöhen die Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens. Bei der Entwicklung der Sprache wirkt neben der Bequemlichkeit das Streben nach schnell sprechbaren Worten mit, ohne daß darum im Laufe der Zeit eine immer größere Annäherung an dies Ziel erreicht würde, da viele andere entgegenwirkende Faktoren vorhanden sein können. Marbe hält das Experiment für die aussichtsreichste Methode zur Erweiterung unseres Wissens darüber.

Die Psychologie der Zeugenaussage, beleuchtet durch die Lehre von der Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens und dem Einfluß der Suggestion, ist nicht nur für die Rechtswissenschaft, sondern auch für den Historiker bedeutsam, der übereinstimmende Zeugenaussagen zu werten hat; aber auch für die Beurteilung des historischen Geschehens selbst ist das Gleichförmigkeitsproblem von Bedeutung. Als ein Ausfluß dieser Erkenntnis können die von Plato, Aristoteles, Polybius und Vico formulierten historisch-sozialen „Gesetze“ betrachtet werden. Ebenso die Bastian'sche Lehre von den Völker- und Elementargedanken. Durch psychologische Experimente läßt sich zeigen, daß die historisch wichtige psychische Gleichförmigkeit in viel höherem Maße besteht, als man ohne Experimente annehmen würde. Die unkritischen Übertragungs- und Entlehnungsansichten sind aus der Geschichtswissenschaft vollständig zu eliminieren. Das Studium der historischen Gleichförmigkeiten ist an sich für den Historiker bedeutsam, es ist aber auch zur Vertiefung der

singularistischen Geschichtsbetrachtung unerläßlich. Die singularistische und vergleichende Richtung sollten sich daher nicht bekämpfen, sondern gegenseitig unterstützen. Wirkliche historische Gesetze zu finden, ist bisher noch nicht gelungen. Die Möglichkeit einer nomothetischen Geschichtsforschung ist aber nicht prinzipiell zu widerlegen. Es läßt sich nicht das allergeringste gegen die Möglichkeit einwenden, daß der Satz „Wenn eine große Anzahl von Individuen unter gewissen gleichförmigen Bedingungen steht, so verhält sich ein gewisser Prozentsatz dieser Individuen immer in gewisser Hinsicht gleich", in Gebieten nachweisbar sei, wo er bisher empirisch nicht verifiziert wurde. Daß es voraussichtlich auch in der Zukunft nicht gelingen wird, historische Gesetze aufzufinden, hat seinen Grund in gewissen Erfahrungstatsachen der Geschichte. Die beim Experiment künstlich herstellbare Wiederkehr der Bedingungen ist eben in der Geschichte, soweit unsere heutige Erfahrung reicht, nicht vorhanden. Zur Frage, ob es historische Gesetze gibt, kann man nur auf empirischer Grundlage Stellung nehmen.

Den Begriff einer Volksseele lehnt Marbe ab. Kann man nicht mit gleichem Recht auch anderen Verbänden eine Gesamtseele beilegen? An wieviel realen Seelen muß wohl ein Mensch teilhaben, der ein Schneider, ein eifriger Protestant, ein guter Deutscher und ein eifriges Mitglied des Hausbesitzervereins ist? Die Annahme einer Volksseele drängt die wissenschaftliche Forschung in falsche Bahnen. Wundt betrachtet z. B. die Sprache lediglich vom Standpunkte des Sprechenden, nicht auch von dem des Hörenden, auch die Erlernung der Sprache erfährt keine Würdigung. Die Veränderungen der Sprache vollziehen sich bei Wundt nicht an den Individuen, sondern fließen aus dem „Volksgeiste". Dabei begreift man nicht, wie sich mundartliche Unterschiede bilden können. Die Wirkung des Verkehrs und dergl. wird nicht genügend berücksichtigt.

Die Völkerpsychologie erscheint Marbe nicht daseinsberechtigt, da ihre Ergebnisse sich in den Rahmen anderer Wissenschaften einfügen ließen.

Wichtiger als der Versuch, die Psychologie durch die Völkerpsychologie zu erweitern, ist das Studium der Gleichförmigkeiten, aus welchem die Annahme der Volksseele und die Völkerpsychologie hervorgegangen ist. Ein großer Teil des gleichförmigen Verhaltens einer Masse kommt ganz unabhängig von dem gegenseitigen Einfluß der Individuen aufeinander zustande. Diese Gleichförmigkeiten können als primäre bezeichnet werden, Gleichförmigkeiten, die durch den Einfluß der Individuen aufeinander hervorgerufen werden, z. B. durch Nachahmung, mögen sekundäre Gleichförmigkeiten heißen. Zu den Faktoren, die im Sinne der sekundären Gleichförmigkeit wirken, gehört die gesellschaftliche Organisation, gehört auch der unbewußte Einfluß der Angesehenen und Reichen, Sympathien oder Antipathien, der Einfluß der Presse und Reklame. Die Kultur ist einer stetigen Entwicklung unterworfen. Inwieweit ist diese Tatsache an den Wechsel der Bedingungen der primären, inwieweit ist sie an den Wechsel der Bedingungen der sekundären Gleichförmigkeit geknüpft? Es ist besser, dies mit allen Mitteln zu untersuchen, als diese Untersuchungen durch scheinbar abschließende zu Realitäten erhobene Begriffe, wie Volksseele und dergl., von vornherein zu gefährden.

Ein großer Teil des sehr locker gegliederten Marbeschen Buches ist dem Nachweis der Lehre vom statistischen Ausgleich gewidmet, wonach statistische Massen, auf die man die Wahrscheinlichkeitsrechnung anwendet, eine größere Gleichförmigkeit zeigen, als man auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung erwarten sollte. Diese Lehre würde, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, für die Unfallstatistik und die

Unfallversicherung von Bedeutung sein. Marbe ist der Meinung, daß in allen Gebieten der Unfallstatistik die Wahrscheinlichkeit, das jemand, der „n“ Unfälle erlitten hat, einen weiteren Unfall erleidet, eine größere ist, als man im Sinne des Multiplikationssatzes erwarten müßte. Gegen die Wahrscheinlichkeitsrechnung als rein mathematische Disziplin ist damit nichts gesagt. Es soll nur betont werden, daß wesentliche Voraussetzungen der theoretischen Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Praxis kaum irgendwo zutreffen und daß speziell der Multiplikationssatz in Wirklichkeit nicht unbedingt anwendbar ist.

Unter den vorgetragenen Ansichten Marbes wird die radikale Ablehnung der Übertragungs- und Entlehnungstheorie wohl am meisten Widerspruch unter den Ethnologen erwecken. Es ist gewiß verdienstvoll, die Möglichkeit der Entstehung gleichförmiger sozialer Erscheinungen infolge gleicher Vorbedingungen („Parallelwirkungen“ Thurnwalds) experimentalpsychologisch darzutun. Marbe scheint aber doch den gesicherten Besitz anerkannter Übertragungstatsachen in der Ethnologie zu unterschätzen. Die Verbreitung der Kulturgüter von gewissen Brennpunkten aus kann als eine Tatsache gelten, die Lehre von den Völker- und Elementargedanken schmilzt aber im Lichte der modernen Forschung mehr und mehr zusammen. Denn Kulturen müssen als Ergebnisse historischer Prozesse betrachtet werden. Bolte.

---

3. Die Persönlichkeit.

a) Im Allgemeinen.

William Stern, Neue Beiträge zur Theorie und Praxis der Intelligenzprüfung. Herausgeg. von William Stern. Beiheft 34 z. Zeitschr. f. angew. Psychol. (Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung Nr. VI.) Leipzig, J. A. Barth, 1925. 193 S. 6 M.[1])

Einer der hervorstechendsten Züge der gegenwärtigen Pädagogik ist zweifellos das Bestreben, den natürlichen Begabungsunterschieden der Kinder durch schulorganisatorische und unterrichtsmethodische Maßnahmen Rechnung zu tragen; in der Einführung der Einheitsschule und in der Ausbreitung des Arbeitsschulgedankens kommt dieses Bestreben deutlich zum Ausdruck. Aus ihm erklärt es sich auch, daß das Problem der Intelligenzprüfung fortfährt, Verteter der angewandten Psychologie sowie psychologisch interessierte Schulmänner zu beschäftigen. Namentlich das Bedürfnis des Lebens, bei der Zuweisung der Kinder zu einzelnen Schulzweigen oder Klassenzügen, die nach Begabungsunterschieden differenziert sind, möglichst sicher zu gehen und gerecht zu verfahren, bildet immer wieder den Anlaß dazu, daß er die Unterstützung des Psychologen oder eine Arbeitsgemeinschaft mit ihm sucht, um sich bei seinem Urteil über die Begabung der Schüler auch auf die Ergebnisse einer psychologischen Testprüfung stützen zu können. Die Sonderziele, die innerhalb dieses allgemeinen Rahmens möglich sind, sind mannigfaltig: Zuweisung zur Hilfsschule, Begabtenauslese, Übergang von der Grundschule zur höheren Schule, von der Volksschule zur Aufbauschule usw. Damit, daß die Intelligenzprüfung solchen praktischen Zwecken dient, ist jedoch ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie dient in ihren Er-

[1]) Vgl. auch unter 4 das Referat über Gruhle.

gebnissen auch der Theorie, zunächst natürlich der theoretischen Erforschung der kindlichen Intelligenz, sodann aber der ins Sozialpsychologische hinübergreifenden Theorie der Begabungsverteilung und der Erforschung der Begabungsdifferenzen verschiedener soziologischer Gruppen. Solche soziologisch bedeutsamen Ergebnisse der Intelligenzprüfung lassen sich natürlich nur aus sehr umfangreichen statistischen Untersuchungen ableiten, die mit großer Umsicht ausgeführt werden müssen und oft die Zusammenarbeit vieler voraussetzen. Bisher sind erst Ansätze in dieser Richtung vorhanden, und dies ist nicht zu verwundern; zur Zeit sind es noch die experimentelle Technik und die schulpraktische Verwertung, die im Mittelpunkt des Interesses der Beteiligten stehen. Der Inhalt des vorliegenden Buches zeigt dies aufs deutlichste. Er besteht im wesentlichen aus Spezialuntersuchungen, in denen sehr eingehend über einzelne Testmethoden und ihre pädagogische Bewährung berichtet wird; eine Ausnahme bildet nur der Beitrag von Stern und Weinert: Die Konstanz des Intelligenzquotienten und die Messung der geistigen Entwicklung. In der Vorrede weist der Herausgeber auf „vergleichend-psychologische Gruppen-Untersuchungen" hin, die auf die Abhängigkeit geistiger Funktionen und Dispositionen von bestimmten Bedingungen soziologischer oder biologischer Art gerichtet sind (Stadt und Land, verschiedene Rassen, verschiedene Schularten), und er deutet an, daß in Hamburg solche Untersuchungen durchgeführt worden sind. Hoffentlich erfahren wir hierüber bald Näheres in einem der nächsten Hefte der „Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung".

Bobertag (Berlin).

Carl Birnbaum, Privatdozent, Konstitution, Charakter und Psychose. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., Nr. 38, S. 1275—77.

Die lesenswerte gedrängte Darstellung gestattet keine verkürzte Wiedergabe. Zu begrüßen ist die besonnene Stellungnahme gegenüber den Ergebnissen der modernen medizinischen Persönlichkeitsforschung, welche noch sehr der abschließenden Sicherung durch Empirie und exakte Beobachtung bedarf, und der Hinweis auf die Gefahren gewisser spekulativer naturphilosophischer Strömungen [1]).

Bolte.

Hans Apfelbach, Der Aufbau des Charakters. Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen. Mit einem Anhang über die Gesetze der erotischen Attraktion. Wien und Leipzig 1924, (Wilh. Braumüller) 210 S.

Charakterologische Darstellungen gehören nicht zum unmittelbaren Interessenkreis dieser Zeitschrift. Sie berühren ihn immerhin aber insofern, als alle gesellschaftlichen und kulturellen Äußerungen des Einzelnen wie der Gemeinschaft letzten Endes auf psychische Eigenheiten bestimmter Individuen, Typen, Klassen zurückgehen und eine systematische Aufstellung bestimmter Charaktertypen von sich aus die psychologische Gruppierung und Ordnung soziologischer Phänomene wesentlich erleichtern würde. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint auch eine kurze Kennzeichnung des vom Verf. gegebenen charakterologischen Versuchs hier berechtigt.

A. geht mit Recht von der Grundtatsache aus, daß der Charakter sich aus verschiedenen Elementen aufbaut und daß das Wesentliche an ihm in angeborenen,

---

[1]) Die interessante Arbeit desselben Verf.: „Grundzüge der Kulturpathologie", Bergmann, München 1924, soll im nächsten Heft ausführlich besprochen werden [Der Herausgeber].

originären Tendenzen zu erblicken ist. Für diese originären Tendenzen glaubt er empirisch fünf Hauptrichtungen nachweisen zu können und zwar erscheinen ihm als diese fundamentalen Hauptdimensionen des Charakters: 1. die Geschlechtlichkeit: masculines und feminines Wesen; 2. die „Psychomodalität": psychosadistisches und psychomasochistisches Wesen; (was nicht rein sexuell gemeint ist, sondern vielleicht mit Aktivität und Passivität sich halbwegs deckt); 3. die Emotionalität: hyper- und hypoemotionales Wesen; 4. die Moralität: moralisches und unmoralisches Wesen; und schließlich 5. die Intellektualität: vollwertige und minderwertige. An diese fünf Hauptdimensionen gliedert er noch eine sechste Nebendimension an, die sich ihm aus akzessorischen (erst phylo- bzw. ontogenetisch erworbenen) Elementen und zwar altruistischen und egoistischen ergibt. Durch wechselnde Kombination dieser von einander unabhängigen Charakterelemente erhält Verf. dann ein System von 65 Charaktertypen, in die er die einzelnen von der Alltagspsychologie aufgestellten Charakterbilder einzuordnen sucht. Auf die Einzelheiten weiter einzugehen erübrigt sich um so mehr, als auch hier wie bei allen ähnlichen Versuchen der unvermeidliche Schematismus die Fülle der lebendigen Gestaltungen mehr oder weniger vergewaltigt. Immerhin kann zugegeben werden, daß jeder charakterologische Versuch sich der Hilfsvorstellung eines Aufbaues des Charakters aus verschieden dimensionalen Elementen (die selbst wieder phylogenetisch und ontogenetisch gestaffelt sind), mit Nutzen bedienen dürfte. — Mit den im Anhang aufgestellten Gesetzen der erotischen Attraktion sucht Verf. schließlich bestimmte Beziehungen zwischer erotischer Anziehung und gewissen grundlegenden Charaktereigenheiten (speziell zwischen Geschlechtlichkeit und Psychomodalität) aufzustellen. Karl Birnbaum, Berlin.

Karl Doll, Dr., Karlsruhe, Körperbau und Charakter in den salernischen Gesundheitsregeln. Münch. Med. Wochenschr., 71. Jahrg., Nr. 4, S. 111, 25. Jan. 1924.

Aus den Gesundheitsregeln der Medizinischen Fakultät von Salerno, zusammengestellt für den Grafen Robert von der Normandie (1027—1087) — Conservandae sanitatis praecepta saluberrima —, teilt der Verf. amüsante Verse mit, welche eine auffallende Ähnlichkeit der alten Temperamentenlehre mit den Anschauungen Kretschmers über Körperbau und Charakter beweisen. Bei der Schilderung des Melancholikus tritt das Körperliche in den Hintergrund, es heißt darüber nur: „Schwärtzlich gelb und heßlich düster ist bey ihm der Stirne schein".

Der Phlegmatikus, bei dem anscheinend an eine Störung der inneren Drüsensekretion etwa Myxödem gedacht ist, wird geschildert als kraftlos, kurz, plump, dick, gedunsen, blaß und häßlich, langsam, schläfrig, stumpfsinnig und von Speichel voll.

Der Choleriker ist rasch und lang aufgeschossen, mager, bleich, „rauch und voller Haar", ehrgeizig, „milt, stoltz, falsch, tückisch, zornig, kühn und ungestüm", also ähnlich wie der asthenische Schizoide Kretschmers.

Der Sanguiniker ist wohlbewanstet, hat vieles Fleisch und rote Wangen, ist scherzgeneigt, liegt gern neuen Dingen ob. „Lieben und im Luder leben, samt dem Lachen ist ihr Sach'." Er entspricht also dem manisch-pyknischen Typus.

Die lateinischen Hexameter und ihre deutsche Übersetzung in Knittelversen sind zitiert aus der Ausgabe des Johann Curio vom Jahre 1559. Bolte.

b) Geschlechter.

W. Liepmann, Psychologie der Frau. Versuch einer synthetischen sexualpsychologischen Entwicklungslehre. 2. umgearbeitete Aufl., Berlin, Verlag von Urban & Schwarzenberg, 1924, 322 S.

Verf. macht den Versuch, auf dem Wege phylogenetischer synthetischer Betrachtung, der sich ganz allgemein für den Aufbau des Seelenlebens und der Persönlichkeit fruchtbar erweist, speziell zur Klärung der Probleme der Geschlechtspsychologie und zu einer einheitlichen Auffassung der Psychologie des Weibes zu gelangen. Er geht dabei von grundlegenden biologischen phylogenetisch weit zurückgehenden Erscheinungen aus und leitet von ihnen gewisse Grundsätzlichkeiten ab, die ihm die Fundamente für den Aufbau der weiblichen Psyche hergeben. Zu diesen Elementarerscheinungen rechnet er einmal die (motorische) Passivität der weiblichen Keimzelle im Gegensatz zur Aktivität der männlichen, zum andern die leichte Verletzlichkeit des weiblichen Plasma gegenüber dem männlichen, zum dritten den wachstums- und entwicklungshemmenden Einfluß der weiblichen Keimdrüse, — Phänomene, für die die biologischen Belege hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden können. Diese biologisch gegebenen Momente der Hemmung und Passivität auf der einen, der erhöhten Vulnerabilität und Irritabilität auf der anderen Seite bedingen, sei es unmittelbar, sei es indirekt, die wesentlichen oft schwer analysierbaren Seiten der weiblichen Persönlichkeit, wozu dann noch als drittes formendes Moment der Sexualismus (oder wie Verf. im Hinblick auf die so starke Beeindruckung der seelischen Inhalte des weiblichen Geschlechts durch diesen Faktor es nennt: der Pansexualismus) hinzutritt. Es fällt nicht schwer ohne weiteres zu erkennen, welche psychischen Hauptkomponenten des Weibes Verf. mit diesen drei biologischen Fundamentalerscheinungen in Verbindung bringt: wie sich ihm aus der biologischen Vulnerabilität speziell die seelische Labilität und Resistenzlosigkeit des Weibes ergibt, aus der Hemmung ihre primitivere, dem Kinde näher stehende intellektuelle und charakterologische Eigenart und aus der Pansexualität endlich ihre „Mütterlichkeit“. Verf. führt dann weiter im einzelnen diese Zusammenhänge zwischen biologischen und psychologischen Eigenheiten des Weibes durch, doch liegt an dieser Stelle kein Anlaß vor, speziell diesen bio-psychologischen Sonderzusammenhängen nachzugehen. Weit stärker interessieren hier gewisse weitere psychologische Ableitungen. Den Gegensatz zwischen dem „gehemmten“ weiblichen Plasma und dem „progressiven“ und darum variableren männlichen Plasma in Körper und Geist verfolgt er speziell auch in der Völkerpsychologie: Allenthalben erweist sich der Mann als der variablere Teil. „Da es sein Körper nicht sein konnte, nahm er die Mittel, wo immer er sie in der Natur fand, ja er verstümmelte seinen Körper um dieser Variabilität willen.“ Diese „künstliche Variabilität“ ging schließlich vom Manne, der sie als Zeugender erfand, reproduktiv auf das Weib über, als es die Arterhaltung forderte. Auch hier erwies sich also der Mann als aktiv, das Weib als passiv, aber stark reaktiv. Zum Beweis dafür werden die Thurnwaldschen Forschungen an den Primitiven der Südseeinseln herangezogen. — Bezüglich der Vulnerabilität des Weibes wird als völkerpsychologische Erscheinung darauf hingewiesen, daß jene von allen Naturvölkern respektiert werde: das Weib werde während der Menstruation abgesondert und als unrein erklärt. Hinsichtlich der Sexualpsyche wird als charakteristische, die gesamte Völkerlehre bis zum heutigen Kulturstand durchziehende Erscheinung der „Wahlcharakter“ des Weibes gegenüber dem „Triebcharakter“ des

Mannes hervorgehoben und mit vielseitigem ethnologischen Beweismaterial begründet. Im übrigen betont Verf. bei der Sexualität des Weibes die stärkere Ausbildung des „Seelentriebes“ (des „geistigen Sexualismus“) gegenüber dem elementaren Naturtrieb. — Schon diese Andeutungen lassen erkennen, daß von der vom Verf. versuchten Betrachtungsweise aus sich mancherlei Ausstrahlungen biologischer und psychologischer Erscheinungen, soweit sie auf das weibliche Geschlecht Bezug haben, in kulturelle und gesellschaftliche Erscheinungen darbieten und daß sich aus diesem von einem Frauenarzt verfaßten Werke sich mancherlei Anregungen soziologischer und völkerpsychologischer Art ergeben. Auf der anderen Seite dürfte auch schon aus diesem kurzen Bericht wohl zu ersehen sein, daß die im Buche gegebenen Hinweise nicht einfach als feststehende Tatsachen hingenommen, sondern kritisch verarbeitet werden müssen. Ist das Werk doch überhaupt — dies seine Stärke und zugleich seine Schwäche — vorwiegend nicht sowohl das Ergebnis nüchtern-kritischer Überlegungen, als vielmehr eines lebhaften hochgestimmten Gefühlsschwunges und intuitiv gewonnener Anschauungen. Karl Birnbaum (Berlin).

B. Aschner, Privatdozent Wien. Konstitutionslehre und Humoralpathologie, mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Organismus. Deutsche Med. Wochenschr. 50. Jahrg. Nr. 38, S. 1277—80.

Der Aufsatz stellt eine Einführung in das zweibändige Werk des Verf.s „Die Konstitution der Frau und ihre Beziehungen zur Geburtshilfe und Gynäkologie“ (Bergmanns Verlag, München 1924) dar. Der Verf. hat sich zur Aufgabe gesetzt, den mit Unrecht in Vergessenheit geratenen konstitutionspathologischen Anschauungen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Verf. kommt zu dem Schlusse, daß ein Individuum durch Berücksichtigung von Geschlecht, Lebensalter, Komplexion, Dimension, Tonus, Temperament und vorherrschendem Organsystem hinsichtlich seiner Konstitution und Krankheitsneigung ziemlich genau umschrieben ist, nicht aber durch die bisherigen Einteilungen. Leider, wenn auch begreiflicherweise, werden die naheliegenden psychologischen Beziehungen kaum gestreift. Bolte (Bremen).

Gabriel Steiner (Heidelberg), Psychische Untersuchungen an Schwangeren. Archiv f. Psychiatrie. Jahrg. 1922, Bd. 65, S. 171—190.

Verf. beschäftigt sich in seiner Arbeit mit dem Problem, „was für psychische Veränderungen der somato-biologischen Umwälzung in der Schwangerschaft“ (Veränderungen in den Funktionen der Drüsen mit innerer Sekretion) parallel gehen. Er stellt sich die Hauptfrage, inwieweit die Schwangerschaft bei gesunden Frauen psychisch-nervöse Veränderungen hervorruft, dann, ob sie einen Einfluß auf eine bereits bestehende Psychose auszuüben vermag. Die Einstellung des Verf.s ist also in erster Linie eine somato-biologische (körperlich-biologisch). Die reinseelische Erlebniswirkung der Schwangerschaft soll möglichst streng von den Einwirkungen körperlicher Art geschieden werden. Das Untersuchungsmaterial betrifft etwa 80 Schwangere der Heidelberger Universitäts-Frauenklinik, durchweg im jugendlichen Alter und von einfacher, unkomplizierter seelischer Artung. In der Mehrzahl waren es Ledige, „die unter recht traurigen äußeren Umständen ihrer Geburt entgegensahen“. Verf. beschränkte sich bei der Untersuchung auf die übliche psychische Ausforschung, feinere psychologische Methoden wurden bis auf vereinzelte Assoziationsversuche nicht herangezogen.

Zunächst ist Verf. eine Verschärfung der Geruchs- und Geschmacksempfindungen,

besonders in den ersten Monaten der Gravidität aufgefallen. Ob es sich hier um eine Verfeinerung des Sinnesorganes selbst, oder um subjektiv-affektive Überbewertung der Sinnesreize handelt, konnte Verf. nicht entscheiden. Er empfiehlt hier genauere experimentelle Nachprüfung. An zweiter Stelle bespricht Verf. das sehr häufige zwangsartige Auftreten von Gelüsten nach gewissen Nahrungsmitteln, das sicher nicht assoziativ ausgelöst sei. Diesen Gelüsten entsprechen auf der anderen Seite Ekelerscheinungen und Überempfindlichkeiten bis zum Brechreiz und Erbrechen. Verf. ist der Ansicht, daß es sich auch hier um eine biologische Umstimmung (Drüsen mit innerer Sekretion) des Organismus handle, zu der dann eine psychische Komponente hinzukommen mag. Die Tatsache, das Ekelgefühle, Brechreiz usw. gerne an bestimmte Tageszeiten gebunden sind, weise auf ihre Unabhängigkeit von psychischen Momenten hin. Auch die Affektverschiebungen gegen bestimmte Personen der Umgebung legen Verf. den Verdacht nahe, daß sie zusammenhängen mit Geruchsüberempfindlichkeiten und ähnl.: „Wenn Otto (der Mann) zur Tür hereinkommt, muß ich erbrechen", „Merkwürdig ist, daß mir auch der Geruch des Atems meines Mannes Übelkeit erregt" und ähnliche Aussprüche. (Die Affektverschiebung ist das Primäre! Ref.). Charakteristisch sei ferner rascher Stimmungswechsel in der Schwangerschaft. Vereinzelt konnte Verf. leichte manische, sowie depressive Phasen beobachten. Auf die Bewertung der Schwangerschaft als Erlebnisfaktor geht Verf. nicht näher ein, sondern hat nur feststellen können, daß, wenn die Schwangere den Wunsch nach einem Mädchen ausspricht, regelmäßig die Beziehungen zu dem Vater des Kindes gestört waren. —

Es erscheint etwas gewagt, eine so scharfe Trennung zwischen somato-biologischen Faktoren einerseits und psychischen Einwirkungen andererseits durchzuführen. Gerade der enge Zusammenhang zwischen Drüsen mit innerer Sekretion, vegetativem Nervensystem und Psyche läßt hier Vorsicht geboten erscheinen, zumal heute die Neigung besteht, alles auf das Konto der Drüsen mit innerer Sekretion zu setzen. Die Beziehung von Brechreiz zu bestimmten Tageszeiten kann gerade den psychogenen Charakter (seelischen Ursprung) beweisen (vgl. Forels suggestive zeitliche Festlegung von Menstruation und Verdauung). Hierher gehört das bekannte Aufhören des Schwangerschaftserbrechens bei Milieuwechsel (übrigens vom Verf. angedeutet). Eine Patientin des Verf. bekam Ohnmachtsanfälle, wenn sie im Fleischerladen Blut sah. Hier und bei den Fällen der affektiven Umstellung gegen Personen der Umgebung wäre die Mitteilung der etwaigen Assoziationsversuche erwünscht gewesen. Wir vermuten in diesen Erscheinungen psychische Einflüsse. Auch bei den Geruchsüberempfindlichkeiten gegen Personen der Umgebung spielt sicher bewußte oder unbewußte Abneigung eine Rolle. Daß bei der Mehrzahl der Patienten des Verf. Einwirkungen und Nachwirkungen seelischer Erlebnisse eine Rolle spielen dürften, und zwar weit mehr, als Verf. annimmt, folgt aus der Art des Materials: ledige Schwangere aus ungünstigen sozialen Verhältnissen. Inwieweit hat der Wunsch nach dem Kinde, resp. sein Gegenteil, einen Einfluß auf das In-die-Erscheinung-Treten derartiger psychisch-nervöser Erscheinungen? Das scheint uns eine Frage zu sein, die mit allen Kautelen an einem größeren Materiale nachzuprüfen wäre. Die hier aufgeworfenen Fragen beanspruchen nicht allein wissenschaftlich-theoretisches Interesse. Sie haben ihre große praktische Bedeutung. Für den Ablauf der Schwangerschaft ist es unbedingt nötig, seelische Veränderungen, die durch sie selbst hervorgerufen werden, von solchen anderer, viellleicht krankhafter Art, absondern zu können. Die Schwangerschaft ist aber eine Angelegenheit, die in höchstem Maße

die Gesellschaft angeht, denn sie betrifft das Schicksal der kommenden Generation. C. Timm (Lübeck).

E. F. W. Eberhard, Dr., Die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhdlg., G. m. b. H. 1924, 916 S.

Der Verfasser greift die Ideologie der älteren Frauenbewegung an, indem er ihre Ansprüche auf die Vertretung einer höheren Moral durch Bloßlegung der erotischen Triebfedern der Frauen zu diskreditieren sucht. Man kann nicht behaupten, daß die Schilderung der Frauenbewegung und die breite Darstellung des weiblichen Sexuallebens objektiv ist. Das Problem der arbeitenden Frauen und ihrer Eingliederung in das Staats- und Wirtschaftsleben wird nur oberflächlich gestreift. Es ist anzunehmen, daß das dicke Buch eine ebensogroße Verbreitung finden wird wie die sexualpsychologischen Werke, aus denen es im wesentlichen schöpft, und zwar aus denselben Gründen. Bolte.

c) Lebensalter.

Max Kastan (psychiatr. Universitätsklinik Königsberg), Asoziales Verhalten jugendlicher geistig abnormer Individuen in und nach dem Kriege. (Vortrag gehalten im Verein f. wissenschaftl. Heilkunde zu Königsberg am 3. Mai 1920), Archiv f. Psychiatrie, Jahrg. 22, Bd. 64, S. 1—12.

Während Verf. aus dem Materiale der Klinik in der Zeit von 1903 bis 1913 insgesamt 17 Fälle zusammenstellen konnte, die an angeborenem Schwachsinn litten und sich in Widerspruch zu gesetzlichen Bestimmungen gestellt hatten, konnte er im Jahre 1919/20 allein 21 asoziale Jugendliche beobachten. Es sei ja das rapide Anwachsen der Kriminalität besonders der Jugendlichen in den letzten Jahren sattsam bekannt. Während früher das einfache Eigentumsverbrechen überwog, stehe heute an erster Stelle das Eigentumsverbrechen unter Anwendung oder Androhung von Gewalt, also Raub und Einbruch. Unter den Patienten des Verf. findet sich keiner, der sich eines Raubes schuldig machte, nur einige Male handelte es sich um Einbrecher. Verf. führt diese Tatsache auf die mangelnde Gewandtheit der Jugendlichen in diesen Dingen zurück. Aber nicht nur der Rechtsbruch sei die Ausdrucksmöglichkeit asozialen Lebens, daneben stehe die Unmöglichkeit, sich im Berufe eine dauernde Stellung zu verschaffen und sich ohne schwere Konflikte der Umgebung einzupassen. Man müsse übrigens berücksichtigen, daß nicht nur subjektiv die Neigung sich verallgemeinert habe, auf möglichst bequeme Weise die erschwerten Lebensverhältnisse angenehm zu gestalten, sondern auch objektiv die Rechtsnormen sich geändert hätten. (Zwangswirtschaft etc. — vgl. Referat über Soecknick, Kriegseinfluß usw.)

Hauptsächlich setzt sich das Material des Verf. aus Schwachsinnigen zusammen, in einigen Fällen waren außerdem noch Zeichen einer psychopathischen Konstitution nachzuweisen, selten aber wurden hysterische Zeichen auf körperlichem Gebiete beobachtet. Auffallend waren diese bei zwei Kranken, die an Jugendirresein litten, dann ferner bei drei weiblichen Kranken. Von diesen erscheint psychologisch interessant der zweite Fall: Die Kranke führte ein recht abenteuerliches Leben, machte viele Herrenbekanntschaften. Wegen Diebstahls kam sie in eine Fürsorgeanstalt. Von den anderen Zöglingen will sie gelernt haben, was pervers sei, sie will sich davor geekelt haben, pflegte aber später mit Patientinnen der Klinik homosexuellen Ver-

kehr. Außer psychogenen Anfällen bot sie eine funktionelle Sprachstörung, sie konnte die Buchstaben L und R, mit denen die Vornamen ihrer Freunde beginnen, nicht aussprechen.

Bezeichnend sei, daß bei den meisten Kranken ausgesprochene funktionelle Bewegungsstörungen und Reizerscheinungen erst nach Gelegenheitsursachen, (Haft, krimineller Abort, Exploration) auftraten. Einige der Jugendlichen beschränkten die Eigentumsdelikte gerne auf ihre Angehörigen. Was das Verhalten mit den gestohlenen Sachen anlangt, so sei bei dem der Schwachsinnigen ein deutlicher Unterschied gegenüber dem des pathologischen Schwindlers festzustellen. Dieser gibt viel auf Äußerlichkeiten und würde sicher gestohlene Ringe, Ketten usw. an sich selber tragen, ja, er würde auch gestohlenes Geld zum Ankauf von Schmucksachen u. dgl. verwenden Auch fehle bei dem Schwachsinnigen der den pathologischen Schwindler so kennzeichnende nutzlose Betrug.

Während man im allgemeinen bei Schwachsinnigen eine Steigerung des Sexualtriebes annehmen, könne Verf. dies von seinen Patienten nicht sagen. Merkwürdig sei, daß sich auch diese jugendlichen kriminellen Elemente mit derselben Anziehungskraft zueinander hingezogen fühlten, wie alte Gewohnheitsverbrecher. Auf klinische Einzelheiten brauchen wir weiter nicht einzugehen. Verf. bedauert zum Schluß den Mangel geeigneter Anstalten für derartige Jugendliche.

Verf. kommt dann zum Ergebnis seiner Ausführungen, er sagt: „ — so zeigt sich zunächt, eine wie wenig ausschlaggebende Bedeutung das Milieu spielt. Fast alle unsere Kranken entstammen Kreisen des Beamtentums, des Kaufmanns- und des Gelehrtenstandes. — Nicht psychische Beeinflussung ihres ursprünglichen Umgangskreises ist es, die eine verhängnisvolle Rolle in ihrem Leben spielt, sondern die durch Belastung von seiten der Familie bedingte Schädigung des Keimplasmas, — “. Verf. sagt uns in seinen Darlegungen über die jeweilige erbliche Belastung nur sehr wenig, ein paar mal stammen die Jugendlichen von nervösen Eltern ab, einmal ist in aufsteigender Linie Morphinismus, einmal Alkoholismus des Vaters angegeben. Auf Grund dieser spärlichen Angaben möchten wir die Keimschädigung alleine nicht ohne weiteres für alle Fälle verantwortlich machen und das „Milieu“ so ganz vernachlässigen. Was heißt denn „Milieu“? Ist damit, daß jemand den sozial gehobenen Schichten angehört, immer gesagt, daß die Umwelt eine für die seelische und körperliche Entwicklung des Kindes günstige ist? Wie ist z. B. das „Milieu“ in dem Falle, wo der Vater als „dem Trunke ergeben und dann immer sehr sinnlich“ bezeichnet wird? Wir nehmen nicht an, solange das Gegenteil nicht besonders hervorgehoben wird, daß seine Kinder unter besonders günstigen Umweltsbedingungen aufgewachsen sind. Ähnlich kann es sich verhalten, wenn beide Eltern als „nervös“ bezeichnet werden.

Die heute so beliebte scharfe Unterscheidung zwischen „Veranlagung“ und „Milieu“ ist doch wohl praktisch in dieser Schärfe kaum durchführbar. Meistens werden wohl beide Faktoren eine Rolle spielen: die minderwertige Veranlagung ist vorhanden, und nun wirkt eine ungünstige Umgebung (oft der Einfluß der im gleichen Sinne minderwertigen oder krankhaften Eltern) um so verhängnisvoller ein. Diese äußeren Einwirkungen berücksichtigt, unseres Erachtens nach, der Verf. zu wenig, so wird auch die Einwirkung des Krieges nur gestreift (vgl. seine Bedeutung in der Arbeit von Soecknitz). Wir sind auf diese Dinge etwas ausführlicher eingegangen, weil ihnen immerhin größere soziale Bedeutung zukommt. Die krankhafte Anlage können wir nicht ändern, wir müssen uns mit ihr abfinden, können höchstens die

für die Gesellschaft unbequemen Träger in sicheren Gewahrsam bringen. Die Umwelt läßt sich aber ändern, und je früher das geschieht, um so besser für den Jugendlichen und — für die Gesellschaft.

Die Arbeit, die eine mehr klinische Einstellung aufweist, läßt weitere allgemeine Schlüsse kaum zu. C. Timm (Lübeck).

Fürstenheim, Über den Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Jugendsichtung. Zeitschr. f. Kinderforschung, 29. Bd., Heft 2, S. 117, 1924.

Verf. faßt das Ergebnis seiner Studie folgendermaßen zusammen: 1. Das Modeschlagwort „Struktur" ist mehrdeutig. In Zukunft ist scharf zu unterscheiden zwischen dem Sinngefüge oder der Inhaltsstruktur und dem Artgefüge oder der Anlagenstruktur. Nur für diese sollte das Wort „Struktur" künftig verwendet werden. — 2. Zur vollständigen Kenntnis des Menschen gehört die Kenntnis seines Seeleninhalts wie diejenige seiner körperlich-seelischen Veranlagung. — Die Gewinnung eines vollständigen körperlich-seelischen Erscheinungsbildes heiße Eidoplasie (Bildschöpfung; beschreibende Jugendkunde). — 3. Die Untersuchung der Entstehung solchen Gesamtbildes aus Anlage und Umwelt, besonders mit dem Ziel der Herausschälung der Veranlagung, heiße Aitiolyse (Bilddeutung; erklärende Jugendkunde, Jugendsichtung im engern Sinne). — 4. Grundsätzlich gilt diese Betrachtungsart nicht nur für Einzelwesen, sondern auch für das räumliche Nebeneinander von Gruppen, wie für das zeitliche Nebeneinander von Folgen oder Phasen. — 5. Hinter ähnlichen Gesamtleistungen besonders unter ähnlich-artigen äußeren Verhältnissen können sich ganz verschiedene Veranlagungen verbergen; ähnliche Veranlagungen können unter verschiedenen Verhältnissen zu verschiedenartigen Gesamtbildern und Gesamtleistungen führen. — 6. Es besteht Wechselwirkung zwischen Seeleninhalt und Seelenanlage. Die Seelenanlage wirkt strukturierend auf den Seeleninhalt ein, der Seeleninhalt formend auf die Seelenanlage zurück. — 7. Diese Umformung erstreckt sich zunächst nur, d. h. im Einzelleben, auf einzelne Seelenanlagen. Ihr Beziehungsgesetz, eben die Struktur, ändert sich nicht, sie regelt vielmehr als ein Umwandlungs- oder Entwicklungsgesetz die Veränderungen des körperlich-seelischen Erscheinungsbildes unter umformenden äußeren Einflüssen. — Sie heißt in allgemeinster Form auch die „Konstitution" des Organismus. Runge (Kiel).

d) Abartige.

Frieda Reichmann, Dr. med. (Lahmanns Sanatorium, Weißer Hirsch), Zur Soziologie der Neurosen, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 89, 1.—3. Heft, 1924, S. 60—67.

Zugleich mit einem Hinweis auf die „Fülle von psychopathologischen Studien über die pathogenetische Bedeutung der Gesellschaft und ihrer Institutionen für die Entstehung und Symptomatologie der funktionalen seelischen Erkrankungsformen und umgekehrt über den Einfluß seelisch abnormer Persönlichkeiten auf die psychologische Struktur des Gemeinwesens" gibt Verf. eine psychosoziologische Klassifizierung der Neurosen, die jedoch in der Form, wie er sie gibt, wenig präzis und übersichtlich ist; auch zieht er den Kreis der sozialen Neurosen reichlich weit, wenn er den Morphinismus und Kokainismus mit einbezieht.

In seinen Ausführungen über die psychopathologische Grundlage der Neurosen (besser Psychoneurosen, Ref.) schließt sich Verf. eng an Janet, Freud und

Adler an, er vermischt damit Erklärungsprinzipien, die in ihrer Richtung keineswegs identisch sind, nicht im Interesse der Klarheit der Ausführungen.

Der Neurotiker bildet sein Leben nach dem Lust-Unlust-Prinzip auf Kosten des Realitätsprinzipes, er entzieht sich den Forderungen des Lebens, um sich Vergangenheitserlebnissen, Kindheitserinnerungen oder zeitlosen Wunschphantasien hinzugeben, ein Teil seiner seelischen Kräfte werden so sozial unbrauchbar gemacht. Die Wunschphantasien werden als asoziale Geheimnisse gehütet, ihr Inhalt ist gegen die Gemeinschaft gerichtet, infantile Allmachtsgefühle tauchen auf, somit tritt Unfähigkeit zum Gemeinschaftsleben ein. Die unlustbetonten Gefühle der Niederlage und der Ausgeschlossenheit führen reaktiv zu Überkompensationen zur gewollten aktiven Isoliertheit auf „stolzer Höhe,“ zum „Gottmenschkomplex.“ — Eine besondere negativ-soziale Bedeutung gewinnt die Neurose wegen ihrer leichten Übertragbarkeit und Ansteckungsfähigkeit. Drei Möglichkeitserklärungen für diesen Infektionsmodus führt Verf. näher aus, ohne jedoch damit diese Grundlagen zu erschöpfen: 1. Übertragung affektiver Störungen nach dem „Gesetz des kürzesten Weges,“ 2. bei Steigerung des kulturellen Niveaus gesteigerte Neigung zur Regression auf primitive Lustansprüche auf Kosten der Forderungen der Wirklichkeit, 3. das Anziehende des Geheimnisvollen, des einsamen und geheimnisvollen Übermenschen. An einem Beispiele — der Homosexualität — illustriert Verf. am Schluß die allgemeine soziologische Bedeutung der Neurosen: „es handelt sich um schwere ansteckungsfähige Modekrankheiten, denen in den modernen Kulturstaaten durchaus der Rang einer Seuche zuzuerkennen ist, eine soziale Gefahr, die Anspruch auf die ernsteste Aufmerksamkeit der Forscher und Ärzte hat.“ — H. Schmitz.

Arthur Kronfeld, Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft. Kleine Schriften zur Seelenforschung, herausgeg. v. Kronfeld. Heft 6. Stuttgart (J. Püttmann) 1923. 21 S.

Der kleine Aufsatz geht in kurzen Andeutungen den Beziehungen nach, welche zwischen psychopathologischen und gesellschaftlichen Erscheinungen bestehen. Er erörtert zunächst in einem Abschnitt über „soziologische Psychopathologie[1]) die Grundfrage nach den Einflüssen der Gemeinschaft auf die einzelne Seele im Sinne einer Abnormisierung und weist im einzelnen darauf hin, wie unter der Einwirkung der verschiedenen Milieufaktoren: wirtschaftlicher, gesellschaftlicher usw. Momente charakterologische Reaktionen und Entwicklungen in pathologischer Richtung: hysterische, paranoide, querulatorische und andere abnorme Charakterartungen sich herausbilden, wie bestimmte soziale Bindungen und Beziehungen neurotische Symptome, Wahnbildungen u. dgl. nach sich ziehen, wie berufliche Einflüsse und Zufälle zu Störungen nach Art der Berufs- und Unfallneurosen, der Rentenhysterien, der Neurasthenien führen, wie gesellschaftliche Konvention und Sitte sich bei seelichen Zwangszuständen und Phobien geltend machen, wie politische Bewegungen Psychopathen zur Aktivität im öffentlichen Leben bringen und ähnliches mehr. Ein zweiter Abschnitt wendet sich im Sinne einer psychopathologischen Soziologie der entgegengesetzten Frage zu, ob und in welcher Weise sich abnormes seelisches Geschehen in den Formen der Gemeinschaft auswirkt. Unter Betonung der Vorsicht, die gegenüber einer pathologischen Ausdeutung auffallender und unverständlicher kultureller und

[1]) Vgl. das Referenten Werk: „Grundzüge der Kulturpsychopathologie“ (Bergmann, München, 1924).



gesellschaftlicher Erscheinungen stets notwendig ist, wird besonders auf die psychopathologischen Kräfte hingewiesen, die im Gebiet der religiösen Gemeinschaftsbildung sowie der revolutionär-politischen Bewegungen vieltätig am Werke sind, und dabei hervorgehoben, daß sie sich nicht nur destruktiv, sondern auch neuschöpferisch betätigen können. Speziell im letzteren Falle pflegt im übrigen eine besondere Affinität zum Massengeschehen zu bestehen. — Die kleine kaum einen Bogenumfang überschreitende Arbeit kann natürlich nichts Erschöpfendes geben, erweist sich aber als wohl geeignet, einen einführenden Einblick in den weiten Problemenkreis zu gewähren. Karl Birnbaum, (Berlin).

W. Jacobi, Die Stigmatisierten. Beiträge zur Psychologie der Mystik. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens Heft 114. München (J. F. Bergmann) 1924.

Verf. geht systematisch jener auf dem Grenzgebiet zwischen Religion, Psychologie und Medizin gelegenen eigenartigen Erscheinung nach, die als Stigmatisation d. h. das Auftreten von Gebilden nach Art der Wundmale Christi bekannt und im Rahmen der religiösen Ekstase vielfältig beobachtet worden ist. Er verfolgt sie historisch von ihrem erstmaligen Vorkommen — bei Franz von Assisi im Anfang des 13. Jahrhunderts — bis zu den letzten Fällen, die hart an die Gegenwart heranreichen. Der geschichtliche Hintergrund, der zugleich auch die kultur- und sozialpsychologischen Vorbedingungen speziell für ihr erstes Auftreten gibt, wird charakteristisch beleuchtet: Es ist das Zeitalter der „Massensuggestionen", der Kreuzzüge, der Flagellatenzüge und der Tanzwut, wo religiöse Vorstellungen eine suggestive Gewalt auf den einzelnen wie die Menge ausübten, wo überwertige religiöse Inhalte und Strebungen auf dem Wege der psychischen Infektion und Induktion vom einen auf den anderen übergriffen und die religiösen Bewegungen den Charakter psychischer Epidemien erhielten. Dazu kamen dann noch die in ähnlichem Sinne wirksamen Milieueinflüsse der Klöster, namentlich der Frauenklöster, die, von mystisch-ekstatischem Wesen erfüllt, weltabgewandt in der ständigen völligen Hingabe an Christus und sein Leiden aufgingen. So war der Boden für religiöse Schwärmerei im weitesten Umfange vorbereitet und der glühende Wunsch und die Erwartung den Wundmalen der Herrn gleiche Gebilde auch am eignen Körper wiederzufinden, vermochte mit Leichtigkeit bei den durch religiöse Erregungen in ihrem Seelenleben erschütterten, durch Askese und langanhaltendes Fasten auch körperlich geschwächten Gläubigen auf suggestivem wie autosuggestivem Wege sich in entsprechende körperliche Erscheinungen der Haut (vasomotorische Phänomene u. dgl.) umzusetzen — ein Suggestivvorgang, für dessen Wirksamkeit sowohl die klinische wie die experimentelle Medizin einwandfreie Beweisstücke zu liefern vermag. Daß die Stigmatisationen besonders der späteren Zeit nicht immer diesen natürlichen „psychogenen" Ursprung hatten, daß möglicherweise auch mehr oder weniger bewußter Betrug und künstliche Erzeugung mitgesprochen hat, wird von Verf. nicht verkannt. Mit Recht betont er im übrigen, daß diese Suggestivphänomene und hysterischen Bildungen in der Zeit der religiösen Hochflut ungleich inhaltreicher waren als in der Gegenwart.

K. Birnbaum (Berlin).

4. Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.
(Gestaltung durch Überlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung.)

Hans W. Gruhle, Anregungen zur Charakterforschung. Zeitschr. f. Kinderforschung, 28. Bd., Heft 3/4, 1924, S. 305.

Verf. empfiehlt, zur Charakterforschung ein für jeden Fall gleichbleibendes Charakterschema zu verwenden, das 24 Eigenschaftspaare enthält und von ihm in 408 Fällen (mit Ausnahme von 4 Eigenschaftspaaren) erprobt ist. Manche Eigenschaften werden, was wertvoll ist, dabei durch mehrere Eigenschaftspaare erfaßt. Die Feststellung soll durch Befragung der nächsten Umgebung wie des betreffenden Individuums selber geschehen. Die subjektive Schilderung wich in der Regel wenig von der objektiven Darstellung Nahestehender ab. Sehr starke Abweichungen fanden sich zuweilen bei problematischen Naturen, bei hysterischem Charakter, bei Menschen die gerne anders erscheinen als sie sind, die sich selbst eine Rolle zuteilen, sich ein Idealbild machen, oder bei solchen, die sich wirklich nicht kennen und nicht täuschen wollen. Die Kenntnis von Briefen, Aussprüchen, Taten der Betreffenden ist dabei wertvoll. Gruhle konnte verschiedene Charaktere, die sich durch 4 Merkmalskombinationen, und 7 weitere, die sich durch 6 Merkmalskombinationen verrieten, gruppieren. In diesen Typen waren wesentliche Eigenschaften, wie das Verhältnis der Persönlichkeit zur Umwelt, das Tempo des seelischen Ablaufs, die Ansprechbarkeit auf Reize, die Nachhaltigkeit der Eindrücke, die Aktivität, Energie, Grundstimmung erfaßt. Unter den 408 in 14 Charaktergruppen angeordneten Personen fanden sich:

1. Heiter-Bescheidene	49 %	8. Verschwender	16,7 %
2. Traurig-Einsame	10,2 %	9. Trübselige	14,7 %
3. Bösartig-Abgeschlossene	10,8 %	10. Lustige	60,3 %
4. Leichtsinnig-Freche	21,3 %	11. Faule	9,3 %
5. Reizbare-Absonderliche	22,5 %	12. Ernste	34,0 %
6. Gesellig-Gutartige	57,1 %	13. Energische	30,6 %
7. Lebhaft-Verschwenderische	13,5 %	14. Haltlose	13,2 %

Verf. empfiehlt die Methode zur Feststellung einer charakterologischen Schichtung der verschiedenen Volksstämme (auch von Berufsgruppen usw.) und rät, daß Lehrer sich dieser Arbeit unterziehen, indem sie etwa 4 Jahrgänge ihrer Klasse auf diese Weise untersuchen; jedoch kommen für die charakterologische Erforschung der Volksstämme aus begreiflichen Gründen keine großen Städte und keine Orte mit erheblicher Fabbrikindustrie in Betracht. Das von Gruhle verwandte Schema lautet:

1. Lenksam — dickköpfig
2. Energisch durchhaltend — weich nachgiebig
3. Zutraulich — abgeschlossen
4. Bescheiden — anspruchsvoll
5. Schüchtern — frech
6. Gesellig — einsam
7. Sparsam — verschwenderisch
8. Zufrieden — unzufrieden
9. Launenhaft — gleichmäßig
10. Absonderlich — wie die andern
11. Leichtsinnig — gewissenhaft
12. Oberflächlich — schwernehmend
13. Gutmütig — bösartig
14. Fromm — nicht fromm
15. Fleißig — faul
16. Praktisch — ungeschickt
17. Heiter — trübselig
18. Humorvoll — nüchtern
19. Ängstlich — selbstbewußt

20. Lebhaft — still
21. Hastig — gelassen
22. Rasch — langsam
23. Reizbar — gleichgültig
24. Empfindsam — stumpf.

Runge (Kiel).

R. Sommer, Geh. Med.-Rat Prof., Gießen. Zur Psychologie der Aussage über das Geisterhafte und Wunderbare. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., 1924, Nr. 39, S. 1323 u. 1324.

Schilderung eines Experimentes, das zeigt, mit wie einfachen Mitteln der Eindruck des Geisterhaften erweckt werden kann, auch auf Personen, welche sich über die Natur der Vorführung klar sind. Vor eine phosphoreszierende Fläche war ein Schleier gehängt, auf den der Umriß und einzelne Teile eines Gesichtes mit Farbe gemalt waren. Der allgemeine Eindruck im Dunkeln wurde von vielen als geisterhaft bezeichnet. Die Gestalt sei wirklich und doch wieder nicht rein körperlich. Es bestand große graduelle Verschiedenheit der Auffassungen, die sich zu Gruppen zusammenschließen ließen.

Bolte (Bremen).

Grage, Über eine psychische Epidemie infolge Spiritismus. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. 78. Bd., S. 346, 1922.

Die Epidemie spielte sich 1920 in Chemnitz ab. Drei Geschwister erkrankten gleichzeitig. Zuerst wurde die 22 jähr. kranke Irma S. mit den charakteristischen Symptomen der Schizophrenie in die Anstalt aufgenommen. Die Erkrankung wurde durch ein psychisches Trauma (Anblick eines ertrunkenen Russen) ausgelöst, ihre Entstehung durch Beschäftigung mit Spiritismus, auf den sie durch ihre Schwester H. gebracht war, gefördert. — Trugwahrnehmungen auf religiösem Gebiet spielten bei ihr eine Hauptrolle. J. S. war die induzierende Persönlichkeit, die ihre Wahnideen ihren Geschwistern aufoktroyierte. Die Schwester H. übernahm die krankhaften Vorstellungen ohne Berichtigung. Ihre Psychose glich zunächst vollkommen der der Schwester J. S., aber in ihrem Verlauf stellte sich heraus, daß es sich um eine psychogen-hysterische Reaktion auf psychopathischem Boden handelte. Auch hier hatte Beschäftigung mit Spiritismus bei der Entstehung der Psychose mitgewirkt. Die krankhaften Erscheinungen schwanden nach Trennung von der Schwester. Auch der psychopathische und leicht schwachsinnige Bruder Hans S. erlag dem starken Einfluß seiner psychotischen Schwester J. Er erkrankte an einem transitorischen Erregungszustand mit schwachsinnigen Überschätzungsideen und implantierten Wahnideen. Durch Isolierung und psychotherapeutische Beeinflussung schwanden die Wahnideen bei ihm schon am Tage nach der Aufnahme, was darauf zurückzuführen war, daß er sich von der Beschäftigung mit okkultistischen Dingen fern gehalten und der Erkrankung der Schwester J. gegenüber eine gewisse Kritik bewahrt hatte. Die Mutter der drei Geschwister war eine zu Aberglauben und Schwarmgeisterei neigende Person. — Die ätiologischen Momente für die Entstehung der psychischen Endemie waren in psychopathischer Konstitution, geistiger Inferiorität und hysterischem Charakter zu suchen. Bemerkenswert ist, daß die hysterische Schwester in hohem, der imbezille Bruder in leichtem Grade von der geisteskranken Schwester induziert wurden. In der Suggestionswirkung ist das Wesen des induzierenden Irreseins begründet. Der Fall lehrt, wie schädlich die Beschäftigung mit mystischen Dingen für psychisch Disponierte und Labile ist.

Runge (Kiel).

Hans Rust, Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens Heft 118. München J. F. Bergmann 1924.

Diese Studie ist einer hart an der Grenze des Pathologischen stehenden Erscheinung gewidmet, die die christliche Religionsgeschichte von ihren Uranfängen bis hin zu den religiösen Strömungen der Gegenwart durchzieht. Zunächst wird an der Hand von Fremd- und Selbstzeugnissen, die den verschiedensten Zeiten und Bewegungen entstammen, eine anschauliche Phänomenologie des Zungenredens gegeben; im Anschluß daran werden die ihm zugrunde liegenden psychologischen und psychophysischen Vorgänge und Mechanismen analysiert. Das Zungenreden selbst wird treffend als ein unwillkürliches und intentionsloses, zwangsmäßiges und automatisches Sprechen definiert, das aus einem eigenartigen Seelen- und Bewußtseinszustand des Inspiriertseins entspringt und durch mancherlei geistige wie stoffliche Mittel (speziell solche, die ekstatische Zustände hervorzurufen vermögen) ausgelöst wird. Mit Recht betont wird die sozialpsychologische Seite: Das Zungenreden tritt vorwiegend bei einfachen ungebildeten Leuten auf, wirkt suggestiv ansteckend und erzeugt ganze psychische Epidemien (im Urchristentum, in der Cevennenbewegung, in den „wahren Inspirationsgemeinden des 17.—19. Jahrhunderts, im Irvingismus, schließlich in der Erweckungsbewegung des 19. und der Pfingstbewegung des 20. Jahrhunderts). Zwischen Zungenreden und Umgebung bzw. Zuhörerschaft besteht überhaupt die engste geistig-seelische Wechselwirkung. Im einzelnen wird dann noch eine „Typologie" des Zungenredens gegeben, die die einzelnen Spielarten im wesentlichen nach der Form des Gesprochenen unterscheidet: als sprachgleiches, sprachähnliches und stammelndes Zungenreden mit den Unterabteilungen der muttersprachlichen, mundartlichen, fremdsprachlichen, kunst- und phantasiesprachlichen, wort- und silbenförmigen Glossolalie. Wir selbst halten diese Differenzierungen nicht für bedeutungsvoll genug, da sie im Grunde immer nur die Zufallsgestaltungen der Einzelvorkommnisse, nicht den Kern und das Wesen des Grundvorganges erfassen. Wichtiger erscheint der Hinweis auf die Analogien mit der Kindersprache, wie mit der bewußt infantilen Einstellung der Dadaisten. Auch die psychoanalytische Deutung, die in dem Zungenreden einen sinnvollen Inhalt sucht und auf dahinterliegende besondere „Komplexe" fahndet, wird gewürdigt und mit Recht betont, daß vielfach zum Verständnis die Annahme eines viel einfacheren Mechanismus genügt: Der religiöse Drang entladet sich unmittelbar in sprachmotorischen Automatismen. — Die Arbeit ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß auch von religionswissenschaftlicher Seite mit kritischer Sachlichkeit pychologische Probleme behandelt werden, die eng mit den subtilsten Wertphänomenen des kulturellen Lebens verknüpft sind. Ihre Hauptbedeutung scheint mir aber darin zu liegen, daß hier an einem Sonderbeispiel gezeigt wird, wie gewisse allgemein menschlich vorgebildete Mechanismen der seelischen Spaltung, der motorischen Automatismen usw. unter bestimmten Sonderbedingungen sich in zungenrednerischen Eingebungsäußerungen manifestieren, die unter anderen zeitlichen und kulturellen Verhältnissen in ganz anderen Formen: als Besessenheits-, Erleuchtungs-, als magische oder spiritistische Seelenphänomene in die Erscheinung treten.

Karl Birnbaum (Berlin).

L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und erregenden Genußmittel. Für Ärzte und Nichtärzte. Berlin, Georg Stilke. 1924.

Das Werk des bekannten Pharmakologen führt bewußt über das rein Medizinische hinaus und greift über in soziologisch, kulturpsychologisch und völkerpsychologisch bedeutsame Erscheinungsreihen. Unter dem etwas zu eng gefaßten Titel: Phantastica (Verf. versteht darunter speziell die Sinnestäuschungsmittel) werden gruppenweise einmal die Schlafmittel, die betäubenden und seelisch beruhigenden Mittel, zum anderen die Sinnestäuschungsmittel, zum dritten die Berauschungs- und Erregungsmittel dargestellt. Im einzelnen wird ihr Wesen, ihre Wirkungsweise, ihre Geschichte, ihre Verbreitung und was sonst für ihre Bedeutung im menschlichen Leben charakteristisch ist, ausführlich geschildert und so erhalten wir im Überblick eine Art Natur- und Kulturgeschichte derjenigen chemischen Stoffe, die nach den Nahrungsstoffen, ja neben und selbst vor ihnen, von jeher die engste Beziehung zur Menschheitsgeschichte aufweisen. Wie dies in einzelnen für die verschiedenen betäubenden und erregenden Genußmittel: für Alkohol, Kaffee, Tabak, Kola, für Morphium, Opium, Haschisch, Kokain und zahllose andere durchgeführt wird, entzieht sich der Darstellung im Referat. Ganz allgemein muß aber darauf hingewiesen werden, daß speziell die psychischen Wirkungen nicht immer so prägnant und erschöpfend gekennzeichnet werden, wie es für die Erfassung der äußeren Bilder notwendig und nach der vorhandenen Literatur wohl auch möglich gewesen wäre. Hier hat Verf. speziell in der psychiatrischen Fachliteratur nicht genügend geschöpft und so finden sich denn wirklich wertvolle phänomenologische Untersuchungen nur ganz ausnahmsweise im Buche (eigentlich nur die Beringersche Schilderung der psychischen Äußerungen des Mescalinrausches). Es überrascht auch, daß bekanntes Material aus der schöngeistigen Literatur nicht herangezogen ist, zumal Verf. selbst sonst sehr wohl auch dieser Quelle sich bedient hat. Weder Th. de Quincey noch Claude Farrère finden sich mit ihren charakteristischen Schilderungen beim Opium vertreten und selbst die „Künstlichen Paradiese“ eines Baudelaire finden beim Haschisch keine Erwähnung. Im übrigen wäre eine stärkere Durcharbeitung der psychiatrischen Literatur einer prägnanteren Fassung der psychopathologischen Begriffe und einer schärferen Umreißung der abnormen seelischen Erscheinungsformen zugute gekommen und insbesondere die Kenntnis der sogenannten exogenen Reaktionsformen, d. h. der typischen psychotischen Äußerungen, mit denen das Gehirn auf äußere (toxische und andere) Schädigungen reagiert, hätte eine schärfere Herausarbeitung der akuten und chronischen psychopathologischen Wirkungen der einzelnen Genußmittel sehr gefördert. Auch daß Verf. die religiösen Visionen der mittelalterlichen Mystikerinnen auf eine im Sexualapparat entstandene stoffliche Ursache zurückführt, beruht auf unzulänglicher psychiatrischer Orientiertheit speziell bezüglich der psychogenen Dynamismen. Auf der anderen Seite gewährt aber das Buch eine Fülle von Hinweisen auf die Verknüpfung dieser Genußmittel mit abergläubischen und religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedensten Völker und ihre vielseitige Verflechtung mit deren religiösem, sozialem und selbst politischem Leben. So wird im einzelnen ausgeführt, wie Stechapfelgewächse vermittels ihrer Fähigkeit zur Erzeugung phantastischer Halluzinationen und Illusionen allenthalben in der Dämonologie der Völker eine bedeutsame Rolle gespielt und speziell bei den altindischen Priestern als Mittel zur Erzeugung prophetischer Begeisterung gedient haben; wie in ähnlicher Weise die Nachtschattenpflanzen als Ingredientien der Hexensalben und -tränke die abergläubisch-phantastischen Wahnerlebnisse der mittelalterlichen Hexen hervorgerufen haben; wie andere Spielarten des Nachtschattens bei den Jünglingsfesten der Jibaros Verwendung fanden, wo sie den Jungen Gesichte voll schönster Inhalte zeigten; wie

Sektenbildungen und religiöse Feiern bei den Balubas eng mit dem Hanfgenuß verknüpft und bei den Kiowas mannigfache Zeremonien mit dem Genuß des Anhalonium (Peiotl) verbunden sind; wie die „quietistische“ Wirkung des Tabaks (nach Moltkes Reisebriefen aus der Türkei) die Türkei aus einer der turbulentesten Nationen zu einer ruhigen gemacht haben, — und vieles andere mehr bis hin zu den sozialpsychologisch beachtlichen Genußmittelwirkungen, die im Kaffeekränzchen und Bierbankpolitikertum noch gegenwärtig zum Niederschlag kommen.

Alles in allem muß man Verf. dankbar sein, daß er ein sonst zerstreutes und für den Nicht-Pharmakologen kaum auffindbares Material hier in einem gedrungenen Band zusammengestellt hat und man hätte nur gewünscht, daß sich diese Zusammenstellung auch auf nähere Angaben über die Herkunft der zugrunde liegenden Veröffentlichungen erstreckt hätte. Die ständigen Anführungen der eigenen Arbeiten sowie die steten Hinweise auf eigne Verdienste entschädigen nun einmal nicht genügend den, der gern einen Weg zur gesamten Literatur gewiesen haben möchte.

Karl Birnbaum (Berlin).

---

5. Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Wladimir Eliasberg, Dr., Nervenarzt in München: Grundriß einer allgemeinen Arbeitspathologie. Zeitschr. f. angew. Psychol., Bd. 24, Heft I, 1924, 43. S.

In der Einleitung seiner Arbeit bringt der Verf. Erläuterungen zu folgenden 6 Themen: 1. Der Begriff der Arbeit. 2. Der Begriff der allgemeinen Pathologie. 3. Vergleichende Pathologie; der pathologische Zustand als Entwicklungsstufe. 4. Die allgemeine Pathologie der Arbeit ist Psychopathologie der Arbeit. 5. Notwendigkeit der Trennung von Psychopathologie und Sozialpathologie der Arbeit. 6. Die Arbeit und die pathologische Persönlichkeit in Wechselwirkung.

Die Arbeit als Vorgang definiert Verf. so: „In der Arbeit wird beabsichtigt, einen die Zeit der Tätigkeit überdauernden objektiven Wert hervorzubringen. Motivation, Werk und Wert sind die Momente der Arbeit.“ „Die allgemeine Pathologie der Arbeit hat es mit den allgemeinen abnormen Vorgängen zu tun, die sich auf die Motivation, das Werk oder die Wertbeziehung des Arbeitsvorganges erstrecken.“ — Der Verf. trennt Sozialpathologie und Psychopathologie scharf voneinander, den Begriff der Sozialpathologie schließt er aus seinen Untersuchungen aus. — Die weiteren Ausführungen enthalten die Kapitel: 1. Die Arbeit als Ursache der Veränderung der Persönlichkeit. 2. Die pathologische Persönlichkeit in der Arbeitsgestaltung. 3. Das Heil in der Arbeit: die Arbeitstherapie. — Bei 1 und 2 werden wieder unterschieden die formalen Vorgänge, die Veränderung der Sinnzusammenhänge in der Persönlichkeit. — Die sehr anregenden, zum Teil problematisch kurz gehaltenen Ausführungen müssen an Ort und Stelle nachgelesen werden; hier soll Einiges über die Ergebnisse mitgeteilt werden: „Die gesunde Erholungstätigkeit läßt als Quellgebiet wirksam werden: a) den Stoffersatz, b) das innere Weiterwirken der Probleme des Arbeitstages in neuen psychischen Formen, c) die Betätigung freier spielender Triebe. Die gesunde Pause ist schöpferisch! Wertvoll ist die Erhohlung im Nebenberuf. —“ „Die Affektveränderungen, die das moderne Arbeitsleben setzt, sind im Erlebnis gegenständlich motiviert und sind beherrschbar.“ — „Unterliegen pathologische Persönlichkeiten den affektiven Beanspruchungen der Arbeit, so können verschiedene Mischformen auftreten, deren Kenntnis in Büro und Werkstatt unentbehrlich ist: a) unmotivierte Affektschwan-

kungen, zu Explosionen neigend, bis zu einem gewissen Grade beherrschbar, in den Arbeitsleistungen vollwertig. b) Typus der sittlichen Abstumpfung; die Arbeitsleistung sinkt: Alkoholikertypus. c) Typus der völlig Verlumpten, das Ehrgefühl spricht nicht mehr an. — Die Pathologie der Persönlichkeit kann uns zeigen, daß die soziale Betrachtung der Arbeit und des Berufslebens für sich allein nicht ausreicht. An bedeutsamen Stellen der Entwicklung stehen pathologische Persönlichkeiten, deren Einfluß gerade mit den als pathologisch gekennzeichneten Erlebnisweisen in Zusammenhang stehen." — „Es besteht Grund zu der Annahme, daß diejenigen soziologischen Momente, die man in der Unfallgesetzgebung erfaßt, nicht die wesentlichen Ursachen für das Zustandekommen der Unfallneurosen sind." — „Die Arbeit ist unter Umständen sehr geeignet, als Heilmittel zu wirken. Sie übt den Willen in der Verwirklichung gesunder Werte. Dazu ist es namentlich in den Großbetrieben, Gefängnissen und Heilanstalten notwendig, ihr denjenigen Wert zu erhalten, der für den einfachen Mann der faßlichste ist, nämlich den Lohn." H. Schmitz (Bremen).

Gustav Winter, Betriebsanwalt, Der falsche Mesias Henry Ford. Ein Alarmsignal für das gesamte deutsche Volk. Verlag Freie Meinung, Leipzig, 1924, 93 S.

Das Buch stößt ab durch den schreienden Ton und die maßlosen Übertreibungen, so daß darüber leicht der durchaus berechtigte und gesunde Kern seiner Kritik des „Fordismus" übersehen werden könnte.

Das Buch Fords (Henry Ford, Mein Leben und mein Werk. Übersetzt von Curt Thesing. Paul List, Leipzig 1924) hat in Deutschland vor allem großen Eindruck gemacht, weil die deutsche Ausgabe geschickt auf unsere Verhältnisse zugeschnitten ist, so daß man die kritisierten amerikanischen wirtschaftlichen Verhältnisse fast als deutsche ansehen könnte. Die Vereinigten Staaten waren aber Jahrhunderte lang in der Hauptsache Agrarland und Exportland für Rohstoffe und Landesprodukte. „Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Eingewanderten, mit deutlicher Überzahl an Kaufleuten, Landwirten und Abenteurern. Dazu aus Schwarzen, ehemalige Sklaven, spätere Arbeiter, die als „Arbeiterschaft" durch einen gewissen Wust überschüssiger und teils „überflüssiger" Angehöriger anderer Nationen verstärkt werden." Es fehlte von jeher an gelernten Arbeitern, daher der sogenannte Amerikanismus, die weitgetriebene Arbeitsteilung, die Ford am weitesten getrieben hat. Dieser schreibt: „Heute verfügen wir (in de rGießerei) über 5% gründlich geschulter Kernformer und Gießer, die übrigen 95% sind ungelernt, oder, um genauer zu sein, sie müssen einen einzigen Handgriff lernen, den sich auch der Dümmste in 2 Tagen aneignen kann." Eine besondere Geschicklichkeit erfordert die Werkzeugherstellung und das Löten. Über die damit betrauten Arbeiter berichtet er: „Sie können es mit jedem Arbeiter auf der Welt aufnehmen — viele von ihnen sind Ausländer." Unter diesen hebt er die Deutschen und Polen hervor. Ford gibt selbst zu, daß die Dauerausführung von Teilarbeiten (repetitive Arbeit) für bestimmte Menschen etwas abschreckendes hat. Ihm selbst wäre es ein grauenvoller Gedanke, unmöglich könne er tagaus tagein das Gleiche tun, trotzdem läßt er 95% seiner Arbeiter prizipiell repetitiv arbeiten. Diese Mechanisierung führt zu einer Verödung des Gemütslebens, eine Reaktion dagegen ist der Hunger der Amerikaner nach Kunst, der die Erfolge europäischer Künstler in Amerika erklärt. Auch die Beliebtheit der sentimentalen Filme erklärt sich so. Die Steigerung der Produktion ist nur zum Teil durch die Zweckmäßigkeit der Fabrikanlage der Arbeitsverteilung

und der Handgriffe zu erklären. Ein fast noch wichtigerer Faktor ist das raffinierte System der Antreibung zur Arbeit, das mit allen erdenklichen mechanischen und psychologischen Mitteln arbeitet. Charakteristisch dafür ist die Montagebahn, das Ideal Fords. Die Chassismontagebahn z. B. bewegt sich 6 Fuß in der Minute, und es sind 45 verschiedene Handgriffe zu verrichten und eine entsprechende Anzahl von Stationen vorhanden. Ford hat es also in der Hand, durch Steigerung der Geschwindigkeit der Bahn, die Arbeit zu beschleunigen. Wenn ein Arbeiter einen Handgriff verfehlt, so erscheint das Werkstück unbearbeitet vor den nächsten Arbeiter und der gesamte Arbeitsprozeß steht still. Die Kosten für die verlorene Zeit, die vergeht, bis der Gesamtmechanismus wieder funktioniert, werden nicht nur dem schuldigen Arbeiter, sondern der gesamten Arbeitsgruppe, dem Gruppenführer, dem Werkführer und dem Abteilungsleiter aufgebürdet. Wie patriarchalisch die Herrschaft Fords ist nnd wie tief sie in das Privatleben eingreift, geht daraus hervor, daß die Gewinnbeteiligungen nur bewilligt werden an:

1. verheiratete Leute die mit ihrer Familie zusammenleben und sie gut versorgen.
2. Ledige Männer über 22 Jahre mit nachweislich haushälterischen Gewohnheiten.
3. Junge Männer unter 22 Jahren und Frauen, die die einzige Stütze irgend welcher Angehöriger sind.

Wie stark der Siebungsprozeß unter dem Personal sein muß, geht aus der jüngsten Statistik, aus dem Jahre 1919, hervor. Damals wurden 30155 Personalveränderungen verzeichnet, bei durchschnittlich 10000 Mann Gesamtbelegschaft. „In 10334 Fällen warendie Leute länger als 10 Tage ohne Abmeldung fortgeblieben und infolgedessen von der Personalliste gestrichen. Wegen Verweigerung der zugewiesenen Arbeit oder infolge von Versetzungsgesuchen ohne nähere Begründung ließ man weitere 3702 Mann gehen. Die Weigerung, in der Schule Englisch zu lernen, diente in 38 Fällen als Entlassungsgrund; 108 Mann traten in die Armee ein; rund 3000 wurden nach anderen Fabriken versetzt; ungefähr die gleiche Anzahl wollte nach Hause, auf eine Farm oder in ein Geschäft; 82 Frauen wurden entlassen, weil ihre Männer arbeiteten usw. Aus dieser großen Menge wurden nur 80 Mann schlankweg entlassen, und die Gründe hierfür waren: Schwindeleien in 56 Fällen, auf Veranlassung der Schulabteilung in 20 Fällen, Unerwünschtheit in 4 Fällen." Mit Recht frägt Verf. nach den tieferen Gründen dieses starken Wechsels. 5% des Fordschen Personals sind gelernte Arbeiter, geachtet, gut bezahlt, von monotoner Arbeit befreit und können sich schöpferisch betätigen. Von den 95% waren 1914 ¼ Krüppel, Kranke außer Bott und bettlägerige. Von den übrigen Arbeitern sagt Ford, daß es die gemischteste Gesellschaft sei. Er fragt nicht danach, ob sie aus der Universität oder aus dem Zuchthaus kommen. Mit Raufbolden wird er leicht fertig, denn seine Werkführer sind erfinderisch in Strafen, „die weder der Familie des Betreffenden zum Nachteil gereichen, noch in der Verabreichung zeitraubend sind". Der Durchschnittsarbeiter erhält pro Tag 5—6 Dollar und die entsprechende Gewinnbeteiligung. Für Gewerkschaften ist im Fordschen System kein Raum.

Was Winter über die Gesundheitsschädigungen durch das Fordsche System theoretisiert oder gedankenlos nacherzählt (bei 30%iger Mehrleistung 30fache Anstrengung und entsprechender Mehrverbrauch an Kalorien oder doch mindestens 10facher; Hunderttausende von gemeingefährlichen Geisteskranken mit reflektorischen Arbeitsbewegungen) ist so phantastisch, daß der psychiatrische Fachmann mit dem-

selben Achselzucken darüber hinweggehen wird, wie über die selbstgefällige Art, mit der Ford seine seelenlose mechanisierte Krankenfürsorge schildert. Daß es unter den Fordschen Arbeitern Personen gibt, deren Arbeitsnummer man an ihren unwillkürlichen Bewegungen erkennen kann, soll nicht bezweifelt werden.

Von der Einführung des Fordismus erwartet der Verf. nicht nur die Vernichtung der deutschen Automobilindustrie, sondern eine völlige Zerstörung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. „Der Fordismus ist eine Krebskrankheit, eine innerpolitische Syphilis, der eben allermeist Tabes (Lähmung) und Paralysis (Auflösung bzw. Verfall) folgen, und gegen die dann kein Ehrlich — höchstens ein Unehrlich ein Salvarsan zu mischen vermag." Die blutigste aller Revolutionen beginnt. „Der Schlußkampf aber endet — mit dem Siege der sterbenden Arbeiterschaft, nachdem noch die Zuchthäuser und Irrenhäuser geöffnet wurden, und jene Bestien wie Rachefurien auch die Fordschen Betriebe in die Luft gesprengt und vielleicht Ford auch persönlich, falls er nicht rechtzeitig flüchtet, — wie Satanas dies bisher noch immer tat —, einem qualvollen, wenn auch verdienten Schicksal überantworteten."

Bolte (Bremen).

I. M. Witte, Berlin. Taylor-Gilbreth-Ford. Gegenwartsfragen der amerikanischen und europäischen Arbeitswissenschaft. München u. Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1924. 78 S.

Eine ziemlich aphoristische Darstellung der amerikanischen und deutschen Arbeitswissenschaft, durch welche die Frage beantwortet werden soll: Was ist drüben, was hier, was können wir von drüben übernehmen, was bedroht uns von drüben und in welchem Maße? Was kann bei uns gebessert werden? Der Literaturanhang wird manchem besonders willkommen sein.

Die Durchführung der wissenschaftlichen Betriebsführung war in Amerika erleichtert durch die politische Uninteressiertheit des dortigen Arbeiters, die vor allem auf seine ungleich bessere Lebenshaltung zurückzuführen ist. Er hat im allgemeinen bei achtstündiger Arbeitszeit einen auskömmlichen Lohn, in manchen Fällen ein kleines Häuschen, ein Automobil und kann bei dem liberalen Erziehungssystem seine Kinder ohne große Ausgaben studieren lassen. Infolgedessen ist sein Interesse für die Gewerkschaftsbewegung verhältnismäßig gering. Nach den höchsten Schätzungen gibt es unter den 120 Millionen Einwohnern 4 Millionen Gewerkschaftsmitglieder, was etwa 10% der erwerbstätigen Personen entspricht. Der amerikanische Arbeiter ist willig und gefügig, weil er jederzeit sofort entlassen werden kann und darauf bedacht sein muß, möglichst ohne Unterbrechung Beschäftigung zu haben, um für das Alter zu sparen; denn nach dem 40. Jahre gilt er schon nicht mehr als vollwertige Kraft. Eine soziale Gesetzgebung in unserem Sinne gibt es in Amerika nicht. Trotz des Mangels entsprechender Gesetze findet aber der Achtstundentag fast durchgängig Anwendung und bestehen großzügige Einrichtungen zur Unfallverhütung, Gewerbehygiene, sozialer Fürsorge und Krankheitsverhütung. Leistungsfähigkeit und Arbeit sind zwei amerikanische Ideale, die in Amerika eine geradezu religiöse Färbung tragen. Im technischen Erziehungswesen kämpfen zwei Strömungen um den Vorrang. Die eine verlangt eine möglichst umfassende Ausbildung des Lehrlings als des späteren gelernten Arbeiters und erklärt die Arbeiten des deutschen Ausschusses für technisches Schulwesen als vorbildlich. Die andere hauptsächlich vertreten durch Taylor, Gilbreth und Ford erklärt die Ausbildung des Lehrlings für eine lächerliche Geldverschwendung. Diese Anschauung ist die logische

Konsequenz des radikalen Arbeitsteilungsprinzips. „Kompensiert soll die Entseelung der Arbeit durch die Erschaffung innerer persönlicher Werte, wie z. B. Freude am Sport, am Heim, an der Höhe der Gehaltsprämie und der täglich erzielten Leistung werden!" In den Fordfabriken finden nur noch ganz wenige gelernte, allerdings hochqualifizierte Arbeiter Verwendung. In einer utopischen Darstellung „Der eiserne Mann in der Industrie" versucht Arthur Pound das Problem der Entpersönlichung des Arbeiters dadurch zu lösen, daß er alle Verrichtungen des Arbeiters maschinell ersetzen läßt, so daß eine ganze Fabrik von nur einigen gelernten Arbeitern bedient wird. Die übrigen Arbeitskräfte sollen entlassen und der Landwirtschaft zugeführt werden.

Taylor erhielt seine erste Ausbildung in der Midvale Street Company. Der Chef W. Seller hatte den Grundsatz, eine Maschine sei nur dann zweckmäßig, wenn sie gut aussehe und alles Graziöse entstehe durch eine Ausmerzung des Überflüssigen. Mit Recht sagt der Biograph, daß das Taylorsche Zeitstudienverfahren, das bei Arbeitsverrichtungen überflüssige Bewegungen ausschalten soll, ein Ausfluß dieses Sellerschen Grundsatzes sei. Die ziemlich groben Zeitstudien, die Taylor mit der Stoppuhr anstellte, wurden durch Gilbreth durch Bildaufnahmen der Bewegungen ersetzt. Er berücksichtigte das seelische Moment mehr als Taylor und bediente sich der Mitwirkung von Psychologen und Psychiatern. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Ermüdung und verlangte immer wieder für den Arbeiter ausreichende und zweckentsprechende Sitzgelegenheit. Gegen die Monotonie der Arbeit bei extremer Arbeitsteilung wendet sich der englische Arbeitswissenschaftler Vernon. Er behauptet, die Leistung sei zu steigern, wenn der Arbeiter die Möglichkeit habe, an einem Tage zwischen zwei oder drei eintönigen Arbeiten zu wechseln. Der Professor für Betriebswissenschaft I. W. Roe hat seine wissenschaftlichen Untersuchungen nicht nur auf die Arbeiter und kleineren Angestellten, sondern auch auf die höheren und höchsten Stellen, überhaupt auf die Art der Betriebsführung ausgedehnt. „Die Gesamtauswertung soll unter der steten Berücksichtigung stehen, daß sie nur jene Elemente in sich schließt, die zurzeit meßbar sind. Die unter Umständen dann noch verbleibenden Elemente müssen, wie bisher, auf der Grundlage des persönlichen Urteils geschätzt werden."

In Deutschland scheinen arbeitswissenschaftliche Methoden in Fabriken nicht eben häufig angewandt zu werden, es sei denn, daß der Taylorismus schematisch übernommen wird, höchstens mit der deutschen Modifikation, daß allmählich die Arbeitszeit auf 10 Stunden heraufgesetzt wird, wie es ein großer schlesischer Textilbetrieb gemacht haben soll. Während die Zeißwerke und die Boschwerke schon vor dem Kriege den 8-Stundentag eingeführt hatten, lehnen ihn die meisten deutschen Arbeitgeber ab. Wissenschaftlich ist die Frage in größerem Maßstabe wohl zuerst von Otto Lipmann geprüft worden, wobei er auch ältere statistische Angaben mitberücksichtigt. Er findet, daß die Herabsetzung der Arbeitszeit von 14 auf 10 Stunden fast nie eine Verminderung der Leistung herbeiführte (bei gleichbleibenden Produktionsmethoden?). Lipmann kommt zu dem Ergebnis, daß die mittlere Hälfte aller von seinem Institute bestimmten optimalen täglichen Arbeitszeiten zwischen $6^1/_2$ und 10 Stunden liegt. Die Gewerkschaften berufen sich bei ihrer Verteidigung des 8-Stundentages auf Ford und fordern wie er rationellere Produktionsmethoden, verlangen aber gleichzeitig möglichst viel gelernte Arbeitskräfte und Qualitätsarbeiter, was wohl nicht ohne weiteres vereinbar ist. Die Arbeitgeber weisen bei ihrer Verwerfung des 8-Stundentages besonders auf die dadurch bedingte Vermehrung der

sogenannten Unproduktiven, besonders der Bereitschaftsdiensttuenden hin. Sachsenberg und Philalethes Kuhn haben neulich ein Heftchen über Führerauswahl und Verwendung in der deutschen Industrie erscheinen lassen. Sie fordern das sogenannte Zweiführersystem, wie es in der deutschen Armee bestand. Neben dem Direktor soll ein „Werkstäbler" stehen, ein jüngerer, zum künftigen Führer geeigneter Mann. Von dieser Mischung von jugendlicher Tatkraft und erfahrener Besonnenheit erwarten sie Großes.

Ford rechnet der Verfasser nicht zu den Arbeitswissenschaftlern. Von einem führenden amerikanischen Arbeitswissenschaftler fiel sogar die Äußerung, daß Ford „seit Neros Zeiten der größte Sklavenhalter" sei. Interessant sind die deutschen Kritiken des Fordschen Buches, die zum Teil darauf hinauslaufen, daß die deutsche Industrie mit ihren heutigen Arbeitsmethoden nicht imstande sein wird, die Fordsche Konkurrenz auszuhalten. Dies könne sie nur, wenn die Fertigungsbedingungen der amerikanischen Industrie zur Einführung gelangen würden. Dies gelte insbesondere auch für die Einstellung und Entlassung von Arbeitern.

1,3 % der gesamten amerikanischen Arbeiterschaft soll betriebswissenschaftlich organisiert sein. Die amerikanischen Methoden nach Deutschland zu überpflanzen, ist schon dadurch erschwert, daß für keinen deutschen Artikel ein derart aufnahmefähiger Markt zu schaffen ist, wie es Ford für sein Automobil vermochte. Hugo Borst, der Leiter der Boschwerke, ist der Meinung, daß wir uns trotzdem auf die Dauer diesen Tendenzen nicht verschließen können. Entgegengesetzter Ansicht ist Hellpach. Der amerikanische Arbeiter finde immer noch eine Befriedigung in seiner starken Religiosität, die dem deutschen Arbeiter abgehe. Eine Wiederbeseelung der Arbeit sei unsere Aufgabe. Als Unterrichtsminister in Baden hat H. dementsprechende Fachschullehrpläne aufgestellt. Der Lehrling soll nicht nur zweckmäßige Kenntnisse erwerben, sondern zu einer menschlichen Persönlichkeit erzogen werden, nach dem Worte eines Tischlermeisters: „Hier werden nicht Menschen zu Schreinern, sondern Schreiner zu Menschen gemacht." Hellpach verlangt $1/3$ der Fachschülerzeit für diese Allgemeinbildung. Er fordert vor allem bei der Lehrausbildung eindringliche Sprachlehre, lebendige Staatskunde und vertiefte religiöse Lehre. Ob auf diese Weise allein, ohne Änderung des Produktionssystems, die deutsche Industrie den Ansturm der amerikanischen Konkurrenz aushalten wird, muß billig bezweifelt werden.

Bolte (Bremen).

---

6. Führer und Masse.

Adolf Heidenhain, J. J. Rousseau, Persönlichkeit, Philosophie und Psychose. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Herausgeg. v. Prof. Dr. Kretschmer Tübingen. Heft 117, 84 S., München, Verlag v. J. F. Bergmann 1924.

Das enggedruckte Büchlein enthält in gedrungener Darstellung so viele feinsinnige Bemerkungen, daß wir uns nur mit Bedauern auf das für den Soziologen Wissenswerte beschränken. Der besondere Reiz des Buches liegt darin, daß eine bedeutende Persönlichkeit, über die wir das denkbar beste psychologische Material besitzen, von einem feinen und ehrfürchtigen Geiste unserem Verständnis näher gebracht wird. Es gibt vielleicht noch nicht ein Dutzend Menschen, die wir so genau kennen wie Rousseau und selbst wenn wir heute einen lebenden Menschen von denselben Ausmaßen, mit den Mitteln moderner Psychologie untersuchen würden, ist es

fraglich, ob die Ausbeute dieselbe wäre, da derart ehrliche Bekenntnisse, wie sie von Rousseau vorliegen, überaus selten sind. Darin liegt die Rechtfertigung des von dem vielverkannten Möbius in Deutschland begründeten Wissenschaftszweiges der Pathographie. Sie beabsichtigt nicht, „das Strahlende mit psychiatrischen Glossen zu schwärzen“, sondern kostbares psychologisches Material der Wissenschaft nutzbar zu machen.

Das Werk Rousseaus ist lebendiger als mancher Gelehrter glaubt, der am Schreibtisch die Gedankengänge des Naturapostels logisch widerlegt hat und auf die entgegenstehenden Erfahrungstatsachen hinweist. So verstaubt uns manche Blätter des Rousseauschen Werkes anmuten, von so unverwelklicher Frische sind wieder andere. Man findet davon auch Proben im vorliegenden Werke, die von einem modernen Schriftsteller herzurühren scheinen, und mit denen man selbst Gebildete leicht mystifizieren kann. Wie lebendig die Ausläufer des Rousseauismus noch heute sind, bedarf kaum der Erwähnung, man denke nur an gewisse Anarcho-Sozialisten, Tolstoi, Pädagogische Reformer, an Künstler wie Gauguin und Laurids Bruun. Der Rousseauismus entspricht eben einer biologisch tiefbegründeten Seite des Menschen und auch der Persönlichkeitstyp Rousseaus ist nicht allzuselten zu finden. Bei Rousseau selbst treffen wir diesen Typ nur besonders fein und reich gestaltet und zugleich in größeren Ausmaßen. P. J. Möbius hat im Jahre 1889 zum erstenmal eine Krankengeschichte Rousseaus veröffentlicht, welche den Beifall der Fachgenossen hat und als klassisch bezeichnet werden kann. Die Berechtigung des Werkes von Heidenhain liegt darin, daß sich Möbius damit begnügt hatte, eine möglichst genaue und eingehende Darstellung aller Krankheitserscheinungen zu geben und die Diagnose Paranoia zu begründen, Heidenhain sich aber das Ziel setzt, das Werk Rousseaus und die spätere Krankheit aus der Entwicklung der Persönlichkeit verständlich zu machen. Damit gewinnt seine Arbeit für den Soziologen erhöhtes Interesse, da sie uns einen bestimmten Typus des Reformators und Revolutionärs näher bringt.

Der Autor faßt am Schluß seines Buches seine Ausführungen folgendermaßen zusammen: „Die Charakteranlage Rousseaus trägt ausgesprochen sensitive Züge; neben einem weichen zarten eindruckfähigen Gemüt, findet sich der typische „Leitungsdefekt“ (d. h. mangelhafte Ausdrucksfähigkeit, Unvermögen „abzureagieren“ Ref.), welcher Schüchternheit und Befangenheit im geselligen Verkehr und bei der großen moralischen Feinfühligkeit (unbeschadet bestimmter moralischer Defekte, Rousseau war moralischer Dégénéré und Heiliger in einer Person) die Neigung zu Verhaltungen mit sich bringt. Im Rahmen der sensitiven Veranlagung besteht ein stark ausgeprägter Gegensatz elementarer Triebrichtung, die einerseits auf Anschluß, andererseits auf Abkehr von der umgebenden Welt zielen (allotrope und autistische Strebungen). Während in der Jugend unter günstigen äußeren Verhältnissen die beiden entgegengesetzten Triebkräfte einander die Wage halten, kommt es unter dem Einflusse eines Milieuwechsels (Eintritt in die Pariser Gesellschaft) zum Überwiegen der autistischen Persönlichkeitskomponenten. Der Ausschlag nach dieser Richtung vollzieht sich jedoch nicht glatt und rasch, sondern erst nach einem langen Kampfe, der sich für den sensitiven Rousseau unter moralischen Gesichtspunkten darstellt und der nur mit Hilfe einer eigens zu diesem Zwecke ausgebauten Weltanschauung entschieden werden kann. Diese gestattet es, alle als wertvoll und pflichtgemäß empfundenen allotropen, sozialen Strebungen in den Hindergrund zu drängen und ermöglicht so den ersehnten Rückzug in die Einsamkeit“.

Rousseau war sich selbst darüber klar, daß für ihn in Weltanschauungsfragen Gemütsbedürfnisse gegenüber logischen Erwägungen den Vorrang hatten. Bei der Schilderung der bestehenden kulturellen und sozialen Verhältnisse tritt seine persönliche Unsicherheit gegenüber der raffinierten Pariser Gesellschaft auffallend hervor. „Alle Geister scheinen in dieselbe Form gegossen. Unaufhörlich fordert die Höflichkeit und befiehlt die Wohlanständigkeit, unaufhörlich folgt man Gebräuchen, niemals seiner eigenen Anlage. Man wagt nicht mehr zu scheinen, was man ist; unter diesem ewigen Zwang tun die Menschen, welche jene Gemeinschaft bilden, die man Gesellschaft nennt, wenn sie sich in der gleichen Lage befinden, alle dasselbe, es sei denn, das mächtigere Beweggründe sie davon abhalten. Man wird schlechterdings niemals wissen, mit wem man es zu tun hat." Die Schilderung des Naturmenschen hat auffallende Ähnlichkeit mit manchen Darstellungen, die Rousseau von sich selbst gibt. Vom Naturmenschen schreibt er: „Seine Seele, die nichts bewegt, gibt sich allein dem Gefühl seiner momentan vorhandenen Existenz hin, ohne irgendeinen Gedanken an die Zukunft, und wenn es die allernächste wäre; seine Pläne, die eben so eng begrenzt sind, wie sein Gesichtsfeld, erstrecken sich kaum bis zum Ende des Tages." Und seine eigenen Erfahrungen schildert er folgendermaßen: „Es gibt einen Zustand, in dem sich die Seele in eine Lage versetzt sieht, die beharrlich genug ist, um ganz darin auszuruhen und sein ganzes Wesen zu sammeln, ohne der Erinnerung an die Vergangenheit und des Ausblicks auf die Zukunft zu bedürfen, ein Zustand, in dem die Zeit nichts für die Seele bedeutet, wo die Gegenwart immer dauert, ohne daß sich diese Dauer bemerkbar macht, ohne daß sich irgendein Eindruck zeitlicher Folge, ohne daß sich irgendein anderes Gefühl der Entbehrung oder des Genusses, der Freude oder des Leides, der Begierde oder der Furcht vorfindet, als ganz allein das Gefühl unserer Existenz." Die „absolut asozial dahinlebenden Naturmenschen", denen doch „von Natur vor aller Überlegung ein tiefes Mitgefühl eigen" ist, spiegeln ebenfalls „die elementare Antithetik in Rousseaus eigenem Seelenleben, die Konkurrenz zwischen autistischen und allotropen Strebungen wieder". Rousseau selbst ist über den Widerstreit der Gefühle in seinem Herzen nie ganz hinausgekommen und letzten Endes, unter Hinterlassung seiner unsterblichen Werke, daran gescheitert.

Wie stark Rousseau an manche moderne Stimmungen anklingt und noch jetzt verwandte Saiten zu rühren vermag, lehrt der Schlußabschnitt der Abhandlung über die Ungleichheit: „Der wilde und der zivilisierte Mensch unterscheiden sich so grundlegend durch ihre Gefühle und Neigungen, daß alles, was das höchste Glück des einen ausmacht, den anderen zur Verzweiflung bringen würde, der erstere trachtet nur nach Ruhe und Freiheit, er will nur leben und müßig bleiben, selbst die Ataraxie des Stoikers reicht nicht an den unerschütterlichen Gleichmut heran, mit dem er allen Dingen gegenübersteht. Der Bürger dagegen ist immer tätig, er schwitzt und ist in beständiger Aufregung, ohne Unterlaß quält er sich, um noch mühevollere Arbeiten aufzusuchen: Er arbeitet bis zum Tode, ja er wirft sich diesem in die Arme, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, oder verzichtet auf das Leben um der Unsterblichkeit willen. Den Großen, die er haßt, macht er den Hof, geradeso wie den Reichen, den er verachtet; er spart nichts, wenn es auf die Ehre ankommt, ihnen zu dienen. Voll Hochmut rühmt er sich seiner Niedrigkeit und ihrer Protektion; voll Stolz auf seine Sklaverei spricht er mit Hohn von all denen, die nicht die Ehre haben sie zu teilen. . . . Welch ein Schauspiel für einen Karaiben bietet nicht das mühevolle und viel beneidete Geschäft eines europäischen Ministers! Dieser

gleichmütige Wilde würde viel lieber den grauenhaftesten Tod erdulden, als die Schrecken eines solchen Lebens, das oft nicht durch die Freude des Wohltuns gemildert ist. Denn um den Zweck so vieler Sorgen einzusehen, müßte er mit den Worten „Macht“ und „Ansehen“ irgendeinen Sinn verbinden. Er müßte wissen, daß es eine Sorte von Menschen gibt, die den Blicken der übrigen Welt einen besonderen Wert beimessen, für deren Glück und Selbstzufriedenheit das Zeugnis des anderen Menschen bedeutsamer ist als ihr eigenes. Und darin besteht in der Tat die wahrhafte Ursache all ihrer Unterschiede: der Wilde lebt in sich selbst, der soziale Mensch immer außer sich, in der Meinung der anderen und nur aus ihrem Urteil bezieht er sozusagen das Gefühl seiner eigenen Existenz“.

Rousseau war sich selbst darüber klar, daß seine Lehre nur den Wert einer Hypothese beanspruchen konnte, daß der Naturzustand „vielleicht niemals existiert hat“.

Wie die Weltanschauung Rousseaus sich für ihn auf die Dauer nicht als genügender Halt erwies und es schließlich zu einer Wahnbildung kam, muß im Original nachgelesen werden.

Der Verfasser selbst weist bescheiden darauf hin, daß seine rein psychologische Auffassung vielleicht nicht alles restlos erklärt und daß biologische Vorgänge möglicherweise ebenfalls eine gewisse Rolle spielen.

Hoffentlich findet die Arbeit Heidenhains die Beachtung, die sie verdient, und veranlaßt auch manchen Leser den Möbiusschen Rousseau wieder hervorzuholen.

Bolte (Bremen).

W. Böhmig (Halle), Massenpsychologisches aus katholischer Kirche und Sozialdemokratie. Archiv f. Psychiatrie, 70. Jahrg., 1924, S. 109—128.

Was für Beziehungen, seien sie nun bewußt oder unbewußt, bestehen zwischen einer politischen und einer religiös eingestellten Masse und ihren Führern? Als Beispiele für derartige Massen sollen dem Verf. Katholische Kirche und Sozialdemokratie dienen, polemische Absicht liegt ihm fern.

Verf. geht nicht von der Tatsache des Bestehens dieser Massenerscheinungen aus, sondern beleuchtet zunächst die Entstehung solcher Verbände. Während die Wurzel aller Religion in der Furcht vor einem übernatürlichen Wesen zu suchen ist, geht der Sozialismus letzten Endes auf die Furcht des einzelnen zurück, alleingestellt im Kampfe um die Existenz zu erliegen (Nietzsche, Foerster, Spengler). Beide Massenerscheinungen sind Protestbewegungen. Der Protest ist die unerläßliche Vorbedingung für den Zusammenschluß von Menschenmassen. Freude, Lustgefühl, ist ein ungleich schwächeres Band. Es muß also 1. eine „latente Krisenstimmung“ vorhanden sein. Sie muß aber bereits weitere Kreise und einen gewissen Schwellenwert erreicht haben. Diese Vorbereitung des Bodens wird häufig von solchen besorgt, die der eigentlichen Masse fernstehen (Voltaire, Rousseau). Diese bleiben Seher, sie schauen nur, aber sie gestalten nicht.

2. Der Verkünder der neuen Lehre kann erst auf diesem vorbereiteten Boden zur Wirkung kommen. Aber — Schöpferkraft und organisatorisches Talent sind zweierlei. Dem schöpferischen Geiste wird die Masse selten untertan. Die Organisation der Anhänger und die Propaganda muß der Verkündigung folgen. So schuf Jesus das Chrisentum, Paulus die Kirche; Marx den Sozialismus, Bebel die Sozialdemokratie. Der Meister gibt den Inhalt, der Organisator schafft die Form.

Soll eine Lehre Massenwirkung ausüben, sei sie nun politisch oder religiös, so muß sie folgende Punkte umfassen:

1. Sie muß die latente Krisenstimmung zu beredtem Ausdruck bringen, dabei aber
2. klare Wege zur Erlösung weisen, d. h. Verheißungen enthalten, die
3. für „alle“ gelten müssen. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Und für die politische Lehre: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“
4. Sie muß als unfehlbar verkündet werden. Zweifel darf nicht aufkommen. Konzessionen dürfen nicht gemacht werden. Darin liegt die „Suggestionskraft“.

Die Masse will geführt, des Denkenmüssens enthoben sein. Aber der Führer muß selber sieghaft an sich selber und seine Lehre glauben, von seiner Idee ganz „besessen“ sein und für seine Person der Lehre entsprechend leben, ein Beispiel geben (Buddha, Christus, Friedrich d. Gr.). Führernaturen müssen immer optimistisch, d. h. von der Verwirklichung ihrer Ideale durchdrungen sein. Was die Unfehlbarkeit anlangt, so ist die Kirche besser gestellt, als jede politische Partei, denn ihre Verheißungen betreffen die Ewigkeit. Als aber 1918 die Sozialdemokratie die Führung übernahm, konnte sie ihre Versprechungen nicht einlösen und so wurde die Oppositionsstellung, die ihr bis dahin immer wieder Anhänger zuführte, jetzt verhängnisvoll, die enttäuschten Massen wandten sich neuen „Heilanden“ zu.

Verf. kommt dann auf die bekannte Unduldsamkeit der Massen in religiösen und politischen Dingen zu sprechen. Duldsamkeit bedeutet für die Masse immer Schwäche. Da sie „stets zur Auflehnung gegen eine schwache Autorität bereit“ (Le Bon) ist, so gilt für die Führer immer der Ausspruch Christi: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!“ Der mittelalterliche Bannfluch und der erzwungene Ausschluß nicht organisierter Arbeiter bedeuten beide dasselbe. Es sind Zwangsmaßnahmen gegen Ketzer.

Als Werbemittel für die Lehre kommen in Frage:

1. Märtyrer, sie sind die wirksamsten Symbole, um die sich eine Masse scharen kann (Beispiele aus der Kirchengeschichte, politische Attentate, Propagandamaterial unserer Feinde im Weltkriege).

2. Demonstrationen und regelmäßige Versammlungen, bei denen das Gefühlsleben in jeder Hinsicht befriedigt wird. Für die Kirche kommen zunächst die Gottesdienste in Frage. Verf. weist daraufhin, daß gerade der katholische Ritus weit mehr auf Massenwirkung eingestellt ist, als der protestantische. Weit eindrucksvoller aber ist die jährliche Heerschau beider Organisationen: Maifeier und Fronleichnamsprozession. Der Abwehr von Übeln dienen auf der einen Seite Wallfahrten, auf der anderen Seite Streiks. Vor der Gottheit und vor dem Mammon wird demonstriert: Erhöre uns!

Ein ganz besonders wirksames Zugmittel für die katholische Kirche ist die Ohrenbeichte (vgl. hierüber im Zusammenhang das Referat über Böhmig, Zur Psychologie der Beichte).

3. Einbeziehung des Privatlebens in die Organisation und Agitation der Lehre. Beide Organisationen trachten danach von früher Jugend an die Bildung der Weltanschauung zu beeinflussen. Beide haben sich frühzeitig der Frau angenommen, um durch sie wieder auf die Kinder zu wirken (katholische und sozialdemokratische Frauenvereine, Jugendbünde, Turn-, Sport- und Wandervereinigungen). Beide beeinflussen in einschneidender Weise die Lektüre ihrer Anhänger: die katholische Kirche durch die Einrichtung des Index, die Sozialdemokratie durch den Zwang zur Haltung des Parteiblattes.

4. Unduldsamkeit gegen Andersdenkende: nämlich die schon erwähnten

Zwangsmaßnahmen gegen Ketzer. Wichtig ist die Einstellung der Kirche der Erotik gegenüber: Der sinnliche Trieb ist immer nur geduldet (Zölibat). So wird irgendwie und irgendwann jeder einmal zum schuldbeladenen Sünder und somit durch sein Schuldgefühl abhängig von der Vergebung der alleinseligmachenden Kirche.

Das sind die leitenden Gedanken, um die sich die weiteren Ausführungen des Verf. gruppieren. Wie man sieht, fußt er durchaus auf Le Bon (Psychologie der Massen, dtsch. 1912), nur mißt Verf. bei der Entstehung von Massen der Proteststimmung eine größere Bedeutung bei, während Le Bon allgemeiner von der gleichen Richtung der Gedanken und Gefühle ausgeht. Verf. hat es gut verstanden, auf 20 Seiten das Grundsätzliche seines Gegenstandes in klarverständlicher Form zu erläutern. Die besonderen Feinheiten der gelegentlichen Anmerkungen und Abschweifungen gehen natürlich durch den Bericht verloren. Auf zwei Dinge glauben wir jedoch den Verf. aufmerksam machen zu müssen: Zunächst hat er die Tragweite der Schule für die Erziehung der Jugend im Sinne der Lehre ganz übersehen, diese Bedeutung aber ist ganz gewaltig! Dann ist er über die Gattung des Romans in sozialdemokratischen Parteiorganen doch wohl nicht ganz richtig orientiert. Häufig ist gerade hier das Feuilleton recht gut redigiert. Lebende Schriftsteller bringt die sozialdemokratische Zeitung gewöhnlich nicht, sondern alte, aber anerkannte: während die Romane der kleinen Provinzblätter, „General-Anzeiger“ u. dgl. meist geradezu auf einer schauerlich tiefen Stufe stehen.

In wie sehr verschiedenem Maße organisierte Massen nun im einzelnen von den oben angeführten Werbemitteln Gebrauch machen, zeigt sich besonders deutlich, wenn man auf religiösem Gebiete etwa die deutsche lutherische Landeskirche mit den amerikanischen Sekten vergleicht. Bei diesen ist eine Propaganda festzustellen, die sich bedenklich der geschäftlichen „Reklame“ nähert: drastische Mittel, Überraschung, grellfarbige Plakate, Straßensammlungen, Umzüge mit und ohne Musik. Jene dagegen verzichtet vornehm auf diese lauten Mittel und versucht dafür mehr nüchtern — sachlich den einzelnen und die Familie zu beeinflussen: Gemeindeabende, Sonntagsblätter, religiöse Vorträge. Erst in jüngster Zeit sind schüchterne Versuche einer mehr sinnlichen Einwirkung festzustellen: Gottesdienste mit Konzertdarbietungen, Mysterienspiele, Krippenspiele, in Norddeutschland plattdeutsche Predigten. Wie auf religiösem Gebiet die amerikanischen Sekten gerade infolge ihrer lärmenden Reklame so stark auf die Massen wirken, so verdankt auf politischem Gebiet der Bolschewismus seine starke Verbreitung nicht zuletzt eben der Radaupropaganda. Allerdings finden solche primitiven Mittel in politisch lebhaft bewegten Zeiten auch Eingang in Parteien, die sie sonst verschmähen würden. Dagegen bedeutet der Terror für den Bolschewismus einen Wirkungsfaktor, der in dieser Form jedenfalls bei anderen Verbänden nicht festzustellen ist. Das Propagandamittel aller übrigen politischen Parteien aber ist die Presse. Ob nun die Zeitung, wenn sie überhaupt politisch eingestellt ist, neben Berichterstattung und Unterhaltung dem Leser ihre politischen Ideen mehr verblümt, oder mehr unverblümt einflößt, ist eine Frage psychologischen Taktes und hängt ab von der Artung des Kreises, für den sie bestimmt ist.

C. Timm (Lübeck).

Lenin, Über Organisationsfragen. Verlag für Literatur und Politik, 1924, Wien VIII, 136 S.

G. Sinowjew, Lenin. 23. IV. 1870 — 21. 1. Verlag für Literatur und Politik, 1924, Wien VIII, 78 S.

J. Stalin, Lenin und der Leninismus. (Mit einem Vorwort von Bela Kun.) Verlag für Literatur und Politik, 1924, Wien VIII, 164 S.

Für den Kenner des Wiedenfeldschen Buches werden die obigen offiziösen Bücher eine willkommene Ergänzung und Kontrolle sein. Das Erstgenannte, eine Anthologie aus Schriften und Reden Lenins von 1902—1922, bietet tieferes Interesse, wenn man auch zunächst seinen Widerwillen gegen das Sowjet-Übersetzerdeutsch und den Kleinkram und die Zänkereien der Parteigeschichte überwinden muß. Man bekommt hier einen Einblick in die Gedanken Lenins über Demokratie und Diktatur. Schon 1902 fordert er die Schaffung einer Aristokratie von Berufsrevolutionären. Seine damaligen Thesen lauteten: „1. daß keine revolutionäre Bewegung stabil sein kann, ohne eine feste und stetige Organisation von Führern. 2. daß, je breiter die Masse ist, die spontan in den Kampf hineingezogen wird, die die Basis der Bewegung ausmacht und an ihr teilnimmt, um so dringender eine solche Organisation notwendig ist und um so fester sein muß (denn um so leichter haben es allerhand Demagogen, die rückständigen Schichten der Masse mitzureißen); 3. daß eine solche Organisation hauptsächlich aus Personen bestehen muß, die sich mit revolutionärer Arbeit als Beruf befassen; 4. daß es im absolutistischen Lande um so schwieriger sein wird, eine solche Organisation „abzufangen", je mehr wir die Mitgliedschaft einer solchen Organisation einengen und nur solche Mitglieder zulassen, die die revolutionäre Tätigkeit als Beruf betreiben und eine Berufsausbildung in der Kunst des Kampfes gegen die politische Polizei erlangt haben, und 5. daß um so weiter der Kreis der Personen sein wird, sowohl aus der Arbeiterklasse als aus den übrigen Klassen der Gesellschaft, die Möglichkeit haben würden, an der Bewegung teilzunehmen und aktiv an ihr zu arbeiten."

Das Sinowjewsche Heft ist eine Sammlung von Gedenkreden und Aufsätzen, verfaßt unmittelbar nach dem Tode Lenins, in dem üblichen Stil und mit allen Schwächen derartiger Gelegenheitsprodukte.

Das Stalinsche Buch, das aus Vorlesungen an der Swerdlow-Universität entstand, bildet einen bolschewistischen Katechismus für den kommunistischen Nachwuchs.

Bolte (Bremen).

---

7. Gruppenbildung.

Walter Jacobi, Dr., Jena, Über eine Tanzepidemie in Thüringen. Psychiatrisch-Neurologische Wochenschr., Nr. 3—4, 1924, S. 14—17.

Pfingsten 1920 verbanden sich junge Mädchen und Jungens unter Führung eines Drechslers, namens Muck-Lamberty, in Kronach zu einer Gemeinschaft, auf deren Banner unter anderem geschrieben stand: „Wachrütteln der Menschen — Bekämpfung allen Schundes und Schmutzes des Lebens — es kann unmöglich so weiter gehen — Pflege des Volksspiels, des Tanzes, — Gemeinschaft zu allen edlen Zielen — freie Bauernstellen und Gartenstädte sollen geschaffen werden — reine Beziehungen zwischen Burschen und Mädchen usw. Die Schar durchzog die Städte und Dörfer Thüringens und zog, wo sie hin kamen, Hunderte von Kindern und Erwachsene in ihren Bann. „Mitten in unserer Volkszerrissenheit sah man Menschen aller Gesellschaftsschichten friedlich zusammen sich im Reigen drehn." Zu Tausenden strömten die Menschen zusammen, in Erfurt lauschten 15000—20000 Menschen dem Mann im blauen Kittel. — Muck gründete eine Handwerkererziehungsanstalt auf

der Leuchtenburg in Thüringen, mußte aber bald wegen sittlicher Delikte mit Mädchen seiner Schar auf Veranlassung der Regierung die Burg verlassen, später agitierte Muck für die Idee der Moskauer 3. Internationale. — Verf. findet Analogien zu dieser epidemischen Tanzwut in der Tanzwut des Mittelalters, in den tanzenden Derwischen des Islams, den Saccare-Tänzen Madagaskars usw., doch fehlt jener das stark suggestiv-epidemische Moment, das Konvulsive, das religiös ekstatische, was diese charakterisiert. Verf. nimmt mit Recht an, daß nicht versteckte erotische Motive bei der geschilderten Tanzepidemie die Hauptrolle spielen, sondern die Not der Zeit und das Bedürfnis aus dieser herauszufinden. Mir scheinen bei diesen Gemeinschaftsbewegungen (Wandervögel) besonders der Jugend Imitations-, Geltungs- und Modetendenzen eine wesentliche Rolle zu spielen. Die Analogien des Verf. sind nicht ganz treffend; am ehesten könnte man Vergleiche mit gelegentlichen Tanzepidemien des Mittelalters aufstellen. Schon anders ist es bei den Derwischen, die einen seit langem bestehenden Orden im Islam darstellen, also keine vorübergehende Zeiterscheinung. Ein Vergleich mit den Tänzen der Naturvölker ist nur soweit berechtigt, als auch bei Muck-Lamberti dem Tanz eine tiefere allgemeine Bedeutung beigemessen wurde und als die Tänze der Naturvölker zum erheblichen Teil allgemeinen Charakter tragen. Sie sind aber durchaus ständige tratitionelle Einrichtungen. Man könnte die Tanzepidemien bei Kulturvölkern höchstens wie atavistische Rückfälle in eine primitive Geistesform gelegentlich starker sozialer Erschütterungen betrachten. Die Ausführungen sind ein wertvoller Beitrag zur Psychologie der Gemeinschaftsbewegungen, die uns in der heutigen Zeit besonders interessiert. H. Schmitz.

J. R. Kantor,[1]) Indiana University. An Essay toward an Institutional Conception of Social Psychology. The Americ. Journ. of Sociol., Vol. XXVII, No. 6, May 1922, S. 611—672 u. S. S. 758—779.

I. Viele Soziologen und Politiker halten die Psychologie für die Grundlage ihrer Wissenschaften, während mancher Kulturwissenschaftler (cultural anthropologist) glaubt, daß die Psychologie unfähig ist, soziale Phänomene zu erklären. Beide Anschauungen beruhen auf der irrtümlichen Vorstellung, daß der menschliche Geist etwas Festes und Unveränderliches sei. Der Kulturwissenschaftler glaubt, daß das Objekt seines Studiums sich auf einer höheren Ebene befindet als die Instinkte, die den Kern der menschlichen Natur darstellen. Der Soziologe sieht die komplexen menschlichen Handlungen als die Entwicklung und das Auswachsen von Instinkten an.

Diese Irrtümer sind historisch bedingt. Von jeher waren Ethik und Politik psychologisch orientiert. Später suchten die Nationalökonomen Anschluß an die Seelenkunde, und in jüngster Zeit, d. h. der nachdarwinschen Periode, folgte die Ethnologie ihrem Beispiel.

Die Lehre von der unveränderlichen menschlichen Natur finden wir ebenso bei Hobbes wie bei Tarde oder Graham Wallas. Hobbes faßte den Menschen wie einen Naturkörper unter anderen Körpern auf und fand in ihm liegend die Ursachen für Kampf und Frieden und Harmonie unter den Menschen. Seit ihm hörten die Versuche nicht auf, experimentelle Denkmethoden auf die Sozialwissenschaft anzuwenden. Heute erheben sich zahlreiche Stimmen, die eine Psychologisierung der Gesellschaftswissenschaften fordern, im Anschluß an eine neuerliche Entwicklung der Seelenkunde, die dahin geht, zu leugnen, daß der Mensch in erster Linie ein Vernunft-

[1]) Siehe auch unter 2.

wesen sei, und vielmehr glaubt, daß die wahren Quellen menschlichen Handelns die Instinkte und Impulse seien. So mannigfach aber die verschiedenen Strömungen sind (britische individualistische Psychologie, deutsche Bewußtseins- und Apperzeptionstheorie, Freudsche Psychologie) überall herrscht der Glaube an die unveränderliche menschliche Natur. Wie ungenügend sich die Psychologie als Basis für die Gesellschaftswissenschaft erwiesen hat, ergibt ein Blick auf die große Reihe der Instinkte, die die verschiedensten Tatsachen erklären sollen. Da gibt es einen Instinkt der Freundlichkeit, des Nachdenkens, der Ansiedelung (settling), des Stimmungsumschwunges (revulsion oder ist gemeint repulsion?), der Herrschaft, der Unterwerfung, der Überhebung, der Trieb nicht im Freien zu liegen oder zu sterben, ganz zu schweigen von den vulgären Instinkten klar zu denken, zu übervorteilen, ein Bauprogramm auszuführen, politische Ereignisse zu prophezeien, gerecht zu richten, verstanden zu werden. Nichts sinnloser, als alle menschlichen Handlungen mit dem Zauberwort Instinkt zu erklären. Welchen Wert kann diese Lehre haben, wenn sie das Versagen des Herdentriebes mit dem Instinkt des Sichzurückziehens (privacy) erklären muß. Mit der Auffassung der Arbeitsunlust und des Arbeitstriebes als Instinkte wird so ziemlich alles Tatsächliche vernachlässigt, was als Reiz die hier in Betracht kommenden spezifischen Reaktionen auslöst. Der Gesellschaftswissenschaftler kam daher zu der Auffassung, daß die Psychologie ebenso wie die Biologie kein Licht auf die Kultur werfen könne, da letztere überwissenschaftlich d. h. historisch sei. Die Geschichte ist nach dieser Ansicht die Wissenschaft von den Werken des Menschen, nicht von dem Menschen selbst. Sie befaßt sich nicht mit den Agentien, welche die Zivilisation schaffen, sondern mit der Zivilisation als einem Wesen. Unglücklicherweise übersieht dabei der Kulturwissenschaftler die unweigerlich gegebene Beziehung zwischen den Reaktionen und den von den Einrichtungen ausgehenden Reizen (institutional stimuli); die Kenntnis eines geistigen Vorganges hängt ab von der Kenntnis der stimulierenden Kulturtatsache. Die Psychologie kann der Sozialwissenschaft deshalb so wenig Dienste leisten, weil sie noch mit okkulten Qualitäten arbeitet, welche andere Wissenschaften fast ganz beseitigt haben. Instinkte und Impulse könnte man als das Phlogiston der Psychologie bezeichnen. Die Basis der Sozialwissenschaft kann übrigens die Psychologie schon aus dem Grunde nicht sein, weil prinzipiell daran festzuhalten ist, daß keine Wissenschaft die Basis einer anderen sein kann. Das schließt nicht das innige Zusammenarbeiten zweier verschiedenen Wissenschaften aus, und sicherlich könnte eine brauchbare Psychologie der Sozialwissenschaft große Dienste erweisen. — Die Wundtsche Völkerpsychologie zeigt die Unbrauchbarkeit der parallelistischen Theorie. Von der Individualpsychologie ausgehend, ist Wundt nicht imstande, aktuelle soziale Reaktionen zu bearbeiten. Er ist daher gezwungen, eine andere Denkkategorie zu benutzen, indem er sich die Daten der Ethnologie aneignet und sie in eine fragwürdige Volksseele umwandelt. So erklärt er die Sprache als die Entfaltung des allgemeinen Menschengeistes und liefert so wohl ein Erklärungsprinzip für die Sprache im allgemeinen, das aber für die einzelnen Sprachen versagt; und wenn er die einzelnen Sprachen bespricht, muß er dieses Erklärungsprinzip fallen lassen und zu außerpsychologischen Prinzipien greifen. Ähnlich geht es den physiologischen Sozialpsychologen. Während sie die Entstehung der Instinkte, die in der Gesellschaft wirken, darlegen, können sie doch nicht zeigen, wie sie in die Gesellschaft eingehen. Sie sehen nicht ein, daß es unmöglich ist, die komplexen Erscheinungen zu erklären durch Zurückgreifen auf fixierte Instinkte. Instinkten die Kraft zuzuschreiben, so große Entwicklungen zu

ermöglichen, heißt sie in übernatürliche Kräfte verwandeln. Dabei gelten sie als unveränderliche (relativ! Ref.) Prozesse und können daher nicht zu wünschenswerteren Verhaltungsformen (forms of behavior) entwickelt werden (?). Auch die Freudsche Lehre ist durch die falsche Vorstellung von der Unveränderlichkeit der menschlichen Natur zur Ohnmacht verurteilt. Anstatt sich mit der Beschreibung der menschlichen Handlungen zu begnügen und die Reaktionen zu den stimulierenden Umständen in Beziehung zu setzen, lassen die Freudianer die bestimmenden Momente des Handelns im Mystischen, dem Unbewußten erstarren.

Eine adäquate psychologische Wissenschaft würde viele falsche Theorien beseitigen und von Nutzen sein bei der Lösung komplizierter Probleme der primitiven und zivilisierten Gesellschaft.

II. Objekte der Psychologie sind die konkreten Reaktionen von Personen auf verschiedene Reize, welche sie umgeben. Daher kann es für sie keine fixierte und permanente menschliche Natur geben. Person und Reize wachsen und wechseln. Die Volksseele (group mind) ist in Wirklichkeit der Reiz, der von den gesellschaftlichen Einrichtungen ausgeht (institutional stimulus) und nicht eine Reaktion. Verschiedene Gruppen unterscheiden sich in Wissen, Handlungen und Glauben, entsprechend den verschiedenen stimulierenden Bedingungen. Der prälogische Geist der primitiven Völker ist eine reine Fiktion. Wenn man frägt, weshalb verschiedene Rassen auf scheinbar gleiche Objekte verschieden reagieren, so lautet die Antwort: „Weil jede Gruppe durch vorhergehende spezifische Entwicklung verschiedene Bedeutungsreaktionen auf diese Objekte erworben hat." Umgebung, rein physisch genommen, ist praktisch außerstande, die Kultur zu beeinflussen; aber von einem psychologischen Standpunkt aus gesehen, ist sie häufig ein kultureller Reiz. Einrichtungen können Reaktionen sein, die zu Kulturreizen werden für die Menschen einer Gruppe. Solche Einrichtungen sind z. B. Eisenbahngesellschaften, Religionen, politische Parteien, berühmte Speisehäuser, Klubs usw., außerdem Sitten, Traditionen usw. Was wir in jedem dieser Fälle haben, sind Reize in der Form von Firmen, Korporationen, Gottheiten und Plätzen, auf die Menschen in bestimmter Weise reagieren. Diese Einrichtungen (behavior institutions) kann man einerseits betrachten als die Reaktion einer Gruppe, andererseits aber auch wieder als den Reiz zu einer Reaktion. Unter den primitiven Völkern werden Objekte und Handlungen leichter und endgültiger zu Einrichtungen (are institutionalized), unter Zivilisierten wechseln Institutionen schneller, eine Tatsache, die parallel geht dem Bestehen einer unendlich viel größeren Zahl von Institutionen. Diese sind eben keine fixierten Wesenheiten, sondern haben einen rein funktionellen Charakter, ganz gleich was ihr Ursprung, ihre Art und ihre Wirkung ist. Wenn Institutionen von bestimmten Personen gelenkt werden, so sind wir geneigt, solche Institutionen als beseelte Wesen oder Ideen aufzufassen.

Die Aufgabe der Psychologie ist, die Reaktionen der Menschen zu erforschen, soweit sie durch Einrichtungen oder kulturelle Reize bedingt sind, während die Individualpsychologie sich beschäftigt mit den Reaktionen auf besondere und nicht-institutionelle (particular or uninstitutionalized) Objekte und Bedingungen. Dabei begeht sie keine Übergriffe auf das Gebiet der Sozialwissenschaften, denn sie erforscht die Reaktionen auf Einrichtungen, während die Sozialwissenschaften ihr Augenmerk auf die ökonomischen, soziologischen Einrichtungen als solche lenken. Die Sozialpsychologie (institutional psychology) ist eine historische Wissenschaft; denn die sozialen Phänomene sind historisch, Institutionen werden entwickelt durch die Reaktionen auf

sie und die Reaktionen werden entwickelt durch Reize. Besonders wichtig, aber auch schwierig ist es, Reiz und Reaktion klar auseinander zu halten. Dies ist z. B. leichter in der ökonomischen Wissenschaft als in der politischen. In der Volkswirtschaft treten die stimulierenden Bedingungen, die zu einem großen Teil materieller Natur sind, besonders klar hervor, während in der Politik die Reize zum Teil selbst wieder Reaktionen sind. So eng verschlungen sind die beiden Seiten psychologischen Geschehens, Reiz und Reaktion, daß nur zu häufig die erstere übersehen wird. Z. B. wenn man sagt, daß die Sprache eine psychologische Angelegenheit sei, so vergißt man dabei nur zu leicht, „daß Wort und Klangveränderungen, die Verteilung gegebener Redeformen, die Art der Grammatik ganz und gar Stimulationsfaktoren sein können, erklärt auf der Basis der Verbreitung und gegenseitigen Durchdringung von Gruppen." — Eine derartige Sozialpsychologie ist unerläßlich für das Verständnis von Gruppenerscheinungen. Ebenso wie das Zusammenarbeiten mit den Nachbarwissenschaften.

Soweit die Ausführungen des Verfassers. Sie sind anregend für den deutschen Sozialpsychologen, den sie zwingen, bekannte Dinge einmal in neuer Formulierung durchzudenken. Gar so umstürzend, wie der Verf. zu meinen scheint, ist diese Lehre nicht. Die Behauptung, daß die menschliche Natur keine permanenten und fixierten Elemente (instincts or mentalities) enthalte, ist in gewissem Sinne ebenso richtig und falsch wie ihr Gegenteil. Ganz gewiß ist ein unerhörter Mißbrauch mit dem Begriff des Instinktes und ähnlichen Erwägungen als asylum ignorantiae getrieben worden. In der Empörung darüber sollte man aber nicht vergessen, daß es auf psychischem Gebiete, gerade so wie auf körperlichem, Erscheinungsformen gibt, die praktisch, d. h. für die Zeiträume, die vorläufig allein für unsere Wissenschaft in Betracht kommen, als stabil anzusehen sind. Die menschliche Seele ist weder aus Stein noch aus Kautschuk, oder behavioristisch gesprochen, die Reaktionen des Menschen sind weder unveränderliche, nur durch die Natur der Maschine bedingte automatische Abläufe, noch sind sie ein sich in unendlichen Variationen bewegendes Spiel von ständig wechselnden und zerflatternden Reizen und Reaktionen. Den Satz Panta rhei in allen Ehren, aber Herr Kantor, der Feind alles Verabsolutierens, scheint ihn gar zu wörtlich zu nehmen, oder er besitzt ein Mikroskop, um Verschiedenheiten und Wandlungen der menschlichen Natur in einem Maße zu sehen, wie es uns noch nicht möglich war.

Immerhin ist es ganz gut, daß einmal die alten üblichen Hilfsbegriffe eingeschmolzen und verflüssigt werden. Die Neigung, zunächst überall Verschiedenheiten und Veränderungen für möglich zu halten, anstatt gleich auf das „Allgemeinmenschliche" oder „Animalische" zu rekurrieren, kann ein gesundes heuristisches Prinzip sein, solange es nicht wieder zum Dogma wird.

Von den mechanistischen Auswüchsen des Behaviorismus hält sich dieser Aufsatz ziemlich frei. Bolte (Bremen).

---

8. Gesetzgebung.

Boden, Über eine experimentelle Methode der Gesetzgebung. Archiv f. d. ges. Psychol., 1915, Bd. XXXIII, S. 355—372.

Das Recht gilt dem Verf. ebenso wie der historischen Rechtsschule als „Ausfluß des Volksgeistes oder der Volksüberzeugung". Während die Rechtsprechung die Aufgabe hat, den einzelnen Fall dem von der Gesetzgebung normierten Begriff unterzuordnen, soll das Experiment, das in geeigneter Befragung der Volksgenossen bestehen müßte, „der Gesetzgebung dazu dienen, den Inhalt und die Grenzen der von

ihr zu verwendenden Begriffe und der aus den Begriffen abzuleitenden Rechtssätze festzustellen".

Boden glaubt an die Möglichkeit einer solchen experimentellen Festsetzung, und zwar will er sie in folgender Weise, die er im einzelnen näher andeutet und begründet, vorgenommen wissen. Zahlreichen Laien der verschiedensten Berufsstände sollen möglichst elementare konkrete Einzelfälle, die aus den bei den Gerichten vorhandenen Akten herauszusuchen und zu vereinfachen sind, vorgelegt werden. Jede Vp. hat dann die Aufgabe, eine ganz bestimmte Frage zu beantworten. Beispielsweise wären verschieden motivierte Einzelfälle der vorsätzlichen Tötung vorzulegen, und die Vp. müßte die ihm angemessen erscheinende Strafe für jeden Fall angeben, wobei man die Art der in Betracht kommenden Strafen noch genauer angeben könnte. Man könnte z. B. sagen, daß die Todesstrafe beibehalten werden solle. Er meint, daß man auf diese Weise etwa dahin gelangen könnte, von „Mord", d. h. einem todeswürdigen Verbrechen, nur in ganz bestimmten aus ganz besonders verwerflichen Motiven erfolgten Fällen von Tötung zu sprechen. Ähnlich könnte man bei der Feststellung der Begriffe der Urkundenfälschung oder des Betruges verfahren. Im zivilrechtlichen Verfahren käme eine solche Methode namentlich da in Frage, wo der Richter in Ermangelung gesetzlicher Entscheidungen auf sein eigenes Rechtsgefühl angewiesen ist. Der Schwierigkeit der gestellten Aufgabe ist sich der Verf. durchaus bewußt; er schlägt deshalb offizielle experimentelle Vorarbeiten zur Feststellung der vom Gesetzgeber zu verwendenden Begriffe und Normen vor.

Langelüddeke (Hamburg).

A. Bozi (Bielefeld), Das Rechtsgesetz als Naturgesetz. Monatsschrift f. Kriminalpsychol. u. Strafrechtsreform, 1924, 15. Jahrg., S. 166.

Nach dem Vorgange der Erfahrungswissenschaften fordert der Verf. auch für die Rechtswissenschaft eine innigere Verflechtung mit dem Leben im Sinne einer Reformation der naturwissenschaftlichen Renaissance für die allgemeine Geisteskultur. Bei dem Menschen im Urzustande wurde wie bei den Tieren gesellschaftswidriges Verhalten bestraft. Das sich herausbildende Gewohnheitsrecht hatte den Vorzug, daß es selbsttätig und im Einklang mit den jeweiligen Verhältnissen sich fortbildete. Das lebende Recht entwickelte sich weiter, das Gesetzesrecht blieb später stehen und der Machthaber zwang in demselben den Untertanen seinen Willen auf. Bei dem Gesetz als Rechtsquelle blieb die Jurisprudenz stehen. Neuerdings spricht das Reichsgericht in fortschrittlicher Weise von dem „Zuge der Rechtsentwicklung" — ein Symptom für eine allmähliche Annäherung an die natürliche Gesetzesvorstellung. Das Problem darf nicht als ein lediglich juristisches angesehen werden. — Die Vertreter der angewandten Naturwissenschaften, die Sozialpolitiker und Wirtschaftler müssen sich entschließen, Hand in Hand mit dem Juristen an ihm zu arbeiten.

Rehm (Bremen).

Prinzing, San.-Rat (Ulm), Die geplante soziale Gesetzgebung in Frankreich. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., Nr. 15, S. 473ff.

Die „Commission d'assurance et prévoyance" der französischen Abgeordnetenkammer führt in ihrem 1923 herausgegebenen Bericht aus, daß es Zeit sei, die deutsche soziale Gesetzgebung, wie sie in Elsaß-Lothringen besteht, auch in Frankreich einzuführen. Um den Widerwillen der Franzosen gegen eine „Loi de Bismarck" zu beseitigen, sucht der Bericht nachzuweisen, daß Bismarck seine Ideen in Frankreich geholt habe. Colbert habe schon 1868—74 für die invaliden Arbeiter das Recht

auf eine Pension als Prinzip aufgestellt. 1825 hätten Arbeiter in Mühlhausen die ersten Versicherungseinrichtungen getroffen. Frankreich habe also die erste Idee zu solchen Einrichtungen gegeben. (Demgegenüber betont Prinzing, daß in England schon 1825 die Friendly societies bestanden.) Als Wortführer der französischen Ärzte in ihrem Kampfe gegen das Krankenversicherungsgesetz hat dagegen Jayle ausgeführt, daß es sich im Elsaß nur um private Versicherungen, um Fabrikkrankenkassen, gehandelt hat. Wenn man nützliche Gebräuche aus dem Elsaß übernehmen wolle, solle man lieber die gute Organisation der (von den Deutschen eingerichteten) Straßburger Bibliothek übernehmen. Die Pflichtversicherung sei eine rein deutsche Idee. Bolte.

---

9. Zeitströmungen.

G. Bychowski, Autismus und Regression in modernen Kunstbestrebungen. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 87, S. 102, 1922.

In seinem inhaltsreichen Vortrag analysiert der Verf. zunächst die modernen Kunstrichtungen, zu denen Expressionismus, Futurismus, Kubismus, Dynamismus und Dadaismus zu rechnen sind. Ihnen allen ist der Mangel an Realitätsentsprochenheit gemeinsam. Bei vielen modernen Kunstwerken fehlt jede angebbare Beziehung zwischen Thema und künstlerischer Darstellung. An einzelnen Beispielen der Plastik (bes. Werken des Russen Archipenko u. a.), der Malerei und Poesie wird die vollkommene Auflösung der Form, das Fehlen jedes angebbaren Sinnes gezeigt. Die Künstler betonen bei dieser Abwendung von der Realität die Absicht, die Wirklichkeit wie sie ist vermitteln zu wollen. Aber die Anwendung vom Objekt als solchen, von der Realität gelingt ihnen nicht. (Der beste Beweis dafür ist das von den Kubisten geübte Einkleben ganzer Objektstücke in ihre Bilder, der Versuch in Dichtungen durch Anordnung der Worte und Zeilenstellungen Gegenstände schon rein äußerlich darzustellen.)

Der Mangel an Realitätsentsprochenheit, der alle modernen Kunstschöpfungen charakterisiert, entspricht dem, was von psychiatrischer Seite als autistische Einstellung bezeichnet wird. Ein weiteres Merkmal ist die Hinneigung zur primitiven Kunst, also eine künstliche Regression. Dabei wird aber auch die primitive Kunst nur unvollkommen erreicht, da die Künstler nicht auf sekundär erworbene Anschauungsformen verzichten. — Weiter setzt sich der Verf. mit den theoretischen Begründungen der hypermodernen Kunst auseinander. Wenn der Künstler versuchen will, vom Einzelobjekt das Ding an sich, dessen unvergängliche Wesenheit zu erfassen und darzustellen, so kann ihm das nicht verwehrt werden. Aber das ändert nichts an der Willkür der von ihm jeweils vollzogenen „Setzung", die der Nichteingeweihte nicht zu verstehen und anzunehmen braucht. Es ist aber auch ein verhängnisvoller Irrtum, wenn die Künstler und Kunsttheoretiker meinen, es genüge, von der Erscheinung abzugehen, um das Ding an sich zu ergreifen. „Der Autismus verschleiert die Wege zur Realität und führt zur Regression." Aus dieser autistischen Einstellung, aus der ausschließlichen Vorherrschaft der psychischen Tendenzen des Künstlers scheinen alle Mängel dieser Kunst zu entspringen. Infolge ihrer Form- und Inhaltslosigkeit fehlt ihr jeder Kulturwert. „Die hypermodernen Kunstschöpfungen widersprechen den Formen unseres Schauens und Vorstellens, haben keine Beziehung zu unserem Weltbilde." — Verf. verweist ferner auf die bekannten Affinitäten der

modernen zur pathologischen Kunst. Zwischen beiden besteht eine weitgehende Analogie. Ähnlich wie die modernen Künstler sehen die Schizophrenen vermöge ihrer Realitätsunentsprochenheit in ihre Zeichnungen Dinge hinein, die ein Normaler darin nicht zu sehen vermag und die für sie einen objektiven Wert bekommen. Bei diesen Kranken wird die Beziehung der Psyche zur Welt zerstört und gelockert. Was bei dem Kranken unbewußt durch den krankhaften Prozeß verwirklicht wird, bringt mehr oder weniger bewußt und konsequet der moderne Künstler zustande. Denn auch bei Bestrebungen, die wie die kubistisch-dadaistischen die allgemeinen Normen des Schauens und Vorstellens und jede Objektbezogenheit verleugnen, muß die Beziehung zur Welt grundsätzlich zerstört sein. — Verf. sucht zum Schluß das Auftauchen jener Kunstbestrebungen aus den inneren Lebensbedingungen des Zeitalters, insbesondere aus den Vorkriegs- und Kriegsjahren abzuleiten, die zur Genüge die Verzweiflung und die Müdigkeit des Menschen an seiner Welt und seiner Kultur erklären. „Vielleicht ging in der Kunst früher als anderswo die Ahnung auf von der Wende des Zeitalters, von der Umwertung der gesellschaftlichen Grundlagen und von dem drohenden Umbau der Kultur. An sich sind aber diese Kunstbestrebungen kulturfremd und kulturfeindlich, sind Ausdruck der Krankheit der Kultur.“ — Im Referat kann nur ein unvollkommener Einblick in die gedankenreichen Ausführungen des Verf. gegeben werden, die im Original nachgelesen werden müssen.

Runge (Kiel).

Tilger, Die Bedeutung der seelischen Schädigungen des Weltkrieges für die verschiedenen Alters- und Gesellschaftsklassen unseres Volkes. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 79, S. 74, 1923.

Bei Untersuchung der seelischen Schädigungen des Weltkrieges kommt Verf. zu dem Resultat, daß die jenseits des Mannesalters Stehenden in allen Gesellschaftsschichten der Bevölkerung weit mehr als vor dem Kriege Bilder vorzeitigen Alterns an Leib und Seele darbieten, während bei der von Haus aus gesunden Jugend wohl vielfach ein Zurückbleiben in der körperlichen Entwicklung, aber kein auffälliges Nachlassen der geistigen Regsamkeit festzustellen ist. Bei den in der Vollkraft des Lebens stehenden Erwachsenen sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die eine kleinere leistungsfähigere aktive umfaßt die industriellen Arbeiter und industrialisierten Landarbeiter, die andere mehr passive die sämtlichen übrigen Klassen. „Auf der einen Seite maßlos gesteigertes Selbstgefühl, eine hemmungslose Überregsamkeit, der auf Mangel an Selbstkritik ruhende Glaube, ohne Tradition und ohne Vorbildung jedem Amt und jeder Aufgabe gewachsen zu sein, das typische Bild der Hyperkinese; auf der anderen Seite ausgesprochene Akinese, ein Vernichtungsgefühl, eine nicht selten an Stumpfsinn grenzende Apathie.“ Die Arbeiterklasse trat körperlich besser gerüstet und getrieben durch die letzthin auf Mangel befriedigender Selbsttätigkeit zurückzuführende Unzufriedenheit in den sozialen Entscheidungskampf. Die Niedergeschlagenheit und Hilflosigkeit der mittleren und höheren Klassen bei Kriegsende ist abgesehen von den durch den Krieg bedingten Arbeitslasten und aufreibenden Sorgen daraus zu erklären, daß die einseitige mehr geistige Tätigkeit dieser Schichten an sich entnervender und schwächender wirkt, als die einseitige wesentlich körperliche Tätigkeit der Handarbeiter. Die Tatsache, daß Ärzte trotz fortwährend anstrengender Tätigkeit in auffallendem Maße von der Erschlaffung bewahrt blieben, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die meisten Ärzte nicht nur geistige, sondern auch körperliche Schwerarbeiter sind.

Runge (Kiel).

Robert Michels, Sozialismus und Fascismus in Italien. Meyer & Jessen, München 1925, 339 S.

Unter obigem Titel veröffentlicht der ehemalige Turiner Soziologe 4 Aufsätze, die in kürzerer Fassung zum Teil schon in Zeitschriften veröffentlich worden sind und jetzt den zweiten Band seines Werkes „Sozialismus und Fascismus als politische Strömungen in Italien, historische Studien“ bilden.

Der erste Aufsatz behandelt den Sozialpatriotismus, wie er von Pisacane und Garibaldi vertreten wurde. Der erstere, in Deutschland kaum bekannt, ist keine uninteressante Erscheinung. Aus einem herzoglichem Hause Neapels stammend, war er von 1839—1847 neapolitanischer Pionieroffizier, lebte eine Zeitlang in London als Emigrant, machte dann, trotzdem er schon damals Anhänger des Nationalitätenprinzips war, den Krieg in Algier als Offizier der Fremdenlegion mit, kämpfte 1848 als Freiwilliger gegen die Österreicher und wurde nach Ausrufung der römischen Republik Chef des Generalstabs. Nach der Niederlage der römischen Republik ging er wieder nach London, wo sich seine Entwicklung zum Sozialisten vollendete. 1850—1855 war er in Genua als Schriftsteller tätig, bereitete dann eine Verschwörung zum Sturze der Neapeler Regierung vor und fand im Jahre 1857 bei einem Aufstandsversuch in Neapel den Tod. Er fiel unter den Sensenhieben der Bauern, von denen er Großes erwartet hatte. Er glaubte nämlich, Italien werde erst dann triumphieren, wenn seine Bauern freiwillig den Pflug mit dem Schwerte vertauscht haben würden. Man dürfe sich aber nicht der Einsicht verschließen, daß die Begriffe Vaterland und Ehre ihnen völlig fremd seien. Sie wüßten, daß, wie immer der Ausgang des Krieges sei, ihr Los das gleiche bleiben werde: „Knechtschaft und wirtschaftlicher Druck.“ Um sie zum Kriege zu begeistern, bedürfe es daher neben der idealen, auch einer materiellen Zielsetzung, neben der der Befreiung des Vaterlandes die der Befreiung ihrer selbst. Dieses zweite Ziel aber könne im konkreten Falle nur heißen: „Der Sozialismus.“ Die Geschichte des italienischen Freiheitskampfes hat Pisacane Lügen gestraft, denn Italien ist von oben geeint worden, ohne Zutun der Arbeiter und Bauern, durch den Opfermut der Bourgoisie, insbesondere der Studenten und der Adligen. Trotz des utopischen und dilettantischen Charakters seiner Schriften, zeigt Pisacane geniale Züge. Die Bedeutung der Agrarfrage hat er als einer der ersten unter den Sozialisten intuitiv erkannt. In seinen Schriften befinden sich manche feine sozialpsychologische Bemerkungen. — Der gefühlsmäßige Sozialismus Garibaldis hat theoretisch kein großes Interesse, hat aber zweifellos nicht wenig zur Verbreitung der sozialistischen Bewegung in Italien beigetragen. Noch jetzt nennen sich manche sozialistischen Vereine Circolo Garibaldi. Der Typus des Sozialpatrioten ist in Italien bis in die neueste Zeit seltener als in Deutschland zu finden gewesen.

Der zweite Aufsatz setzt sich zur Aufgabe den neugeborenen italienischen Imperalismus, wie er zum erstenmal 1911 bei der Eroberung von Tripolis überraschend hervortrat, in seine Elemente zu zerlegen und zu prüfen. Jahrzehntelang war das Ideal vieler italienischer Politiker Belgien, d. h. ein mit blühender Industrie, weitverzweigtem Genossenschaftswesen und großer Intelligenz und Volksbildung ausgestatteter, dabei aber insichgekehrter Kleinstaat. Die starke Auswanderung, eine Folge der zweifellosen Übervölkerung Italiens (großer Geburtenüberschuß bei geringem Bodenertrag und zum Teil mangelhafter Ausnutzung der Bodenschätze), wurde früher von den Politikern als eine notwendige Erscheinung und nicht einmal als ein Übel angesehen, man pries sie als ein wahres Glück, hauptsächlich unter

dem Eindruck der rückfließenden Ersparnisse der Emigranten. Nach dem Mißerfolg in Abessynien träumte man von der friedlichen Schaffung einer Magna Italia in Südamerika. Es hat sich nun aber herausgestellt, daß die Italiener im Auslande keineswegs eine größere nationale Widerstandskraft als etwa die Deutschen zeigen. Wohl wandern viele wieder zurück und die im Ausland Verbleibenden vermischen sich zunächst wenig mit der einheimischen Bevölkerung und wirken durch ihre Sitten und Gebräuche geradezu als Fremdkörper. Infolge ihrer mangelhaften Schulbildung und der im Auslande fehlenden italienischen Schulen, verlieren sie aber schnell den korrekten Gebrauch ihrer Muttersprache oder vielmehr ihres Dialektes, und die folgende Generation verleugnet ihre Nationalität oder schließt sich gar den Italienerfeinden an. Über alles dieses bringt Michels interessantes Material bei. Im Jahre 1906 hatten in Buenos-Aires nur etwa 18 % der Neugeborenen einen argentinischen Vater, hingegen 40 % einen italienischen. Trotzdem dienen auch hier die Italiener nur als Völkerdünger. Zwar gilt es unter ihnen vielfach als Schmach, das fremde Bürgerrecht zu erwerben, doch nützt ihnen dieses wenig, da die südamerikanischen Staaten jeden dort Geborenen als ihren Bürger betrachten. Zweifellos wäre es möglich, die Auswanderung einzuschränken durch Reformen im Mutterlande: „Bekämpfung des Absentismus der Grundbesitzer, intensivere Bodenkultur, Zerschlagung der Latifundien, Besserung der Pachtverträge, Aufforstung der Gebirge, Ausrottung der Malaria und Trockenlegung sumpfigen Geländes." Aber auch dann noch würde eine erhebliche Zahl von Italienern gezwungen sein, auszuwandern. An eine Industrialisierung großen Stiles ist infolge Kohlenmangels nicht zu denken. Die gesamte Wasserkraft des Landes wird auf über 2½ Millionen Pferdekräfte veranschlagt. Die Kosten ihrer Nutzbarmachung berechnete man 1905 auf eine Milliarde Lire, die bisher nicht zur Verfügung standen. Nachdem man erkannte, daß die Auswanderung nach Südamerika keine politischen und wirtschaftlichen Vorteile brachte, da ⅔ der Auswanderer entnationalisiert der Wehrkraft des Vaterlandes entzogen und manchmal sogar zu gefährlichen Konkurrenten wurden, wurde der Ruf nach Kolonien immer lauter. Der italienische Imperialismus fühlt sich als proletarisch. Seine Verfechter haben geradezu gesagt: Was dem Proletariat die Bourgeoisie ist, das sind uns ohne Unterschied die Franzosen, die Deutschen, die Engländer, die Argentinier und die Yankees, — nämlich die Reichen, unsere Feinde! Der Italiener fühlte sich als Individuum und als Staat im Ausland mißachtet. So hat denn der Imperialismus nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine politische Seite. Neben dem alten Irredentismus entstand der junge Nationalismus. Wie bei allen nationalistischen Bestrebungen fehlte übrigens auch an der Spitze der italienischen Nationalisten das jüdische Element nicht (Treves, Rivalta, Luzzattzo). Ins Rollen kam der Stein, als 1911 infolge der Halbjahrhundertfeier des italienischen Nationalstaates die patriotischen Wellen hochschlugen und Italien nach der Beilegung des Marokkokonfliktes durch das Ruhebedürfnis der beteiligten Großmächte und durch geheime Verträge freie Hand hatte. Ob die Eroberung von Tripolis den Italienern das ersehnte Siedlungsland bescheert hat, ist mehr als zweifelhaft. Der Boden befindet sich bereits in festen Händen und müßte also enteignet werden. Die fruchtbarsten Teile sind durch den Krieg auf das schwerste verwüstet. Die jährlich 5 Monate andauernde Trockenheit, die feindseelige Bevölkerung, der Kapitalmangel stellt der Kolonisation gewaltige Hindernisse entgegen. Durch den Erfolg in Tripolis ist aber das Selbstgefühl des Italienertums in einer — für den Fernerstehenden — kaum begreiflichen Weise gesteigert worden, selbst der verachtete Emigrant hatte das Gefühl,

daß er jetzt anders angesehen würde als der Besiegte von Custozza und Adua. Der Imperialismus Italiens ist demnach nicht nur demographischer, sondern auch politischer Natur.

Die beiden letzten Aufsätze behandeln den italienischen Bolschewismus und den Aufstieg des Fascismus. Schon im Kriege waren in der Schwerindustrie von den Unternehmern Vertrauensmänner unter den Arbeitern ausgewählt und mit Kontrollbefugnissen ausgestattet worden. Die Kontrolle erstreckte sich aber lediglich auf die Arbeiter selbst. Nach dem Waffenstillstand und der Erschlaffung der Disziplin begannen die Arbeiter die Kontrollmänner selbst zu ernennen und ihre Befugnisse auszudehnen, so daß sie jetzt auch darüber zu wachen hatten, daß die Unternehmer den Arbeitsvertrag innehielten. Von hier bis zur Errichtung von Arbeiterräten war nur noch ein Schritt. Die $^1/_2$ Million Mitglieder umfassende Landarbeitergewerkschaft forderte auf ihrem Kongreß im September 1919 energisch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Schon vorher hatten Landarbeiter des öfteren Landhäuser und brachliegendes Land mit Beschlag belegt und auf eigene Faust zu wirtschaften begonnen. Unter dem Ministerium Nitti aber wurde so wenig dagegen eingeschritten, daß der Regierung Mittäterschaft vorgeworfen wurde. Im Herbste 1919 wurde auch die erste Fabrik von den Arbeitern besetzt und im August 1920 wurde anläßlich einer allgemeinen Metallarbeiteraussperrung statt des üblichen Generalstreiks die Besetzung der Fabriken beschlossen. In Mailand allein handelte es sich um 280 Betriebe. Im ganzen sind die Fabriken 22 Tage besetzt geblieben. Trotz der begünstigenden Haltung der Postbeamten und der Eisenbahner, war es natürlich den Arbeitern nicht möglich, den Betrieb aufrecht zu erhalten, da es nicht möglich war, die nötigen Rohstoffe zu beschaffen, und die technischen Beamten ihre Mitarbeit versagten, ganz zu schweigen von der ablehnenden Haltung der Banken. Giolitti gelang es schließlich einen Kompromiß zwischen Unternehmern und Arbeitern herbeizuführen, worauf die Räumung der Fabriken ziemlich reibungslos erfolgte. Die Vertreter beider Parteien waren Juden, ein Beweis für die Bedeutung des Judentums in Italien. Die blutigen Streitigkeiten während der Besetzung der Fabriken sind in den Zeitungen, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ungeheuerlich übertrieben worden. Selbst in Turin sind im ganzen nur 16 Todesfälle zu beklagen gewesen. Die Zeit der Besetzung der Fabriken bot Gelegenheit zu interessanten sozialpsychologischen Beobachtungen. Bei der Auswahl der Führer war die technische Befähigung nicht immer ausschlaggebend. Manchmal genügte das Bekenntnis zum Sozialismus, rednerische Begabung oder gar gesellige Künste, Musik u. dgl. Die Arbeiter verlangten einen Einfluß auf den Betrieb, wie ihn niemals die Kapitalisten vom Unternehmer verlangt haben. Die beiden arbeiterfreundlichen Parteien, die Sozialisten und die katholische Volkspartei, haben durch ihre Haltung bei dem vorliegenden Konflikt weite Kreise des liberalen Bürgertums erbittert. Überdies war nach dem Kriege ein „umgestülpter Klassenkampf" entstanden. Die stellungslosen oder schlechtbezahlten Intellektuellen blicken mit Haß auf die relativ reichgewordenen Arbeiter. Ähnlich verbittert waren die Offiziere, denen die verängstigte Regierung zur Vermeidung von tätlichen Angriffen von seiten der Arbeiterbevölkerung den Rat erteilt hatte, nur noch in Civil auszugehen. So erklärt sich, daß schon kurz nach dem Giolittischen Kompromiß bei den Wahlen in Turin die bürgerlichen Parteien obsiegten und die Unternehmer sich stark genug fühlten die Pakte zu zerreißen. Die Fiatwerke zwangen sogar jeden Arbeiter eine Erklärung abzugeben, nicht mehr Mitglied einer Gewerkschaft zu sein noch wieder werden zu wollen. Im März 1919

war der Fascio dei Combattenti (Bund der Kriegsteilnehmer) gegründet worden, als dessen Wurzeln zu bezeichnen wären: 1. Die Furcht der Patrioten vor dem Bolschewismus. 2. Der umgestülpte Klassenkampf. 3. Die Interessenvertretung des Kapitals. Diese letztere Wurzel wird von den Sozialisten übermäßig in den Vordergrund gestellt, von den Fascisten mit Unrecht geleugnet. Zuerst entschloß sich die Landwirtschaft zur finanziellen Unterstützung, obwohl ihr die fascistischen Höchstpreise unbequem waren, später die Industrie, die gegen die fascistische Ideologie und die fascistischen Gewerkschaften mißtrauisch war, am ablehnendsten waren die Banken, bei denen der jüdische, freimaurerische und ausländische Einfluß am größten ist. Durch Anwendung rücksichtsloser Gewalt gelang es den Fascisten, die im innersten Kern unkriegerischen sozialistischen Arbeitermassen auseinanderzutreiben unter dem Beifall des Bürgertums. (Ein ehrgeiziger Staatsanwalt wies sogar nach, daß das Darreichen eines Bechers mit Rizinusöl an einen politischen Gegner, keinen gesetzwidrigen Zwang darstellt, sondern einen, vom Patienten selbst nach reiflicher eigener Überzeugung getanen Akt.) Im November 1922 erfolgte der „Marsch nach Rom" und der Fascismus ergriff die Zügel der Regierung. Abgesehen von seiner Sozialistenfeindschaft war der Fascismus zunächst programmlos. Erst im dritten Jahre seiner Existenz hielt er es für nötig, ein Programm aufzustellen. Mussolini ist während seiner Schweizer Emigrantenjahre stark durch Pantaleoni und Pareto, beides Italiener und beides Nationalökonomen auf Schweizer Lehrstühlen, beeinflußt worden. Vielleicht zum Teil unter ihrer Einwirkung zeigt der Fascismus einen stark manchesterlichen Einschlag, wenn er auch den Achtstundentag als unantastbar erklärt hat. Die ungeheuere Macht des Judentums im Sozialismus, im Wirtschaftsleben und in der Regierung veranlaßte den Fascismus zu einer antisemitischen Stellungnahme, was nicht verhindert, das einige seiner bedeutendsten Führer auch jetzt noch Juden sind. In der theoretischen Verwerfung des Parlamentarismus und der Aufstellung des Eliteprinzips, stützen die Fascisten sich zum Teil auf den Philosophen Gioberti, der schon 1848 den „aristokratischen Charakter des italienischen Volkes" behauptete. Wie die Italiener unter den Völkern Europas, wollen die Fascisten die Elite unter den Parteien Italiens darstellen. Für Pareto ist das Ideal ein geläuterter Machiavellismus, der sich der modernen Massenpsychologie bedient. Volksherrschaft sei nicht viel wert, aber immer noch besser als die Herrschaft der Volksvertretung. Der Parlamentarismus müsse zur Schonung der noch lebendigen demokratischen Ideologien als dekoratives Element erhalten bleiben, aber unschädlich gemacht werden. Er solle nur noch in den großen Fragen der hohen Politik als massenpsychologisches Element zu Worte kommen. In allen Fragen der praktischen Kompetenz aber soll eine machtvolle Elite herrschen. Seit der Verschmelzung mit der aristokratischen Partei tritt der Fascismus auch für den Geburtsadel und neuerdings auch für den päpstlichen Adel ein. Die Lebensregeln der Fascisten gipfeln in der Forderung absoluter Reinheit und mystischen Glaubens an das Ideal der Einheitlichkeit (Negierung eines Widerspruches von Familien-, sozialer und politischer Moral). Über die Führernatur Mussolinis bringt Verf. in drei Seiten kaum beachtlich Neues.

So viel aus dem reichen Inhalt des Buches, der sich im Rahmen eines Referates nur kurz skizzieren läßt. Vorzug und Schwäche des Buches ist die ausgesprochene Vorliebe des Verf. für sein früheres Adoptivvaterland, die manchen Leser zum Widerspruch reizen, aber auch manchen in Vorurteilen gegen Italien Befangenen zum Nachdenken anregen wird. Die zahlreichen Literaturnachweise werden jedem wissenschaftlichen Leser willkommen sein.

Bolte (Bremen).

Otto Grautoff, Zur Psychologie Frankreichs. Schriftenreihe der preußischen Jahrbücher Nr. 10. Berlin, Verlag von Georg Stilcke, 1922, 38 S.

Das Buch wendet sich gegen die Behauptung Thomas Manns, daß die politische Geisteseinstellung Frankreichs demokratisch sei und auf Rousseau zurückginge. Es schildert wie Maurice Barrès und Ernest Seillière ihr Land aus den Bezirken der radikalen Demokratie langsam aber sicher und zielbewußt wieder in die Kiellinie der französischen Tradition zurückgeführt haben. Barrès begeisterte sich in seiner Jugend an Schopenhauer, Wagner und Nietzsche und wandte sich später der praktischen Politik zu, indem er seinem Volke Napoleon mit einem Stendhal-Worte als „Professeur d'énergie" anpries. Er vertraut auf die schöpferische Kraft des Menschen: „Eine große Seele, ein Genie schafft sich sein Milieu, verändert durch den Kontakt mit sich Menschen und Dinge." Er übernimmt die Ideologie des ersten Kaiserreichs, behält aber die Trikolore bei, kämpft für die drei Schlagworte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", weil er weiß, daß dieses Aushängeschild der französischen Republik im neunzehnten Jahrhundert Frankreich die Sympathie der Welt erworben hat. Unter demokratischer Maske wird er immer militaristischer, imperialistischer und absolutistischer. Seillière hat eine vierbändige Philosophie des Imperialismus geschrieben. Er bekämpft die romantische Krankheit, deren Erreger Rousseau war. Die jüngeren Geistesführer, unter ihnen André Gide, erstreben eine neue Klassik. „Da dieser Klassizismus in geistigen Dingen nicht aggressiv, nicht streitsüchtig, nicht zänkisch in Erscheinung tritt, sondern in dem vornehmen Gestus eines durchgebildeten Weltbürgertums, so kann er vom Ausland nicht mit Nationalismus gleichgesetzt werden. Nationalistisch ist nicht das Volk. Nationalistisch nicht das geistige Frankreich von Rang."

Wie man sieht, dringt die Psychologie Grautoffs nicht eben sehr in die Tiefe. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die Intellektuellen in Frankreich nicht einflußreicher sind als in anderen Ländern. Die Behauptungen Grautoffs haben daher, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, praktisch eine geringe Bedeutung.

Bolte (Bremen).

Johannes Nohl, Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest. Unter Benutzung zeitgenössischer Quellen bearbeitet. Mit zahlreichen Abbildungen. Potsdam, Verlag Kiepenheuer, o. J., 373 S. 4,50 M.

Der Wert dieser Chronik liegt auf der Hand: Ein ungemein zerstreutes und zum Teil schwer auffindbares Quellenmaterial ist hier zusammengetragen, systematisch geordnet und in einheitlicher Darstellung verarbeitet. Der völker- wie kulturpsychologisch Interessierte findet nun in einem geschlossenen Rahmen alle jene besonderen Erscheinungen des gesellschaftlichen, des religiösen, des politischen, des erotischen und sonstigen kulturellen und geistigen Lebens dargeboten, die in Begleitung oder im Gefolge jener verheerenden Volkskrankheit auftraten. Der Aberglauben in der Auffassung und Bekämpfung der Pest, die Haltung der Kirche, die Judenverfolgungen, die geschlechtliche Zügellosigkeit aller Kreise, die Geißlerzüge, die Tanzwut und Kinderfahrten und viele andere Charakteristika jener Zeiten werden in bezeichnenden Dokumenten geschildert und beleuchtet. Ein ausführliches Literaturverzeichnis erhöht zugleich die wissenschaftliche Verwertbarkeit des zusammengestellten vielseitigen Materials.

Karl Birnbaum (Berlin).

10. Eine Kultur im Spiegel der andern.

René Guénon, Orient et Occident. Paris 1924, Payot; 250 S., in-8°.

Verf., ein am Ende der Dreißiger stehender Professor der Philosophie, bezeichnet die abendländische Kultur als die einzige, die sich materialistisch entfaltet habe. Sogar der Verstand erscheine ihr nur als Mittel, auf Stoffe der Außenwelt gestaltend einzuwirken, und der Pragmatismus, der auch den Begriff der Wahrheit mit dem der Nützlichkeit verquickt, erweise sich als eine für das Abendland höchst bezeichnende Lehre, die Amerika recht als den Fernen Westen erscheinen lasse. Dazu tritt in der neuzeitlichen Welt die Entfaltung des Gefühlslebens. Absinken des Ansehens der Vernunft und Übertreibung der Bedeutung der materiellen Dinge sowie der Empfindungswelt lasse unsere Zivilisation als etwas Anormales, um nicht zu sagen als Mißgestaltung erscheinen (S. 39).

Im ganzen bilden die westlich orientierten Völker nur eine Minderheit auf Erden, der propagandistischer Eifer und Eroberungssucht übel anstehen. Nicht umsonst nannte ein Inder unsere Wissenschaft „ein unwissendes Wissen", denn sie beschränke sich mit Absicht auf die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen und wolle von allem, was darüber hinausgeht, nichts wissen, und vernachlässige die Metaphysik, die über das Rationelle hinausgeht. Unser Wissen verliere sich in der Fülle von Einzelheiten, ohne die wahre Natur der Dinge zu ergründen, die sie für unerkennbar erklärt, so daß unser Spezialistentum zu einer geistigen Kurzsichtigkeit führe, die zu den Kennzeichen des vollkommenen Wissenschaftlers zu gehören scheint (S. 55ff.). Diese Kritik erinnert an das Wort des Österreichers Max Eugen Burckhard: „Fachmann ist, wer gelernt hat, etwas nicht zu verstehen." Guénon betont mit Nachdruck, daß außerhalb der abendländischen Kultur die Erforschung der sinnlichen Welt nie als hinreichend erachtet worden ist und daß diese äußerliche und materialistische Zivilisation allein von Bildungsbeflissenen das Anhäufen von Kenntnissen an Stelle ihrer Assimilierung verlange. Daher komme es, daß den dunkeln Gewalten des Instinktes und der Gefühle auch geistig ein großer Spielraum gewährt wird. Und wenn der Orientale die Herrschaft des Westens geduldig ertragen kann, so erfüllt ihn eben das Bewußtsein ihrer Vergänglichkeit und seiner eignen Ewigkeitswerte.

In sehr kräftigen Ausdrücken kennzeichnet G. auch das Versagen der westlichen Philosophie und kündigt an, daß er in einer Reihe von künftigen Bänden die geistige Welt des Ostens in ihrer im alten Indien erreichten hohen Form europäischen Lesern näherbringen werde. E. Schwiedland (Wien).

Romain Rolland, Mahatma Gandhi. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, München und Leipzig 1923. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen besorgt durch Emil Roniger. 160 Seiten.

Die Darstellung stützt sich im wesentlichen auf die Schriften Gandhis und seiner Anhänger. Dadurch entsteht naturgemäß ein idealisiertes Bild Gandhis und seiner Bewegung, auch wenn die Wahrheitsliebe Gandhis und seiner Anhänger als zweifellos anzunehmen ist. Übertriebener Skeptizismus wird hinweisen auf die Unmöglichkeit Gandhis, sich frei und offen ohne Gefahr seines Lebens und seiner Lehre auszusprechen, und an den berüchtigten Ketman erinnern, die orientalische Heuchelei, das seltsame Gemisch von Lüge, Selbstbetrug, Unklarheit und Schwanken der Begriffe, Freude an schillernder Dialektik, wie es Gobineau geschildert hat. Ist aber das, was wir mit dem groben und psychologisch wenig brauchbaren Worte Heuchelei be-

zeichnen, wirklich eine besondere Eigenschaft des Orients? Mag sein, daß uns Doppelzüngigkeit im Orient mehr auffällt, als die analogen Erscheinungen im europäischen Kulturkreise. Der brückenlose Abgrund zwischen unseren religiösen, moralischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Anschauungen und unserem Fühlen und Handeln kommt uns selbst naturgemäß nicht zum vollen Bewußtsein, ebensowenig wie der blinde Fleck in unserem Auge. Wie dieser Zwiespalt dem Unbeteiligten erscheint, kann man aus Äußerungen von Angehörigen eines außereuropäischen Kulturkreises entnehmen, etwa dem leisen Ekel und der Verachtung, der uns selbst aus den höflichen Äußerungen kluger Chinesen oder Japaner entgegen tönt. Wir möchten daher annehmen, daß die „Heuchelei“ in den verschiedenen Kulturkreisen sich nicht quantitativ, sondern nur durch das Gewand der sprachlichen und begrifflichen Formulierung unterscheidet.

Immerhin wird man gut tun, sich klar zu machen, daß wir schwerlich imstande sind, die Gedankengänge eines religiösen und politischen Führers Indiens nachzufühlen, auch wenn uns Deutschen indische Gedankengänge in europäischer Abwandlung geläufig sind. Ja, gerade dadurch erwächst für uns die Gefahr zu glauben, wir hätten indische Gedankengänge verstehend nacherlebt, wenn wir ein unseren Verstand und unser Gemüt befriedigendes System herausgelesen haben aus Worten, die uns von Christus, dem heiligen Franz von Assisi, Schopenhauer und Tolstoi her bekannt erklingen. Trotz dieser psychologischen Schwierigkeiten dürfte es aber möglich sein, die wirkenden religiösen und politischen Kräfte bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nur äußerlich zu erfassen, und es wird der Schluß von der Idealgestalt Gandhis auf wirkliche im indischen Volke vorhandene Strebungen zulässig sein. Die Idealisierung durch den Künstler Rolland wird dabei ebensowenig stören, wie uns die romantische Darstellung Lafcadio Hearns das wirkliche Bild der japanischen Seele verdunkelt hat.

Gandhi, der nach Rolland „300 Millionen Menschen erweckt, das Britische Weltreich erschüttert und in der Geschichte der menschlichen Politik die größte seelische Bewegung der letzten 2 Jahrtausende ausgelöst hat“, ist 1869 in Porbandar geboren. Die Stadt liegt an der Küste des halb unabhängigen Staates Gudscherat, einer großen Halbinsel, welche südlich des Indus gegen Oman vorspringt. Gandhi ist ein schmächtiger hagerer Mann mit abstehenden Ohren und großen gütigen Augen. Das breite Lippenrot deutet auf eine leichte Beimischung des Blutes einer dunkelfarbigen Rasse hin. Großvater und Vater waren beide Premierminister und fielen beide wegen ihrer unabhängigen Gesinnung in Ungnade. Gandhi entstammt also einem reichen intelligenten und gebildeten Milieu, doch nicht der obersten Kaste. Die Eltern gehörten der Dschaina-Sekte an, deren oberstes Prinzip die Liebe und die Ablehnung von Gewalt ist. Da sie dem Gelde gar keinen Wert beilegten und fast alles in Almosen ausgaben, erbte Gandhi nur wenig. Er lernte den Inhalt der heiligen Schriften kennen, hat aber nur wenig Sanskrit gelernt, so daß er die Veden und Upanishaden nur in der Übersetzung lesen kann. Daher seine Abneigung gegen die englische Erziehung, die ihm die Schätze seiner Muttersprache vorenthalten hat. Während der Schulzeit machte er eine schwere religiöse Krise durch und war eine Zeitlang Atheist. Mit 8 Jahren wurde er verlobt und mit 12 Jahren verheiratet. (Gandhi hat später diese Kinderehen energisch bekämpft. Daß sie nicht immer unglücklich auszulaufen brauchen, beweist seine eigene Ehe. Er hat an seiner eigenen Frau eine verständnisvolle Mitararbeiterin für seine emanzipatorischen Bestrebungen gefunden.)

Mit 19 Jahren begab er sich an die juristische Fakultät der Universität London, nachdem er auf Veranlassung der Mutter die drei dschainitischen Gelübde (Enthaltung

von Wein, vom Fleisch und vom sexuellen Verkehr) abgelegt hatte. In London studierte er auch die Bibel, kam aber damals nur bis zum Auszug aus Ägypten, da ihn die ersten Bücher ermüdeten. Dagegen ging ihm in London zum ersten Mal die Schönheit der Baghavad-Gita auf und er wurde inne, daß für ihn das Heil nirgends liege als in der Religion der Hindus. 1891 ließ er sich als Advokat in Bombay nieder, gab aber seinen Beruf nach einigen Jahren als unmoralisch auf. Der Parse Dadabhai, der Begründer des indischen Nationalismus, und Professor Gokhale, der Wiedereinführer indischer Erziehung, wurden seine Lehrer. Der erstere gab ihm die Lehre von der heroischen Passivität. 1893 begab er sich nach Pretoria, um die Rechte der mißhandelten dortigen Inder zu vertreten. Bisher von den Engländern überall gut aufgenommen, sah er sich hier plötzlich den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt, in den Hotels und den Zügen vor die Türe geworfen, beschimpft, geohrfeigt, mit Fußtritten bedacht. Allmählich gewann er die Herrschaft über sich selbst und als er seine Mission beendet hatte, blieb er im Lande, als er hörte, daß ein Gesetz den Indern alle Freiheiten in Süd-Afrika nehmen sollte. Um die Sache seiner Landsleute besser führen zu können, machte er sich zu einem von ihnen, gab seine einträgliche Praxis auf und lebte mit den elenden und verfolgten Indern zusammen. Er gründete mit ihnen eine Tolstoische Siedlung und nahm ihnen das feierliche Gelübde der Armut und der Non-Participation, der „Nichtbeteiligung", ab (den Ausdruck passive Resistenz, „duldender Widerstand", verwirft er). So oft Süd-Afrika in Gefahr war (Burenkrieg, Pest, Eingeborenen-Aufstände), wurde die passive Resistenz eingestellt und eine indische Rote-Kreuz-Truppe gebildet. Trotzdem machte er mit Gefängnis, Zuchthaus und Zwangsarbeit ausgiebig Bekanntschaft, wenn er auch wegen seiner Sanitätsdienste dekoriert wurde. Nach 20 Jahren erreichte er, daß den Wünschen der Inder in Süd-Afrika nachgegeben wurde und kehrte dann nach Indien im Jahre 1914 zurück.

Bei Ausbruch des Weltkrieges organisierte er wieder eine Sanitätsabteilung und fühlte sich nach seiner Angabe bis zum Jahre 1919 aufrichtig als Bürger des Britischen Reiches. Als aber die Engländer ihre im Kriege gemachten Versprechungen, Home Rule zu gewähren, nicht hielten, begann die friedliche Revolution in Indien, und Gandhi organisierte sie. Die Macht des Nichtwiderstrebens (Satyagraha) hatte er schon in den sozialen Kämpfen der Landarbeiter erprobt, hatte sich aber noch nicht an der indischen Nationalbewegung beteiligt, die bis dahin von Tilak geleitet wurde, der im Jahre 1920 verstarb. Während Tilak ein ausgesprochener Intellektueller und Politiker war, der nicht zögerte zu sagen, daß in der Politik alles erlaubt sei, ist Gandhi ausgesprochen religiös orientiert und sagt, daß er, zur Wahl gezwungen, die Freiheit der Wahrheit opfern würde. „Meine Religion kennt keine geographischen Grenzen. Wenn mein Glaube lebendig ist, wird er sogar meine Liebe für Indien übertreffen." „Ich glaube nicht an die alleinige Göttlichkeit der Veden. Ich glaube, daß die Bibel, der Koran und die Zend-Avesta in gleicher Weise göttlich inspiriert sind wie die Veden. . . . Der Hinduismus ist nicht eine Religion, die ausgebreitet werden muß. Er bietet Raum für alle Propheten der Erde. . . . Er läßt jeden seinen Gott anbeten nach seinem eigenen Glauben oder Dharma, und so lebt er in Frieden mit allen Religionen." Die wesentlichen Wahrheiten des Hinduismus faßt Gandhi in folgendem Credo zusammen:

1. „Ich glaube an die Veden, an die Upanishaden, an die Puranas und an alles, was unter dem Namen der heiligen Schriften der Hindus begriffen ist. Infolgedessen glaube ich an die Avatars und an die Wiedergeburt."

2. „Ich glaube an das Varnashrama Dharma (Ordnung der Kasten), aber im strengen Sinne der Veden, nicht in der vulgären Auffassung.“

3. „Ich glaube an die Beschützung der Kuh, jedoch in einem Sinn, der viel weiter ist als der volkstümliche.“

4. „Ich mißbillige den Kultus der Idole nicht.“

Diese befremdlichen Worte erwecken die Bewunderung des nachdenklichen Lesers, wenn er die Erklärung Gandhis über die drei letzten Punkte liest. Das Gesetz der Vererbung sei ewig und jeder Versuch, sich ihm zu entziehen, führe zur absoluten Verwirrung. Die Kastenordnung sei der menschlichen Natur eingeboren und der Hinduismus habe sie nur zu einer Wissenschaft erhoben. Wie die Veden erkenne er nur vier Klassen an ohne Rangunterschiede. Es seien verschiedene Berufungen, nicht mehr; Pflichten, keine Rechte. Die Lehre der „Unberührbarkeit“ der Parias, von der auch die Vedas noch nichts wissen, bekämpft er leidenschaftlich als eine Schande des Hinduismus. „Lieber möcht ich in Stücke zerrissen werden, als meine Brüder aus den verstoßenen Klassen nicht anerkennen zu dürfen.“ Die Beschützung der Kuh bedeutet für ihn die Bruderschaft zwischen Mensch und Tier. Sie trägt das menschliche Wesen über die Grenzen seiner Art hinaus und verwirklicht das Einssein mit allem, was lebt. Über die Idole schreibt er nur: „Ich habe keinerlei Verehrung für sie, aber sie gehören nun einmal zur menschlichen Natur“.

Wer diese rationalistische Ausdeutung indischer Religion für naheliegend erklärt, übersieht, welch eine erstaunliche Mäßigung und Einsicht in das Mögliche und Erreichbare dazu gehört, um als leidenschaftlicher Reformator oder Religionsstifter nicht den Blick für das historisch gegebene und Lebensfähige zu verlieren. Einfachheit, Eindringlichkeit und ein rationeller Kern, nicht absolute Originalität scheint mir eins der charakteristischen Merkmale der Lehre großer Religionsstifter zu sein.

Einfachheit, Eindringlichkeit, Mäßigung und Anpassungsfähigkeit scheinen mir Gandhi in hohem Maße eigen zu sein. Obwohl er den „Maschinismus“, das Maschinentum für die große Sünde erklärt, die den Menschen versklavt, schreibt er: „Ich würde das Verschwinden der Maschinen nicht beklagen. Aber ich hege (augenblicklich wenigstens) keine Absicht gegen die Maschinen.“ Und der gewaltige Prediger der Liebe schreibt: „Das Gesetz der vollkommenen Liebe (ohne Ausnahme und Einschränkung) ist das Gesetz meines Daseins. Aber ich verkündige dieses letzte und höchste Gesetz nicht in den politischen Maßnahmen, die ich vertrete. . . . Das hieße, sich von vornherein einer Niederlage ausliefern, es wäre unvernünftig zu erwarten, daß sich die Massen heute schon diesem Gesetz unterwerfen würden. . . . Ich bin kein Utopist. Ich behaupte, ein praktischer Idealist zu sein.“

Das fast unmöglich erscheinende und doch gelungene Werk Gandhis, Hindus und Mohammedaner zu versöhnen, zeugt ebenfalls von einem ungewöhnlichen Geschick praktischer Menschenbehandlung, mag dieses Bündnis auch noch so gebrechlich sein und an einem Seidenfaden hängen. Charakteristisch ist die innige Freundschaft Gandhis mit einem mohammedanischen Führer Ali, obgleich Gandhi sich nicht entschließen könnte, seine Tochter einem Sohne Alis zu verheiraten oder sich mit dem Freund zu Tisch zu setzen. Dabei behauptet Gandhi nicht, daß Ehen zwischen Hindus und Mohammedaner oder gemeinsame Mahlzeiten zu verdammen seien!

Die Mäßigung Gandhis ist offenbar nicht einfach Ausfluß des Temperamentes, sondern mindestens zum Teil das Resultat kühler Überlegung. „Ich weiß wohl,“ schreibt Gandhi „daß Swaraj (Home Rule) und nicht Non-violenz, „Gewaltlosigkeit“,

das Ziel der Nation ist. Es wäre mir lieber, Indien befreite sich durch Gewalt, als daß es Sklave bliebe, angekettet an die Gewalt der Beherrscher, aber das heißt Unmögliches voraussetzen."

Demgemäß sehen wir ihn überaus vorsichtig und schrittweise vorgehen mit den Maßnahmen zur Durchführung der passiven Resistenz in Indien. Es soll um jeden Preis vermieden werden, daß die passive Resistenz in aktive Gewalttätigkeit umschlägt. Dazu aber bedarf es langer Vorbereitungen und vieler lokaler Versuche, um die Anhänger soweit zu schulen, daß man ihrer sicher ist. Die sprachliche Formulierung des Feldzugsplanes ist ein Meisterwerk religiöser Phraseologie, geschaffen von einem juristisch geschulten und von seiner Sache heilig überzeugten Manne, moralisch und juristisch unantastbar. Die Ausschreitungen einzelner Anhänger haben aber England doch die Handhabe gegeben, ihn im Jahre 1922 zu 6 Jahren Gefängnis zu verurteilen. Am 4. Februar 1924 wurde seine Entlassung aus Gesundheitsrücksichten verfügt.

Wie der Kampf Gandhis gegen England vorläufig auslaufen wird, vermag niemand zu sagen. Es ist anzunehmen, daß die neue konservative Regierung in England wenig zu Konzessionen bereit ist. Die Spuren Gandhis werden aber schwerlich verschwinden. Wenn es überhaupt möglich ist, Indien zum Erwachen zu bringen, so wird es auf dem Wege geschehen, den Gandhi eingeschlagen hat. Die Befreiung eines Volkes ist immer mit geistigen, anfangs meist belächelten Mitteln vorbereitet worden (man denke an die literarischen Klubs, die Dante-Gesellschaften in Italien, welche das „Risorgimento" einleiteten und später die Irredenta schürten. Daß in Indien nur eine religiöse Bewegung als einigendes Band in Frage kommt und erst nächstdem nationale Gesichtspunkte, liegt auf der Hand. Manche mittelalterliche Züge in den Gedankengängen Gandhis (Wiedereinführung des Spinnrades zur Bekämpfung des Maschinismus und zur wirtschaftlichen Selbständigmachung Indiens) dürften sich nicht ohne weiteres als Schwäche erweisen in einem Lande wie Indien, das noch ganz im Mittelalter steckt. Auch die Verbindung von Schule und Mönchtum dürfte der Bewegung eine gewaltige Kraft geben. Die Lehrer haben folgende Regeln zu beobachten:

1. Das Gelübde der Wahrheit, (keine Lüge darf angewendet werden, auch nicht, wenn es um das Beste des Landes geht).
2. Das Gelübde des „Ahimsa" (Weigerung zu töten, Gewalt anzuwenden. Nie dem Tyrannen Böses zufügen, aber ihm Gehorsam verweigern bis in den Tod).
3. Das Gelübde der Ehelosigkeit.
4. Die Überwachung des Gaumens.
5. Das Gelübde des Nichtstehlens (es ist Diebstahl, Dinge zu verwenden, die wir nicht nötig haben).
6. Das Gelübde der Eigentumslosigkeit.
7. Swadeshi „Wirtschaftliche Unabhängigkeit", keine Gegenstände verwenden, bei denen ein Betrug denkbar wäre, daher auch Verbot der ausländischen Waren, die das Produkt des ausgebeuteten Elends und der Leiden der europäischen Arbeiter sind.
8. Furchtlosigkeit.

Bisher waren diese Leute zu jedem Blutopfer bereit.

Bemerkenswert ist, daß Gandhi zu seiner Konzeption der passiven Resistenz nicht durch die religiösen Schriften der Inder, sondern durch das neue Testament und durch Tolstoi angeregt worden ist. Die Baghavad-Gita bestärkte ihn dann in seinen Anschauungen. Rousseau scheint nicht direkt auf ihn gewirkt zu haben,

sondern nur auf dem Umwege über Tolstoi und Ruskin, die ihn wohl in seinem Antimaschinismus bestärkt haben. Die „satanische Natur der Zivilisation" wurde ihm durch den Weltkrieg bewiesen. Der Kampf gegen den Alkoholismus war ihm wohl schon durch die Tradition der Dschaina-Sekte nahegelegt, dürfte aber durch englische Einflüsse verstärkt worden sein. Die Verdammung des ärztlichen Berufes, soweit er sich nicht auf Hygiene beschränkt, geht vielleicht auf Plato zurück, dessen Apologie und Kriton er ins Indische übersetzt hat. (Diese Übersetzung ist übrigens unter den Büchern, die durch die indische Regierung im Jahre 1919 verboten wurden!) Die Originalität der Gesamtleistung Gandhis wird durch die Aufdeckung dieser Abhängigkeiten nicht beeinträchtigt. Bolte (Bremen).

Upton Close, Some Asian Views of White Culture. „The Atlantic Monthly", März 1924, p. 353 ff.

Verf. berichtet auf Grund seiner während eines achtjährigen Aufenthaltes in den östlichen Ländern, vor allem in China, gewonnenen Eindrücke über die dortige Betrachtungsweise unserer Kultur. An einigen schlagenden Beispielen zeigt er auf, worin die uns Westlichen so unerwartete und — wie uns scheint — ungerechtfertigte Zurückhaltung der Ostvölker gegen die ihnen von uns gebotenen „Kulturgüter" ihren Ursprung hat.

Wir haben uns gewöhnt, mit einer leisen Verachtung auf die gelbe Rasse herabzusehen, sie als weniger „zivilisiert" zu empfinden, und deshalb zu erwarten, daß alles, was wir an Fortschritt in Industrie und Technik ihnen bieten, als ein Beweis für unsere Überlegenheit angesehen wird. Wir verlangen, daß auch ihnen unsere Kultur von unfraglich höherem Wert erscheint. Dabei ergibt eine genaue Kenntnis der tatsächlichen Lage im Osten, daß man wohl unsere Großtaten praktischer Art hochschätzt und unseren Einfluß duldet, daß man aber im übrigen andere Ideale des Lebens hat als wir. Asien erscheint als das abgeklärte Alter, das in philosophischer Ruhe und Duldung die rasch dahinstürmende Jugend Europas in sich aufnimmt, ohne sich jedoch dadurch beirren zu lassen.

Unsere Vorfahren in Marco Polos Tagen sahen voll Ehrfurcht auf das fertige Wundergebilde der asiatischen Kultur, die damals in vollem Umfange mit der unseren wetteifern konnte. Damals galten auch uns die Probleme der Philosophie und Religion als das Höchste für den Menschengeist, und der Orient jenes Zeitalters war erfüllt davon. Die Jahrhunderte haben das Weltbild gewandelt, der Osten aber ist nicht willens zu vergessen, welche unbestrittene Vormachtstellung wir einst in voller Übereinstimmung mit ihnen den geistigen Gütern zuerkannten. Und daher ist es in ihrem Sinne überhaupt zweifelhaft, ob wir im Westen seither fortgeschritten sind, fortgeschritten in jenem höheren Sinne der ständigen Hinaufentwicklung des inneren Menschen. Die Ostvölker besitzen eine zeitlose Weisheit, ihre geistigen Bauwerke dauern, deshalb zweifeln sie an der Echtheit und Tatsächlichkeit unseres Fortschritts. Und eines Fehlers müssen wir uns schuldig bekennen: wir haben dem Osten unsere Kultur mit allen Mitteln aufzuzwingen versucht, wie wenig haben wir aber getan, um erst einmal die seine richtig zu erfassen und zu begreifen! Wir fühlten uns allein als Lehrer, betrachten sie nur als Schüler.

„Der Abendländer ist übertrieben tätig: er schafft aus seinem Tätigkeitsdrang heraus. Mit dieser rein mechanistischen Entwicklung hat seine moralische Kraftentfaltung nicht Schritt gehalten" [1]). So etwa würde der gebildete Orientale die Kluft

[1]) Der Tätigkeitsdrang ist zweifellos das Züchtungsergebnis einer Rasse, die

deuten, die zwischen ihm und uns liegt. Da wir unsere Vorherrschaft auch auf geistigem Gebiet nicht beweisen konnten, so trat in der Achtung Asiens vor unseren Leistungen eine starke Erschütterung ein, die sich besonders nach 1914 deutlich zeigte. Die christliche Mission ist der beste Beweis dafür: die früher so lerneifrigen Schüler gestatten uns h e u t e kaum noch die Verbreitung des Christentums in ihrem Lande! An sich liegt gerade dem Chinesen das Christentum und seine Lehre nahe, aber, so betonte ein Dozent der St. John's Universität in Shanghai in einem Gespräch: die Missionare haben stets den Fehler gemacht, im Namen Christi die weiße Kultur zu propagieren, was ja für sie auch einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt, da durch Tradition ihnen Lehre und Kultur fast unlösbar verknüpft ist. In China aber möchte man das Senfkorn des Christentums ohne das anhaftende Erdreich des Westens gebracht haben, um es auf dem Boden der eigenen Kultur wachsen zu lassen! Der dogmatische Eifer unserer Missionare ist lächerlich für den Chinesen, der durch die jahrhundertelange Propaganda der verschiedensten Religionen in seinem Lande zu ganz besonderer Duldsamkeit erzogen ist.

Viele Chinesen haben die Überzeugung, daß das Christentum mit seinen mehr persönlich gestalteten Beziehungen des Menschen zu Gott und dem Universum einen guten Ausgleich böte zu der mehr passiven Lehre des Konfuzius von Menschenwürde und persönlicher Achtung des Einzelnen. So hat es den Anschein, als würden sich im modernen China die christlichen Lehren selbst den extremsten Sitten anpassen und so zuletzt alles in den Bann der Kirche bringen. Unsere Lehre erscheint dort reiner, von vielem Unwesentlichen befreit.

Aber von unserer Ethik und unserer Geistigkeit im allgemeinen ist man im Osten enttäuscht. Für den pazifistisch gesonnenen Chinesen hat unsere mehr militärisch, kampfbereite Gesinnung etwas Barbarisches. Er kann nicht an die Reinheit unserer politischen und wirtschaftlichen Ideale glauben, die wir ihm predigen, da er uns mißtraut, wir möchten im geeigneten Augenblick alle „demokratischen" Reformen vergessen und die Hand auf seine Reichtümer legen — um sie zu behalten!

Noch ist der Orientale willens, unsere materielle Überlegenheit zu achten, aber schon — und besonders im Hinblick auf die Ereignisse nach 1914 — fragt er sich, ob diese Fortschritte nicht besser unterblieben wären, da die Versuchung, Mißbrauch mit unseren technischen Mitteln zu treiben, zu groß ist, um ihr zu widerstehen. Sogar in Japan, dem ersten Abtrünnigen unter den konservativen Ostvölkern, macht sich gerade jetzt eine deutliche Schwenkung der geistigen Führer zurück zum rein asiatischen Standpunkt bemerkbar. Interessante Einblicke gab die Unterhaltung mit einem der chinesischen Delegierten während der Versailler Konferenz: aus Furcht vor Verwicklungen habe sich China zunächst ängstlich von der westlichen Kultur ferngehalten, bis es gewaltsam in den Kreis der übrigen Völker und damit auch in deren politische und kriegerische Verwicklungen hineingezogen wurde und alle seine Befürchtungen bestätigt fand. Trotz aller Arbeit f ü r den Frieden sei Krieg unvermeidlich, weil das rein physische Nebeneinander und die leichte Erreichbarkeit j e d e s Platzes auf der Erde viel mehr ins Gewicht falle als der geistige Kontakt zwischen den Menschen. Ein junger japanischer Dichter formulierte denselben Gedanken so: die mechanischen Fortschritte der Westländer ermöglichten ihnen eine unverhältnismäßig hohe Lebenshaltung und dadurch werden sie etwa in die Lage eines jungen

---

unter Naturbedingungen groß geworden ist, die äußerste Anspannung der Kräfte verlangen. [Der Herausgeber.]

reichen Erben versetzt, der seine Erbschaft nicht richtig zu verwenden weiß. „Ihr zankt und streitet doch bloß — und mit mehr Extravaganz und Zerstörungswut als vorher!" Typisch für östliche Denkweise ist z. B. auch die Begründung dafür, weshalb man Erfindungen wie Film und riesige Schnelldruckmaschinen ablehnt: der Film erscheint im allgemeinen absurd und lächerlich; der Schnelldruck wirkt verderblich auf das Gefühl der Hochachtung vor dem Gedruckten und auf dessen Qualität. „Ihr rühmt Euch der Kraft, der Menge, des Verfahrens — aber was ist das Ergebnis davon?" Alles in allem, meinte der Gewährsmann, bedürften die westlichen Ungeheuerlichkeiten der Technik noch sehr der Zähmung, ehe sie sie sich des uneingeschränkten Beifalls auch der orientalischen Völker erfreuen würden.

In sozialer, erzieherischer und politischer Hinsicht anerkennt man wohl unsere Überlegenheit, lächelt aber zugleich über unseren Enthusiasmus, mit dem wir in jeder Kleinigkeit den Anbruch eines neuen Zeitalters sehen. Und doch ist in dem für unsere Begriffe gesetzlosen undisziplinierten Staatsgebilde China der Prozentsatz der Verbrechen viel geringer als bei uns. Wo wäre es etwa bei uns zu finden, daß Hunderte von Menschen lieber Hungers sterben, als die Felder ihrer Genossen zu berauben, wie es während der letzten großen Hungersnot in China häufig geschah!

Die Frauenfrage betrachten sie rückschauend auf die jahrhundertelange Erfahrung, die sie mit mutterrechtlichen Stämmen machten. Die Zunahme der Ehescheidungen im Abendland läßt sie zweifeln, ob nicht ihr System sorgsamer verwandtschaftlicher Anordnung doch der freien Wahl vorzuziehen sei. Natürlich haben auch sie die „neue Frau" durch westlichen Einfluß, und auch ihnen bedeutet sie keinen ungemischten Segen!

In politischer Hinsicht zeigt sich der Gegensatz zwischen West und Ost am deutlichsten: wir predigen den engen Zusammenschluß zur Nation als einziges Behauptungsmittel[1]), der Orientale dagegen ist expansiv. Er glaubt, daß auch die Westvölker allmählich zu lose geknüpften Gemeinschaften sich umformen werden.

Die vielfache Kritik des Asiaten an einer Kultur, die *für ihn* schon den Stempel der Zerstörung und des Verfalls an sich trägt, muß uns nachdenklich machen, und wir gelangen zu der Frage, ob eine fruchtbare Entwicklung erreicht werden könnte in einer engeren Verbindung der Kulturen Asiens und Europa-Amerikas. Asiens Vertrauen können wir nur durch eine größere Geistigkeit erwerben, mit der wir unseren materiellen Fortschritt verbinden. M. *von Staehr* (Heidelberg).

II. Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

Horst Fichtner, Dr. phil., *Die Medizin im Avesta.* Untersucht auf Grund der von Fr. Wolff besorgten Übersetzung der heiligen Bücher der Parsen. Leipzig, Verlag von Eduard Pfeiffer, 1924, 55 S.

Die hochinteressante Arbeit wird dem Soziologen, dem Mediziner und dem Geschichtsforscher in gleicher Weise willkommen sein.

Die Eranier sind nach Ansicht des Verf.s durch die Uralpforte von Europa in das Flußgebiet des Oxus und Jaxartes und über Afghanistan nach Persien gekommen.

[1]) Dem ist allerdings entgegenzuhalten, daß die Türkei neuerdings auf dem Prinzip der Nationalität neu errichtet wurde. Auch in Ägypten ist das gleiche der Fall. Die indische Bewegung ist ebenfalls nationalistischer Art. [Der Herausgeber.]

Während ihrer Wanderung besaßen sie schon eine Volksmedizin, die man sich nicht nur aus roher Empirie bestehend zu denken hat. Sie erfuhr eine Trübung, als auch Spekulationen zu therapeutischen Zwecken herangezogen wurden, und noch mehr durch die Ausbildung der theurgischen Weltanschauung, wie sie besonders von *Zarathustra* (dem „Goldstern" 660—583 v. Chr.) ausgebildet wurde. Er stammte aus *Adarbaidshan.* Bei der Geburt pulsierte sein Gehirn schon so stark, daß die tastende Hand davon förmlich zurückgeworfen wurde (Plinius). Schon in der Jugend bekämpfte er Nekromantik und Zauberei gegen den Willen des Vaters und zog sich von der Welt zurück. Vorübergehend war er in Chaldäa. Durch eine Vision des *Ahura Mazda* wurde er veranlaßt, das beschauliche Leben aufzugeben und predigte 10 Jahre vergebens unter der Priesterschaft, bis er den König *Vishtaspa* bekehrte und damit allmählich das ganze Land für seine Lehre gewann. Seinen Tod fand er auf einem Kreuzzuge gegen die Babylonier.

Zarathustra veranlaßte die Priester, fortan die Medizin für sich zu monopolisieren, so daß allmählich ein Gegensatz zwischen Volksmedizin, die auf der bisherigen Entwicklungshöhe stehen blieb, und der priesterlichen Zunftmedizin, die den ersten Anstrich strengerer Wissenschaftlichkeit erhielt, entstand. Die Krankenbehandlung, die früher nur Kenntnis und klares Denken erfordert hatte, war ein Stück des kultischen Handelns geworden. Da unsere Kenntnisse der persischen Medizin nur auf den heiligen Büchern beruhen, ist uns nur die theurgische Seite derselben erhalten und auch diese, infolge des mangelhaften Zustandes der Schriftquellen, nur unvollständig.

Zu den Aufgaben *Ahura Mazdas*, des Herrschers der himmlischen Heerscharen, gehört auch die Heiltätigkeit, sie wird allerdings erst an achtzehnter Stelle genannt. Der eigentliche Heilgott ist *Airyaman*, die Personifikation des Gebetes. Der erste Arzt aus dem Heroen-Zeitalter und Schutzpatron der Ärzte ist *Thrita.* Der Gegner *Ahura Mazdas*, der Höllenfürst *Anra Mainyav*, sinnt auf nichts als Zerstören, Niederreißen und Krankmachen des Gesunden. Unter seinen Dämonen wird als besonderer Krankheitserreger *Buday* genannt. Daneben gibt es noch *Drugs* (Hexen, Zauberer, Zauberergenossen usw.), unter ihnen die Leichenhexe *Nasav*, die Personifikation der Verwesung und der Ansteckung, in Fliegengestalt, über und über mit Krankheitsflecken bedeckt.

Die Eranier zerfielen in vier Stände, Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker, von denen der erste der einflußreichste war. Wahrscheinlich ließ sich ein Teil der Priester in Medizin ausbilden. Im Gegensatz zu ihnen, die sich in Internisten (Beschwörungsärzte) und in Pharmakologen schieden, standen die Chirurgen, die zu den Handwerkern gerechnet wurden und in keinerlei Ansehen standen. Wahrscheinlich haben sich erst später die Priester auch der Chirurgie bemächtigt. Die Ausbildung erfolgte unter einem *„Zarathustrotema"* (Superlativ von Z., also „Zarathustrissimus"), war sehr gediegen und endete mit einer Abschlußprüfung. Der chirurgische Prüfling mußte drei Operationen ausführen, aber an Andersgläubigen. Die Ärzte waren niemals seßhaft, sondern zogen als Wanderärzte durch die Lande. Die Reiseausrüstung bestand aus den Bereitungsutensilien für den heiligen *Haoma*-Trank (indisch *Soma*), einer Strafgeißel (zur Züchtigung für religiös-hygienische Verstöße und zu exorzistischen Zwecken) und dem *„Xrafstra*-Töter", einem Stab zum Töten schädlicher Tiere. Es bestand eine spezialisierte Medizinaltaxe, die nicht nach der ärztlichen Leistung, sondern nach Vermögensstand, Geschlecht und Alter des Patienten abgestuft war. Da die Tiere dem Menschen gleichgeachtet

wurden, die Hunde z. B. gleich dem Priester, ist es verständlich, daß der Arzt zugleich Tierarzt war. Die Kurpfuscherei der Magier und der Frauen (Abtreiberinnen) wurde energisch bekämpft.

Die Krankheitslehre wurde von der Fremdkörpertheorie, und zwar sowohl in dämonistischem wie materialistischem Sinne, beherrscht. Eine Leichensektion durfte aus religiösen Gründen nicht gemacht werden; dementsprechend war der Stand der diagnostischen Fähigkeiten. „Daß aber das Kausalitätsprinzip dennoch nicht gänzlich aus der Medizin verschwand, ist nicht etwa der neben der Priestermedizin mehr und mehr als hinvegetierend zu denkenden Volksmedizin zu danken, sondern der Volksmedizin, die beim Auftreten der dann immer stärker werdenden Priestermedizin ihre auf dem Kausalitätsprinzip ruhende und schon beachtlich hochstehende Empirie derselben abgab. In den Händen der Priesterärzte machte sie eine Zeit der Stagnation durch, um durch mehr bewußte oder doch nicht ganz zu umgehende Übung nicht völlig zu sterben. Erst in späteren Zeiten, als die Volksmedizin zur Blütezeit der Priestermedizin zur völligen Einflußlosigkeit verurteilt war, wurde die Empirie auch von den Priesterärzten aus noch nicht quellenmäßig nachweisbaren Gründen bewußt gepflegt und weitergebildet.“ — Als häufige Krankheiten werden erwähnt Krätze, Aussatz (nur der geschwürige galt als unrein), Geisteskrankheiten, „Fieber“ (außerdem Wochenbettfieber-Hitze, die den bebenden Leib einer Frau nach der Geburt befällt), Menstruationsstörungen usw.

Im Gegensatz zu den Babyloniern waren die Eranier Freunde der Mystik, was sich besonders bei der Krankheitsbehandlung zeigte. Bei der Beschwörung lag aller Nachdruck auf dem Beschwörungsworte, magische Handlungen treten dabei ganz zurück. Daneben werden Amulette angewendet, etwa eine Feder, ein Vogelknochen, ein Haomastengel oder ein Stein, insbesondere Edelstein. Auch die bei der Mannbarkeitsweihe angelegten Gürtel. Die chirurgischen Instrumente bestanden wahrscheinlich aus Gold, bei dem Goldreichtum des Landes. Der mystische *Haoma*-Trank vermittelte durch seine berauschende Wirkung die Kommunio des Menschen mit der Gottheit, galt aber auch als Heiltrank gegen Gliederschmerzen, Blutungen, Darmverschlingung und Harnkrankheiten. Die Art der meisten Medikamente ist nicht bekannt, da die überlieferten Namen noch der Deutung harren.

Über die Hygiene ist verhältnismäßig viel überliefert. „Er (*Zarathustra*) allein war es, der in seiner genialen Allgemeinbegabung seine hygienischen Vorschriften in ein religiöses Gewand kleidete, um ihnen als göttlichen Geboten auch für spätere Zeiten eine strenge Befolgung zu sichern.“ Die Diätetik der Seele verlangte gute Gedanken, gute Rede und gute Werke, außerdem Wahrheitsliebe. Durch Fleiß und Arbeit (Ackerbau und Viehzucht, aber auch Vernichtung der *Xrafstras*, der „Läuse“ d. h. aller schädlichen Tiere) werden die Dämonen am besten zurückgedrängt. Unreine Stoffe, Speichel, Exkremente, Sekrete, Hautausschläge, Nägel und Haare, sollen vergraben werden. Eine Verunreinigung durch die „Leichenhexe“ konnte nur mit Hilfe eines Priesters durch die „Reinigung der neun Nächte“ beseitigt werden. Auf einem besonderen Platz wurden neun Löcher ausgehoben und darum herum zwölf Furchstriche gezogen, darauf wurde der Entkleidete mit Rindsurin aus metallenem Gefäß unter Gebeten besprengt; dann 15 mal mit Erde abgerieben, worauf er sich an jedem Loche ein bis drei mal mit Wasser selbst von der Erde zu reinigen hatte. Diese Prozedur endete mit einer Beräucherung von Sandelholz, Benzoe, Aloe oder Granatapfel und wiederholte sich in der dritten, sechsten und neunten Nacht. Während der Zwischenzeit mußte der Verunreinigte sich an einem, im Hause abgesonderten

Orte, aufhalten. Den Eranieren gestattete Zarathustra nur einen Rauschtrank, den *Haoma*. Bei den Heiratsvorschriften wird die Sippenehe empfohlen. Nur eine rechtmäßige Frau war erlaubt. Der Geschlechtsverkehr war während der Gravidität, Menstruation und Stillperiode verboten. Abtreibung war verpönt. Die Wöchnerin galt als unrein und konnte erst den Verkehr mit der Familie nach Waschungen mit Rindsharn und Wasser wieder aufnehmen. Der Umgang mit Huren wurde verurteilt aus der Befürchtung, daß eine Vermischung des Samens von *Daeva*-Verehrern und Nicht-*Daeva*-Verehrern stattfinden konnte. Ebenso war die Päderastie verboten. Die Erzeuger außerehelicher Kinder wurden zur Sorge für das Kind angehalten. — Als Strafe für ein Verbrechen wurde der Bau eines Bewässerungskanals für die Allgemeinheit verlangt. Die Totenbestattung der Parsen ist allgemein bekannt.

Soweit der Inhalt des verdienstvollen Buches. Schade ist, daß Verf. seine Auffassung von der Entwicklung der eranischen Medizin aus einem rationell-empirischen Stadium zu einem theurgischen System nicht durch Beispiele belegt. Dem Psychologen erscheint diese Entwicklung keineswegs naheliegend und selbstverständlich, so oft man auch verwandten Anschauungen in der Geschichte der Medizin begegnet. Aus der rationalistischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts stammt vermutlich die Auffassung, als hätte Zarathustra die religiöse Form dazu gewählt, um seinen hygienischen Vorschriften eine strenge Befolgung zu sichern. Alle derartigen Vorschriften des Verhaltens sind mit religiösen Gedankengängen, d. h. mit der Scheu vor dem Walten von Faktoren, welche die menschliche Einsicht (wenigstens der betreffenden Zeit) übersteigen, verflochten. Bolte (Bremen).

Albrecht Langelüddeke, Dr., (Aus der psychiatrischen Universitätsklinik und Staatskrankenanstalt Hamburg-Friedrichsberg. Direktor: Prof. Dr. W. Weygandt.) Zur Frage des archaisch-primitiven Erlebens und Denkens in der Schizophrenie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 93, Heft 1—2, 1924, S. 300—308.

Kritische Bemerkungen zu A. Storchs Arbeit „über das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen". Berlin I, Springer 1922.

Primitives Denken beherrscht noch weite Gebiete innersten Fühlens und Erlebens und greift dadurch kräftig auch in solche Kreise geistigen Lebens hinein, in denen eigentlich nur der Verstand herrschen sollte. Will man zugeben, daß das schizophrene Denken primitv sei, so müssen notwendig zwischen normal-primitiven und schizophren-primitiven Gedankengängen erhebliche Unterschiede angenommen werden. Mit Recht spricht daher Gruhle von äußerlichen Ähnlichkeiten. Zwischen primitivem und schizophrenem Denken bestehen erhebliche Unterschiede, die sich aus der Entstehungsweise beider ergeben; dieses entspringt individuellem Erleben, jenes ist das Ergebnis einer überindividuellen Entwicklung. Der Primitive denkt bildhaft, weil er vermöge seiner unentwickelten Sprache nicht anders denken kann; der Schizophrene hingegen läßt ein hochentwickeltes Werkzeug unbenutzt liegen. Es ist zu fordern, daß die sozialgenetischen und sprachlichen Bedingungen berücksichtigt werden, unter denen krankes Denken einerseits, primitives andererseits stehen. Weiterhin dürfen jene großen Gebiete primitiven und „prälogischen" Denkens, die uns noch jetzt im Aberglauben und in den religiösen Vorstellungen der Kulturvölker der Gegenwart gegeben sind, nicht vernachlässigt werden. Bolte (Bremen).

---

12. Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

A. Hellwig (Frankfurt a. O.), Himmelsbriefe im Weltkriege. Monatsschr. f. Kriminalpsychol. u. Strafrechtsreform, 12. Jahrg., S. 141, 1921.

Während früher und noch 1724 in Preußen der Soldat, der den Namen Gottes durch „verbotene Teufelskünste und Zauberei“ mißbrauchte, mit dem Tode bestraft wurde, sind seit langem Strafbestimmungen über das Verbrechen der Zauberei aus unseren Strafgesetzbüchern verschwunden. Von allen Amuletten, die unsere Krieger in den Feldzügen der Jahre 1864 bis 1870/71 mit sich führten, wird keines öfters erwähnt, als der sog. Himmelsbrief. Dieser Himmelsbrief ist schon im 6. Jahrhundert nach Christi nachweisbar und hat seinen Namen davon, daß in ihm behauptet wird, der Brief sei ursprünglich vom Himmel gefallen. Auch im letzten Kriege fanden sich solche Himmelsbriefe, zwar nicht gedruckt, aber handschriftlich. Einer ist in der Arbeit des Verf. wörtlich abgedruckt; er hat seinen Träger vor einer schweren Verwundung nicht geschützt. Rehm (Bremen).

4. Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.
(Gestaltung durch Überlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung.)

Seite

Hans W. Gruhle, Anregungen zur Charakterforschung (*Runge, Kiel*) . . . 73
R. Sommer, Zur Psychologie der Aussage über das Geisterhafte und Wunderbare (*Bolte, Bremen*) . . . 74
Grage, Über eine psychische Epidemie infolge Spiritismus (*Runge, Kiel*) . . . 74
Hans Rust, Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie (*Birnbaum, Berlin*) . . . 75
L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und erregenden Genußmittel (*Birnbaum, Berlin*) . . . 75

5. Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Wladimir Eliasberg, Grundriß einer allgemeinen Arbeitspathologie (*Dr. H. Schmitz, Bremen*) . . . 77
Gustav Winter, Der falsche Messias Henry Ford (*Bolte, Bremen*) . . . 78
I. M. Witte, Taylor-Gilbreth-Ford (*Bolte, Bremen*) . . . 80

6. Führer und Masse.

Adolf Heidenhain, J. J. Rousseau, Persönlichkeit, Philosophie und Psychose (*Bolte, Bremen*) . . . 82
W. Böhmig, Massenpsychologisches aus katholischer Kirche und Sozialdemokratie (*C. Timm, Lübeck*) . . . 85
Lenin, Über Organisationsfragen (*Bolte, Bremen*) . . . 87
G. Sinowjew, Lenin (*Bolte Bremen*) . . . 87
J. Stalin, Lenin und der Leninismus (*Bolte, Bremen*) . . . 88

7. Gruppenbildung.

Walter Jacobi, Über eine Tanzepidemie in Thüringen (*H. Schmitz, Lübeck*) 88
J. R. Kantor, An Essay toward an Institutional Conception of Social Psychology (*Bolte, Bremen*) . . . 89

8. Gesetzgebung.

Boden, Über eine experimentelle Methode der Gesetzgebung (*Langelüddeke, Hamburg*) . . . 92
A. Bozi, Das Rechtsgesetz als Naturgesetz (*Dr. Rehm, Bremen*) . . . 93
Prinzing, Die geplante soziale Gesetzgebung in Frankreich (*Bolte*) . . . 93

9. Zeitströmungen.

G. Bychowski, Autismus und Regression in modernen Kunstbestrebungen (*Prof. Runge, Kiel*) . . . 94
Tilger, Die Bedeutung der seelischen Schädigungen des Weltkrieges für die verschiedenen Alters- und Gesellschaftsklassen unseres Volkes (*Runge, Kiel*) 95
Robert Michels, Sozialismus und Fascismus in Italien (*Bolte, Bremen*) . . 96
Otto Grautoff, Zur Psychologie Frankreichs (*Bolte, Bremen*) . . . 100
Johannes Nohl, Der schwarze Tod (*Birnbaum, Berlin*) . . . 100

10. Eine Kultur im Spiegel der andern.

René Guénon, Orient et Occident (*Prof. Schwiedland, Wien*) . . . 101
Romain Rolland, Mahatma Gandhi (*Bolte, Bremen*) . . . 101
Upton Close, Some Asian Views of White Culture (*Staehr, Heidelberg*) . . 106

11. Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

Horst Fichtner, Die Medizin im Avesta (*Bolte, Bremen*) . . . 108
Albrecht Langelüddeke, Zur Frage des archaisch-primitiven Erlebens und Denkens in der Schizophrenie (*Bolte, Bremen*) . . . 111

12. Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

A. Hellwig, Himmelsbriefe im Weltkriege (*Rehm, Bremen*) . . . 112

An grösseren Besprechungen im ersten Heft seien erwähnt:
Marbe, *Die Gleichförmigkeit des Geschehens* (von R. Bolte-Bremen)
Kastan, *Das assoziale Verhalten Jugendlicher* (von C. Timm-Lübeck)
Rattray, *Die religiösen Vorstellungen der Askanti*
(von D. Westermann-Berlin)
Romain-Rolland, *Mahatma-Gandi* (von R. Bolte-Bremen).

*

Für die nächsten Hefte liegen bereits folgende Aufsätze vor:
G. R. Kantor, Bloomington-Indiana, *Sozialpsychologie*
R. Bolte, Bremen, *Die sozial-psychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung*
R. Michels, Basel, *Soziologie von Paris*
F. v. Gebsattel, Berlin, *Sozialpsychische Beziehungen in Liebe und Ehe.*
P. Timm, Lübeck, *Wirtschaftpsychologie des geschäftlichen Absatzes.*
K. Th. Preuss, Berlin, *Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer.*

*

Von grösseren Besprechungen erscheinen im nächsten (2.) (Juni) Heft:
Sammelreferat über *Reklamepsychologie* (von Hans Mayer-Bremen),
H. Dackner, *Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker*
(von C. Timm-Lübek)
Russel, *The Prospects of Industrial Civilisation* (von R. Bolte-Bremen)

*

Für die weiteren Hefte stehen folgende Aufsätze in Aussicht:
C. Kronnacher, Hannover, *Die biologische Bedeutung des Inzets.*
E. Jaensch, Marburg, *Begabung französischer Kinder.*
A. W. Nuiwenhuis, Leiden, *Die Veranlagung der malajischen Völker.*
F. Bobertag, Berlin, *Die Bedeutung der Instinkte für die soziale Psychologie.*
K. Birnbaum, Berlin, *Psychopathologie in den Kulturerscheinungen.*
F. Steffen, Göteborg, *Irrwege sozialer Erkenntnis.*

*

Die Verbindung mit dem Leben des Tags soll durch den Versuch einer Verwertung der fortlaufenden wichtigsten politischen Vorgänge und sonstiger Erscheinungen des Kultur- und Wirtschaftslebens, auch krimineller Ereignisse, für die wissenschaftliche Betrachtung aufrecht erhalten werden.

*

Im Zusammenhang mit der Zeitschrift werden grössere Arbeiten im Umfange von mehr als drei Bogen als

FORSCHUNGEN
ZUR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

herausgegeben. Vorläufig liegt davon das erste Heft im Umfang von über 150 Seiten vor: **F. Alverdes, Tiersoziologie,**
ein Werk, das zum ersten Mal in wissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der jüngsten Forschung nach wirklich soziologischen Gesichtspunkten auf diesem Gebiete zusammenfasst.

Anfragen und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber:
R. Thurnwald, Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. S.

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

In Verbindung mit
Dr. F. ALVERDES, a. o. Prof. an der Univ. Halle a. S. / Dr. R. BOLTE, Nervenarzt in Bremen
B. MALINOWSKI, Ph. D., D. Sc., Lecturer an der Univ. London / Dr. E. SCHWIEDLAND, Hofrat, Professor an der Technischen Hochschule Wien
herausgegeben von
Dr. RICHARD THURNWALD, a. o. Professor an der Universität Berlin
Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin

A. Aufsätze:

J. B. KANTOR, Professor an der Universität Indiana (Amerika)
Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft

Richard BOLTE, Nervenarzt in Bremen
Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung

Anton DELBRÜCK, Prof., Direktor des Jürgenasyls bei Bremen
Das Alkoholverbot in Amerika (Schluß)

K. Th. PREUSS, Professor, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin
Die Erd- und Mondgöttin der Alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer

B. Besprechungen und Berichte:

Siehe umseitig



Die Zeitschrift erscheint im Umfange von ungefähr 6 Druckbogen das Heft, viermal im Jahr, und zwar im März, Juni, September und Dezember. Preis eines Jahrgangs von ungefähr 24 Druckbogen 15 GM. = 15 engl. sh. = 4 amerik. Dollar = 19 schweiz. Franken = 9 holländische Gulden. Preis eines Heftes von ungefähr 6 Bogen: 4 GM. = 4 engl. sh. = 1 amerikan. Dollar = 5 schweiz. Franken = 2½ holländische Gulden.

HEFT 2
I. JAHRGANG
Juni 1925

VERLAG C. L. HIRSCHFELD LEIPZIG

B. Besprechungen und Berichte.

Biologisches.

Seite

H. Krieg, Studien über Verwilderung bei Tieren und Menschen in Südamerika (*Prof. Alverdes, Halle*) . . . 157
W. E. Castle, Biological and social consequences of race-crossing (*Alverdes, Halle*) 159

Veranlagung und Umwelt.

E. Baur, E. Fischer u. F. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene (*Alverdes, Halle*) . . . 160
S. Morgulis, Hunger und Unterernährung (*Alverdes, Halle*) . . . 164
S. J. Halmes, Studies in Evolution and Eugenics (*Alverdes, Halle*) . . . 164
Willy Hellpach, Psychologie der Umwelt (*Dr. Bolte, Bremen*) . . . 167

Persönlichkeit.

a) Im Allgemeinen.

Emil Utitz, Jahrbuch der Charakterologie (*Dr. K. Birnbaum, Berlin*) . . 171
Paul Schilder, Der Ichkreis (*Bolte, Bremen*) . . . 172
Emil Munz, Die Reaktion des Pyknikers im Rorschachschen Psychodiagnostischen Versuch (*Bolte, Bremen*) . . . 172

b) Geschlechter.

J. Meisenheimer, Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche (*Alverdes, Halle*) 174
C. Ceni (Cagliari), Der Einfluß der Sehkraft auf die Geschlechtscharaktere (*Dr. H. Günther*) . . . 175

c) Lebensalter.

E. Korschelt, Lebensdauer, Altern und Tod (*Alverdes, Halle*) . . . 175
Eduard Spranger, Psychologie des Jugendalters (*Priv.-Doz. Dr. Birnbaum, Berlin*) . . . 175
Carla Raspe, Kindliche Selbstbeobachtung und Theoriebildung (*Dr. Langelüddeke, Hamburg*) . . . 177

d) Abartige

Kurt Schneider, Die psychopathischen Persönlichkeiten (*Bolte, Bremen*) . . 179
Gerhard Scherk, Zur Psychologie der Eunuchoiden (*Bolte, Bremen*) . . . 180

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.
(Gestaltung durch Überlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung.)

Sally Rothschild, Das Gestaltungsprinzip und seine Bedeutung bei der Schizoidie (*Bolte, Bremen*) . . . 181
Erwin Straus, Wesen und Vorgang der Suggestion (*Bolte, Bremen*) . . . 182
Wera Schmidt, Psychoanalytische Erziehung in Sowjet-Rußland (*Dr. Schmitz, Bremen*) . . . 183
Wolfgang Böhmig, Zur Psychologie der Beichte (*Dr. Carl Timm, Lübeck*) 184

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

R. Pearl, The Racial Origin of Almshouse Paupers in the United States (*Alverdes, Halle*) . . . 185
Johanna Müller, Versuche über die Einwirkung von Motiven auf körperliche und geistige Leistungen bei Schulkindern (*Dr. Langelüddeke, Hamburg*) 186

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite!

A. Abhandlungen.

Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft.

Von

I. R. Kantor.[1]

Durch die Zurückführung der allgemeinen Psychologie auf eine objektive naturwissenschaftliche Grundlage wird der Entwicklung der Sozialpsychologie ein neuer Antrieb gegeben und ihr Wesen klar gestellt, so daß zu erwarten ist, daß ihre künftigen Ergebnisse genau so wohl begründet sein werden wie der ganze Tatbestand der Naturwissenschaften.

Die objektive Psychologie hat mit nichts anderem zu tun, als mit den konkreten wechselseitigen Einwirkungen der psychologischen Organismen und der Gegenstände, mit denen sie in Berührung kommen. Nicht selten handelt es sich um einen Tatsachenbestand, der auch das Objekt einiger anderer Naturwissenschaften bilden kann, z. B. als physische oder biologische Vorgänge. Aber immer handelt es sich um eine unbeugsame Beschreibung von Tatsachen. Genau wie man in den physikalischen Wissenschaften behauptet, daß die gleichwertige Wechselwirkung der Körper auf physikalisch-chemische Eigenschaften zurückzuführen sei, und gerade so wie man in der Biologie die meta-

[1]) Wegen Raummangels sehen wir uns leider gezwungen, die Einleitung stark zu kürzen. Die ersten drei Absätze stellen daher nur einen Auszug aus dem Originalmanuskript dar. [R. Bolte.]

Der Aufsatz, mit dem wir uns keineswegs in allen Punkten identifizieren möchten, wirft eine Reihe von Problemen auf, die in der deutschen Soziologie und Sozialpsychologie wenig erörtert wurden. Er dürfte aber deshalb besonderes Interesse verdienen, weil Verf. die Persönlichkeit als reagierenden Mechanismus in den Vordergrund rückt. [Der Herausgeber.]

bolischen, kontraktuellen und Reizvorgänge biologische Eigenschaften nennt, so bezeichnet man bei den psychologischen Vorgängen das, was geschieht, als die den psychologischen Eigenschaften zuschreibbaren Vorgänge. Auch hier sind die Eigenschaften in Wirklichkeit Verallgemeinerungen über das tatsächliche differentielle Verhalten der Organisation in bezug auf Reizgegenstände.

Man kann drei verschiedene Arten von psychologischen Tatsachen unterscheiden: universelle, idiosynkratische und kulturelle Reaktionen. Die ersteren umschließen die einfachen Anpassungen an die natürlichen Umgebungsreize, welche von der biologischen Struktur der Person und den natürlichen Eigenschaften der Umgebungsreize abhängig sind. Im Gegensatz dazu sind die idiosynkratischen Reaktionen weniger hierdurch bedingt, sondern durch die historische Wechselwirkung zwischen einer gegebenen Person und den Gegenständen der Umwelt aufgebaut. Das Wesentliche hierbei ist, daß diese Tätigkeiten einzigartig sind und einer gegebenen Person besonders angehören. Die kulturellen Reaktionen sind das unmittelbare Ergebnis des Verkehrs mit anderen Personen in einer bestimmten sozialen Gruppierung. Dieser Benehmungstypus ergibt den Tatsachenbestand der Sozialpsychologie. Kulturreaktionen sind Reaktionen auf Gegenstände und Umstände, die gemeine und verallgemeinerte Funktionen besitzen, dergestalt, daß sie ähnliche Reaktionen in verschiedenen Personen hervorrufen, d. h. in allen Mitgliedern einer bestimmten Gruppe, solange sie dieser Gruppe angehören. So ist Schweine- oder Kalbfleisch für alle Mitglieder gewisser Kulturgruppen nicht eßbar. Um diese Stimulusfunktionen und -gegenstände von anderen Reizmitteltypen zu unterscheiden, benennen wir sie Institutionen. Dieser psychologische Ausdruck darf nicht mit einem soziologischen Gebrauch desselben verwechselt werden. Sozialpsychologie handelt demnach von den Reaktionen von Einzelpersonen auf institutionelle Reizmittel.[1])

Die menschliche Mentalität oder die Persönlichkeit in kulturellen Beziehungen. Zu den wichtigsten und hervorragendsten Tatsachen, mit denen sich die Sozialpsychologie befaßt, gehört die Erwerbung kultureller Reaktionen durch eine Einzelperson,

[1]) Eine eingehende Betrachtung der Merkmale der Kulturreaktionen wurde gegeben in dem Aufsatz von Kantor: „What are the Data and Problems of Social Psychology?" im Journal of Philosophy, 20, 1923, S. 449—457. — Eine eingehende Erörterung der psychologischen „Eigenschaften" findet sich bei Kantor, Principles of Psychology, 1924.

und die Art und Weise, wie diese wirken. Es ist wohl wahr, daß neun Zehntel der Tätigkeiten einer Person kulturellen Charakter besitzen. Demnach obliegt es der Sozialpsychologie, den Ursprung und die Entwicklung des kulturellen Benehmens der Einzelperson zu beschreiben. Dies heißt, daß eine der wichtigsten Tatsachen, die der Sozialpsychologe in Betracht ziehen muß, der Charakter der Einzelperson als ein soziales oder kulturpsychologisches Wesen ist. Hier bietet sich die Aufgabe, den Grundcharakter der kulturellen Mentalität zu beschreiben. Wir möchten in dieser Beziehung betonen, daß diese Reihe von kulturellen Reaktionen, neben den verhältnismäßig wenigen idiosynkratischen und Universalreaktionen, alles das mit einschließt, was es an Seele und Bewußtsein als wissenschaftliche Tatsache überhaupt gibt. Mithin besteht die menschliche Seele, soweit dieser Zweig der Psychologie in Betracht kommt, aus einer großen Masse von Reaktionssystemen oder Benehmungsmustern, die der Einzelmensch als Mitglied aller jener Gruppen, worin er sich betätigt, sich erwirbt. Das Wesentliche hierbei ist dies, daß der menschliche Verstand in seinen kulturellen Beziehungen aus einer großen Anzahl bestimmter Reaktionssysteme besteht, die die Person sich erworben hat in ihrer Berührung mit den Institutionsstimuli der verschiedenen Gruppen, in die sie hineingeboren ist und denen sie seit ihrer Geburt angehört.

Naturgemäß besteht die Mentalität einer Einzelperson oder ihre Persönlichkeit aus Tausenden und aber Tausenden von solchen spezifischen Reaktionen auf Institutionsstimuli. Denn die Einzelperson gehört Hunderten von verschiedenen Gruppen an, die sie anspornen, psychologische Ausrüstung zu entwickeln. Es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß das, was der Psychologe als eine Gruppe auffaßt, nichts anderes ist, als ein Locus für die Existenz gemeinsamer Stimuli, worauf die Einzelperson soziale Handlungsweisen aufbaut. So ist die bayrische Volksgruppe z. B. eine Gruppe, in der sich katholisch-religiöse Stimuli geltend machen, dergestalt daß eine in dieser Gruppe aufwachsende Einzelperson dadurch beeinflußt wird. Notwendigerweise umfassen diese Gruppen natürlich eine mehr oder minder große Anzahl von Einzelpersonen, die in derselben Weise auf natürliche oder menschliche Gegenstände reagieren. So habe ich z. B. meine Sprache als eine geistige Ausrüstung dadurch erworben, daß ich in eine nationale oder internationale Volksgruppe hineingeboren bin. Ferner hängt meine Sprachenausrüstung auch von anderen Gruppen ab, denen ich freiwillig beigetreten bin.

Meine psychologischen Sprachtätigkeiten hängen auch von meinem Dialekt und von wissenschaftlichen, künstlerischen und anderen spezifischen Sprachengruppen ab, in denen ein bestimmter Wortschatz und eine bestimmte Grammatik und Syntax benutzt werden. Ähnlich hängt meine soziale Geistesausrüstung religiöser, technischer, berufsmäßiger und künstlerischer Art von Berührung von Institutionen ab, die wieder in anderen, im Umkreise meiner Gemeinschaft befindlichen Sozialgruppen [1]) einheimisch sind.

In diesem Zusammenhang möchten wir den Wert biologischer Erklärungen des sozialen Benehmens erwägen. Ist es z. B. angebracht, die Tätigkeiten einer Einzelperson in einer gegebenen Gruppe durch biologische, anatomische und physiologische Faktoren zu erklären? gibt es irgendwie einen Rassenfaktor in der Kultur oder Zivilisation, wenn diese als das Benehmen von Personen betrachtet werden? Gibt es irgendwelche Religion, Sprache oder Sitte, die biologischen oder Rassenfaktoren zuzuschreiben sind? Wir sind der Ansicht, daß unser Studium der Tatsachen der Psychologie im allgemeinen und des sozialen Benehmens im besonderen, keinen [2]) solchen erklärenden Faktor zuläßt.

Erstens bemerken wir, daß selbst im Falle irgendeiner individuellen psychologischen Reaktion man zwar immer mit der Handlung eines Lebewesens zu tun hat, daß aber die ausdrücklich psychologische Reaktion stets eine historische Tatsache der Wechselwirkung zwischen dem reagierenden Organismus und den Stimulusgegenständen darstellt. Da die Universalform des Benehmens so einfach ist, hängt sie natürlich von dem Charakter des Organismus ab. Man bemerke, daß die biologische Beschaffenheit des Organismus die Handlung nicht herbeiführt, sondern die Möglichkeiten der Ausführung begrenzt. Die Ursache der Handlung muß ebensoviel dem Stimulusgegenstand und dessen Vorhandensein wie dem Organismus und dessen Beschaffenheit zugeschrieben werden. Angesichts unserer Diskussion der objektiven psychologischen Grundlage der Sozialpsychologie brauchen wir nicht hinzuzufügen, daß es keinerlei Mentalität

[1]) Hier läßt sich erkennen, weshalb der Ausdruck „Sozialpsychologie" dem Ausdruck „Völkerpsychologie" vorgezogen wird, denn letzterer paßt viel besser auf jene Tatsachen der Sozialpsychologie, die sich ausschließlich mit dem Kulturbenehmen der Völker oder Rassen betätigen, während andererseits Sozialpsychologie als ein umfassenderer Ausdruck mit Bezug auf das Benehmen von Einzelpersonen in irgendeinem Gruppentypus benutzt werden kann. [Kantor.]

[2]) Die von dieser Ansicht abweichende Meinung des Herausgebers wurde im 1. Heft dieser Zeitschrift S. 56 ff. angedeutet. [Der Herausgeber.]

gibt, die sich auf einer von ihr verschiedenen biologischen Grundlage entwickelt.

Wenn wir uns den komplexeren psychologischen Reaktionen zuwenden, so ist der biologische Charakter des Organismus ganz und gar unwesentlich. Gibt es irgendeine biologische Tatsache, die feststellt, daß eine Person chinesisch oder deutsch sprechen solle oder die die Entwicklung der chinesischen oder deutschen Sprache bedingt?[1]) Dieselbe Frage gilt für jede Art kulturellen oder sozialen Benehmens und muß entsprechend stets verneint werden. Durch einen frühzeitigen Kinderaustausch wäre eine jetzt chinesische Persönlichkeit eine deutsche geworden oder umgekehrt.[1])

K u l t u r a l i s a t i o n. Nicht weniger wichtig als die Tatsachen betreffend den Charakter des menschlichen Verstandes oder der Persönlichkeit sind die Tatsachen betreffend Entstehung und Entwickwicklung dieses Verstandes oder dieser Persönlichkeit. Hier handelt es sich um die Vorgänge bezüglich der Erwerbung von Mentalität oder psychologischen Zügen seitens einer Einzelperson. Hier kommt immer die Entwicklung bestimmter Einzelpersonen in Betracht. Unsere Beobachtungen beginnen mit der Geburt des Kindes. Wegen der beschränkten psychologischen Entwicklung des Organismus zu jener Zeit kann von Verstand fast noch nicht die Rede sein. Die Person ist nur weniger Elementarreaktionen des Universaltypus fähig. Sofort wird jedoch der Organismus durch bestimmte Arten von Personen und Gegenständen, alle zu einer bestimmten menschlichen Kulturgruppe gehörig, gereizt. Auf diese Weise gewinnt das Kind Ausrüstung, die seine Gefühls-, Wissens-, Begehrs- und Willensart usw. bestimmt. Die Mannigfaltigkeit und komplexe Verschiedenheit dieser Tätigkeiten hängen von der Kompliziertheit und Anzahl von Institutionen oder Reizmitteln ab, mit denen der Organismus in Berührung kommt. Der Verstandestypus einer Einzelperson kommt also auf eine Unmasse von Zufälligkeiten an, welche die Entwicklung der Person von Tag zu Tag bedingen. Dieser Kulturalisationsvorgang in allen seinen komplexen Phasen bedingt also den Verstand, die

[1]) Vgl. dazu die Besprechung S. 92 dieser Zeitschrift. — Ist die E n t s t e h u n g dieser oder jener Sprache, Lautsymbolik, Ausdrucksweise oder Gedankenverbindungen etwas Zufälliges? Ist die chinesische Sprache nicht ebenso, wie die englische oder deutsche durch die Menschen, die sie schufen, bedingt? Würden nicht deutsche oder englische Kinder auf die Dauer, wenn sie in größerer Zahl die chinesische Sprache annehmen, sie umgestalten, geradeso wie die bitchin-englisch sprechenden Chinesen es mit dem Englischen taten oder die Rehoboter Bastards mit dem Holländischen oder die Mischlinge Brasiliens mit dem Portugiesischen? [Der Herausgeber.]

Sitten, Gedanken, Ansichten und auch das Temperament der Einzelperson. Der Kulturalisationsprozeß bedingt, ob eine Person ein Künstler, rational oder irrational, Christ oder Heide, gebildet oder ungebildet, weiblich oder männlich gesinnt usw. werden wird. Je nach der Anzahl und Art der Gruppen, in denen eine Einzelperson kulturalisiert wird, wird sie den Verstandestypus einer bestimmten Nation oder einer anderen politischen Einheit, eines berufsmäßigen, sozialen und wirtschaftlichen Niveaus oder irgendeiner anderen menschlichen Klasse annehmen.

Der Kulturalisationsprozeß darf also als das tatsächliche Entwicklungszeugnis des Verstandes in kultureller Hinsicht und der kulturellen Persönlichkeit betrachtet werden. Im großen und ganzen erklärt er die Entstehung und Entwicklung des Menschen als Kulturwesen. Er beschreibt genau die Beschaffenheit der Person auf Grund ihrer Kontakte mit Gegenständen, Dingen und Personen, d. h. mit allem, was die Institutionen in denjenigen Gruppen bildet, in denen die Person ihr Leben führt.

Dieser Überblick über den Kulturalisationsprozeß wirft grelles Licht besonders auf die herkömmlichen Gedanken über vorgeburtliche Verstandesbestimmung und auf die Frage bezüglich angeborener Mentalität. Dieser Prozeß läßt absolut keinen Raum für die Wirkung animistischer Kräfte oder anderer Mächte, die einen Einfluß auf die Entwicklung und Betätigung gewisser Benehmungstypen bei Einzelpersonen ausüben sollen. Demnach hängt das Handeln von Einzelpersonen von ihrer Entwicklung spezifischer Tätigkeiten ab, ohne daß sie mit irgendwelchem angeborenem Tätigkeitsdrang zur Welt kommen. Diese Betrachtung des Kulturalisationsprozesses untergräbt geradezu die ganze Auffassung von Instinkten, die für das menschliche Benehmen und den menschlichen Charakter verantwortlich sein sollen. Denn alle Erklärungen des menschlichen Verstandes oder der Beschaffenheit des Menschen auf Grund von Instinkten, Impulsen oder irgendwelchem Tätigkeitsdrange sind keineswegs am Platze und haben keine Berechtigung. Instinkte und Impulse arten in jedem Falle in mystische und mythologische Kräfte und Mächte aus, die trüglich benutzt werden, um bestimmte Verstandestypen und Handlungsweisen zu erklären.

Weshalb wohnen wir in Städten oder betätigen uns in anderen Ansammlungen von Einzelpersonen? Die herkömmliche Antwort ist die, weil wir den geselligen Instinkt besitzen oder uns davon leiten lassen. Diese dem menschlichen Verstande angeborene Kraft oder

Macht wird für das gemeinschaftliche Zusammenleben verantwortlich gehalten. Diese gesellige Kraft im Zusammenhang mit anderen Instinkten soll alle die zahllosen Einzelheiten der Wechselwirkung von Personen, der Entwicklung der Städte und der politischen, mechanischen und technischen Mittel und Gegenstände, die für das Zusammenleben menschlicher Wesen notwendig sind, erklären. Besonders ist hier zu bemerken, daß auf diese Weise alle die komplizierten mit dem Stadtleben verbundenen Tätigkeiten sich leicht und einfach erklären lassen. Es handelt sich hier aber nicht nur um eine absolut unwissenschaftliche Art und Weise, konkrete Tatsachen auszulegen; diese Anschauung vernachlässigt auch die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und technischen Tatsachen, die die verschiedenen humanistischen Wissenschaften als das Stoffgebiet dieser Situationen anerkannt und erforscht haben.

Weshalb kämpfen wir? Durch denselben einfachen und unlogischen Prozeß haben Forscher in den verschiedenen Geisteswissenschaften versucht, die Tatsachen zu erklären, daß Einzelmenschen und Gruppen sowohl als Tiere verschiedenerlei Feindseligkeiten ausüben und einander schädigen und besiegen wollen. So werden die außerordentlich komplizierten und weitgreifenden Beziehungen zwischen Völkern und Einzelmenschen, die als Kriegserscheinungen bekannt sind, alle einem Kampf-Instinkt zugeschrieben. In diesem Zusammenhang läßt sich wieder fragen, wie man vermittels einer solchen Erklärung zu einem Verständnis des Krieges gelangen kann. Wie kann man solchen Erscheinungen näher kommen, wenn man alle die komplexen historischen, politischen und wirtschaftlichen Vorgänge übersieht, die in diesen Erscheinungstypen als Faktoren auftreten?

Weshalb schließen wir Ehen? Die zahllosen komplizierten, mit den Beziehungen zwischen den Geschlechtern verbundenen Tätigkeiten, die Tatsachen der Ehe, die Zeugung von Familien, der Schutz der Kinder, werden als Offenbarungen einer geheimnisvollen, unsichtbaren Kraft aufgefaßt, die man den Paarungsinstinkt oder den Ehetrieb nennt. Auch hier, wie in den anderen erwähnten Fällen, finden wir keinen Versuch die konkreten menschlichen Zustände und Handlungen, auf die es ankommt, zu analysieren. Eine solche Lehre führt unaufhaltsam dazu, daß viele weitverschiedene Arten von menschlichem Handeln alle als Ausdruck dieses einen unsichtbaren Triebes oder Vermögens erklärt werden. Schon das bloße Aufgeben einer solchen Lehre und Erklärungsweise muß als Fortschritt in der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes aufgefaßt werden.

Weshalb haben wir Besitztümer? In der Erklärung der Institution des Privateigentums, der Anhäufung von Vermögen und verschiedener historischer Entwicklungen wie des Kapitalismus dadurch, daß man ihnen in Bausch und Bogen einen Besitzinstinkt zuschreibt, finden wir ein weiteres Beispiel für die geheimnisvolle Erklärungs- und Beschreibungsart, die in der Sozialpsychologie auf komplexe humanistische Phaenomene angewandt wird. Schon die bloße Statuierung dieser Instinktlehre enthält den Keim ihrer Widerlegung. Denn ist sie schließlich nicht ein Duplikat der unlogischen Methode jener primitiven Menschen, die alles durch einfache aber gewaltige Kräfte und Mächte erklären wollen? Somit könnte man die Instinkte die Wakanda oder Manitu des Kulturmenschen bezeichnen.

Der unwissenschaftliche Charakter der Instinktvorstellung erhellt durch die Erwägung, daß die Instinkte zwar als absolute und Universalmerkmale des menschlichen Verstandes bestehen sollen, daß sie aber nicht in jedem Falle als wirkend betrachtet werden können. Instinkte können nur dann einen gewissen Wert besitzen, wenn sie als durchgängige Determinanten von jedermanns Handlung aufgefaßt werden. Somit darf kein Handeln durch Instinkt erklärt werden, es sei denn daß es unfehlbar und absolut in jedem psychologischen Organismus vorliegt. Doch offenbar ist kein Handlungstypus, der als ein Ergebnis von Instinkt aufgefaßt wird, unvermeidlich und universal. Leben z. B. alle Menschen in Gruppen und ziehen sie diese Lebensart vor? Sind alle Menschen auf Erwerb und Anhäufung von Gegenständen und Eigentum bedacht? Kämpfen Menschen immer und gehen sie stets Ehen ein? Die Erklärung, daß die Instinkte in diesen Fällen versagen oder daß solche Personen anormal seien, hilft wenig zur Sache. Wenn wir die tatsächliche biographische Entwicklung, seitens der Einzelperson, von spezifischen Reaktionen auf Stimulussituationen annehmen, so haben wir konkrete Tatsachen zur Hand, die die ganze Reihe von Handlungstatsachen decken, mit Bezug auf die Frage, ob Einzelpersonen bestimmte Handlungstypen ausüben oder nicht. Im allgemeinen könnte gesagt werden, daß eine Vorstellung wie die Instinktlehre einen Typus psychologischer Erklärung darstellt, der zwar auf dem Bestehen gewisser Tatsachen in bestimmten Gemeinschaften beruht, aber sich in ein Universalprinzip umgestaltet, das seine Wirksamkeit in allen Beziehungen des menschlichen Lebens betätigen soll.

Auch fragt es sich mit Bezug auf die Gültigkeit der Instinktvorstellung, ob alle die Tatsachen, die die Instinktlehre erklären soll,

überhaupt psychologischer Natur sind. Jede komplizierte menschliche Situation, wie die Institution des Privateigentums oder des Krieges, ist der Ausfluß von Zuständen und Tatsachen, die wenigstens zum Teil historisch, geologisch, technisch, wirtschaftlich, politisch, künstlerisch sind und gar nicht psychologisch. Um unsere Behauptung, daß die Instinktvorstellung rein erdichtet und mystischer Natur sei, zu bekräftigen, könnten wir kurz einige ihrer besonderen Gesichtspunkte betrachten, denn sicherlich können sich die Psychologen über das tatsächliche Wesen eines Instinktes nicht einigen. Wie auch Instinkte in jedem Einzellfall definiert werden mögen, können wir doch deren Mangel an wissenschaftlicher Gültigkeit und an Wert als Mittel psychologischer Erklärung und Beschreibung geltend machen.

Instinkte als Triebfedern der Handlung. Die Instinktlehre in dieser Form setzt das Bestehen von bestimmten Fähigkeiten oder Kräftetypen voraus, die die Entwicklung und Wirkung spezifischer Handlungsformen bedingen. Instinkte als Kräfte oder Mächte sind teleologische Vorgänge, die ein gesondertes Dasein, getrennt von den dem Organismus, führen. Mithin ist ihr Wesen bestimmt animistisch.

Unseres Erachtens ist es unmöglich, natürliche Vorgänge, wie Menschenhandlungen, auf Grund von Behauptungen zu erklären, die ganz und gar von diesen Vorgängen getrennt sind. Eine animistische Auslegung ist nicht nur außerstande, Tatsachen zu erklären, sondern sie verhindert auch, wie wir bereits gesehen haben, das Verständnis aller jener komplizierten Stimulussituationen, die die unmittelbaren Bedingungen unserer Handlungen ausmachen.

Instinkte als natürliche Charakterzüge. Analog mit den verschiedenen Charakterzügen der Tiere, die verschiedene Entwicklungsstufen darstellen, nimmt man auch für Menschen natürliche Charakterzüge an, die bestimmte Handlungsweisen bilden. Gerade wie Menschen aufrecht gehen, Hände haben usw., sollen sie auch die natürlichen Charakterzüge des Stadtlebens, der Kampflust usw. besitzen. Der wesentliche Trugschluß liegt darin, daß man organische Tatsachen biologischer Entwicklung mit Handlungen verwechselt, die als bestimmte Ergebnisse einer historischen Verbindung zwischen der Person und ihrer Stimulusumgebung aufgeführt werden.

Jede unvoreingenommene Betrachtung der Tätigkeiten, die ins Gebiet der Sozialpsychologie schlagen, ergibt ohne Zweifel die Tatsache, daß solches Handeln das Ergebnis einer Berührung mit Reizinstitutionen ist, und ferner, daß der Sozialausrüstungstypus der Einzelperson sehr wohl ein anderer hätte sein können, wenn sie anders

erzogen worden wäre. Die Ergebnisse in der Form von Persönlichkeitserzeugnis hängen ganz und gar[1]) von solchen Berührungen ab und sie müssen letzten Endes den Kontakten und keinen natürlichen Charakterzügen der Einzelperson zugeschrieben werden.

Instinkte als Zwecke. Man hat die Instinkte als teleologische Faktoren in praktischem Sinne betrachtet. Da die Geschlechtsorgane zum Zweck des geschlechtlichen Verkehrs da sind und die Beine zum Gehen, hat man ferner angenommen, daß der Mensch eine unendliche Anzahl spezifischer anatomischer Organe in Form von Muskeln und Neuronen besitzt, die andere Zwecke haben, wie Religion, Selbsterniedrigung, Furcht, Zorn usw.

Beruht eine solche Ansicht nicht auf Verwechslung von Zweck und Funktion? Wenn wir behaupten, daß die Beine zum Gehen benutzt werden, so können wir sagen, daß die Beine die Funktion des Gehens besitzen. Dies bezieht sich aber gewiß nicht auf einen Zweck. Ein Zweck würde voraussetzen, daß dies der Grund ist, weshalb die Beine sich entwickelt haben. Es würde ferner voraussetzen, daß das Gehen das einzige sich aus dem Gebrauch der Beine ergebende Resultat wäre. In der Tat werden die Beine aber auch zu anderen Zwecken gebraucht und besitzen andere Funktionen. Das gleiche gilt für alle anderen Organe und Körperteile des Menschen. Die Ungültigkeit dieses Instinktbegriffs tritt in der Erwägung klar hervor, daß er lediglich dazu dient, Grundsätze und Erklärungen in die Psychologie einzuführen, die, wenn sie nicht animistisch sind, doch als verkehrt und irreführend bezeichnet werden müssen.

Instinkte als ererbte Handlungen. Eine andere Auffassung ist die, daß der Begriff sich auf Handlungen bezieht, zu deren Ausführung die Einzelperson geboren ist und die der Organismus immer ausführt, weil er bestimmte Handlungsarten ererbt.

Eine solche Auffassung läuft doch sicherlich jedem faktischen Zustand zuwider, den man auf dem Gebiete der Vererbung anerkennt. Handlungen können sich schlechthin nicht vererben. Dies heißt also, daß die hier besprochene Auffassung die tatsächlichen organischen und allgemeinen biologischen Ähnlichkeiten von Eltern und Kindern in Handlungen umsetzt, die sich Organismen während ihres Lebens und durch den Mechanismus der Wechselwirkung mit Institutionsreizmitteln erwerben.

---

[1]) Der Erziehungsfaktor dürfte hier wohl überschätzt werden, s. die Besprechung S. 56—57 dieser Zeitschrift. [Der Herausgeber.]

Instinkte als Nervenstrukturen. Noch einen falschen Instinktbegriff möchten wir kennzeichnen. Es ist dies die Annahme, daß die Instinkte Nervenstrukturen sind, die in der ursprünglichen Entwicklung des Organismus begründet sind, dergestalt daß gewisse Handlungsarten bei gewissen Einzelpersonen wegen ihrer anatomischen Nervenorganisation unvermeidlich auftreten.

Es fragt sich zunächst, ob es irgendwelche Nervenstruktur gibt, die eine bestimmte Handlungsart bedingt. Solche Ansicht beruht offenbar auf der falschen Grundlage, daß die Nervenfaktoren in der gesamten komplexen Handlung die Wirkung der übrigen Handlung bedingen. Wir könnten ferner betonen, daß selbst wenn bei einfachen Handlungen, wie z. B. Reflexen, die Tätigkeit durch die Nervenorganisation bedingt wäre, man deshalb noch lange nicht dasselbe von komplexer Sozialhandlung sagen könnte. Könnte man Nervenorganisationen finden, die man als Instinkte bezeichnen dürfte, um den Gebrauch einer gewissen Sprache, den Glauben an eine gewisse Religion oder das Handeln in gewisser politischer Weise zu erklären?

Steht nicht auch eine solche Auffassung im Widerspruch mit der Tatsache, daß jedes Benehmen der menschlichen Organismen sich fortwährend ändert und entwickelt? Wenn irgendeine Handlung der Ausfluß von Nervenstrukturen wäre, so wäre sie fest und konstant und würde sich nie verändern, ungeachtet der Kontakte, die die Person mit umgebenden Gegenständen und Zuständen gehabt haben mag.

Unsere Betrachtung dieser Beispiele der Auffassung des Instinkts sollte es klarmachen, daß man sich in keiner Weise auf Instinkte berufen darf, um die komplizierten Tatsachen zu erklären, die unser Sozialbenehmen und im allgemeinen das Stoffgebiet der Sozialpsychologie bilden. Wenn man sich von solchen Auffasungen befreien könnte, wäre man schon dadurch fast versichert, daß die Sozialpsychologie sich in Zukunft zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin entwickeln würde.

Der Mechanismus der Institutionsentwicklung. Neben dem Charakter der kulturellen Persönlichkeit und deren Aufbauungsprozeß umfaßt das Stoffgebiet der Sozialpsychologie auch die Art und Weise, wie die sozialen Reaktionen von Einzelpersonen wirken, um in verschiedenen Gruppen Kulturstimuli oder Institutionen zu entwickeln, festzusetzen, zu erhalten, abzuändern und zu verbreiten. Parallel mit diesem Prozeß der Institutionsentwicklung besteht der verwandte Prozeß der Abänderung und Vertreibung kultureller Züge unter Personen von verschiedenen sozialen Niveaus und geographischen Wohnorten.

Was Entstehung und Entwicklung der Institutionen anbelangt, so bemerken wir, daß dieser Prozeß zwei verschiedene Phasen besitzt. Die erste ist die Entwicklung neuer Institutionen, während die zweite die Abänderung alter betrifft. Wie entwickeln sich neue Institutionen? Die Antwort ist die, daß wenn die Einzelperson, die einen gewissen Platz einnimmt im kulturellen Schema, und die deshalb bestimmte Kulturreaktionen in ihrer Ausrüstung hat, mit einem neuen Typus von Naturgegenstand in Berührung kommt, sie Reaktionen darauf aufbaut, die sowohl von ihren älteren Reaktionszügen wie von den natürlichen Eigenschaften des Gegenstandes abhängen. Das Totalergebnis ist das, daß dies neue physische Ding einzigartige Stimulationseigenschaften oder Funktionen annimmt. Ähnliches kommt vor, wenn der neue Gegenstand kein natürliches Ding ist, sondern ein von Menschen verfertigter Gegenstand.

Um solche Institutionsentwicklung mit einem Beispiel zu erläutern, betrachten wir die Entdeckung eines neuen Metalls. Durch das Kombinieren der Tatsachen, 1. daß dieses Metall ähnliche Eigenschaften besitzt wie die von anderen Metallen, die in der Herstellung von Schmucksachen benutzt werden, und 2. durch die Sitte des Tragens von Schmucksachen, wird das neue Metall ein neuer Typus von Institutionsstimulus. Die Neuheit der Institution entsteht dadurch, daß verschiedene Arten von Schmucksachen wegen ihrer verschiedenen Eigenschaften, ihrer Seltenheit usw. daraus erwachsen werden. Ein Beispiel aus unserer eigenen Zeit bietet Platin und seine Entwicklung als Institutionsstimulus.

Beispiele aus dem Reiche hergestellter Gegenstände bietet Japan seit seinem Aufstieg. Wie viele Gegenstände, die als Industrie-, Militär- und politische Institutionen bezeichnet werden müssen, haben die Einzelmenschen dieser Nation nicht in letzter Zeit entwickelt, indem sie neue Formen von Kulturreaktionen aufgebaut haben?

Wenn der Institutionsgegenstand schon älter ist, so findet der Mechanismus der Institutionsentwicklung durch Abänderung der Funktionen des Institutionsgegenstandes statt. Diesen Prozeß findet man hauptsächlich während der Kulturalisation von Einzelpersonen in einer gewissen Gruppe vor. Denn die Person, die kulturalisiert wird, hat bereits einige Kulturausrüstung sowohl als idiosynkratische Reaktionen. Während sie also kulturalisiert wird, nimmt sie nicht nur neue Ausrüstung an, sondern die neuen Reaktionen werden auch dadurch bedingt, daß die Person bereits einige Ausrüstung besitzt. Der Institutionsstimulus hat hier also eine ganz andere Funktion als

seine ursprüngliche, die darin bestand, daß sie eine Reaktion hervorrief, die nicht durch die übrige Ausrüstung der Einzelperson abgeändert worden ist.

Ein gutes Beispiel dieser Situation bietet die Sprache, besonders mit Bezug auf die Laute. Man betrachte den Fall eines Chinesen, der Deutsch lernt, nachdem seine eigenen chinesischen Sprachreaktionen bereits erworben und festgelegt sind. Die deutschen Reizmittel für Sprachreaktionen werden in dieser Person andere Reaktionen hervorrufen als bei einem geborenen Deutschen. Hier haben wir einen neuen Institutionsstimulus, der sich durch die Abänderung der bezüglichen Sprachenfunktionen entwickelt. Was in dieser verhältnismäßig einfachen Situation vorgeht, nimmt in komplexen menschlichen Situationen große Wichtigkeit an.

Weil Gruppen von Einzelpersonen durch Erforschung, Missionen, Handelsverkehr, Militärbesetzung usw. fortwährend aufeinander wirken, finden wir, daß Institutionen in der Gestalt von Gegenständen und Handlungen von einer Gruppe zur anderen übertragen werden. Auf diese Weise werden die Reaktionen auf diese Institutionen mit einigen Abänderungen der ursprünglichen Reaktionen auf solche Institutionen in ihrer ursprünglichen Heimat entwickelt. So hat man Pariser Moden in Amerika, aber doch mit Abänderungen. Dieser Vorgang der Institutionsentwicklung und Verbreitung bildet die wesentlichen psychologischen Tatsachen des Ursprungs, der Entwicklung und der Verbreitung der Kultur und ihrer Bestandteile. Dies alles bezieht sich auf den Mechanismus der Institutionsentwicklung nicht nur betreffs verschiedener völkischer und nationaler Gruppen, sondern auch mit Bezug auf verschiedene soziale Niveaus in verschiedenen Gemeinschaften in einer bestimmten Nation oder völkischen Einheit.

Hier bietet sich das Beispiel der Verbreitung von Wissenschaft, die zuerst im Laboratorium entwickelt wird und dann mehr oder minder genau ihren Weg in die verschiedenen Volksschichten findet. Auf diese Weise werden allerlei Traditionen und nicht nur Wissenschaft unter dem Volk verbreitet. Diese Verbreitung findet nicht nur nach unten statt, sondern die Volkskunde z. B. bewegt sich aufwärts zu den wissenschaftlichen Schichten hin.

Es ist die Entwicklung und Abänderung von Institutionen und deren Verschiebung, die auf die Möglichkeit des sozialen Fortschritts hinweist und dessen Gedeihen vom Standpunkt der in Betracht kommenden psychologischen Gesichtspunkten fördert. Gerade in dem Maße, in dem eine Gruppe von Einzelpersonen Institutionen von einer anderen

entlehnen kann, darf sie auf Fortschritt hoffen, indem sie neue Technik, Anschauungen, Sitten usw. erwirbt. Eine Betrachtung dieser Tatsachen der Institutionsentwicklung und Verbreitung klärt uns über das Wesen verschiedener Kulturen und deren Zukunftsmöglichkeiten auf. In dieser Beziehung finden wir immer, daß jene Gruppen am weitesten vorgeschritten sind, die viele spezialisierte Zweiggruppen besitzen, so daß Verbreitung und Abänderung von Institutionen und ihren verwandten Kulturhandlungen möglich sind.

Die Abänderungen im menschlichen Leben, soweit die Psychologie in Betracht kommt, werden herbeigeführt nicht nur durch die Entwicklung und Verbreitung der Institutionen, sondern auch durch das Verschwinden von Institutionen. Wenn keine Möglichkeit dafür vorhanden ist, daß ältere Institutionen verschwinden und ältere Handlungsformen vergehen, so ist wenig Raum für die Entwicklung von neuen Ansichten, Anschauungen usw.

Relativität von Einzelpersonen und Gruppen. Unter den wesentlichsten und wichtigsten Problemen der Sozialpsychologie ist das Verhältnis zwischen Personen in einer Gemeinschaft mit der Gemeinschaft selbst. Am deutlichsten tritt dies wohl zutage, wenn man die Frage stellt, ob eine Einzelperson immer ihre Reaktionen und allgemeine Charakterzüge der Gemeinschaft verdankt, in der sie wohnt. Vom Standpunkt der Kulturalisation baut die Einzelperson offenbar ihre Reaktionen ganz und gar auf die Institutionen auf, die sie in ihrer Partikulargruppe vorfindet. Das würde auf eine Art Absolutismus in der Erwerbung von Kulturbenehmen hinweisen. Wir haben jedoch schon bemerkt, daß die Einzelperson durch den Vorgang der Kulturalisation die Institutionen abändert, auf die sie sich Reaktionssysteme erwirbt. Dies deutet darauf hin, daß sie mit Bezug auf die Entwicklung ihres Benehmens nicht ganz und gar auf das Gemeinwesen angewiesen ist, worin sie wohnt. Noch deutlicher tritt dies hervor, wenn man bedenkt, daß alle Abänderungen und Reformen einer gegebenen Kultur letzten Endes auf die Tätigkeit gewisser Einzelpersonen zurückgeführt werden müssen. Dies bedeutet nicht nur, daß, insofern die psychologischen Tätigkeiten in Betracht kommen, die Einzelperson für Änderungen in der Sozialgruppe oder in der Gemeinschaft verantwortlich ist, sondern daß dies auch mit Bezug auf nicht-psychologische Faktoren zutrifft. Durch Erfindungen und Entdeckungen also, die ihrem Charakter nach stets individuell sind, finden Entwicklungen in menschlichen Gruppen statt, die die Anregung zu neuen Kulturen und neuen menschlichen Zuständen geben.

Ein Beispiel für die Abhängigkeit der Gruppenzustände von der Tätigkeit einer Einzelperson bietet der Fall einer Person, die von Gruppe zu Gruppe übergeht und ihre in ihrer eigenen Gruppe gewonnenen Reaktionen auf die andere überträgt. Das typische Beispiel liefern die Veränderungen, die der Missionar in die religiösen Zustände einer mutmaßlich niederen Gemeinschaft einführen soll. Auf diese Weise sollte Da Ponte Dante und die italienische Literatur und Kultur im allgemeinen den amerikanischen Staaten zubringen.

Andererseits darf die Wichtigkeit einer Einzelperson als Veränderin der Kultur ihrer eigenen Gruppe nicht unterschätzt werden. In diesem Falle reist eine Einzelperson in eine andere Gemeinschaft und erwirbt dort Kulturausrüstung, die sie später an ihre eigene Gemeinschaft überträgt. Ein historisches Beispiel bietet der Fall von Voltaire, der mit der Newtonschen Lehre und der allgemeinen englischen Kulturausrüstung von England nach Frankreich zurückkehrte, um die Kultur seines eigenen Landes zu beeinflussen. Jeder Wissenschaftler in Amerika muß den Einfluß zugeben, den einzelne Gelehrte dadurch auf die Wissenschaft ausgeübt haben, daß sie wissenschaftliche Methoden, Anschauungen und Gesichtspunkte aus Deutschland zurückgebracht haben, die sie später in ihrem eigenen Lande eingeführt haben. Diesen Einfluß der Einzelperson auf ihre Gruppe dürften wir als einen Zustand betrachten, der von der Verpflanzbarkeit von Institutionen abhängt. Dadurch daß eine Einzelperson einer anderen Gruppe Handlungen, Ideen und Anschauungen zuführen kann, kann sie einen gewaltigen Einfluß auf große kulturelle Einheiten ausüben.

Das Problem der Kulturniveaus. Ein weiteres Beispiel der wichtigen Probleme, die das Studium der Sozialpsychologie aufwirft, betrifft die verschiedenen in Menschengruppen befindlichen Niveaus. Wie wir bereits verschiedentlich gesehen haben, findet man in einer einzigen Gemeinschaft ganze Reihen von Kulturniveaus. Diese Gemeinschaften sind Loci von verschiedenen Graden und Typen der Glauben, Sitten usw., die mit bestimmten Institutionen verbunden sind. So im Falle verschiedener nationaler, religiöser, wissenschaftlicher oder völkischer Gruppen finden wir Reihen von Einzelpersonen, die eine bestimmte Ausrüstungsgattung, je nach ihrem eigenen Institutionstypus, besitzen. Nun fragt es sich, ob diese verschiedenen Gruppen ihr Wesen den angeborenen Verschiedenheiten der Mentalität seitens ihrer Mitglieder verdanken. Man legt heutzutage viel Gewicht auf die verschiedene Mentalität der verschiedenen völkischen Gruppen

oder Rassen. Auf Grund einer solchen Auffassung von Minderwertigkeit und Überlegenheit der angeborenen Mentalität wollen gewisse Gelehrte die verschiedenen Kulturen erklären. Man nimmt allgemein an, daß die weißen Völker den farbigen überlegen seien. Und in der weißen Gruppe selbst soll der nordische Zweig dem alpinen und mediterranen überlegen sein. Solche Überlegenheit wird trotz der von uns betonten empirischen Tatsachen mit Bezug auf Institutionsbeeinflussung unter den Gruppen immer noch behauptet.

In dem Bereich einer naturalistischen Sozialpsychologie entdecken wir bestimmte Grundsätze, mit Bezug auf die wir solche Anschauungen bezüglich der angeborenen Verschiedenheiten unter den Gruppen einschätzen können. Wenn wir die Sozialpsychologie als die Reaktionsausrüstung von Einzelpersonen in Berührung mit bestimmten Institutionen erwägen, so erkennen wir, daß der Glaube an überlegene oder minderwertige Mentalität keine Berechtigung hat. Zum mindesten kann behauptet werden, daß ein solcher Typus von Sozialpsychologie uns die Gelegenheit und den Ansporn gibt, unser Problem darzulegen und es in bestimmter objektiver Weise zu durchforschen.[1])

Indem wir diese kurze Übersicht über das Stoffgebiet und die Probleme der Sozialpsychologie zum Schluß bringen, möchten wir noch einmal darauf hinweisen, daß nur, wenn wir das Geistesleben als konkrete Wechselwirkungen von Organismen und Personen auf spezifische Reizmittel betrachten, wir diese Disziplin zu einer vollgültigen Wissenschaft gestalten. Denn dadurch befreien wir dieses Stoffgebiet von aller Verwicklung mit Tatsachen und Behauptungen, die sich unserer Beobachtung und unserer Beweisführungskraft entziehen. In der Betrachtung der grundlegenden Tatsachen und der einschlägigen Probleme müssen wir uns stets an tatsächliche Geschehnisse halten. Auf Grund eines solchen Programms kann der Sozialpsychologie ihr berechtigter Platz unter den Naturwissenschaften nicht bestritten werden.

---

[1]) Ist die Zahl von Erfindungen der Hand und des Kopfes, also von technischen Vervollkommnungen und von akkumulierender Einsicht in Bedingungen und Abhängigkeiten kein objektives Kriterium? [Der Herausgeber. — Vgl. Thurnwald's Artikel „Fortschritt" im „Reallexikon der Vorgeschichte" hrsg. von Max Ebert.]

Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung.

Von

Richard Bolte.

Den Urheber eines Gesetzes könnte man mit einem Schützen vergleichen, der mit einer neuen Waffe auf ein fernes Ziel schießt. Die Flugbahn des Geschosses und seine Durchschlagskraft ist nur zum Teil bekannt, die Reibung der Luft ist nur vermutungsweise in Rechnung gesetzt, oder oberflächlich geschätzt, der Oberflächenwiderstand des Zieles unbekannt. Und doch ist dieser Vergleich noch zu grob und mechanisch. Das Ziel des Gesetzes ist nicht so eindeutig, wie das Ziel des Schützen, nicht so klar bewußt in allen Einzelheiten, auch wenn das Gesetz einem einzigen Hirn entsprungen ist. In den meisten Fällen ist es als Kompromißprodukt widerstreitender Interessen zwiespältig, wie sich oft erst nachher in der Praxis herausstellt.

Der Verwaltungsapparat, der zu seiner Verwirklichung dient, ist kein mechanisches Instrument, sondern ein beseeltes Wesen, ein Homunculus, der sein eigenes Leben führt, sich selbst Zwecke setzt und nicht immer die Absichten des Gesetzgebers automatisch ausführt, sondern ihnen unter Umständen sogar zwangsläufig entgegenarbeitet. Und auch das Objekt des Gesetzes ist eine beseelte Masse, die nicht mechanischen, sondern individual-psychologischen und massenpsychologischen Gesetzen gehorcht, die der Gesetzgeber nicht immer vorher übersah oder übersehen konnte.

Es erscheint wünschenswert, wichtige Gesetze einmal unter diesem sozialpsychologischen Gesichtspunkte zu betrachten, was meines Wissens bisher nur in geringem Umfange geschehen ist, zum Teil wohl, weil das nötige Material noch nicht vorliegt. Wo dieses möglich ist, soll es in dieser Zeitschrift geschehen. In Betracht kämen z. B. das Pro-

hibitionsgesetz in Amerika, die Steuer- und Finanzgesetzgebung in Deutschland, wenn die Zeit ihres Bestehens vielleicht auch etwas kurz ist und affektive Einflüsse eine objektive Darstellung erschweren.

Bei dem Thema dieses Aufsatzes erscheinen diese Schwierigkeiten überwindbar. Die Unfallversicherung besteht schon seit 1884, Erfahrungen sind genügend gesammelt und das Interesse für das Thema ist immer rege gewesen, wenn auch sozialpolitische Vorurteile und affektive Bedingungen nicht immer die auf diesem Gebiete Arbeitenden unbeeinflußt gelassen haben. Medizinisch sind die einschlägigen Fragen zu einem gewissen Abschluß gekommen, so daß vorläufig darüber nicht viel Neues gesagt werden kann, wohl aber eine befriedigende Darstellung des augenblicklichen Tatbestandes, wie er sich in den Augen des Theoretikers und Praktikers spiegelt, möglich ist.

Die Motive des Gesetzes sind bekannt. Man wollte die Arbeiterschaft dem Staate versöhnen und, wie die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 sagte, „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaft seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, hinterlassen". Die früheren Haftpflichtgesetze genügten nicht mehr angesichts der steigenden Unfallziffer infolge der vermehrten Verwendung von Maschinen und gesundheitsgefährlichen Stoffen. Man hatte das Gefühl, daß „die Produkte der modernen Industrie nicht nur Schweiß, sondern auch Blutspuren trügen" (Lewitzki). Diese Schäden sollten durch die Unfallgesetzgebung gemildert werden. Da es sich bei den Unfallverletzungen in etwa 95 % der Fälle um Wunden, Quetschungen, Knochenbrüche, in etwa 3 % der Fälle um Verbrennungen und Ätzungen handelt, hat man offenbar im wesentlichen an Verstümmelungen als Unfallfolgen gedacht, weniger an innere Leiden.

Da es zu allen Zeiten Betrüger und Simulanten gegeben hat, kann man annehmen, daß der Gesetzgeber auch damit gerechnet hat, aber man wird nicht fehl gehen in der Voraussetzung, daß er die seelischen Eigenschaften des Durchschnittsmenschen und seine Reaktion auf ein derartiges Gesetz nicht deutlich geschaut hat.

„Das gesicherte Leben ist das, was am meisten gedacht wird. Die Gedanken aller Welt pendeln ständig um das gesicherte Leben." [1])

---

[1]) Georg Hermann: Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Berlin, Egon Fleischel, 1915: „Das gesicherte Leben ist das, was am meisten gedacht wird. Die Gedanken aller Welt pendeln ständig um das gesicherte Leben. Es wird sogar noch

Man denke an die Sehnsucht weiter Kreise pensionsberechtigt zu sein. Ein kleiner Rentner oder Beamter wird auf dem Heiratsmarkt höher bewertet als mancher gut verdienende Angestellte. Das Bestreben einen Unfall auszunutzen, ist daher menschlich erklärlich. Der verstorbene Psychiater Cramer ging sogar soweit, solche Bereicherungsideen als ganz normale Vorgänge in der Psyche auch der Besten unseres Volkes zu bezeichnen (Südwestdeutsche Neurologenversammlung 1907). Wieviel mehr wird dieses zutreffen für die Besitzlosen, „welche weiter kein Angebot als ihren Dienst haben, welche mit ihren Knochen handeln". Man kann sich daher vorstellen, mit welchen Blicken sich die Augen von mehr als 20 Millionen Menschen auf den geldspendenden Versicherungsmechanismus wenden, dessen Kapitalien unerschöpflich zu sein scheinen. Wenn auch die Versicherungsgesetze die Gewährung eines Schmerzensgeldes und die Ersetzung eines Sachschadens ausdrücklich ablehnen, so ist doch die Vorstellung dieser Verpflichtung unausrottbar und weit verbreitet, als Ausdruck eines gewissen primitiven Sozialismus, der für unsere Zeit charakteristisch ist. Bei der Erhebung unberechtigter Ansprüche fehlt das Bewußtsein des Widerrechtlichen, wie es vorhanden sein würde, wenn ein einzelner geschädigt werden sollte; genau wie der Steuerhinterzieher selten moralische Skrupel empfindet. Die Begehrlichkeit wird natürlich um so größer sein, je größer der erwartete Gewinn ist. Aber auch um lächerlich kleine Renten wird oft ein erbitterter Kampf geführt. Die Arbeit ist durch die industrielle Mechanisierung leider gefühlsmäßig sehr entwertet worden und manche ziehen es vor, lieber zu darben und weniger zu arbeiten, als bei voller Beschäftigung ihr Auskommen zu haben.

Reine Simulation, d. h. Vortäuschung eines Unfalls oder einer Krankheit, oder Selbstverletzung spielten keine so große Rolle, wie man nach obigem vielleicht annehmen könnte. Gewiß haben früher

---

mehr gedacht als Frauen, von denen doch gleichsam jedem Manne das ganze Geschlecht als Gedankenreservat zugeteilt ist. Der Mann vom ungesicherten Leben ist fast zwangsläufig dazu verdammt, an das ungesicherte Leben zu denken." „Der Arme kann nichts denken als Geld," sagt Wilde — und er macht für seine Person dem gesicherten Leben seine allertiefste Verbeugung, wenn er sich zu der Äußerung bekennt: „Besser ein ständiges Einkommen haben, als zu faszinieren." Der Mann aber vom gesicherten Leben vergißt nie, daß er das gesicherte Leben besitzt und nur die eine Aufgabe kennt, es zu bewahren. Und der Mann vom ungesicherten Leben vergißt noch weniger, daß er es nicht besitzt und daß es — wenn irgendwie angängig — seine einzige Aufgabe ist, es zu erringen, ganz gleich, mit welchen Mitteln.

die Ärzte vielleicht die Rolle der reinen Simulation unterschätzt, bis der Krieg zeigte, wie weit unter Umständen die Betrügerei auf diesem Gebiete gehen kann. „Im Krieg wurden Gasvergiftung, Verschüttung, „Nervenschock“, positive Wassermannsche Reaktion, ja eine ganze „Neurotikeranamnese“ aus betrügerischen Gründen falsch angegeben. Während des Krieges stellten sich ferner zahlreiche zu Untersuchende und zu Begutachtende als möglichst schon vor dem Kriege (konstitutionell) krank hin, um nicht (nicht mehr) kriegsverwendungsfähig geschrieben zu werden. Nach dem Kriege, bei der Erlangung einer Militärrente mußte die von den Rentenbewerbern früher selbst gelieferte Anamnese abgeändert werden; die eigentliche „Nervenkrankheit“ sei eben doch erst „durch den Krieg“ gekommen.“ [1])

Die Versuche, Krankheit vorzutäuschen (durch Einschütten von Zucker oder Eiweiß in den Urin, durch Vorzeigen der Ausscheidungen anderer wirklich kranker Patienten, sich lahm stellen, Klagen über nicht vorhandene Schmerzen u. dgl.) oder künstlich hervorzurufen durch absichtliche Verletzungen mit Ätzmitteln, Einspritzungen, Schußwaffen, Quetschungen der Hände durch die Kupeetüren bei der Abfahrt zur Front, Einstreuen von Kalk in die Augen sind allgemein bekannt geworden.

Solche krassen Fälle sind in der Unfallpraxis sehr selten, weil der Drang nach der Rente doch wohl nicht ein so mächtiges Motiv darstellt, wie die Todesfurcht im Kriege.

Viel häufiger ist es, daß der Rentensucher eine alte Krankheit verschweigt, damit er vor dem Unfall gesund erscheint, daß er eine alte Krankheit auf den Unfall zurückführt und daß er seine Beschwerden übertreibt. Eine besondere Unredlichkeit liegt dabei nicht einmal immer vor. Alte schleichende Leiden kommen dem Menschen manchmal zum erstenmal zum Bewußtsein, wenn er durch einen Unfall veranlaßt wird, seinen Körper genauer zu beobachten. Daß eine Krankheit aus inneren Ursachen oder durch äußere, uns noch nicht bekannte oder nicht nachweisbare Agentien entstehen kann, ist dem Durchschnittsmenschen noch nicht geläufig. Er steht noch auf einem ähnlichem Standpunkt wie der primitive Mensch, der jede rätselhafte Krankheit auf Gift oder Zauberei zurückführt, und verlangt eine für ihn begreifliche naheliegende Ursache, in diesem Fall ist es der Unfall. Manche Übertreibung ist auf Überängstlichkeit zurückzuführen, sei es, daß der Verletzte um sein liebes Leben besorgt ist,

[1]) M. Reichardt: Unfall u. Invaliditätsbegutachtung. Jena, Gustav Fischer, 1921.

oder fürchtet, daß der begutachtende Arzt zu rigoros sei und die wirklichen Beschwerden nicht hoch genug einschätze.

Auch die Herabsetzung der Leistungsfähigkeit, welche durch jede längere Unterbrechung der Berufsarbeit schon beim Gesunden eintritt, wird manchmal vom Verletzten als krankhaft empfunden.

Dieses Verhalten eines Teils der Versicherten war nach den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens logisch zu erschließen und vorauszusehen, wenn auch wohl nicht in seiner praktischen Tragweite abzuschätzen. Anders liegt es mit den Reaktionsweisen, welche auf irrationellen Momenten beruhen. Die Bedeutung der Suggestibilität und der Affektivität ist erst in den letzten Jahrzehnten einigermaßen erfaßt worden, nicht zum wenigsten auf Grund der Erfahrungen mit der Unfallgesetzgebung. Auf keinem Gebiete ist der Mensch so sehr Fremdeingebungen und Autosuggestionen zugänglich, als auf dem der Gesundheit. Es ist bekannt, wie kritiklos auch der Arzt seiner eigenen Krankheit gegenüber steht und entweder sinnloser Hypochondrie oder unbegründetem Optimismus unterliegt. Wunsch und Furcht, nicht die Logik beherrschen seine Gedanken. Der Medizinstudent, der jede im Kolleg besprochene Krankheit sofort im eigenen Körper zu spüren glaubt, ist ja fast sprichwörtlich. Wieviel mehr müssen diese Kräfte wirksam sein bei einem Menschen, der noch unter den Nachwirkungen der Schrecken eines Unfalls steht und von den Gedanken an die möglichen Folgen — Arbeitsunfähigkeit und mehr oder weniger große Rente, oder aber auch verminderte Arbeitsfähigkeit und keine Rente — beherrscht wird. In diesem Moment ist er allen Eingebungen und Einbildungen besonders zugänglich. Das Bluten der Wunde täuscht ihm eine schwere Verletzung, der Verband das Gefühl einer Lähmung vor. Der besorgte Zuspruch der Verwandten und Bekannten wirkt in ähnlicher Weise, wie daraus hervorzugehen scheint, daß man unter den „hysterischen“ Unfallkranken auffallend viel verheiratete (Kräpelin 70 %) findet. Unvorsichtige oder mißverstandene Äußerungen des ersten behandelnden Arztes wirken in ähnlicher Weise. Wenn er vielleicht bei dieser Gelegenheit ein altes harmloses Leiden, Krampfadern (erweiterte Blutadern) oder Wanderniere (locker befestigte Niere) feststellt, so glaubt der Verletzte ohne weiteres, daß es sich um Unfallfolgen handelt und schließt aus dem Namen auf besonders bösartige Leiden: Die Krampfadern machen Krämpfe und Schmerzen, die Niere wandert wie ein Tier im Körper herum. Die Verhandlungen mit der Berufsgenossenschaft wirken vielfach ähnlich suggestiv. In dem Schreiben der Be-

rufsgenossenschaft wird vielfach schon von einem Unfall, von einem Verunglückten oder Verletzten gesprochen, wenn noch gar nicht nachgewiesen ist, daß ein Unfall im Sinne des Gesetzes stattgefunden hat. Ja bei der amtlichen Unfalluntersuchung wird dem Versicherten geradezu der Satz in den Mund gelegt: „Infolge des Unfalls werde ich erwerbsbeschränkt und beanspruche Rente“, oder dergleichen (Reichardt). Auch das Beispiel anderer Unfallkranken und Rentenbezieher wirkt suggestiv, so daß bei dem unbedeutendsten Ereignis sogleich ein Unfall angemeldet und Zeugen aufgegeben werden. Mit Recht hat man ferner darauf hingewiesen, daß es als ehrenvoller gilt einen Unfall erlitten zu haben, ein „Opfer auf dem Schlachtfelde der Arbeit“ zu sein, als eine gewöhnliche Krankheit zu haben, wie es ja auch im Kriege deutlich zutage trat, wo die „kranken Soldaten“ immer gegenüber den „verwundeten Helden“ zurücktreten mußten.

Außer der Suggestion spielt eine nahe damit verwandte und oft nicht davon zu trennende Erscheinung eine große Rolle, das ist die körperliche Ausstrahlung der Gemütsbewegungen. Suggestion und Gemütsbewegungen haben einen starken Einfluß auf das vegetative Nervensystem, welches die unwillkürlichen Verrichtungen des Körpers reguliert (Herz- und Blutgefäße, Verdauungs- und Geschlechtsorgane, Drüsen usw.). Durch Gemütsbewegungen wie durch Suggestion können so körperliche Störungen auftreten, welche den Eindruck des Krankhaften machen: Herzklopfen, Erröten, Erblassen, Magen-Darmstörungen, Aussetzen der Menstruation, Zittern und dergl. mehr. Manche Menschen sind befähigt, diese Störungen, wenn sie einmal da sind, bis zu einem gewissen Grade willkürlich festzuhalten, oder sogar, wenn sie verschwunden sind, wieder hervorzurufen, indem sie sich wieder in dieselbe Gemütslage versetzen.

Diese Menschen stehen vielleicht schon an der Grenze des Normalen, aber Reichardt hat mit Recht betont, daß die Reichsversicherungsordnung zwar für den geistig normalen Durchschnittsmenschen geschaffen sei, daß aber ein nicht geringer Teil der Bevölkerung (etwa 3—4 %, vielleicht noch mehr), abgesehen von den Geisteskrankheiten im landläufigen Sinne, mehr oder weniger geistig abnorm („nervös“) veranlagt ist und daher oft psychopathisch auf einen Unfall reagieren wird.

Die Erfahrungen, welche man mit dem Unfallversicherungsgesetz gemacht hat, werden nach den vorstehenden Ausführungen erklärlich. Von 1889 bis 1903 vermehrten sich in der Industrie die Versicherten um 57 %, die Unfälle um 171 %, in der Landwirtschaft bei noch

geringerem Anwachsen der Arbeitermenge die Unfallziffer um 395 %. Als Gründe dafür werden angeführt: Vermehrte Maschinen, mangelhafte Verhütungsmaßregeln, Arbeitermangel und infolgedessen schnelleres Arbeiten. Wichtiger ist aber wohl, wie Thiem bemerkt, wachsende Kenntnis der Gesetzgebung und ihre berechtigte und unberechtigte Ausnutzung, welche naturgemäß die ländliche Bevölkerung später lernte. Eine auffällige Erscheinung war die verlangsamte Heilung der Verrenkungen und Knochenbrüche, wie schlagend zutage trat bei einem Vergleich mit Holland, solange es noch nicht die Unfallgesetzgebung eingeführt hatte. Schlüsselbeinbrüche, die nach dem Lehrbuch in 40 Tagen heilen sollten, heilten jetzt bisweilen erst in acht Monaten. Bei der Behandlung der Gelenkleiden spielt frühzeitige nicht immer schmerzlose Übung eine große Rolle, um Steifigkeiten zu verhüten, welche später durch Übungen oft nicht mehr zu beseitigen sind. Der Versicherte hat es begreiflicherweise weniger eilig mit der Wiederherstellung, zumal er ja für seinen guten Willen schließlich mit Entzug der Rente „bestraft" wird. In noch krasserer Weise hat man dieses später bei den Kriegsbeschädigten sehen können, wo manche unheilbare Gelenkversteifung durch mangelhafte Übung entstanden ist. In vielen Fällen war das betreffende Gelenk überhaupt nicht verletzt gewesen, sondern nur ein benachbarter Gliedabschnitt. Braun berichtet 1907, daß im Jahrzehnt vor dem Inkrafttreten der Unfallversicherung von allen Verletzten 0,26 % erwerbsunfähig, 1,58 % Halbinvalide wurden, im folgenden Jahrzehnt aber 6,6 % erwerbsunfähig und 2,4 % Halbinvalide. Im ersten Jahrzehnt war darunter keine nervöse Erkrankung, im zweiten Jahrzehnt in der Mehrzahl nur nervöse Erkrankungen. Es handelte sich hierbei in der Mehrzahl der Fälle um die von Oppenheim 1889 beschriebene sogenannte traumatische Neurose, ein Krankheitsbegriff, der heutzutage von den meisten Ärzten abgelehnt wird. Oppenheim nahm an, daß hier durch körperliche und seelische Erschütterungen allerfeinste molekulare Veränderungen des Gehirns und Rückenmarks entstanden seien. Schon 1866 hatte Erichsen ähnliche nach Eisenbahnunfällen in England beschrieben und als körperliche Erkrankung des Rückenmarks gedeutet. Immer waren es Leute, welche Haftpflichtansprüche an die Eisenbahn machen wollten und sich daher unter ähnlichen seelischen Bedingungen befanden wie Unfallversicherte. Heutzutage haben die Ärzte besonders unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen einsehen gelernt, daß von einer materiellen Schädigung des Nervensystems durch den Unfall bei diesen Kranken keine

Rede sein kann, sondern daß die schädigende Ursache in der Tatsache des Versichertseins und den damit verknüpften Erwartungen und Befürchtungen zu suchen ist. Oppenheim hatte diesen Fällen eine überaus düstere Prognose gestellt und sie fast für unheilbar erklärt. Sie sind es auch, solange sie Aussicht haben, eine Rente zu bekommen. Es handelt sich durchweg um schon vorher nervöse Leute, welche nun nach dem Unfall jene im Kriege so bekannt gewordenen Bilder zeigen: Hypochondrische Wehleidigkeit, Zittern, scheinbare Lähmungen und Kontrakturen der Glieder, Herzbeschwerden, Wallungen, Magenbeschwerden, Kopf- und Rückenschmerzen. Bei Nichtversicherten treten diese Beschwerden seltener auf und verschwinden meist in einigen Monaten. Die Verletzungen bei Mensuren, die Unfälle der Rennreiter führen nicht zu traumatischen Neurosen. Ebensowenig die psychischen Erschütterungen und Verletzungen, denen Frauen bei Geburten ausgesetzt sind. Die Erfahrungen in Ländern ohne Unfallversicherung oder mit einmaliger Kapitalabfindung reden eine noch deutlichere Sprache. In Deutschland ist eine Abfindung nur auf Antrag des Versicherten möglich und auch dann nur, wenn die Rente nicht mehr als 20 % beträgt. Durch den schleppenden Gang des Entschädigungsverfahrens, durch die häufigen Nachuntersuchungen und bürokratischen Schwierigkeiten entsteht dann die Rentenneurose, wie man die traumatische Neurose zweckmäßigerweise nennen sollte. Das Bewußtsein, daß sie nur so lange eine Rente erhalten, als sie krank sind, erstickt bei den Kranken jede Besserung im Keime. Sie betonen zwar mit Emphase, daß sie alles tun, um wieder gesund zu werden, nehmen wohl auch im Anfang das eine oder das andere Mal die Arbeit wieder auf, versagen aber in der Regel schon nach wenigen Tagen, um nunmehr um so ausgesprochenere Krankheitserscheinungen darzubieten. Sie sitzen tatenlos im Hause oder in der Schenke herum. Wenn sie durch eine Rentennachprüfung nicht behelligt werden, pflegen sie sich zu bessern, bei jeder bevorstehenden Nachuntersuchung tritt dann meistens prompt wieder eine Verschlechterung ein.

Ein gewisses Querulantentum ist bei veralteten Fällen die Regel. (Ein Fall Schultze's, der eine unerhebliche Verletzung erlitten hatte, beschäftigte 10 mal die Schiedsgerichte, 8 mal das Reichsversicherungsamt. Seine Akten umfaßten 724 Blätter und seine Erledigung war immer noch nicht abzusehen. Freiwillige Aufgabe der Rentenansprüche sah Schultze selten und nur bei Geisteskranken!) Sie stehen dem Arzte mit tiefem Mißtrauen gegenüber in dem Glauben, daß er ja doch nur dafür bezahlt werde, die Rente zu drücken. Wie

sehr das Rentenverfahren geeignet ist, das Querulantentum zu züchten, kann man daran sehen, daß in einem Jahre 400000 Bescheide erteilt wurden, an die sich 170000 Prozesse knüpften. In der Unfallversicherung kommt es in 20—30 % der Fälle zu Rekursen, von denen 80 % abgelehnt werden. Das Prinzip der Kostenlosigkeit, das früher schrankenlos durchgeführt war und auch jetzt noch im wesentlichen besteht — nur die Kosten, die durch offenbare Böswilligkeit entstanden sind, sowie Gutachten, die nach Ansicht der Behörde überflüssig sind, müssen vom Rentensucher getragen werden —, ist geeignet, die Prozeßsucht zu steigern. Ausgesprochener Querulanten- und Verfolgungswahn tritt aber wohl nur bei speziell dazu Veranlagten im Laufe der Zeit auf.

Als besonders verderblich hat sich die Bestimmung erwiesen, daß dem Versicherten das ärztliche Gutachten zugängig gemacht werden muß, da er auf diese Weise erfährt, auf welche Symptome besonderes Gewicht gelegt wird und er so unwillkürlich oder auch willkürlich dazu kommt, sie zu verstärken. Noch schlimmer, wenn sich im Gutachten gar eine (wie wir heute wissen, ganz unbegründete) Andeutung von der Unheilbarkeit der „traumatischen Neurose“ findet. Eine verhängnisvolle Voraussage! Der rationalistische Römer sagte vom Orakelgott: „quod jubet ipse canendo, fit fatum, d. h. was er durch die Prophezeiung gewissermaßen selbst befiehlt, wird Schicksal.“

Über die Häufigkeit der Unfallneurosen findet man die widersprechendsten Statistiken. Je größer die statistischen Zahlen sind, um so kleiner pflegt der Prozentsatz der Neurosen zu sein. Merzbacher fand unter 85000 Unfälle 13 Neurosen. Schultze und Stursberg unter 14259 Unfällen 24 Neurosen. Dagegen fand Blind unter 905 unfallverletzten Elsässern 6 % Männer und 12 % Frauen nervös erkrankt. Von den landfremden Italienern waren gar 39 % neurotisch. Diese großen Unterschiede in den Angaben der Autoren erklären sich unschwer dadurch, daß die meisten Neurosen mit chirurgischen Diagnosen verkappt durch die Akten gehen. Durch einfaches Auszählen der Diagnosen ist daher keine brauchbare Statistik zu gewinnen, höchstens durch eingehendes Studium der Gutachten und auch da wird man nur Minimalzahlen erreichen. Fest steht nur, daß die sogenannten traumatischen Neurosen seit 1890 zugenommen haben, die Unfalltodesfälle aber nicht! Ein sicherer Beweis, daß nicht eine Zunahme der äußeren physikalischen Schädlichkeiten als Ursache anzunehmen ist, sondern daß die Verletzten jetzt anders reagieren, offenbar aus psychologischen Gründen.

Wenn wir das bisher Gesagte zusammenfassend überschauen, so sehen wir, daß sich nicht alle Erwartungen des Gesetzgebers erfüllt haben. Eine Versöhnung der Arbeiter mit der kaiserlichen Regierung ist nicht erreicht worden. Es sind zwar viele unheilbare Unfallsfolgen durch Renten erträglicher gestaltet, viele heilbare Schäden durch zweckmäßige Behandlung beseitigt worden, aber es wurden auch durch die Unfallgesetzgebung Krankheitszustände erzeugt, die früher zu den größten Seltenheiten gehörten, jetzt aber jedem Arzte geläufig sind. Man könnte das Sprichwort, daß derselbe Speer, der Wunden schlägt auch Wunden heilt, in diesem Falle umkehren. (Schluß folgt.)

Das Alkoholverbot in Amerika.

Von

Anton Delbrück, Bremen.

(Schluß.) [1])

Zur Psychologie des Gemeindeverbotes müssen wir nun aber noch einmal auf die Ventiltheorie zurückkommen, auf die ich oben bei Erwähnung der Staatsverbote in den Negerstaaten hinwies. Etwas Ähnliches führt man für die Ermöglichung des Gemeindeverbots und zugleich als eine Begrenzung seines Wirkungsbereiches an. Das sei an einem Beispiel von Groß-Boston erläutert: Dasselbe besteht aus etwa 20 Stadtgemeinden, nämlich aus Alt-Boston und zahlreichen Wohngemeinden oder „Gartenstädten". Die letzteren haben seit langem alle miteinander ihr Gemeindeverbot, aber — wie man meint — nur deshalb, weil die Bewohner zwar keine Saloons in der Nähe der eigenen Wohnung haben wollen, sich aber in den Wirtschaften von Alt-Boston schadlos halten können. Andererseits aber wird berichtet, daß sich bei derartigen nahe beieinander gelegenen Gemeinden in denjenigen, die kein Gemeindeverbot haben, die Trinker und die mit ihnen vergesellschafteten Elemente ansammeln und so vielfach eine wachsende Stimmung für das Gemeindeverbot auslösen; die Folge davon ist dann, daß diese Gemeinden bald dem Beispiel der Nachbargemeinde folgen. Eine ähnliche Beobachtung hat man in der Provinz Hannover mit rigorosen Maßnahmen gegen die Vagabunden gemacht. Auch hier mußten sich die anfangs lauen Gemeinden schleunigst dem Beispiel der Nachbargemeinden anschließen, wenn sie nicht erheblich unter der Konzentration der Vagabunden leiden sollten. Diese Argumentation leuchtet ein und es mag wohl sein, daß auf diese Weise die

---

[1]) Die erste Hälfte wurde im 1. Heft dieser Zeitschrift, S. 34—44 gebracht.



alkoholgegnerische Stimmung durch allmähliche Verbreitung des Gemeindeverbotes wesentlich gefördert worden ist. Als weiterer Vorzug dieses Systems wird gerühmt, daß es damit leichter möglich ist an gefährdeten Orten der Übermacht der Prohibitionsgegner auszuweichen und umgekehrt diesen Gedanken in den in der Hauptsache bereits gewonnenen Distrikten feste Wurzel schlagen zu lassen. So führte gerade dieses System zu dem Zustand, den wir eingangs erwähnten, daß sich einerseits die abschreckenden Beispiele der Trunksucht an vielen Orten konzentrierten, auf der anderen Seite aber — namentlich in den Farmerstaaten — der Gedanke der Abstinenz die Form einer festgegründeten Volkssitte annahm.

Nachdem auf diese Weise trotz eines gewissen Mißerfolges des Prinzips des Staatsverbotes die alkoholgegnerische Idee schon um die Wende des Jahrhunderts immer fester Wurzel geschlagen hatte, setzte nun überraschender Weise im Jahre 1907 eine neue Bewegung für den Gedanken des Staatsverbotes ein, die mit nur geringen Schwankungen immer mächtiger anwuchs und dazu führte, daß von 1908 bis 1917 die Zahl der Prohibitionsstaaten von 3 auf 30 anwuchs. Dabei ist sehr interessant zu beobachten, daß auch die grundsätzlichen Anhänger des Staatsverbotes zunächst sehr wenig Hoffnung auf baldige Verwirklichung ihrer Ideale hatten. Das ergibt die Durchsicht der damaligen alkoholgegnerischen Literatur und auch Frau Spörri Seidlmann, eine Österreicherin, die um jene Zeit und im letzten Jahre wieder Amerika bereiste, berichtete neuerdings wiederum, wie wenig Hoffnung man sich damals auf die Erreichung des Zieles machte. Seit 1911 aber stellte man die Forderung eines Staatsverbotes für die Gesamtunion auf und diese Bewegung endigte dann eben mit dem heute noch gültigen nationalen Verbot vom 29. Januar 1919, in Kraft seit dem 19. Januar 1920.

Auf die sehr verschlungenen Pfade der Gesetzgebung im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß alle jene Staats- und Gemeindeverbote niemals die radikale Vollkommenheit des neuen nationalen Gesetzes erreichten und erreichen konnten, sich meist nur auf das Verbot des Verkaufs beschränkten, nicht auch auf das der Herstellung erstreckten — zum Teil mit Rücksicht auf entgegenstehende Unionsgesetze — und daß die verschiedenen einzelstaatlichen Gesetze mancherlei Abweichungen untereinander boten. Auch die vorbereitenden Gesetze während des Krieges müssen wir übergehen und wollen nur noch hervorheben, daß der Krieg außer durch die schon oben erwähnte Unmäßigkeit, viel-

leicht noch in einem anderen Sinne fördernd auf das Zustandekommen des Gesetzes eingewirkt hat. In Amerika stellen das Hauptkontingent der Bierbrauer und der Biertrinker und damit der Prohibitionsgegner die Deutschen. Die Brauer sind vielfach die Führer des Deutschtums. Prohibition bedeutete Vernichtung des deutsch-amerikanischen Kapitals und so konnte es nicht ausbleiben, daß der Deutschenhaß den Prohibitionsgedanken während des Krieges wesentlich förderte.

Aber auf das jetzt gültige Recht müssen wir noch etwas näher eingehen. Der 18. Zusatz zur Bundesverfassung besteht nur aus einem einzigen Artikel, der die Herstellung und den Verkauf oder Transport von berauschenden Getränken, wie auch ihre Einfuhr und Ausfuhr in den Vereinigten Staaten und in allen deren Gerichtsbarkeit unterstellten Gebieten verbietet. Was man aber unter berauschenden Getränken zu verstehen hat und alle sonstigen Ausführungsbestimmungen zu diesem drakonischen Gesetz sind nicht in diesem Artikel der Verfassung gegeben, sondern erst in einem späteren vom Senat und Repräsentantenhaus angenommenen gewöhnlichen Ausführungsgesetz dem sogenannten Volstead-Akt vom 8. Oktober 1919, das also nicht den Eingangs erwähnten schwierigen Bedingungen, wie die Verfassungsänderung, entsprungen ist, sondern auf dem gewöhnlichen Wege der Gesetzgebung angenommen wurde und also auch abgeändert werden *könnte*. Insofern wäre es möglich, was die Prohibitionsgegner in unseren Zeitungen uns immer wieder erzählen, daß das Gesetz demnächst z. B. zugunsten von Wein und Bier, wesentliche Milderungen erfahren werde. Vorläufig aber ist es nicht wahrscheinlich, daß das eintreten wird.

Die innerliche Stellungnahme des durchaus demokratisch gesinnten Amerikaners zu seinen Gesetzen ist bei allem Respekt vor Amerika und seiner Verfassung doch insofern vielleicht wieder eine kritische und skeptische, als er eben die Gesetze als von sich selbst gegeben ansieht, sich berechtigt glaubt, sie abzuändern und ihre Gültigkeit anzuzweifeln, wie anderes Menschenwerk eben auch. So haben denn bald nach Verkündigung des Gesetzes die Prohibitionsgegner — worunter in diesem Fall nur die im gesamten Alkoholgewerbe tätigen Interessenten zu verstehen sind — einen energischen prozessualen Feldzug dagegen eröffnet, für den sie um schweres Geld die gewiegtesten Rechtsanwälte der Vereinigten Staaten engagierten. Der Richter seinerseits nun ist nach Auffassung der Amerikaner berufen, „die Gesetze auszulegen“. In der internationalen Rechtsprechung, so z. B. bei Handelsverträgen, ist deshalb das amerikanische Ober-

gericht gefürchtet, weil es durchaus nach amerikanischer Auffassung, die eventuell recht erheblich von dem des anderen vertragschließenden Partners abweichen kann, die Gesetze auslegt. Die bezüglichen Urteile des Obergerichtes in all diesen Prozessen um das Prohibitionsgesetz sind deshalb wohl beachtenswert, indem sie die Sinnesart des amerikanischen Volkes wiederspiegeln. Und da ist nun festzustellen, daß diese Urteile bisher immer zuungunsten der Prohibitionsgegner ausgefallen sind. Nachdem die Gültigkeit des Gesetzes überhaupt erfolglos angefochten war, richtete sich der Angriff hauptsächlich auf den Begriff der berauschenden Getränke, der in dem 18. Verfassungszusatz nicht näher präzisiert, von dem Ausführungsgesetz aber dahin festgelegt wurde, daß darunter alle Getränke mit mehr als $^1/_2$% Alkohol, also nahezu aller Wein und alles Bier, zu verstehen sein sollen. Diese Bestimmung ist im wesentlichen getroffen in Anlehnung an Vorbilder in den Verbotsgesetzen der Einzelstaaten und ist vom Obergericht als zu Recht bestehend wiederum anerkannt. Sodann kollidierten in manchen Ausführungsbestimmungen der Staaten, die früher schon Prohibitionsgesetze hatten, Unions- und Staatsgesetz. In diesen Fragen hat das Obergericht entschieden, daß in allen Zweifelsfällen immer die strengere gesetzliche Bestimmung Gültigkeit haben soll. Ein weiterer Angriffsplan der Prohibitionsgegner bestand darin, daß sie ein medizinisches oder Gesundheitsbier anerkannt haben wollten, weil die ärztliche Verordnung alkoholischer Getränke nach dem Volstead-Akt zulässig ist. Der oberste Appellationsgerichtshof hat aber jetzt nach 3jährigem Prozessieren entschieden, daß ein Gesundheitsbier überhaupt nicht anzuerkennen sei, was insofern praktisch von besonderer Wichtigkeit ist, als ein „Gesundheitsbier", wenn überhaupt zulässig, natürlich in weitem Umfange zum Schmuggeln und zu Umgehungen des Gesetzes Gelegenheit geboten haben würde. Hinsichtlich der ärztlichen Verordnungen ist nun weiter höchst interessant, daß manche der Einzelstaaten in ihren früheren Gesetzen eine solche nicht zuließen und es dabei nun, wie oben angedeutet, in den betreffenden Staaten natürlich geblieben ist. Diese Beispiele mögen genügen, um die Einstellung des amerikanischen Obergerichtes als Ausfluß der Volksmeinung zu der ganzen Frage zu charakterisieren. In diesem Zusammenhang sei aber noch erwähnt, daß die amerikanische medizinische Gesellschaft 1917 folgende Erklärung abgab: „Weil wir glauben, daß der Gebrauch von Alkohol als Getränk die Tätigkeit der menschlichen Organe (Human economy) schädigt, und weil der Alkohol im Gebrauch der Heilkunde als ein Gewebsspannung

erhöhendes Mittel (Tonic), als Reiz-(Stimulant), oder Nährmittel nicht auf wissenschaftlicher Basis beruht, so beschließt die amerikanisch-medizinische Gesellschaft, Alkohol als Getränk und als Heilmittel abzulehnen".

Und nun zum Schluß die Frage: Wie funktioniert das Gesetz? Stehen alle diese drakonischen Bestimmungen nur auf dem Papier, oder gelingt es, oder wird es gelingen, ihnen Achtung zu verschaffen? „In Amerika wird ja jetzt viel mehr getrunken wie früher!" Es ist merkwürdig wie oft selbst von sonst urteilsfähigen Menschen derartige Behauptungen jetzt gläubig hingenommen und ernsthaft weitergegeben werden. Es ist doch nicht gut möglich, daß der Alkoholverbrauch zugenommen hat, nachdem alle Reklame, aller Anreiz zum Trinken in Wegfall gekommen ist, wofür Brauer und Brenner so viel Geld auszugeben pflegten. Aber bei sorgfältigem Nachforschen gelingt es allerdings, einige Körnchen Wahrheit in jenem Urteil zu finden. Ein deutsch-amerikanischer Großindustrieller New Yorks schrieb, um sein Urteil über die Prohibition gebeten, etwa folgendes: „Ich bin selbst nie abstinent gewesen, habe aber oft das ganze Jahr durch kaum ein Glas an den Mund gesetzt. Früher fragte kein Mensch danach. Jetzt gibt man mir, wenn ich eingeladen bin, keine Ruhe, bis ich mittrinke. Früher habe ich oft meine Freunde bei mir gesehen, ohne ihnen alkoholische Getränke vorzusetzen und keiner hat Anstoß daran genommen. Jetzt würden mir das meine Freunde übel nehmen." Ähnliche Berichte bekommt man jetzt häufig aus Amerika. Auch in Norwegen sollen gewisse Kreise seit Einführung des Halbverbots die Umgehung des Gesetzes als Sport betreiben. Man wird aber kaum annehmen können, daß in Amerika eine derartige Opposition, die etwa der des trotzigen Schulbuben entspricht, das Verbotsgesetz ernsthaft und auf die Dauer gefährden werde. Zum Teil wird auch berichtet, daß dieser Sport jetzt schon den Reiz der Neuheit verloren habe. Ferner wird nun in Amerika, ebenso wie bei uns in Deutschland, neuerdings viel mehr getanzt als früher und da berichtet Küppersbusch, daß die junge Lebewelt vielfach mit ihren Autos aus den Städten auf das Land hinausfahre und daß in diesen jetzt von den Städtern stark frequentierten ländlichen Tanzlokalen mehr getrunken werde, als früher. Derartige Beispiele von umschriebener Vermehrung des Alkoholverbrauchs würden sich wohl noch vermehren lassen. Bei allen solchen Berichten muß man aber bedenken, daß naturgemäß die Umgehung des Gesetzes am häufigsten in den — höheren und niederen — Gesellschaftskreisen vorkommt, in denen

drüben und hüben ein reger internationaler Verkehr mit dem durchaus in den Anschauungen alt überlieferter Trinksitten befangenen Europäern stattfindet. Alle derartigen unmittelbaren Berichte stammen wohl auch aus solchen Kreisen. Auf direkte persönliche Berichte ist man aber in erster Linie angewiesen, wenn man sich ein Urteil über die Sache bilden will, denn unsere Zeitungsberichte entspringen wohl ausnahmslos den Propagandazentralen der jetzt international organisierten, am Alkoholgewerbe interessierten Kapitalisten und sind deshalb mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Bei den naiven unmittelbaren Berichten ist aber außerdem wohl zu beachten, daß sie zum größten Teil aus den internationalen Verkehrszentren wie Chikago oder New York stammen, deren Wohnbevölkerung etwa zur Hälfte aus neu eingewanderten Europäern besteht. Wir betonten bereits, daß sie das Hauptkontingent der Prohibitionsgegner stellen. Aber Küppersbusch sagt, daß in guter, altamerikanischer Gesellschaft alkoholfreie Lebensgewohnheiten die Regel bilden. Daß sie namentlich in den Farmerstaaten vorherrschend sind, haben wir ebenfalls hervorgehoben und es wird für die Zukunft der Verbotsgesetzgebung gewiß von Bedeutung sein, ob und inwieweit der landwirtschaftliche Mittelstand sich und seine Rechte in den Vereinigten Staaten behaupten wird.[1]) Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß gerade dieser Mittelstand in den kirchlichen Gemeinschaften seit langem gut organisiert ist, was bei den mehr proletarischen Alkoholverbrauchern der großen Einwanderermassen weniger in Betracht kommt.

Wie groß tatsächlich der Verbrauchsrückgang infolge des Gesetzes gewesen ist, läßt sich natürlich in einwandfreien Zahlen nicht ermitteln. Die Prohibitionsgegner schätzen ihn auf etwa 70 %, die Prohibitionsfreunde auf 85—90 %, so daß der jetzige Verbrauch sich auf etwa 10—30 % des früheren stellen würde. Da sind nun die Meinungen geteilt, ob dieser Rückgang von 70 % ein befriedigendes Ergebnis sei oder nicht. Manche erklären, daß man nicht mehr verlangen könne, andere sagen, es sei nicht genug um die erheblichen Mängel sittlicher Korruption dafür in Kauf zu nehmen, die durch die unvermeidlichen Umgehungen des Gesetzes ausgelöst sei.

Darauf erwidern die Prohibitionsfreunde, daß es auch im alten Europa durchaus nicht gelungen sei, den Diebstahl aus der Welt zu schaffen und es trotzdem niemandem einfalle, ihn für erlaubt zu er-

[1]) Vgl. hierzu Joh. Plenge: „Die Zukunft in Amerika.“ Annalen für Soziale Politik und Gesetzgebung. 1912.

klären und nicht strafgesetzlich zu verfolgen. Ein besserer Vergleich scheint mir der von den Amerikanern auch vorgebrachte mit der Prostitution zu sein. In allen Schichten der Gesellschaft findet auch in Europa in ausgedehntem Maße ein außerehelicher Geschlechtsverkehr statt. Man wird niemals hoffen können, ihn ganz zu unterdrücken und viele, die ihn pflegen, machen auch mehr oder weniger keinen Hehl daraus und halten sich auch bis zu einem gewissen Grade für berechtigt dazu. Trotzdem hat man eine geschlechtliche Promiscuität in zivilisierten Staaten wohl bis jetzt nur in radikalen Kreisen Sowjet-Rußlands proklamiert und denkt nicht daran, die Institution der Ehe abzuschaffen und den außerehelichen Verkehr nicht sittlich zu verurteilen. Die amerikanischen Prohibitionisten weisen ferner darauf hin, daß auch die Sklaverei erst im Laufe dieses Jahrhunderts wirklich ausgerottet sei, obwohl man sie gesetzlich bereits 1865 verboten habe. So müsse man auch mit der Durchführung des Alkoholverbots Geduld haben. Viele Abstinenten wähnten allerdings, mit dem 18. Amendment der Verfassung den endgültigen Sieg errungen zu haben und erwogen zum Teil schon, ob sie ihre Vereinigungen und Propagandaorganisationen auflösen sollten. Daß das ein Irrtum war, haben sie aber bald erkannt und sind jetzt mit dem alten Eifer, mit dem sie früher die Proklamation des Gesetzes erstrebten, an der Arbeit, ihm jetzt überall zur Durchführung zu verhelfen. Sie sehen dabei wohl ein, daß sie der Mitarbeit und Mithilfe der Gesinnungsgenossen der anderen Staaten bedürfen, jetzt viel mehr denn je und haben deshalb, nicht nur aus idealer Begeisterung für die gute Sache in der Welt, sondern aus einem sehr berechtigten, egoistischen Bedürfnis heraus, mancherlei internationale Organisationen geschaffen. Als wichtigste hier in Betracht kommende Aufgabe sei die Unterdrückung des Schmuggels aus anderen Staaten erwähnt, die bei gutem Willen auf diesem Gebiet sicher viel tun könnten, aber freilich bis jetzt noch wenig tun.

Daß Wein und namentlich der noch leichter transportabele Branntwein an den ausgedehnten Grenzen der Union zu Wasser und zu Lande in großen Mengen eingeschmuggelt wird, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Unsere europäische und vollends die sensationslüsterne amerikanische Presse ist ja voll derartiger Anekdoten. Daneben wird berichtet, daß auch in Amerika selbst viel heimlich Schnaps gebrannt und Wein gekeltert werde. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß all dieser mehr oder weniger dilettantische Kleinbetrieb den bisherigen äußerst vollkommenen Großbetrieb im Erfolg

übertreffen sollte. Aus naheliegenden Gründen ist ja natürlich die heimliche Herstellung und Einführung von Bier wesentlich schwieriger und es wird auch viel weniger darüber berichtet.

Sehr merkwürdig ist nun aber, daß man ganz allgemein alle diese unerlaubten Manipulationen als eine Folge des Verbotsgesetzes hinstellt. Man nimmt als selbstverständlich an, daß das alles mit Erleichterungen des Gesetzes wieder aufhören werde: durch Zulassung von Wein und Bier oder auch durch Rückkehr zu den früheren Zuständen der Gemeindeverbote oder der High Licensegesetze. Das ist doch aber wohl äußerst unwahrscheinlich. Bereits in den Berichten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts heben amerikanische Prohibitionsfreunde sicher mit Recht hervor, daß allerdings unter dem Gemeindeverbot zahlreiche verbotene Ausschankstellen von Branntwein existierten, aber sicher in gleicher Zahl unter der Herrschaft des High Licensesystems — neben den vielen erlaubten Saloons. „Moonshine-Whisky", d. h. solcher, dessen Herstellung das Licht zu scheuen hat, gab es, wie dieser seit langem in Amerika bekannte charakteristische Ausdruck beweist, schon lange vor dem Prohibitionsgesetz. Auch in Deutschland klagt man, daß jetzt unter dem Branntweinmonopolgesetz die west- und süddeutschen Obstbrennereien erhebliche Mengen „schwarz" brennen und daß der Preisunterschied des Alkohols für Trinkbranntwein und für kosmetische Zwecke zu hoch und der Anreiz zur teilweisen Verarbeitung zu Trinkbranntwein daher sehr groß sei.[1])

In Amerika klagen ferner die Prohibitionsgegner jetzt viel über die Zunahme der schweren Erkrankungen und Todesfälle infolge von Genuß von Methylalkohol und über die Zunahme des Mißbrauchs der „Drogen", d. h. des Morphiums, Kokains usw. Man übersieht dabei, daß die letzteren Seuchen auch bei uns in Europa trotz weitgehender Toleranz gegen den Alkohol erheblich zugenommen haben und daß ihre Bekämpfung ungleich schwieriger ist, wie diejenige von Branntwein oder gar von Wein und Bier. Der Einwand des verunreinigten schlechten Branntweins, des „gemeinen Kartoffelfusels" wurde auch in Europa schon vor 30 Jahren, als zuerst die Abstinenzforderung erhoben wurde, gemacht. Die Frage ist aber in genügender Weise in dem Sinne geklärt, daß der Fusel, d. h. die höher konstituierten

[1]) Auch im Verbotslande Finnland hat der Alkoholschmuggel nach Uno Studius („Fünf Jahre Alkoholverbot in Finnland", a. d. Schwedischen übersetzt. Berlin, 1925) schon lange vor dem Verbot bestanden und besteht auch jetzt noch in Dänemark u. Schweden, die gar kein Verbot haben.

Alkohole, in den praktisch vorkommenden Mengen im feinen Likör, ebensowohl wie im Kartoffelschnaps nicht schädlicher ist, als der Äthylalkohol. Man sollte sich auch daran erinnern, daß wir Massenvergiftungen mit Methylalkohol in Berlin schon zu einer Zeit gehabt haben, in der man dort noch gar nicht wußte, was ein Alkoholverbot war. Übrigens sind die amerikanischen Berichte über diese Frage stark übertrieben. Nach Hercod stellte sich die Zahl der Todesfälle infolge von Vergiftung mit Methylalkohol in New York auf 8 im Jahre 1917 gegen 15 in 1922. Nach derselben Quelle stiegen während einiger Monate im Jahre 1922 die Erkrankungen an Morphinismus und Kokainismus, weil vorübergehend die in Betracht kommenden gesetzlichen Vorschriften außer Kraft gesetzt waren. Koller faßt das Ergebnis einer ausführlichen amtlichen New Yorker Statistik[1]) wie folgt zusammen: „Die Aufnahmen von Kranken mit anderen Vergiftungen (Morphium, Kokain usw.) sind selten; sie machen in den letzten Jahren ca. 1/2 % sämtlicher Aufnahmen aus und kommen damit den vor dem Kriege gewohnten Zahlen gleich. Auf jeden Fall hat die Prohibition nicht, wie oft behauptet worden ist, eine Zunahme der nicht alkoholischen Vergiftungspsychosen zur Folge gehabt.“

Doch genug der Einzelheiten. Uns kam es hier mehr auf die psychische Einstellung zu der Frage an, als auf die tatsächlich praktischen Folgen des Verbotes, die im einzelnen zuverlässig zu erörtern nicht leicht ist. Es sei deshalb nur kurz das folgende angedeutet: Die gefürchteten und prophezeiten wirtschaftlichen Erschütterungen durch das plötzliche Verbot sind offenbar in keiner Weise eingetreten. Die Möglichkeit einer Entschädigung, die in allen europäischen Staaten bei diesbezüglichen Gesetzen und Gesetzentwürfen eine so große Rolle spielt, ist von den Amerikanern überhaupt nie in Betracht gezogen worden; teils weil es in der amerikanischen Wirtschaft überhaupt nicht üblich ist, auf derartige private Verluste Rücksicht zu nehmen und man es dem einzelnen mehr als bei uns überläßt, sich selbst zu helfen; teils weil wie schon erwähnt die Saloonbesitzer sich keineswegs eines guten Ansehens erfreuten und ihre Entschädigung den Amerikanern um so weniger angezeigt erschien, als es sich bei dem Verbot um ein Interesse der Gesamtheit handelte. Die Umstellung der Betriebe in andere — aller nur erdenklicher Art — hat

[1]) Koller: „Das Krankenmaterial der New Yorker Irrenanstalten mit besonderer Berücksichtigung der Alkoholikeraufnahmen.“ Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, XCI., H. 3/5, 1924.

sich offenbar mit einer überraschenden Leichtigkeit vollzogen und dabei ist es interessant festzustellen, daß die neuen Betriebe vielfach viel mehr Arbeiter beschäftigen, als die alten alkoholischen — schon nach einer vor Jahrzehnten aufgestellten amerikanischen Statistik beschäftigte die Alkoholproduktion, von den landwirtschaftlichen abgesehen, im Verhältnis zum angelegten Kapital außerordentlich wenig Arbeiter: auf eine Million M. nur 36—40 gegen 1172 im Durchschnitt aller Gewerbe. Die Herstellung und der Verbrauch alkoholfreier Getränke oder analoger Ersatzmittel wie Kaffee, Tee, Obst, Marmelade hat in ganz Amerika ungeheuer in den letzten Jahren zugenommen und immer werden die billigen Preise und die gute Qualität dieser Genuß- und Nahrungsmittel gerühmt. Allgemein wird über Hebung des Wohlstandes in bezug auf Wohnung, Kleidung, geistige Genüsse, über Zunahme der Spareinlagen, Besserung der Gesundheitsverhältnisse, Abnahme der Kriminalität usw., berichtet. An all diesen günstigen Folgen des Verbotsgesetzes kann man wohl nicht zweifeln, wenn auch die Einschätzung ihrer Höhe im einzelnen mancherlei Schwierigkeit bietet, weil alle diese Ergebnisse nicht nur von dem Alkoholverbrauch, sondern auch von mannigfaltigen anderen Verhältnissen abhängig sind, die nach dem Kriege in den verschiedensten Beziehungen Wandel erfahren haben. Bei der Wertung aller diesbezüglichen Verhältnisse in Geld müßte man immer den uns meist unbekannten und in gewissem Sinne wohl gar nicht zu ermittelnden Index des Dollar in Amerika berücksichtigen. Dazu kommt, daß die Statistik in der Union nicht einheitlich geregelt ist. Man kann also über die Folgen des amerikanischen Verbotsgesetzes Zahlen nur aus ganz umschriebenen Distrikten von Nordamerika erhalten und niemals über Gesamtergebnisse. Immerhin kann man wohl an den vorläufigen praktischen Erfolgen nicht zweifeln. Die Frage ist aber die: werden diese Erfolge zu- oder abnehmen? Wird es den Maßregeln der Prohibitionsbeamten gelingen, die Umgehung des Gesetzes immer mehr zu unterdrücken oder werden umgekehrt die Schmuggler oder alle sonstigen Gesetzesbrecher ihre Mittel in der Weise ausbauen und vervollkommnen, daß die Prohibitionsbeamten ihnen machtlos gegenüberstehen. Eine diesbezügliche Voraussage wage ich nicht. Die psychische Einstellung des amerikanischen Volkes zu dem Problem versuchte ich in vorstehendem zu skizzieren und wenn ich mein persönliches Urteil über das amerikanische Verbot zusammenfassen soll, so würde es etwa folgendermaßen lauten:

Viele deutsche Alkoholgegner wollen auch bei uns ein Alkohol-

verbot einführen, genau nach amerikanischem Muster und meinen, das würde insofern leicht sein, als wir jetzt wüßten, mit welchen Mitteln man in Amerika zum Ziel gekommen sei und welche Fehler man dort gemacht habe. Was aber in Amerika ein Fehler war, brauchte es durchaus nicht in Deutschland zu sein und was dort Erfolg hatte, brauchte durchaus nicht auch hier zum Erfolge zu führen. Wenn man ein Verbotsgesetz in Deutschland einführen wollte, so müßte man das auf eigene Weise machen, die den deutschen Verhältnissen angepaßt ist.

Andererseits darf man aber auch das Verbotsgesetz in Amerika nicht für einen Mißgriff der Gesetzgebung erklären und seine baldige Abschaffung prophezeien. Ich möchte es für wahrscheinlich erklären, daß es sich halten und im Laufe der Zeit immer mehr durchsetzen wird. Aber wenn das nicht gelingen sollte, wenn der Versuch zum zweiten Male mißglückte, wie in der Mitte des vorigen Jahrhundert, so wäre damit nicht die Undurchführbarkeit derartiger Gesetze überhaupt erwiesen, und es könnte dann sehr wohl sein, daß ein dritter, ein erneuter Versuch in einigen Jahrzehnten zum endgültigen Ziele führten. Jedenfalls liegt ein höchst bedeutsamer Versuch vor, tiefeingewurzelte Sitten eines Volkes allmählich umzugestalten und das schließlich durch gesetzgeberische Maßregeln festzulegen und weiter zu fördern, der aller Beachtung wert erscheint.

Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer.

Von

K. Th. Preufs, Berlin.

Die letzte Unternehmung während meiner Forschungen in Mexiko 1905—1907 war ein Besuch bei den die mexikanische Sprache (*naua*) redenden sog. Mexicano, wie sie sich selbst nennen, im südlichen Teil des Staates Durango. Unter ihnen lebte ich 3 Monate von Anfang April bis Anfang Juli 1907 in dem Dörfchen San Pedro, das ich von dem Cora-Dorfe Jesus Maria aus in einigen Tagen erreichte, indem ich im Tal des Rio de Jesus Maria, eines nördlichen Nebenflusses des Rio Grande de Santiago, nordwärts ritt. Hier in diesem einsamen Bergdörfchen der Sierra Madre Occidental unter den nördlichsten Indianern mexikanischer Zunge hatte ich zu meiner Freude Gelegenheit, noch viel altmexikanisches Gut kennen zu lernen, das sich besonders in den 178 Mythen findet, die ich — neben Gesängen ihrer *šuravét*[1]) (Morgenstern) genannten einsamen Feste in den Bergen, langen bei Krankenheilungen gebrauchten Gebeten usw. — in ihrer Sprache aufschrieb. Sie erscheinen um so wichtiger, als bisher überhaupt so gut wie nichts unter den heutigen mexikanisch sprechenden Indianern aufgenommen worden ist. Über mein Leben und meine Beobachtungen, z. B. über ihre Feste, an denen ich teilnahm, habe ich seiner Zeit in einem kurzen Reiseberichte[2]) einiges erzählt. Über Mythen der Mexicano vom Morgenstern (*uésitál* = großer Stern) sprach ich auf dem XXI. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Göteborg 1924, in dessen Verhandlungen sie demnächst erscheinen werden.

---

[1]) š = sch.

[2]) Globus Bd. 93, 1908, S. 189—194.

Die folgende Probe bezieht sich auf die Gestalt der Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner und zwar in ihrer schrecklichen Form. Am besten wird man sie in dieser Art der *Ilamatecutli* (alte Fürstin) oder *Ciuacóuatl* (Schlangenfrau) an die Seite stellen. Unter den Mexicano heißt sie *Tepusilám* (die Alte aus Kupfer bzw. Eisen) von aztekisch *tepustli*, Kupfer, und *ilamatl*, die Alte. Auch sie hat wie die altmexikanischen Erd- und Mondgöttinnen Geräte zum Weben bzw. Spinnen bei sich, und das Kupfer oder Eisen in ihrem Namen scheint den steinernen Opfermessern zu entsprechen, die im Codex Magliabecchi an der Stirnbinde der *Ilamatecutli* des 17. Jahresfestes *Tititl* zu sehen sind. Besonders nahe scheint sie der schrecklichen Mondgöttin *Itzpapalotl* (Obsidianschmetterling) der alten Mexikaner zu stehen, deren Schmetterlingsflügel mit Opfermessern übersät sind. Diese *Tepusilám* spielt überhaupt als eine Art Schreckgespenst eine gewisse Rolle. Am deutlichsten prägt sich ihr Charakter in dem nachstehenden Mythus aus, den ich in Übersetzung gebe, während ich die übrigen Erzählungen von der *Tepusilám* für eine andere Gelegenheit aufsparen muß.

Tepusilám, die Alte aus Kupfer.

Es lebte eine alte Frau (mit Namen) *Tepusilám*, die, wie man erzählt, die vorhandenen Menschen ihre Großväter nannte und viele von ihnen auffraß. Darauf beratschlagten die Häupter der Familien, was sie mit ihr beginnen sollten, und veranstalteten einen *šuravét* (religiöses Fest), zu dem man sie durch Boten einlud. Diese konnten sie aber nicht hinbringen, weil sie alle Abgesandten fraß. Schließlich schickten sie den Kolibri ab, und dieser machte sich auf den Weg, um sie einzuladen, indem er Wein von Skorpionen und allen Arten (giftiger) Tiere[1]) mit sich nahm. Nach seiner Ankunft übergab er ihr den Wein. Sie wollte den Kolibri fressen, vermochte aber nicht ihn zu erreichen und konnte ihm nichts anhaben. Darauf ging sie mit ihm mit, und sie kamen eine Strecke weit vorwärts, bis der Wein zu Ende ging und sie die Flaschen, in denen sich der Wein befunden hatte, zurück ließ. Dort ergriff sie einen Reiher, der ihr begegnete. Weiter wandernd warf sie ihre Reibschale zum Pfeffer-Reiben hin und verlor ihren Faden (samt der Spindel), die umherrollten und zurückblieben. Als sie auf dem Festplatz ankamen, begrüßte sie ihre Großväter und fragte sie: „Weshalb habt ihr mich gerufen?" —

[1]) Das heißt wohl: Wein, dem giftige Bestandteile solcher Tiere zugesetzt waren.

Darauf antworteten sie: „Wir luden dich ein, daß du uns vorspielst“.[1]) — Sie aber antwortete: „Spielt ihr zuerst, ich will tanzen.“ Man spielte nun, und sie tanzte lange Zeit. Dann gab man ihr ein kleines Kind, das sie verschlang. Schließlich berauschte sie sich, fiel um und schlief ein. Darauf häuften sie Holz über ihr auf und zündeten den ganzen Haufen an. Als sie sich erhitzte, platzte sie auf, und ihre Leber fiel ins Wasser, ihre Matte (auf der sie lag) blieb auf dem Felsen, und aus ihr (der Alten) allein machte man chuina.[2])

Inzwischen wartete ihr Gatte zu Hause auf sie. Als sie nicht erschien, gingen ihre Kinder nach der Mutter ausschauen, aber nirgends war sie zu sehen. Darauf ging ihr Gatte sie suchen und fragte die Leute auf dem Festplatz, ob seine Frau vielleicht dahin gekommen sei. Sie gaben ihm aber keine Auskunft, sondern sagten: „Niemand kam hierher“ und gaben ihm chuina zu essen. Er sättigte sich und ging weiter. Unterwegs saß ein Vogel da, der ihm mitteilte: „Du hast von deiner Frau gegessen.“ Da kehrte er zurück und fragte sie, ob das wirklich seine Frau gewesen sei, von der sie ihm zu essen gegeben hätten. Als sie ihn nicht aufklärten, begann er zu suchen, ob er etwa Knochen finden könne, und entdeckte einen, den er mit sich nahm. Er setzte sich darauf oben auf einen Felsen und begann den Knochen singend zu beschwören. Während des Gesanges begann es unter der Erde zu brüllen, und in einem Augenblick wurde sie wieder lebendig und stand da. „Sagte ich dir nicht, wenn du so mit deinen Großvätern verfuhrst (du solltest es nicht tun)? Sieh, was sie dir angetan haben.“ Darauf antwortete sie ihm: „Jetzt will ich aber meine Großväter vernichten.“ Darüber ergrimmte ihr Gatte und schleuderte sie mit einem Fußtritt fort, so daß sie ins Meer flog.

Erklärung.

In den Mythen der Mexicano erscheinen außer dem schon genannten Morgenstern häufig der Sonnengott und die Erd- und Mondgöttin, die *Totáts*, unser Vater, bzw. *Tonántsi*, unsere Mutter, genannt werden. Unter diesen beiden Bezeichnungen verstehen die Indianer zugleich den Christengott und die Jungfrau Maria. Im Altmexikanischen

---

[1]) Auf dem *šuravét* wird mit zwei Stöckchen gleichmäßig auf die Sehne eines großen Bogens geschlagen, der auf einer Kalebasse als Resonanzboden ruht. Es klingt ähnlich wie eine Trommel.

[2]) Spanische Schreibweise. Am Schluß des Festes am Morgen wird eine Fleischspeise (*chuina*), besonders aus Hirschfleisch, genossen.

kommt *Tonantzin*, unsere Mutter, öfters als Bezeichnung für verschiedene Erd- und Mondgöttinnen vor, die nach dem Ort ihrer Verehrung oder ihrer Herkunft abweichend charakterisiert, aber in ihrem Wesen sehr ähnlich sind, wie für die *Tlaçolteotl*, *Ciuacouatl* usw., während mit *Tota*, unser Vater, der alte Feuergott gemeint ist. In unserem Mythus ist das Ehepaar wiederum Sonne, bzw. Mond- und Erdgöttin, aber beide einseitig als Vertreter der am Himmel vorgestellten Kämpfe zwischen den Gestirnen aufgefaßt, wie auch die Menschen, die hier das Fest *šuravḗt* feiern, eigentlich nicht Menschen, sondern Sterne sind.

Ein wichtiger Teil dieser Feste, deren Bezeichnung *šuravḗt* auf das Corawort *šúreabe* oder auf das Huicholwort *šuráve*, Stern, zurückgeht, besteht bei den Mexicano wie bei ihren südlichen Nachbarn, den Cora und Huichol, in der wirklichen Erlegung von Hirschen bzw. in der mimischen Darstellung der Hirschjagd. Die Sterne werden nämlich als Hirsche angesehen, die der Morgenstern als Vorläufer der Sonne bzw. diese selbst erlegt und dadurch die Grundlage für das Bestehen und Gedeihen der Welt schafft. Im Altmexikanischen dagegen nährte sich nach denselben Ideen die Sonne von den Sternen, deren Herzen sie frißt, worauf die Menschenopfer für die Sonne zurückzuführen sind. In unserem Mythus ist von einem Erlegen der Hirsche durch den Morgenstern oder die Sonne nicht die Rede. Dagegen können wir eine feindselige Handlung des Sonnenwesens gegenüber seiner Frau, dem Monde, feststellen, da er sie ins Meer stürzt. Nun wird im Altmexikanischen der Mond zugleich mit den Sternen von der Sonne feindlich behandelt. Im Zusammenhang mit dem Sieg über die Sterne, seine älteren Brüder, die *Centzon uitznaua* (die 400 Sterne des Südhimmels), wie ihn ein mexikanischer Mythus bei Sahagun [1]) von dem Sonnengott *Uitzilopochtli* erzählt, wird berichtet, daß er seine ältere Schwester *Coyolxauh*, den Mond, zerschmettert. Diese Feindseligkeit zwischen Bruder und Schwester ist hier in dem Ehepaar zum Ausdruck gebracht, indem der Mann, der Sonnengott, seiner Frau, dem Monde, zum Schluß einen Fußtritt versetzt, daß sie ins Meer fliegt, und zwar deshalb, weil sie die Absicht kund tut, ihre Großväter, die Menschen, d. h. die Sterne, zu vernichten bzw. zu fressen.

Die an sich unverständliche Bezeichnung Großväter für die Menschen bzw. Sterne gegenüber dem Monde *Tepusilám* entspricht einem

[1]) Historia general, Bd. III, Kap. 1, § 1.

Mythus bei Tezozomoc.[1]) In ihm kommen die Azteken auf ihrer Wanderung zu demselben Ort, wo einst der eben berichtete Sieg der aufgehenden Sonne *Uitzilopochtli* über den Mond *Coyolxauh* und die Sterne *Centzon uitznaua* stattfand. Dieser Ort ist der Schlangenberg (*couatepetl*). Und wiederum wird dieser Sieg, wenn auch in etwas anderer Weise geschildert,[2]) nur daß die Azteken selbst mit den *Centzon uitznaua* identifiziert werden. Hier werden aber nicht nur die Azteken alias Sterne von *Uitzilopochtli* schließlich ihrer Herzen beraubt, sondern sie werden zuerst von ihm gegenüber dem Monde *Coyolxauh* beschützt. Es heißt an jener Stelle (Kap. 2), wo zunächst *Uitzilopochtli* als Sprecher eingeführt ist: „Nunmehr fange ich an zu erstarken, denn man fällt über die *Centzon uitznaua*[3]) und über mich her, der ich *Uitzilopochtli* bin, denn auf dem Ballspielplatze *teotlachco* (d. i. am Himmel) fressen sie ihre Väter, es verschwört sich gegen sie eine Frau Namens *Coyolxauh*. Und auf denselben Platze, dem *Tlachco*, ergriff *Uitzilopochtli* die *Coyolxauh*, tötete sie, schnitt ihr den Kopf ab und nahm ihr das Herz heraus.[4])"

Nach den altmexikanischen Ideen wird die Sonne zuletzt geschaffen. Bevor die Götter die Sonne machten, schufen sie den Krieg, um dadurch Blut und Herzen als Sonnennahrung zu erhalten. Zu diesem Zweck werden die 400 *Mimixcoua* (Wolkenschlangen) d. h. nördlichen Sterne geschaffen und dann 5 Frauen, die Monde der 5 Weltrichtungen, bzw. eine Frau und 4 Männer. Die 5 töten die 400, wobei nur einer oder einige wenige entkommen, und die Sonne erhält nun zum erstenmal ihre Speise. Darauf aber wird stets erzählt, daß die Mondgöttin (*Xochiquetzal* u. a.) als erste und tapferste Frau im Kriege stirbt bzw. von einem der Überlebenden getötet wird. In einem Falle in den Anales de *Quauhtitlan* wird der Vorgang recht deutlich berichtet, wie es als Parallele für unseren Mythus dienen kann. Da frißt die Mondgöttin *Itzpapalotl* (der Obsidian-Schmetterling) die 400 *Mimixcoua*, und nur der eine *Mixcouatl* entkommt. Dann macht dieser die 400 wieder lebendig, und sie erschießen und verbrennen die *Itzpapalotl*. Mit der Asche machen sie sich die bekannte „Sterngesichtsbemalung", was wohl den Sinn hat, daß sie erst durch die

---

[1]) Cronica mexicana Kap. 2.

[2]) Preuß: Einfluß der Natur auf die Religion in Mexiko und den Vereinigten Staaten. Zeitschr. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1905, S. 364f.

[3]) Verbessert aus *napam*.

[4]) Vgl. Ed. Seler: Über die natürlichen Grundlagen mexikanischer Mythen, Ges. Abh. III, 1908, S. 326f. Hier ist die Stelle mißverstanden.

Aneignung der Mondgöttin wieder zu vollgültigen Sternen werden,[1]) ebenso wie die Menschen in unserem Mythus von dem Fleisch der *Tepusilám* essen, nachdem sie diese mörderische Mondgöttin durch Verbrennen getötet haben. Zu dieser Auffassung des gegenseitigen Tötens bzw. Auffressens von Mond und Sternen hat augenscheinlich das Wachsen und Vergehen des Mondes Anlaß gegeben, der als wachsender Mond für gefräßig gilt, während das Mondvergehen durch Verbrennen und eventuell auch Auffressen von seiten derjenigen Wesen erfolgt, die vorher von dem Monde vertilgt worden sind. Und diese Wesen müssen die Sterne sein, deren Glanz neben der leuchtenden Mondscheibe verschwindet. Nach der anderen mexikanischen Auffassung köpft und zerstückelt die aufgehende Sonne den Mond und kämpft gegen die Sterne. Unser Mythus, in dem der wieder auflebende Mond von dem Sonnengott ins Meer geschleudert wird, der also in diesen kurzen Worten einen ganzen Monatslauf des Mondes vor Augen führt, versucht die beiden einander widersprechenden Auffassungen ursächlich zu verknüpfen, und dasselbe Bestreben zeigt auch die Darstellung bei Tezozomoc im Altmexikanischen. Eine solche Vereinigung der beiden Auffassungen durch ursächliche Verknüpfung kann aber nicht vollkommen gelingen, da die beiden einander ausschließen.

Es läßt sich schließlich auch verstehen, daß die Sterne gegenüber dem Monde als Großväter bzw. Väter bezeichnet werden. Die alten Mexikaner haben die Anschauung, daß die jetzige Sonne und der jetzige Mond ganz späte Gebilde sind, die auf Geheiß der älteren Götter entstanden, indem zwei von ihnen ins Feuer sprangen und als Sonne und Mond aufgingen, während vorher der bei der Sintflut eingestürzte Himmel mit den Sternen aufgerichtet und die schon erwähnten 400 Männer und 5 Frauen geschaffen wurden, damit sie durch Kriege untereinander Herzen und Blut als Nahrung für die zu schaffende Sonne lieferten.[2]) Wir haben gesehen, daß diese Vorgänge nur wieder Symbole der Sterne und des Mondes und der zwischen ihnen herrschenden himmlischen Kämpfe darstellen. Daraus daß die Sterne mitsamt dem Himmel aufgerichtet wurden, kann man also bereits auf eine Priorität der Sterne vor dem Monde schließen,

[1]) Vgl. zu diesem Abschnitt die Quellen bei Seler, die Sage von Quetzalcouatl, Verh. des XVI. Internat. Amer. Kongr. Wien, 1908, S. 140ff. und Preuß, Die Nayarit-Expedition I, Leipzig, 1912, S. XXXV und meine Erklärung dazu.

[2]) Vgl. besonders Historia de los Mexicanos por sus pinturas in Icazbalceta, Nueva coleccion de documentos para la historia de Mexico, III, S. 234ff. (Kap. Vff.).

denn sie scheinen demnach schon zugleich mit dem Himmel geschaffen zu sein, als dieser und danach die Erde von den Schöpfungsgöttern gemacht wurde. Das Erste nämlich, was überhaupt von ihnen geschaffen wurde, war das Feuer, das ja auch in den Sternen vorhanden ist.[1])

Wahrscheinlicher ist aber, daß die Menschen oder Sterne aus einem anderen Grunde Großväter oder Väter gegenüber dem Monde und dessen Begleitern genannt werden. Das ist die Auffassung der Mexikaner über die Sternnatur der Verstorbenen. Die Toten werden zu Sternen, was ebenso bei den Cora der Fall ist,[2]) und die Menschen gehören zum Ersten, was überhaupt geschaffen wurde. Denn das erste Menschenpaar *Oxomoco* und *Cipactonal* machten die Schöpfungsgötter gleich nach dem Feuer und einer halben Sonne, den ersten erschaffenen Dingen.[3])

Wenn wir unseren Mondmythus, in dem noch das Wiederaufleben des Mondwesens aus einem seiner Knochen (vgl. Mondsichel) bemerkenswert ist, nun auf seine Entstehung betrachten, so müssen wir zugeben, daß er nicht etwa zunächst als eine auf Menschen bezügliche Erzählung erfunden und dann an den Himmel projiziert ist, sondern daß er nicht existieren würde, wenn nicht die Vorgänge am Himmel das Material dazu geliefert hätten. Selbstverständlich müssen alle Dinge in der Natur, wenn sie als lebende Wesen aufgefaßt werden, nach menschlichem Empfinden und nach menschlichen Beziehungen behandelt werden. Die heutige Verwerfung der Abhängigkeit vieler religiöser und mythischer Symbole von Beobachtungen des Mondes, wie sie nach den z. T. ungeheuerlichen Übertreibungen der Mondmythologen, namentlich bei manchen Philologen, eingetreten ist, muß man genau so als bedauernswerte Mode betrachten wie früher das Gegenteil. Eine besonnene Religionsforschung, die allen Seiten der Religion gerecht zu werden strebt, wird auch an dem Einfluß des Mondes auf die Gestaltung der Phantasie nicht vorrübergehen können. Aber es muß durchaus die Forderung erhoben werden, daß jedes Gebiet von Fachleuten und nicht von „vergleichenden Mythologen“ bearbeitet wird, da jedes Volk sich unter denselben und ähnlichen Symbolen etwas anderes denkt und auch die Symbole allein durchaus nicht das Wesen einer Gottheit ausmachen.

---

[1]) a. a. O. S. 229f. (Kap. II).

[2]) Preuß: Die Nayarit-Expedition, I, S. XXVI. Zu dieser Auffassung ist auch Seler in seinem nachgelassenen Werke gekommen (Ges. Abh. IV, S. 84).

[3]) Historia de los Mexicanos por sus pinturas a. a. O. S. 229 (Kap. 2).

B. Besprechungen und Berichte.

Biologisches.

H. Krieg, Studien über Verwilderung bei Tieren und Menschen in Südamerika. Archiv f. Rassen- u. Ges.-Biol., Bd. 16, S. 241—267. 1925.

Auf einer Forschungsreise durch Südamerika begriffen, schildert Verf. seine Beobachtungen über Verwilderung bei Tieren und Menschen. E. Fischer hat wohl erstmalig in wissenschaftlicher Weise den Begriff der Domestikation auf den Menschen angewandt. Er hat als Anatom die Erscheinungen untersucht, welche sich beim Menschen durch Züchtung „von der freien Natur weg" eingestellt haben. Verf. sagt sehr richtig, wenn Fischer einen solchen Vorgang als Domestikation bezeichnet, so hat er diesem Begriff in gewisser Beziehung eine neue Prägung gegeben; denn in diesem Sonderfalle handelt es sich nicht — wie beim Verhältnis zwischen Mensch und Haustier oder zwischen Ameisen und ihren „Sklaven" und Gästen — um das Abhängigwerden einer Art von einer anderen, sondern um die Einfügung von Individuen in eine Lebensgemeinschaft mit Ihresgleichen nach dem Prinzip der Organisation und Arbeitsteilung. (Ref. möchte hinzufügen: Die „Domestikation" des Menschen ist eine „Selbstdomestikation", von ihm an sich selbst vorgenommen; sie ist also ein Ausfluß seiner eigenen körperlichen und geistigen Bedürfnisse und Fähigkeiten. Die Domestikation der Haustiere stellt sich demgegenüber als eine „Zwangsdomestikation" dar, die von außen her durch den Menschen den betroffenen Tierspezies aufgezwungen wurde. Dieser Unterschied im Wesen der „Selbst-" und „Zwangsdomestikation" schließt natürlich nicht aus, daß die Folgeerscheinungen in manchem die gleichen waren; so hat der vorwiegende Aufenthalt in geschlossenen Räumen, die geregelte Aufnahme von zubereiteter Nahrung u. dgl. physiologisch und psychologisch bei Mensch und Haustier weitgehend auf parallele Weise eingewirkt. Aus der Tatsache, daß beim Menschen „Selbstdomestikation" vorliegt, erklärt sich, daß wir von ihm keine „Wildform" kennen.)

Verf. führt aus, daß die organisierte Lebensgemeinschaft für den Menschen in gleichartiger Weise als Norm zu betrachten ist wie für die sozialen Tiere das Leben in Herden und sonstigen Verbänden. Ein Mensch, welcher sich aus dieser Lebensgemeinschaft absondert, kehrt damit also nicht etwa „zur Natur zurück"; auch eine Räuberbande stellt noch nicht ein stammesgeschichtlich früheres Stadium dar, sondern dies letztere täte nur eine auf verwandtschaftlich-patriarchalischer Unterlage aufgebaute Organisation mit primitiven Wirtschaftsformen. Bei verwilderten Haustieren entwickelt sich die für sie adäquate Lebensweise mit großer Sicherheit, sobald sie

sich erst einmal angepaßt haben und Gelegenheit finden, sich zu vermehren. Es ist bezeichnend, daß beim Menschen unseres Kulturkreises, der sich in die Wildnis zurückzieht, weder eine Anpassung erfolgt, welche derjenigen der Tiere wirklich vergleichbar wäre, noch daß die Neugründung dauernd existenzfähiger Gemeinschaften eintritt, sobald die Loslösung vom bisherigen Kulturboden eine gewisse Grenze überschreitet. (Der Unterschied erklärt sich daraus, daß verwildernde Haustiere sich der „Zwangsdomestikation“ entziehen und nun zu ihrer wahren „Natur“ zurückkehren; der im Urwald „verwildernde“ Kulturmensch vollführt dagegen den umgekehrten Schritt: er verläßt die ihm adäquate „Natur“ — das Kulturmilieu — und sucht die Wildnis auf, welche für den Angehörigen eines höheren Kulturkreises stets „Unnatur“ bedeutet! Angesichts solcher Überlegungen erledigt sich alles Gerede von einer romantisch aufgefaßten „Rückkehr zur Natur“ und von idealen „paradiesischen Zuständen“. Man muß nämlich stets bedenken, daß die im abendländischen Kulturkreis Mode gewordene „Naturschwärmerei“ vorwiegend literarischen Ursprungs ist und daß sie ihre Hauptnährquelle in den ausschließlich der Erholung gewidmeten Sommerreisen sowohl der Bücher produzierenden wie konsumierenden Kreise findet. Ref.)

Verf. schildert im einzelnen, welche morphologischen und psychologischen Folgen die Loslösung vom Menschen bei Rind, Pferd, Maultier, Ziege, Schaf, Schwein und Hund zeitigt. Die körperlichen Veränderungen sind teils Anpassungs-, teils Verkümmerungserscheinungen, letzteres wenigstens in den Augen des Tierzüchters. Vom Standpunkt des betreffenden Individuums selbst aus gesehen, liegt vielfach aber kein Defekt, sondern vielmehr eine zweckmäßige Änderung, also auch eine Anpassung vor. Die bei verwildernden Haustieren einsetzende Naturauslese wirkt selbstverständlich in anderen Richtungen als vorher die Auslese des Züchters. Fettwüchsigkeit bei Schweinen und Rindern, extreme Milchproduktion mancher Kühe, die Massigkeit schwerer Pferdeschläge, das Wollpolster hochgezüchteter Schafe, viele Eigenschaften von Luxushunden bedrohen ihre Träger ernstlich bei Verwilderungsversuchen. Hand in Hand mit den genannten einseitigen Züchtungsergebnissen geht stets eine gewisse Stumpfheit der Sinnesorgane und des Zentralnervensystems. Für jedes Haustier, das aus der Vormundschaft des Menschen ausgeschieden ist, besteht die größte Gefahr in der ersten Zeit des Freilebens. Hat es aber während dieser durchgehalten, so ist es schlanker, beweglicher, wachsamer und scheuer geworden: der oft noch überraschend große latente Restbestand an selbst- und arterhaltenden Eigenschaften wurde mobilisiert und eingeübt. Die verwilderten Haustiere schließen sich mit Schicksalsgenossen von der gleichen Spezies zusammen und bilden mit ihnen soziale Verbände wie echte Wildtiere.

Beim Kulturmenschen ist eine „Verwilderung“ (ein Ausscheiden aus der „Selbstdomestikation“ Ref.) in überragender Weise psychologisch bedingt. Sowohl Wildnis wie Großstadt bieten im Gegensatz zum besiedelten Lande, wo jeder seinen Nachbarn kennt, die Voraussetzungen, unter welchen das asoziale Individuum sich zu halten vermag. Vornehmlich also liegen die Vorbedingungen für eine Verwilderung im Individuum selbst. Die Gruppe der schizoiden Charaktere (im Sinne Kretschmer's) stellt das Hauptkontingent der hierher gehörigen Leute. Verf. läßt die Reihe der letzteren mit dem „Schiffsjungentyp“ beginnen (das sind jene jugendlichen Ausreißer, deren Widerwillen gegen Unterordnung als eine Begleiterscheinung vorübergehend gestörten innersekretorischen Gleichgewichts in der Pubertätszeit aufzufassen ist); es folgen der autistische Sonderling, der idealistisch enttäuschte asoziale und der

ethisch defekte Mensch; am Reihenende stehen die schwer asozialen und antisozialen Verbrecher. Den äußeren Anlaß für die selbstgewählte Isolierung sind Enttäuschung, Furcht vor Strafe, wirtschaftliche Not, Unterdrückung, Streit u. dgl.; unerläßliche Voraussetzung ist jedoch stets die psychische Veranlagung des Individuums. Wer aber aus Mangel an Fähigkeiten und Entschlußkraft dem Daseinskampf innerhalb der Gemeinschaft mit den vom Gesetz erlaubten Mitteln nicht gewachsen ist, der ist auch im isolierten Zustande draußen im Urwalde nicht lebensfähig; Verf. traf deshalb unter den weitgehend verwilderten Menschen wohl Psychopathen, aber keinen einzigen Dummkopf und nur wenige Feiglinge.

Der Vorgang der Verwilderung geschieht entweder aktiv oder passiv; im ersteren Falle liegt eine spontane Willenshandlung vor, im zweiten Falle ein Ausscheiden des Individuums aus der Gemeinschaft als eines Fremdkörpers. Vornehmlich in der 2. Gruppe finden sich Persönlichkeiten, die minderwertig oder defekt sind. Die Folgen der Loslösung lassen sich nicht scharf gegen ihre Ursachen abgrenzen; sie sind vielfach nur Steigerungen jener Eigenschaften, die das Individuum zuerst innerhalb seiner Lebensgemeinschaft isoliert und dann aus ihr eliminiert haben. Zu den eintretenden psychischen Veränderungen gehört Unlust, zu reden; somatisch ändert der allmählich eintretende Verlust an Kleidungsstücken die Hautfarbe, bessert die Hauttätigkeit, erhöht die Dicke der Epidermis (besonders an der Fußsohle). Mangel an Selbstdisziplin und Schwinden der Eitelkeit führt zu schlaffer und häßlicher Mimik, Geste und Haltung.

Wie Verf. richtig sagt, bildet sich der innerhalb alter Kulturkreise lebende Mensch zu Unrecht ein, seine ästhetischen, ethischen und moralischen Bedürfnisse seien lauter integrierende Bestandteile seines Ich; vielmehr nimmt jedes Individuum die von außen herangebrachten Dinge und Begriffe nur im Sinne eines Nährbodens auf und bestimmt sie selbst mit (beides allerdings in einer individuell mehr oder minder verschiedenen Weise). Verf. braucht zur weiteren Verdeutlichung folgendes Bild: unser persönlicher Besitz an Begriffen verhält sich zum Individuum wie eine vielfache Lage von Zwiebelschalen, deren Aroma vom umhüllten Kerne aus bestimmt wird. Von diesen Zwiebelschalen werden beim verwildernden Menschen wenigstens die oberflächlichen abgestoßen und teilweise durch andere ersetzt. Je rascher dies vor sich geht, um so reibungsloser geschieht die Umstellung. Der gute Kolonist verwildert nicht; er bleibt sozusagen innerhalb der Front seines Kultur- und Zivilisationskreises. Friedrich Alverdes (Halle).

W. E. Castle, Biological and social consequences of race-crossing. Journ. of Heredity, Vol. 15, No. 9, p. 363—369. 1924.

Verf. geht aus von Kreuzungen zwischen der größten und der kleinsten Kaninchenrasse. Er hat innerhalb der 1. und 2. Bastardgeneration niemals Mißbildungen in der Weise getroffen, daß etwa die Länge der Beine nicht zu derjenigen des Körpers gepaßt hätte u. dgl.; vielmehr bestand bei den Bastarden stets Harmonie zwischen dem Gesamtkörper und seinen Teilen. Verf. schließt hieraus, daß Rassenkreuzung niemals schädlich sei; denn, „wenn die Natur Rassenkreuzung verabscheute", warum läßt sie sie so oft zu? (Ein reichlich mystisches Argument!) Daß Disharmonien bei Rassenkreuzung aber dennoch auftreten können, wird jeder schon an Hunden beobachtet haben. Von Rindern weiß der Züchter, daß er nicht beliebige, auch „hochwertige" und leistungsfähige Rassen miteinander kreuzen darf; denn manche Eigenschaften addieren sich nicht, sondern schließen einander aus oder beeinflussen sich

gegenseitig in ungünstigem und unerwünschtem Sinne. Verf. dehnt seine Schlußfolgerung auch auf den Menschen aus; bei Besprechung des Negerproblems prägt er den für einen Nordamerikaner erstaunlichen Satz: „Soweit biologische Gesichtspunkte in Betracht kommen, gibt es kein Rassenproblem in den Vereinigten Staaten. Wenn nicht soziale Gesichtspunkte viel mehr Gewicht besäßen als biologische", dann würde die Bevölkerung Nordamerikas bald nur noch aus Mulatten bestehen. Dabei gibt Verf. zu, daß der Weiße durchschnittlich „intelligenter" ist als der Schwarze. Gehören etwa beim Verf. die geistigen Fähigkeiten nicht mehr zur „Biologie" des Menschen? Und bedeutet es nicht eine „Verschlechterung" der weißen Rasse, wenn sie die Erbanlagen einer unintelligenteren Rasse in sich aufnimmt? Da Verf. auf dem Gebiet der Vererbungsforschung einen bedeutenden Ruf besitzt, muß dieser Irrtum um so mehr festgenagelt werden; er wird sicher Verwirrung stiften. Weil Rassenkreuzung in den Vereinigten Staaten sowohl bei Schwarzen wie bei Weißen verpönt ist, so lassen sich nach Verf. nur minderwertige Individuen beider Rassen auf solche ein; kein Wunder, wenn dann auch die Nachkommen vielfach minderwertig sind, zumal sie von vornherein deklassiert sind und meist in einem wenig günstigen Milieu aufwachsen. Die Mulatten bilden bis zu einem gewissen Grade eine Sonderkaste, die sich von beiden Originalrassen fernhält; ihre relative Zahl nimmt allmählich ab; dies hängt mit ihrer städtischen Lebensweise zusammen, welche ja stets — und auch bei reinen Schwarzen und Weißen — einschränkend auf die Kinderzahl wirkt. Nicht ganz logisch ist der Standpunkt der Nordamerikaner den Kreuzungen mit Indianern gegenüber; wenn jedoch Verf. annimmt, der Grund liege darin, der Neger sei früher eben ein Sklave gewesen, so hält er sich damit zu sehr an der Oberfläche. Dem Ref. will vielmehr scheinen, der tiefere Grund sei der, daß die Vermischung Indianer × Weiße sich nicht als eine „Verschlechterung" der weißen Rasse wie diejenige Neger × Weiße herausstellte; alles Weitere an Gründen ist Beiwerk und nachträgliche Rationalisierung. Auch gegen die Kreuzung der Weißen mit Mongolen sprechen nach Verf. nur Gründe sozialer, nicht biologischer Art; ist es denn aber ein ganz „unbiologisches" Motiv, wenn sich ein Volk die künftigen Generationen körperlich und geistig als sein Ebenbild wünscht?

Friedrich Alverdes (Halle).

Veranlagung und Umwelt.

E. Baur, E. Fischer u. F. Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. München, Verlag J. F. Lehmann, 1923. 442 u. 368 S. 8 Tafeln u. 112 Textabb. Preis geh. 9 und 7 Mk., geb. 11,50 u. 9,50 Mk., zus. geb. 20 Mk.

Ein Werk, mit dem eingehender sich auseinanderzusetzen es sich sehr wohl verlohnt. Baur gibt in sehr klarer und übersichtlicher Weise einen Abriß der allgemeinen Variations- und Erblichkeitslehre. Er charakterisiert die 3 Formen der Variation, die wir bei den Lebewesen heute kennen: 1. die Paravariation (Modifikation), welche lediglich milieubedingt ist, der Anlagenschatz bleibt bei ihr also unverändert; 2. die Mixovariation (Kombination), welche sich nach Kreuzung von Individuen, die bezüglich ihrer Anlagen verschieden sind, an den Nachkommen ergibt; 3. die Idiovariation (Mutation), bei der das Erscheinungsbild des Individuums auf Grund einer Änderung seiner Anlagen sich änderte. Jeder, der sich mit Erblichkeits-

und Rassenfragen beim Menschen beschäftigen will, muß in Zukunft diese Grundbegriffe kennen.

Es geht nun das Bemühen der Erblichkeits- und Zellforscher vielfach dahin, die Erscheinungen der Vererbung auf die für uns nachweisbaren Vorgänge innerhalb der Keimzellen unmittelbar zurückzuführen. Viel umstritten wurde in letzter Zeit die Theorie von Morgan, welcher auf Grund seiner Beobachtungen und derjenigen seiner Schüler an der Fliege Drosophila nachweisen zu können glaubte, daß die Anlagen für bestimmte Einzelheiten des Erscheinungsbildes (z. B. Körper- und Augenfarbe, besondere Form und Ausbildung der Flügel usw.) linear in den Chromosomen (Kernfäden) der Keimzellen angeordnet seien; Morgan entwarf dementsprechend eine „Landkarte" der Chromosomen, welche die räumliche Verteilung der Erbanlagen angeben soll. Derjenige, welcher allein die Baur'sche Darstellung kennt, muß zu der Ansicht gelangen, daß die Morgan'sche Theorie als durchaus gesichert anzusehen sei. Dem ist aber durchaus nicht so; eine ganze Anzahl Autoren stehen ihr abwartend gegenüber oder lehnen sie mehr oder minder energisch ab (Fick, Haecker, Stieve u. a.). Vielleicht ist aber nur die Gedrängtheit der Darstellung schuld daran, daß der Eindruck entsteht, als mache sich Baur die Morgan'sche Auffassung vorbehaltlos zu eigen.

Der Beitrag von Fischer behandelt die Rassenunterschiede des Menschen. Zunächst werden die einzelnen variierenden morphologischen Merkmale (Schädel, Skelett, Behaarung, Färbung usw.) besprochen. Kurz wird das Problem der Menschwerdung diskutiert; Verf. tritt für die monophyletische Entstehung der Spezies Mensch mit allen ihren Varietäten ein; nur 5 Nachkommenformen der gemeinsamen Anthropoiden-Hominiden-Wurzel haben alle geologischen Umwälzungen überlebt, nämlich der Mensch und die 4 Großaffenarten. Mit der Menschwerdung fast gleichzeitig oder wenigstens sehr früh soll der Zerfall der Spezies Mensch in Varietäten erfolgt sein. Bezüglich der blonden Nordeuropäer sagt Verf., daß sie sich in der ganzen Pigmentverteilung genau verhielten wie helle domestizierte Tiere, aber ganz anders wie Polartiere; er sieht hierin einen deutlichen Beweis, daß es sich bei der nordischen Rasse um eine Domestikationsform handelt, die sich im kühlen Klima erhalten konnte, während ähnliche Idiovarianten (Mutanten) in den Tropen jedesmal ausgemerzt wurden. Dem Ref. will diese Theorie der Entstehung der nordischen Rasse unbefriedigend erscheinen; warum wurden dann nun alle Angehörigen dieser Rasse einheitlich hell? Und warum sind nicht andere Menschenrassen, die in ähnlichen Klimaten lebten, besonders wenn sie ähnlich „hochdomestiziert" waren wie die Angehörigen der nordischen, ebenso hell geworden wie diese? Bartformen, Hottentottensteiß und anderes soll von der sexuellen Auslese „gezüchtet" worden sein; den Beweis jedoch, daß diese Auslese überhaupt einen nennenswerten Einfluß auf die Stammesentwicklung besitzt, sind die extremen Selektionisten immer noch schuldig; infolgedessen ist es vielleicht auch in vorliegendem Falle erlaubt, zur Vorsicht zu raten.

Von besonderem Interesse ist die durch Fischer gegebene Beschreibung der heute lebenden Menschenrassen. In Europa werden unterschieden die nordische, die mediterrane, die alpine und die dinarische Rasse. Als fremde Bestandteile schieben sich hinein im Osten die mongoloide Rasse, im Südwesten Araber und über ganz Europa die Juden. Auf der Rassenkarte S. 135 ist die dinarische Rasse von der vorderasiatischen, mit der sie nahe Beziehungen besitzt, nicht unterschieden; nicht wenigen Lesern aber wäre es doch wohl von Interesse, zu erfahren, wo etwa die

Grenze zu suchen ist, nachdem schon zwei besondere Namen für die beiden nahe verwandten Rassen existieren. Aus räumlichen Gründen werden auf nur wenigen Seiten die außereuropäischen Rassen behandelt; Ref. hofft und mit ihm wohl mancher Leser, daß dem Verf., einer Autorität auf diesem Gebiete, in einer späteren Auflage die Möglichkeit geboten wird, diesen Abschnitt weiter auszubauen und dadurch reiche Belehrung zu stiften. Bei dieser Gelegenheit wären dann die beigegebenen, schon jetzt sehr instruktiven Rassebilder in entsprechender Weise zu ergänzen.

Etwa $^4/_5$ des Gesamtwerkes nehmen die Ausführungen von Lenz in Anspruch; sie sind dementsprechend breiter angelegt als diejenigen der beiden anderen Autoren. Zunächst wird mit dankenswerter Ausführlichkeit der Erbgang der verschiedenen vererbbaren Krankheiten und Anomalien besprochen; die Neuentstehung krankhafter Erbanlagen müssen wir uns auf mutativem Wege erfolgend denken; eine Änderung der Erbmasse wird als Idiokinese bezeichnet. Im einzelnen sind die Bedingungen der Idiokinese noch sehr unvollkommen bekannt. Weitere Kapitel behandeln die Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung und die Erblichkeit der geistigen Begabung.

Lenz ist ein extremer Verfechter der Selektionstheorie und der „selektiven Rassenhygiene". Er huldigt der vielfach üblichen Anschauung, die Naturvölker ständen im allgemeinen unter dem Einfluß einer für den Bestand der Rasse segensreichen natürlichen Auslese, wohingegen bei den modernen Kulturvölkern — sehr zu deren Schaden — diese Auslese künstlich eingedämmt worden sei. Man sieht aber nicht recht ein, warum unter diesen Umständen die angeblich „allmächtige" Naturzüchtung die durch sie besonders unter Einfluß genommenen Naturvölker nicht weit über die von ihr vernachlässigten Kulturvölker hinausgehoben hat! Nach Ansicht des Ref. liegt solchen extremen selektionistischen Anschauungen einerseits eine übertriebene Vorstellung von der Schärfe des „Kampfes ums Dasein", den der Naturmensch zu bestehen habe, und andererseits eine Überschätzung der in den modernen Kulturstaaten getroffenen individual- und sozialhygienischen Einrichtungen zugrunde. Man sollte endlich einmal dazu übergehen, die Wirkung der „natürlichen Auslese" bei verschiedenen Völkern sorgfältig zu studieren, ehe man ihre Unwirksammachung durch die Kultur immer von neuem behauptet.

Selektion ist nach Lenz immer das Wichtigste. Angenommen, eine Menschenrasse oder eine sonstige Gruppe von Menschen, die seit Generationen unter der Einwirkung irgendeines äußeren Faktors steht (Klima usw.) oder die ebenso lange von einer bestimmten Krankheit heimgesucht wird, sei widerstandsfähiger gegen den betreffenden äußeren Faktor oder gegen die Krankheit als eine andere Gruppe von Menschen, die erstmalig unter eine derartige Einwirkung gerät. Dann ist nach Lenz hier allein Selektion im Spiele, d. h. die nichtwiderstandsfähigen Individuen wurden bei der erstgenannten Menschengruppe im Laufe der Generationen allmählich ausgemerzt. Den Einfluß der „Nachwirkung", die in der Literatur über Tier- und Pflanzenzüchtung eine so große Rolle spielt, verkennt Lenz durchaus. Manche Einwirkungen treffen eben nicht nur die in Frage kommenden Individuen, sondern auch noch deren Nachkommen, bis bei Aufhören des betreffenden Einflusses erst im Verlauf mehrerer Generationen die Nachwirkung allmählich abklingt (vgl. vor allem die Lehrbücher von Kronacher und Baur). Entsprechend zeigte Ehrlich, daß die Nachkommen einer weiblichen Maus, welche durch Gewöhnung an die Pflanzengifte Rizin und Abrin giftfest geworden war, sich wenigstens eine Zeitlang als giftfest erwiesen; hier erfolgte die Übertragung von Antitoxinen wahrscheinlich durch Blut oder Milch.

In ähnlicher Weise können wir uns vorstellen, daß eine Menschenrasse nicht durch Selektion, sondern allein durch „Nachwirkung“ von Generation zu Generation immer mehr und mehr gegen eine bestimmte Schädigung gefeit wird.

Die extreme Durchführung des Selektionsgedankens führt Lenz gelegentlich geradezu zu grotesken Schlußfolgerungen. Über Glatzenbildung sagt er z. B., daß sie beim Kulturmenschen offenbar in Zunahme begriffen sei (Bd. 2, S. 12). „Die Vorstellung, daß Glatzen bei Naturvölkern auch nur annähernd so häufig sein könnten, ist einfach ein lächerlicher Gedanke.[1]) Die Auslesebedeutung des Kopfhaars im Leben der Naturvölker besteht offenbar einmal im Schutz gegen die Sonne und dann vor allem im Schutz gegen Hiebwaffen, wozu das federnde Kraushaar der Neger besonders geeignet erscheint.“ [2]) Derartige auf reiner Spekulation beruhende Betrachtungen dürften in einem modernen Handbuch der Rassenhygiene keinesfalls sich finden. Will man einen Erklärungsversuch wagen, warum die Kulturmenschen durchschnittlich mehr von Glatzenbildung heimgesucht werden als die Naturmenschen, so wäre zunächst zu untersuchen, ob nicht vielleicht individuelle Einflüsse vor allem solche herbeiführen (ungünstige Lebensweise, ungeeignete Kopfbedeckung u. dgl.). Und noch auf einen wichtigen Punkt möchte Ref. hinweisen: das Durchschnittsalter des Kulturmenschen ist erheblich größer als dasjenige des Naturmenschen, d. h., kraß ausgedrückt, wenn bei ersterem die Glatzenbildung in ihr entscheidendes Stadium eintritt, ist der letztere meist schon tot! — Letzten Endes bedeuten natürlich alle Erörterungen, die den Gegensatz „Natur-Kultur“ zum Gegenstand haben, ein Weiterspinnen Rousseau'scher Gedankengänge; daß unsere „Kultur“ aber auch „Natur“ ist und daß auch der „Naturmensch“ in einem selbstgeschaffenen „Kultur“milieu lebt, wird von diesen Theoretikern ganz vergessen.

Durchaus beachtenswert sind die Ausführungen von Lenz über die Zusammenhänge zwischen biologischer („natürlicher“) und sozialer Auslese. Unter sozialer Auslese ist zu verstehen, daß Menschen von verschiedener körperlicher und geistiger (und damit auch rassenmäßiger) Beschaffenheit sich über die verschiedenen sozialen Gruppen einer Bevölkerung nicht gleichmäßig, sondern verschieden verteilen. Lenz hat sich die bekannte Anschauung zu eigen gemacht, daß infolge der geringeren Fortpflanzung der sozial höheren Schichten die Durchschnittsbegabung der Bevölkerung abnehmen müsse. Der soziale Aufstieg überwiege also den sozialen Abstieg, und dies führe unweigerlich zur Auspowerung der Nation an „Tüchtigen“ und zur Verpöbelung. Wenn demgegenüber eine Bevölkerung im Gedeihen der Rasse ein höheres Gut sehen würde als in der Bequemlichkeit der Individuen und wenn diese Anschauung wirklich zur inneren Überzeugung werden würde, so würde auch hohe Geistesbildung dem Leben der Rasse nicht widerstreiten, sondern ihm sogar dienlich sein. Letzten Endes ist also die Weltanschauung das Entscheidende (S. 119).

Umfangreich ist ebenfalls der letzte Abschnitt über praktische Rassenhygiene. Nach Lenz ist Rassenhygiene im engeren Sinne eine Hygiene der erblichen Veranlagung (S. 159). Eine soziale Hygiene, die nicht auf eine Gesundung der Erbmasse abzielt, wird keinen dauernden Erfolg haben. Nicht durchgehends sind die Darlegungen von Lenz auf beachtlicher Höhe; hin und wieder stößt der Leser auf

[1]) In Neu-Guinea und Australien ist es üblich, daß ältere Leute mit Glatzen sich Netzhäubchen anfertigen und auf der Glatze tragen. Die Glatze entgeht daher häufig der Aufmerksamkeit des flüchtigen Beobachters. [Der Herausgeber.]

[2]) Auch Naturvölker schneiden sich die Kopfhaare oft ab. [Der Herausgeber.]

Stellen, die besser ungeschrieben geblieben wären und bei einer neuen Auflage unbedingt ausgemerzt werden sollten. So sind z. B. seine Ausführungen über die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (S. 170) teilweise zum mindesten leicht mißzuverstehen: „Daß es bei genügender Energie möglich wäre, die Geschlechtskrankheiten so gut wie ganz auszurotten, daran kann gar kein Zweifel sein. Auch auf diesem Gebiete stehen freilich der Gesundung schwerwiegende wirtschaftliche Interessen entgegen. Man muß sich nur einmal klarmachen, daß durch eine wirklich ernsthafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht nur viele Hunderte von Fachärzten brotlos werden, sondern auch Zehntausende anderer Ärzte in ihren ohnehin kaum zum Leben ausreichenden Einkünften schwere Einbuße erleiden würden. Es wäre ungerecht, wenn man von den Ärzten einfach die Aufopferung ihrer Existenz im Interesse der Volksgesundung verlangen würde. Andererseits darf die Rücksicht auf die Ärzte natürlich kein Anlaß sein, die Geschlechtskrankheiten weiter wüten zu lassen ...“

„Einen besonders unerfreulichen Anblick bieten“ nach Lenz „dem Rassenhygieniker unsere höheren Schulen ...“ (S. 250). Gänzlich unberührt von dem Geiste, der dort herrscht, behauptet Lenz, dort würde doch nur „totes Wissen“ vermittelt. „Für das Verständnis der Fremdworte genügt ein kleiner Bruchteil des lateinischen und griechischen Unterrichts von heute; und mehr kommt dabei auf die Dauer doch nicht heraus“ (S. 251). Schade für alle diejenigen, welche ihre Gymnasialzeit so wenig zu nutzen verstanden!

Die Vorstellung, daß das Keimplasma allein wichtig, der Träger desselben, das Einzelindividuum, aber im Vergleich dazu fast nebensächlich sei, verführt Lenz dazu, sich über den Sport im wesentlichen ablehnend zu äußern. Wir treffen hier auf jene bekannte, aus leeren Konstruktionen gewonnene Anschauung, die in extremer Formulierung folgendes besagt: Was kümmert es das Keimplasma, ob das Soma gedeiht? Bei einer solchen Auffassung wird zunächst der unter Umständen mehrere Generationen betreffende Einfluß einer „Nachwirkung“ vergessen; sodann aber wäre noch zu bemerken, daß wir gar nicht wissen, inwieweit der körperliche Zustand der Eltern in den Keimzellen eine Idiokinese (nach Plus oder Minus) herbeizuführen vermag. Friedrich Alverdes (Halle).

S. Morgulis, Hunger und Unterernährung. Eine biologische und soziologische Studie. 321 S., 19 Textabb. Berlin, Verlag J. Springer, 1923 Geh. 12,60 Mk., geb. 14,40 Mk.

Seit dem Kriege besitzt der Hunger auch für die Völker Europas nicht mehr nur ein rein akademisches Interesse. Als zu Kriegsbeginn die Staatsmänner die verfügbaren Nahrungsmittel unter ihre Kontrolle nahmen, da verbündeten sich die alliierten Mächte zugleich mit der Naturkraft Hunger, um ihren Willen durchzusetzen. Damals wurde die Biologie der Unterernährung zu einem Problem von allgemeinstem Interesse. Das Buch stellt in erschöpfender Weise alle einschlägigen physiologischen Daten aus der wissenschaftlichen Weltliteratur zusammen; hierdurch wird es nicht nur für den Arzt, sondern überhaupt für alle, welche sich sozial betätigen, wertvoll. Friedrich Alverdes (Halle).

S. J. Holmes, Studies in Evolution and Eugenics. Harcourt, Brace & Co. New York, 1923. p. 1—261.

16 populärwissenschaftliche Aufsätze über Abstammungslehre und Rassenhygiene. Der Gedanke einer fortschreitenden stammesgeschichtlichen Entwicklung wird von

kaum einem Biologen bestritten; über die Faktoren jedoch, die diese Entwicklung bewirkt haben und noch bewirken, sind wir durchaus im Unklaren. Man darf die natürliche Selektion nicht überschätzen; sie merzt wohl Lebensunfähiges aus, erhält also den Bestand der Arten; sie schafft jedoch niemals etwas Neues. Bei verändertem Milieu kann die natürliche Auslese hinsichtlich eines bestimmten Organes ganz in Wegfall kommen (z. B. bei Höhlentieren hinsichtlich des Auges); infolgedessen bleiben auch die mit Minusvarianten dieses Organs behafteten Individuen am Leben und pflanzen sich fort, und durch die beständige Vermischung aller in Frage kommenden Individuen (durch die Panmixie) wird das betreffende Organ im Laufe der Generationen rückgebildet, es „degeneriert“.

Die Frage, ob die Kulturvölker von Entartung bedroht seien, beantwortet Verf. dahingehend, daß die rasseerhaltenden Faktoren mehr bei den Natur- als den Kulturvölkern in Wirksamkeit seien. Bei den Naturvölkern besitze die natürliche Auslese eine große Bedeutung; sehr richtig aber bemerkt er, daß bei den Kulturvölkern sie in mancher Richtung zwar abgenommen habe, in anderer Richtung jedoch möglicherweise angewachsen sei. Weniger glücklich sind des Verf. weitere Ausführungen; über die geschlechtliche Auslese sagt er, daß sie bei Naturvölkern vielfach rasseverbessernd wirke, bei Kulturvölkern dagegen von zweifelhaftem Werte sei; dem Ref. ist es aber durchaus unwahrscheinlich, daß bei den höheren Tieren und beim Menschen der sexuellen Auslese überhaupt der ihr zugeschriebene Einfluß auf die Stammesgeschichte zukommt; und wenn angenommen wird, die Gattenwahl spiele sich bei Natur- und Kulturvölkern in generell anderer Weise ab, so kann dies nicht zugegeben werden.[1]) Auch folgende Gegenüberstellung erscheint dem Ref. zu schroff; bei Naturvölkern würden Kranke und Abnorme rechtzeitig beseitigt, bei Kulturvölkern aber nach Möglichkeit am Leben erhalten. Nicht eben sehr überzeugend wirkt auch die Aussage, bei Naturvölkern fördere der Krieg die Vermehrung der Tüchtigsten, bei den Kulturvölkern vernichte er die letzteren dagegen. Verf. begründet diese überraschende Ansicht damit, daß bei Naturvölkern der Besiegte meist mit Weib und Kind umgebracht würde;[2]) und im Falle der Sklaverei geriete das unterlegene Volk in so ungünstige Lebensumstände, daß es aus diesem Grunde ausstürbe. Im Zeitalter der Massenheere dagegen verschlänge der Krieg stets gerade die Besten. All dies ist natürlich viel zu schematisch gesehen, als daß es den komplizierten Folgen von Kampf und Krieg gerecht werden könnte. Zustimmen kann man dem Verf. jedoch wohl darin, daß bei Naturvölkern die dort vorhandenen einfachen wirtschaftlichen Verhältnisse eine reichliche Vermehrung der Fähigen ermöglichten, während eine solche in Kulturstaaten durch die wirtschaftlichen Zustände und die bei den gehobenen Ständen herrschenden Anschauungen geradezu hintertrieben würde.

Inwieweit können soziale Reformen der Rassenverbesserung dienen? Sie sind nicht das Allheilmittel, als welches sozialistische Theoretiker sie anpreisen; andererseits aber ist es für jede menschliche Gemeinschaft bedrohlich, wenn ihr ein verelendetes und unwissendes Proletariat angehört. Die Erbanlagen an sich kann man

[1]) Dort wo Heiratsordnungen herrschen oder wo die Kinder von ihren Eltern einander versprochen werden, herrscht nicht die „natürliche“ Auslese, sondern künstliche Zuchtbeschränkung. Das ist aber überwiegend der Fall. [Der Herausgeber.]

[2]) Gewöhnlich werden die Frauen geschont und von den Siegern mitgenommen, so daß eine Mischung zwischen Siegern und Frauen der Besiegten eintritt. [Der Herausgeber.]



jedoch nicht verbessern; alle Eigenschaften werden durch erbliche Anlagen bedingt, auch die geistigen; allerdings ist gerade bei den letzteren der Erbgang wegen seiner Kompliziertheit noch wenig klargelegt.

Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit mehr praktischen Fragen der Rassenhygiene. Frühehe ist keinesfalls nachteilig für die Nachkommenschaft, wie vielfach angenommen wird; außerdem wächst, je später die Ehe geschlossen wird, die Möglichkeit, daß sie kinderlos bleibt. Geburtenbeschränkung ist an sich nicht schädlich, wofern alle Volksteile sie gleichmäßig vornehmen und durch sie der Bestand der Bevölkerung nicht bedroht wird; sie schützt die Staaten vor Übervölkerung. Von katastrophaler Wirkung ist die Geburtenbeschränkung jedoch in der in den heutigen Kulturstaaten geübten Form; denn dort geschieht sie bei den sozial gehobeneren (d. h. durchschnittlich intelligenteren) Kreisen so intensiv, daß letztere sich beständig selbst zum Aussterben verdammen; die weniger wertvollen Volksteile dagegen breiten sich auf Grund ihres Geburtenüberschusses immer mehr aus.

Für den Rassenhygieniker in Nordamerika stehen Einwanderer- und Negerfrage und damit zugleich das Problem der Rassenmischung im Vordergrund des Interesses. Vor 1880 wanderten insbesondere Engländer, Schotten, Iren, Deutsche und Skandinavier ein; dies änderte sich seitdem, und es kamen nun vorwiegend Polen, Russen, besonders russische Juden, Ungarn, Slovaken, Süditaliener, Griechen und andere Südeuropäer, alles Völker, die den Alteingesessenen rassenmäßig ferner stehen als die genannten Nordeuropäer und die sich daher weniger leicht assimilieren ließen. Ihr Kommen brachte allerdings einen großen wirtschaftlichen Aufschwung für die eingesessenen Amerikaner mit sich, da sie auf Grund ihrer Anspruchslosigkeit willig die niedereren Arbeiten übernahmen; doch je mehr ihrer wurden, um so mehr veränderte sich das Bild des alten Amerika. Das puritanische Massachusetts ist auf diese Weise römisch-katholisch geworden, und New York ist jetzt nicht nur die größte jüdische, sondern auch die größte italienische und Negerstadt der Erde. Unter solchen Umständen muß die Einwanderung das Bild der zukünftigen Generationen ausschlaggebend verändern; und, läßt man etwa übermäßig viel rassenmäßig Minderwertige herein, so liegt darin eine große nationale Gefahr. Verf. meint jedoch, der jetzige Weg, daß man die Einwanderungsquote für verschiedene Länder verschieden festsetzt, sei vielleicht doch nicht ganz der richtige für eine Abhilfe; denn auf diese Weise schlüpften immer noch zu viel Minderwertige durch; man täte besser, jedes einzelne Individuum einer schärferen Prüfung zu unterwerfen.

Rassenmischung an sich ist wohl nicht schädlich; aber eine überlegene Rasse tut besser daran, sich rein zu erhalten, als sich mit einer minderwertigeren zu vermischen. Die europäischen Nationen sind rassenmäßig so gemischt, daß man nicht imstande ist, generell zu sagen, ein Deutscher, Franzose, Engländer sollte aus Rassegründen nur einen Gatten innerhalb seiner Nation suchen. Die Ansichten über Kreuzungen zwischen einander fernstehenden Rassen (z. B. Weiße $\times$ Mongolen, Weiße $\times$ Neger usw.) sind sehr geteilt. Die Tatsache aber, daß wir noch nichts Endgültiges wissen, darf niemals als Argument verwandt werden, um Rassenkreuzung gutzuheißen; lieber soll man zur Vorsicht mahnen, um einen vielleicht nicht wiedergutzumachenden Schaden zu verhüten. In tropischen Klimaten scheinen die Neger imstande zu sein, alle anderen Rassen zu verdrängen; so geschah es wenigstens vielerorts auf den westindischen Inseln; möglicherweise werden sie in später Zukunft einen lediglich von Schwarzen bewohnten äquatorialen Gürtel der Erdkugel innehaben. In dem gemäßigteren Klima der Vereinigten Staaten sind die Lebens-

bedingungen für Neger erheblich ungünstiger als für Weiße; so ist bei Negern dort die durchschnittliche Lebensdauer für Männer 33,05, für Frauen 37,67 Jahre; bei Weißen sind die entsprechenden Zahlen 50,23 und 53,62 Jahre. Die Zahl der Neger in den Vereinigten Staaten ist jetzt noch im Wachsen begriffen; doch wird nach Verf. vielleicht schon die Volkszählung von 1930 zeigen, daß der Höhepunkt überschritten ist und daß die Neger zahlenmäßig abnehmen. Was endgültig das Schicksal der Neger in den Vereinigten Staaten sein wird, läßt sich nicht voraussagen.

Friedrich Alverdes (Halle).

Willy Hellpach, Karlsruhe, Psychologie der Umwelt. Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Hrsg. von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Emil Abderhalden. Abteilung VI. Methoden der experimentellen Psychologie, Teil C[I], Heft 3, S. 109—218. Urban & Schwarzenberg, 1924.

Entsprechend dem Plane des großen Handbuches, dem sich die vorliegende Arbeit einfügt, werden weniger Tatsachen als methodologische Fragen besprochen.

Die Umwelt, insofern sie auf menschliches Seelenleben einwirkt, läßt drei Kreise erkennen, die sich hier und da überschneiden. Der Mensch ist umgeben von Natur (Wetter, Klima, Boden, Landschaft); die Einflüsse, welche von ihr ausgehen, werden als geopsychische Tatsachen bezeichnet. Der Mensch ist ferner umgeben von seinesgleichen, und die dadurch entstehenden seelischen Wirkungen auf ihn werden als sozialpsychische (mitseelische) Tatsachen zusammengefaßt. Endlich lebt der Mensch inmitten einer Welt, die er sich mit Hilfe der Mitmenschheit aus der Erdumgebung schafft, und die kulturseelische Wirkungen bedingt. Als Untersuchungsmethoden kommen in Betracht:

1. Die einfache, gelegentliche oder planmäßige Beobachtung und Selbstbeobachtung.
2. Die Statistik.
3. Das Experiment.

a) Die experimentelle Variation der Umwelt bei einfacher oder planmäßiger Beobachtung oder Selbstbeobachtung des in sie versetzten Menschen.

b) Die experimentelle Variation des seelischen Verhaltens des Menschen bei bloßer Beobachtung der empirischen Umwelt.

c) Die experimentelle Variation des seelischen Verhaltens des Menschen in einer experimentell variierbaren Umwelt.

Alle so erhobenen Befunde sind aber nicht streng naturwissenschaftlich, sondern müssen erst gedeutet werden mit Hilfe der sogenannten Einfühlung.

Die Hauptmasse der geopsychischen Erscheinungen kommen nicht durch die Pforten der sinnlichen Wahrnehmung zur Wirkung, sondern dadurch, daß die Gewebe unseres Körpers durch meteorologische und klimatische Einflüsse verändert werden, was sich mittels der das Gehirn treffenden Ausbreitungen solcher Veränderungen in Stimmungs-, Affekt-, Leistungsänderungen kundgibt. Diese im allgemeinen recht elementaren Wirkungen können meistens ebensogut durch Fremdbeobachtung als durch Selbstbeobachtung festgestellt werden. Ob einer vergnügt oder gereizt oder bedrückt oder betrübt, ob er frisch oder matt, ob er aufgeräumt oder abgespannt ist, wird meistens auch ohne besondere Menschenkenntnis richtig bemerkt. Die eigentliche Fehlerquelle liegt in der ursächlichen Zurechnung der auftretenden seelischen Änderungen. Und gerade die Selbstbeobachtung ist es, die oft genug die Zurechnung irreführt. Das Wetter wird als Ursache des schlechten Befindens angeschuldigt, anstatt häuslichen Ärgers oder beruflicher Überbürdung und umgekehrt. Die geopsycho-

logische Forschung sollte zunächst mit starken Ursachen und ihren starken Wirkungen beginnen. Die ersten brauchbaren Ergebnisse wurden auf pathologischem Gebiete gewonnen: Die Bergkrankheit, der Tropenkoller (für den trotzdem die Zurechnung noch erheblich korrigiert werden mußte, die klimatische eingeschränkt, die soziale erweitert!), die Schwermut der Polarnacht, das Heimweh der Älpler im Tieflande. Geopsychologische Betrachtungen auf Grund geschichtlicher Überlieferung haben bisher in die Irre geführt und sollten vorläufig unterbleiben. Geophysiologische Beobachtungen sind wichtige Hinweise auf mögliche geopsychische Beziehungen, aber nicht mehr. Die statistische Methode bedarf bei ihrer Anwendung einer ganz besonderen Umsicht und Behutsamkeit. Für die kausale Analyse empfiehlt Verf. die von ihm so genannte amphistatistische Methode, d. h. die Vergleichung einer kleineren mit einer größeren Menge. Die kleinere wird mehr beobachtend verwendet, die größere rein statistisch. Als vorbildlich betrachtet Verf. die Innsbrucker Föhnstudien Trabert's (Denkschr. d. Wiener Akad. d. Wiss., math.-naturw. Klasse 81, 1908), obwohl er sich mit seinen Schlußfolgerungen nicht einverstanden erklärt. Trabert verglich die Selbstbeobachtungen von 20 gebildeten Menschen, die Fremdbeobachtungen von 12 Volksschulklassen durch die Lehrkräfte und das Auftreten epileptischer Anfälle an einigen Kranken in der Klinik während eines gegebenen Zeitraumes mit den Schwankungen der Wettererscheinungen, unter sorgfältiger Berücksichtigung aller in Betracht kommenden befindens-, betragens- und gesundheitsverschlechternden Zufälligkeiten. „Statistische Methodik" finden wir auch „am Rande" der eigentlichen geopsychologischen Problemstellung und Methodologie vielfach verwandt: dort, wo es fraglich ist, ob ein gegenwärtig noch wirksamer naturaler (atmosphärischer, tellurischer, kosmischer) Faktor wirksam sein mag, oder ob er in früherer Wirksamkeint seine Spuren eingezeichnet und in Gestalt einer auch ohne ihn sich kundgebenden Eigenperiodizität gewisser organischer Tatbestände hinterlassen hat. Zwischen einer noch augenfälligen Außenperiodik psychophysischer Vorgänge, d. h. funktionalen Abhängigkeit von atmosphärischen, tellurischen, kosmischen Vorgängen (wie sie etwa in der Jahresschwankung der muskulären und intellektuellen Leistung, der Suizide, Notzuchtskriminalität und des Psychosenausbruches vorliegt) und einer erstarrten Eigenperiodik, die durch ihre Ziffernwerte auf kosmische Perioden unverkennbar hinweist, ohne sich doch noch an sie zu binden (wie bei der Menstruation), gibt es allerlei Übergänge, in denen das häufige Noch-wirken oder das bloße Nachwirken eines Außenfaktors unsicher ist."

Wie schwierig diese Verhältnisse beim Menschen liegen, lehren die Periodizitätsforschungen von Fließ und Swoboda, die trotz ihrer starken Anregungen noch keine sicheren Tatsachen festgestellt haben.

Die umfassendste und ergebnisreichste geopsychologische Experimentaluntersuchung, die bisher vorliegt, stammt von Lehmann und Pedersen (Das Wetter und unsere Arbeit 1907).

In das Gebiet der Geopsychologie gehört auch das Wünschelrutenproblem. Soviel dabei von Experimenten auch geredet wird, so liegen doch wissenschaftlichen Anforderungen genügende Versuche nicht vor. Einige Wissenschaftler, auch Verf., haben den „Eindruck", daß etwas an der Sache sei, das ist alles.

Wie seelische Tatbestände durch mitseelische Einflüsse verändert werden, d. h. durch Einflüsse, die von seelischen Tatbeständen eines Mitmenschen auf sie ausgeübt werden — das ist der Inhalt der sozialpsychologischen Forschung. Die Massenpsyche als Einheit führt nur eine metaphysische Existenz. Fünf Hauptprobleme sind zu

lösen: 1. Auf welchem Wege wirkt ein Geschöpf seelisch auf ein anderes? 2. Aus welchen Ursachen? 3. Welche sichtbaren Gemeinschaftsgebilde formen sich aus mitseelischen Beziehungen. 4. Welche seelische Änderung erfährt das Einzelne durch die mitseelischen Beziehungen, die auf ihn wirken? 5. Welches psychophysische Verhalten resultiert als gleichartiges Verhalten mehrerer aus diesen unter 4. behandelten Wirkungen (Kollektivwirkung).

Für die Sozialpsychologie kommen sowohl naturwissenschaftliche als geisteswissenschaftliche Methoden in Betracht. Der Geltungsbereich der naturwissenschaftlichen Methoden, deren Erkenntnisziel nomothetisch ist, verringert sich in dem Maße, wie die Struktur eines Tatbestandes inkonstanter Verwicklung zustrebt. Auf die Verwicklung an sich kommt es nicht an; sie macht höchstens die Forschung schwieriger und langwieriger, aber bei großer Konstanz der konstituierenden Bestandteile läßt sie der Experimentalmethodik alle Chancen. Bei großer Inkonstanz beschränkt sich die Erkenntnis auf die Erfassung eines einmaligen einzigartigen Tatbestandes, die nur noch intuitiv verstehend und deutend geleistet werden kann. Das Gebiet der naturwissenschaftlichen Methode ist aber größer als meist angenommen wird. Verwicklung, Inkonstanz, Singularität und Geistigkeit sind oftmals mehr an der Schale als im Kern der Tatbestände. „Wie ein Mensch, eine Schulklasse, ein Stand, ja ein Volk sich in einer bestimmten Lage verhalten werde, durchschauten wir meistens sicherer als z. B. was für Wetter morgen oder in einer Woche sein werde“ (Karl Jentsch).

Als Weg von Menschenseele zu Menschenseele kommt in Betracht der mimomotorische, der aktumotorische und der Mitteilungsweg. Ob es daneben noch eine telepathische Übertragung seelischer Erlebnisse gibt, ist noch nicht einwandfrei nachgewiesen, wenn auch die Möglichkeit zuzugeben ist. Bei vielen angeblichen telepathischen Erscheinungen findet doch eine Mitteilung durch Sprache, Mimik u. dgl. statt. In anderen Fällen muß die Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens, wie sie Marbe nachgewiesen hat, zur Erklärung herangezogen werden. Sozialpsychologisch von Bedeutung würde die Telepathie nur dann sein, wenn sie eine häufige Möglichkeit mitseelischer Beziehung vorstellen würde. Die mimomotorischen und aktumotorischen Wege bespricht Verf. an der Hand von Moede's experimenteller Massenpsychologie, die er einer besonnenen Kritik unterzieht. Der Mitteilungsweg ist methodisch noch recht wenig untersucht worden, am besten noch die suggestiven Mitteilungsformen. Die sozialpsychologische Wertigkeit der eigentlichen Suggestion schätzt Hellpach nicht so hoch ein wie andere. Das suggestive Beeinflußtwerden tritt nach ihm weit zurück hinter dem sich verstehenden Beeinflussenlassen, hinter dem Tun und Lassen aus Begreifen und Überzeugtsein. Die sogenannte Denkpsychologie steht noch durchaus im Stadium des ungewissen Ertastens. Die Veranstaltung und Auswertung der Denkexperimente ist eine durchaus irrational persönliche Kunst. Die Unergiebigkeit dieses Verfahrens beruht unter anderem darauf, daß man sich gleich an viel zu verwickelte Denksynthete gewagt hat. Es ist kein Zufall, daß die jüngeren Denkpsychologen wieder Anschluß an naturforschendes Erkennen suchen (Bühler, Jaensch).

Unter den Triebkräften des mitseelischen Tun und Lassens sind die emotionalen und aktionalen die wichtigsten, aber auch am schwersten einer methodischen Erforschung zugängig. Darum sind alle Zweige der Gemeinschaftsseelenkunde so tief im Gerede stecken geblieben, da sie sich an dem leichter erfaßbaren Intellektuellen festklammerte. Die biologische Richtung ist bei der Erforschung der sozialpsychischen

Triebkräfte von der Antisozialität ausgegangen und von da über das Rassen- zum Konstitutionsproblem fortgeschritten. Die kriminalanthropologische Methodik hat sich totgelaufen. Nur wenig besser steht es nach Hellpach um die sozialanthropologische Strömung, deren Lehre er — reichlich karikierend — so formuliert: „Die (europäischen) Menschen mit einem Längenbreiten-Schädelindex von weniger als 75 konstituieren die führenden, kultivierten, ideellen Schichten der ‚Gesellschaftsordnung', die mit einem ebensolchen Index über 85 die dienenden, handarbeitenden, stupiden, knechtischen Schichten." Verf. vermutet, daß Lang- und Rundköpfigkeit durch Umwelteinflüsse stark veränderlich seien. Mit Recht verlangt er, daß der Messung sorgfältige deskriptive Forschungen voraufgehen müssen.

Biologische Arbeitsweise soll darauf bedacht sein, möglichst elementare Triebkräfte zuerst anzupacken. Verf. schlägt vor, die Affinität der Typen zueinander zu untersuchen, etwa in einem hinreichend großen Bezirk alle Ehe-, womöglich Liebesleute nach Rasse, Konstitution, Stammeszugehörigkeit zu registrieren und psychologischen Merkmalen; denn die treibenden Kräfte einer fundamentalen Gemeinschaftsschöpfung, der Paarung, liegen noch völlig im Unerforschten. Von den Gemeinschaftsformen sind der biologischen Methodik vornehmlich jene zugängig, die auf psychophysiologischen Triebkräften beruhen, also die Bluts- und Wahlgemeinschaft. Dagegen werden die Gewöhnungs-, Überzeugungs- und Nutzungsgemeinschaften überwiegend dem geisteswissenschaftlichen Verfahren überantwortet bleiben. Die physische Äußerlichkeit, insbesondere die Physiognomie eines mundartlichen wohlcharakterisierten Stammes ist nach Verf. kein einfaches Rassenphänomen, sondern durch Gewöhnung der Kinder an die Mundart und das „Konventionstemperament" der Eingesessenen bedingt (ähnliche Anschauungen hörte ich als Student bei dem Greifswalder Anatomen Solger, der den vorspringenden Unterkiefer der Angelsachsen durch die Kieferstellung beim Englischsprechen erklärte). Daneben weist er auf geophysiologische Möglichkeiten hin, indem er anscheinend den Boas'schen Beobachtungen große Bedeutung zumißt. Mit Recht fordert er eine Geographie der Konstitutionstypen, die mit einem Schlage die Berechtigung der Kretschmer'schen Lehre entscheiden würde. Nächst den ethnischen Gruppen wären die Berufe biologisch zu untersuchen. Möglicherweise sei der Typ der höheren Gesellschaftsschichten nur ein Produkt der infantilen und juvenilen Körper- und Seelenpflege. Festzustellen wäre auch noch, ob das Neugeborene phonetisch absolute Plastizität besitzt oder Erbdispositionen mitbringt, die ihm bestimmte Lautungen erleichtern, andere erschweren. In der Kulturpsychologie spielen die biologischen Methoden im Sinne der reinen Naturforschung eine bescheidene, aber doch nützliche Rolle. Das meiste, was Ratzel oder Kjellén über geopolitische Einflüsse vortragen, ist geniale Phantasie. Die psychophysische Untersuchung der kulturmenschlichen Standortstypen und der ethnischen Typen, die genealogische Methodik und geophysiologische Untersuchungen werden manche Probleme fördern. Eine wirkliche Anthropographie ist erst noch zu schaffen. Aber auch für höhere Probleme, wie das Phänomen des Führers, vermag biologische Arbeit manchen bescheidenen Beitrag zu stiften. Zu neun Zehnteln freilich wird alle Geniekunde historische Forschung bleiben.

Soweit die anregend geschriebene Arbeit. Ihre Bedeutung liegt weniger in vorgebrachten Tatsachen, deren Zuverlässigkeit und Deutung im Sinne der Milieutheorie von Biologen nur zum Teil anerkannt werden wird, als vielmehr in dem entwickelten Arbeitsprogramm, das durchaus zu billigen ist. Bolte.

Die Persönlichkeit.

a) Im Allgemeinen.

Jahrbuch der Charakterologie. Hrsg. von Emil Utitz. 1. Jahrg., 1924, 1. Bd., 375 S. Charlottenburg, Panverlag Rolf Heise.

Der Herausgeber lehnt es ab Wert und Notwendigkeit dieses erstmalig erscheinenden Jahrbuchs der Charakterologie irgendwie zu begründen; er überläßt es dem Werk selbst für sich zu sprechen. Und da er auch sonst sich dauernd im Hintergrunde hält, nirgends irgendwelche Leitlinien und Grundrichtungen seiner wissenschaftlichen Tendenzen andeutet (selbst die Reihenfolge der in dem Bande veröffentlichten Aufsätze ist vom Zufall des Anfangsbuchstaben der Verfasser bestimmt), so kann sich der Kritiker nur an die einzelnen Arbeiten halten. Was schon beim Überblick über die dargebotenen Abhandlungen auffällt, ist die Vielseitigkeit der Themen, die Mannigfaltigkeit der Fachgebiete und die Verschiedenartigkeit der Arbeitsrichtungen, die hier zu Worte kommen, und so in gewisser Hinsicht auseinanderstreben. Doch umschließt sie und hält sie letzten Endes zusammen das immer wieder sich aufdrängende Persönlichkeitsproblem. Der Inhalt des Jahrbuchs läßt sich bei der Fülle und Verschiedengestaltigkeit der Arbeiten naturgemäß nur andeutungsweise kennzeichnen: Rein biologisch orientiert ist Walter, der den materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit nachgeht. Er weist auf die Kompliziertheit der Frage der Lokalisation psychischer Funktionen im Gehirn hin und betont, daß die von C. und O. Vogt festgestellten 200 Rindenfelder keinesfalls das Substrat ebenso vieler psychischer Elementarfunktionen bedeuten. Das Stammhirn als zentralen Regulator für Motorik und vegetative Funktionen erkennt er als Bewußtseinszentren wichtiger Gefühlsqualitäten und damit als Träger ausschlaggebender Seiten der Persönlichkeit an. Grundsätzliches zur Psychologie des Charakters gibt Pfänder, der aus besonderen Charaktermerkmalen: Größe und Kleinheit der menschlichen Seele, seelische Stoffnatur, Art des seelischen Lebensflusses, Charaktertonus u. a. bestimmte Charaktertypen abzuleiten sucht. Gleichfalls rein psychologisch gerichtet ist Aller's Versuch die charakterologischen Entwicklungen und Gestaltungen zu kennzeichnen, wie sie sich aus der Freud'schen Psychoanalyse und der Adlerschen Individualpsychologie ergeben. Speziell der auf Menschenkenntnis gerichteten Psychologie Nietzsche's, insbesondere dem Problem der Selbsttäuschung, geht Klages eindringlich nach. Einzelne charakterologische Typen behandeln Schneider, der den triebhaften dem bewußten Menschen gegenüberstellt; Kronfeld, der im Verstandesmenschen — m. E. zu Unrecht — im wesentlichen eine psychologische Reaktionserscheinung sieht, und endlich Hildebrandt, der eine Kennzeichnung des Gelehrten besonders unter Heranziehung von Goethe und Winkelmann gibt. Im Sinne der angewandten Psychologie und Psychotechnik erörtert Baumgarten den Beruf des Regulierungsbeamten, dessen Berufseignung im wesentlichen auf charakterlichem Gebiete liegt. Das kriminalpsychologisch bedeutsame Thema der Besserungsfähigkeit von Gewohnheitsverbrechern behandelt Heindl auf Grund der Erfahrungen in Strafkolonien. Er bestätigt im wesentlichen die allgemeinen Erfahrungen über die geringen bessernden Wirkungen der Strafeinflüsse bei diesen Verbrechertypen. Mit der Darlegung der charakterologischen Bedeutung der Exerzitien des heil. Ignatius von Loyola beleuchtet Lindworsky das Charakterproblem von der religionspsychologischen Seite her. Mit seinen Künstlerstudien

über Busch und Oberländer' weist Scheffler auf die Besonderheiten bestimmter Künstlerpersönlichkeiten hin. A. Liebert kennzeichnet in philosophischer Einstellung die geistige Gestalt Immanuel Kant's und Gesemann endlich gibt eine gründliche umfassende Pathographie Gogol's, aus dessen schizoider Wesensart er gewisse Seiten seines dichterischen Werkes ableitet.

Alle diese Arbeiten, denen fast durchgängig wissenschaftliches Niveau zuzusprechen ist, beweisen zunächst, von wie vielen Seiten das Persönlichkeitsproblem in Angriff genommen werden kann und in Angriff genommen werden muß, um zu einer systematisch auf- und ausgebauten Charakterkunde zu gelangen. Sie zeigen weiter, daß jeder auf diesem Gebiete tätige Spezialforscher: Philosoph, Psychologe, Psychiater, Kriminalist, Pädagoge, Kunst- und Kulturforscher grundsätzlich zahlreicher Erfahrungen und Anregungen bedarf, die ihm nur von anderen Fachgebieten her zuteil werden können. In diesem Jahrbuch findet er nunmehr den gegebenen Sammelort und Mittelpunkt für den geistigen Austausch aller charakterologisch Interessierten und damit zugleich die Möglichkeit in fruchtbar egeistige Wechselbeziehungen mit allen geistigen Arbeitern im Gebiet der Charakterkunde zu treten.

Priv.-Doz. Dr. Karl Birnbaum (Berlin).

Paul Schilder, Der Ichkreis. (Ein phänomenologischer Versuch.) Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 92, Heft 5, S. 644—654. Berlin, Julius Springer, 1924.

Der gedankenreiche, aber nicht leicht zu lesende Aufsatz eignet sich nicht zu verkürzter Wiedergabe. Als Probe sei der Schlußabsatz gegeben. „Ichnähe und Ichferne sind also besondere psychische Qualitäten des Erlebens. Jedes Erlebnis hat neben seinen sonstigen Eigenschaften auch eine bestimmte Position im Ichkreis. Die Stellung im Ichkreis ist einesteils von den normalen Eigentümlichkeiten der Erlebnisform beeinflußt, anderenteils durch die Fülle der Tendenzen, welche sich in einem Einzelerlebnis vereinigen. Eine große Fülle der Tendenzen einem Erlebnis zugewendet, rückt das Erlebnis dem Ichzentrum näher. Ichnahe psychische Erlebnisse verlieren diesen Charakter auch dann nicht, wenn sie in die Ichferne gerückt werden. Ichferne Erlebnisse können zu ichnahen werden. Wahrscheinlich ist jedes ichnahe Erlebnis früher ichfernes gewesen. An körperlich erstarrte Formen gebundene Erlebnisse nicht die Ichnähe des Triebhaft-Lebendigen erreichen. Von besonderem Interesse ist die Frage der Ichnähe und Ichferne der Ichideale. Die triebhaften Strebungen und Haltungen sind nämlich durch Identifizierungen in bestimmte Gruppen gesondert. Jedes Idealich repräsentiert eine Gruppe von Triebstrebungen. Auch Idealiche haben einen bestimmten Grad der Ichnähe oder Ichferne. Sie kämpfen um das Ichzentrum. Jene Idealiche, welche sich auf organisch erstarrte Formen stützen, haben eine relativ große Entfernung vom Ichzentrum."

Bolte.

Emil Munz, Die Reaktion des Pyknikers im Rorschachschen Psychodiagnostischen Versuch. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 91, Heft 1/2, S. 26—92. Berlin, Julius Springer, 1924.

„Die vorliegende Arbeit ist gedacht als Versuch, die Existenz und Häufigkeit der von Kretschmer gesehenen Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter nachzuprüfen an Hand eines psychologischen Experimentes."

Pykniker sind nach Kretschmer „im mittleren Lebensalter kurzgliederige gedrungene Leute von rundlichem, wohlgenährtem Aussehen und frischer Gesichtsfarbe". Knochenbau und Muskulatur sind nicht besonders kräftig, dafür aber der

Fettansatz reichlich. Der Rumpfumriß ist bei schmalen Schultern tonnenförmig. Der Kopf sitzt etwas nach vorn auf kurzem gedrungenem Hals. Der Hirnschädel ist von mäßiger Höhe, das Gesicht breit und rundlich von Fünfeckform oder breiter Schildform. Die Nase ist fleischig. Bei reichlicher Bart- und Körperbehaarung besteht Neigung zu frühzeitiger Glatze.

Diesem Körperbau soll nach Kretschmer das zyklothyme Temperament entsprechen, wenn auch Ausnahmen von dieser Regel nicht allzu selten vorkommen sollen. Das zyklothyme Temperament, das wir in krankhafter Ausartung beim manisch-melancholischen Irresein sehen, äußert sich in einem mehr oder weniger ausgesprochenen Schwanken zwischen gehobener und depressiver Stimmung, während sich das psychische Tempo zwischen beweglich und behäbig bewegt. Die Psycho-Motilität ist reizadäquat, rund, natürlich und weich. Der Zyklothyme neigt zum Aufgehen in Umwelt und Gegenwart, ist von aufgeschlossenem, geselligem, gemütlich-gutherzigem Wesen, ob er nun mehr flott unternehmend oder mehr beschaulich, behäbig-schwerblütig erscheint. Als bekannte Beispiele nennt Kretschmer u. a. Luther, Lieselotte von der Pfalz, Goethes Mutter, Alexander v. Humboldt, Mirabeau. Den Zyklothymikern gegenüber stehen die Schizothymiker von asthenischem (d. h. schwächlichem, „schwindsüchtigem") oder athletischem, oder dysplastischem Körperbau (unter dem Namen dysplastisch, „mißgebildet", faßt Kretschmer Kümmerformen, Infantilismus, Feminismus, Maskulinismus u. dgl. zusammen). Ihre Stimmung bewegt sich zwischen empfindlich und kühl, ihre Temperamentskurve zwischen sprunghaft und zäh, ihre Psychomotilität ist öfters reizinadäquat, d. h. die Beantwortung entspricht nicht der Art und Stärke der Reize. Als berühmte Beispiele nennt Kretschmer: Schiller, Calvin, Robesspierre, Friedrich den Großen.

Der Schweizer Psychiater Rorschach hat auf Grund experimentalpsychologischer Untersuchungen die Begriffe „introversiv" und „extratensiv" gebildet, welche sich nahezu mit den Kretschmer'schen psychologischen Typen „Schizothym" und „Zyklothym" decken. Der Rorschach'sche psycho-diagnostische Versuch besteht in dem Ausdeutenlassen zufällig entstandener Farbflecken, wie es Lionardo da Vinci dem Maler als nützliche Übung empfahl. Rorschach fand unter seinen Versuchspersonen zwei Typen. Die Extratensiven (Zyklothymen) geben zahlreichere Farbantworten. Ihre Deutungen stehen in offensichtlicher Beziehung zu ihren Interessen und Wünschen, zeigten mehr Sinn für das Handgreiflichere und Malerische und zuweilen eine sexuelle Färbung, Neigung zu szenischer Vereinigung und Kompletierung, sind meist lustbetont. Die Introversiven (Schizothymen) geben zahlreiche Bewegungsantworten, ihre Deutungen enthüllen keine Interessen und Wünsche, bleiben häufiger beim Aufzählen der Einzelbefunde stehen, sind affektiv indifferent.

Der Verf. untersuchte mit der Rorschach'schen Methode 100 geistig gesunde Personen, die sich auf 59 pyknische und 44 schizaffine Körperbautypen verteilten. Von 100 Versuchspersonen ergaben 87 klare Merkmale der erwarteten Reaktionsweise, 6 deutliche Zeichen eines nicht zugehörigen Temperamentes, 7 waren unentschiedene psychisch verwaschene Fälle. Bei den Pyknikern allein zeigten 93 % Übereinstimmung von Körperbau und Temperament. Willfährigkeit zum Versuch war bei sämtlichen Pyknikern aber lange nicht bei allen Schizaffingebauten vorhanden. Pykniker haben häufig kurze abgerundete Selbstbeschreibungen auf der Zunge, den Schizaffinen machte es meist Mühe, ihr Seelenleben in wenig Zügen zu zeichnen.

Die Arbeit setzt die Kenntnis des Rorschach'schen Buches über Psychodiagnostik (E. Bircher, Bern u. Leipzig, 1921) zum Verständnis voraus. Wenn die

Auswertung und statistische Bearbeitung des Untersuchungsmaterials auch der Willkür einen gewissen Spielraum läßt, so wirkt sie doch überzeugend im Sinne einer mindestens teilweisen Bestätigung der Kretschmer'schen Anschauungen.

Zweifellos genügen die beiden Typen, ihre Realität vorausgesetzt, noch nicht, um die reiche Zahl der normalen seelischen Varianten, wie sie auch nur in der deutschen Bevölkerung vorkommt, befriedigend zu ordnen, und müßten durch Aufstellung weiterer Typen ergänzt werden. Es müßte auch versucht werden, ihre Beziehung zu den Rassetypen festzulegen, was noch nicht überzeugend geschehen ist. Es ist ja (von Stern-Pieper) behauptet worden, daß sich die nordische Rasse mit dem schizothymen Typ, die alpine mit dem zyklothymen decke. Die große Tragweite der Kretschmer'schen Lehre für die Gesellschaftswissenschaft liegt aber auf der Hand, insofern die beiden Typen völlig verschiedene soziale Funktionen ausüben würden. Die Zyklothymen stellen nach Kretschmer den sozialen Menschen dar, den Praktiker, den Genießer, in der Kunst den Realisten und Humoristen, in der Wissenschaft den Empiriker, in Geschäftsleben und Politik den wohlwollenden Vermittler, flotten Organisator, Draufgänger; die Schizothymen dagegen den Eigenbrödler, vom Sonderling und Verbrecher bis zum weltfremden Idealisten und Aristokraten, in der Kunst den Romantiker, Pathetiker, Ironiker, Expressionisten, in der Wissenschaft den Scholastiker und Systematiker, in Geschäftsleben und Politik die Herrennaturen, heroischen Moralisten, Fanatiker und kalten Rechner. Bolte.

b) Geschlechter.

J. Meisenheimer, Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche. Bd. 1: Die natürlichen Beziehungen. 896 S., 737 Textabb. Jena, G. Fischer, 1921.

Der bekannte Leipziger Zoologe gibt im vorliegenden 1. Band auf äußerst klare und erschöpfende Weise einen Überblick über die Mannigfaltigkeit sexueller Gestaltung und Betätigung im Tierreiche. Er betont stets die Allgemeinheit der Probleme; der Mensch ist wie in anderer Hinsicht auch bezüglich seiner Sexualität nur ein Spezialfall innerhalb der Organismenwelt. Die genannte Seite menschlichen Wesens vermag deshalb nur bei ganz einseitiger Betrachtungsweise Anfang und Ende des Studiums und Interesses zu sein; ein biologisch vertieftes Verständnis kann nur aus der erweiterten vergleichenden Erfassung der Probleme gewonnen werden. In diesem 1. Band werden die natürlichen Beziehungen der Geschlechter zueinander besprochen; hiermit wird die unerläßliche Grundlage für die geplante Gesamtbehandlung morphologischer und biologischer Sexualprobleme geschaffen. Man kann auf die Fortführung dieses ausgezeichneten Werkes gespannt sein.

Friedrich Alverdes (Halle).

C. Ceni (Cagliari), Der Einfluß der Sehkraft auf die Geschlechtscharaktere. Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilk., Bd. 77, Heft 1—6, S. 337—340. 1923.

Ceni beschreibt die Rückwirkung der einfachen organischen Blindheit auf die inneren und äußeren Geschlechtscharaktere nach Versuchen an Hähnen. Nach einem der künstlichen Erblindung folgenden mehrere Tage dauernden indifferenten Verhalten werden die Tiere weniger lebhaft, krähen in immer schwächerem Tone und verstummen schließlich. Das bleibt so für mehr oder weniger lange Zeit je nach der Jahreszeit, in der das Tier geblendet wurde. Der im Frühling oder Sommer operierte Hahn fängt bald wieder an zu krähen. Die Hoden atrophieren um $^1/_3$ ihrer Größe. Die

Spermatogenese wird sehr gering. Der im Herbst oder Winter geblendete Hahn bleibt einige Monate ganz stumm. Er bekommt das Aussehen eines Kapauns. Die Hoden verlieren etwa $^3/_4$ ihrer früheren Größe und zeigen schwere Veränderungen an den Samenzellen. — Nach dieser Periode der Rückbildung aller Geschlechtscharaktere werden die Tiere wieder lebhafter, fangen wieder an wie früher zu krähen und nehmen auch die physischen Geschlechtscharaktere wieder an.

Die Erblindung übt also eine Rückwirkung auf die äußeren und inneren Geschlechtscharaktere aus ungefähr wie das Gehirntrauma.

Dauernde Effekte der Erblindung finden sich mehr bei den Weibchen als bei den Männchen und betreffen in biologischen gesetzmäßigen Beziehungen der periodischen Fortpflanzungsprozesse.

Die Möglichkeit einer Schockwirkung wird abgelehnt.

Es handelt sich um Folgen der Störung psychischer Prozesse, die von der Sehkraft abhängen. Dr. H. Günther.

c) Lebensalter.

E. Korschelt, Lebensdauer, Altern und Tod. 3. Aufl., 451 S., 221 Textabb. Jena, G. Fischer, 1924.

Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit liegt dieses vortreffliche Werk nun schon in 3. Aufl. vor. Die ersten Kapitel sind hauptsächlich den spezielleren Fragen gewidmet, welche bei Mensch, Tier und Pflanze mit der Lebensdauer und den Erscheinungen und Ursachen des Alterns und des Todes zusammenhängen. Die weiteren Kapitel behandeln die allgemeineren Probleme, und gerade sie bieten auch weiteren wissenschaftlichen Kreisen mannigfache Anregungen; denn normaler Ablauf des Lebens, Lebensverlängerung und -verkürzung, Altersveränderungen und Tod sind Vorgänge, die nicht nur den Fachbiologen angehen, sondern die auf die mannigfachste Weise so gut wie jedes Gebiet menschlicher Betätigung berühren.

Friedrich Alverdes (Halle).

Eduard Spranger, Psychologie des Jugendalters. 3. durchgesehene Aufl. 359 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. Geb. 9 Mk.

Spranger's Jugendpsychologie gibt eine Anwendung der von ihm vertretenen Arbeitsweise der geisteswissenschaftlichen Psychologie auf ein Sondergebiet. Ihre Würdigung setzt daher die Klarstellung dieser besonderen Forschungsrichtung und -methode voraus. Vier Gesichtspunkte sind es, von denen die Leitlinien seiner Darstellung beherrscht sind: Verstehende Psychologie, Strukturpsychologie, Entwicklungspsychologie und Typenpsychologie.

Verstehende Psychologie: Im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Psychologie, die sich um die bloßen Elemente des Seelenlebens bemüht, sollen hier geistige Zusammenhänge in der Form objektiv gültiger Erkenntnisse als sinnvoll aufgefaßt und aus dem Wertganzen seiner individuellen Lebenseinheit bzw. einer überindividuellen Welt der Werte verstanden werden. Strukturpsychologie: Die Seele, dieses Stück Wirklichkeit, das auf Sinnzusammenhänge Bezug hat, ist ein Lebensgebilde, das gegliederten Bau oder Struktur aufweist; es ist ein Ganzes, in dem jeder Teil und jede Funktion eine für das Ganze bedeutsame Leistung vollzieht, derart, daß Bau und Leistung jedes Teils wieder vom Ganzen her bedingt und folgich nur vom Ganzen her verständlich sind. Die Strukturpsychologie hat also die

seelischen Erscheinungen aus ihrer wertbestimmten Stellung im einheitlichen Ganzen und aus ihrer Bedeutung für solche totalen Leistungszusammenhänge zu verstehen. Entwicklungspsychologie: Die natürliche seelische Entwicklung (im Sinne der Entfaltung des individuellen Seelenlebens von innen heraus zu größerer innerer Gliederung und Wertsteigerung der psychischen Leistungseinheit und des Hineinwachsens der Einzelseele in den objektiven und den normativen Geist der jeweiligen Zeit) fordert ohne weiteres eine Psychologie, die sich mit den seelischen Strukturentwicklungeu befaßt. Und endlich Typenpsychologie: Die Vielgestaltigkeiten der individuellen Erlebnis- und Verhaltensweisen müssen gruppenweise in bestimmte begriffliche Formgebiide eingefangen und zu differenten Menschen- und Entwicklungstypen zusammengestellt werden. — Die physiologische Psychologie mit ihrem Bestreben die seelischen Vorgänge aus körperlichen Veränderungen zu erklären lehnt Spranger für die Jugendpsychologie in der Hauptsache ab. Für ihn gilt als deren Aufgabe vor allem der Grundsatz: psychologica psychologice.

Auf dieser methodischen Grundlage baut nun Spranger sein Werk systematisch auf. Er gibt ein umfassendes Bild von der psychischen Organisation des Jugendlichen, den subjektiven Zuständen und ihren Zusammenhängen und legt vor allem die Erlebnisweisen dar, in denen die Auseinandersetzung des Jugendlichen mit dem Gehalt des objektiven und idealen Geistes erfolgt. Gehört doch für ihn zur psychologischen Gesamtcharakteristik des Jugendalters neben der Entdeckung des Ichs und der allmählichen Entstehung eines Lebensplanes vor allem das Hineinwachsen in die einzelnen Lebensgebiete. Die ihnen zugehörigen einzelnen Sinnrichtungen sind nun beim Jugendlichen im wesentlichen unverbunden und so lassen sich denn diese teils auseinanderstrebenden, teils unklar vermischten Seiten der seelischen Struktur des Jugendlichen im einzelnen verfolgen, ja sie bieten sich geradezu als Einteilungsprinzip für die Pubertätspsychologie dar. Damit hat Spranger zugleich den Anschluß an jene Einteilungsprinzipien erreicht, die er der Gruppierung der einzelnen Persönlichkeitstypen in seinen „Lebensformen“ zugrunde legt: die Einteilung nach den Wertsphären und Sinnrichtungen des kulturellen und geistigen Lebens.

Er betrachtet nun im einzelnen zunächst das ästhetische Wertgebiet in einem Abschnitt über Phantasieleben und Phantasieschaffen der Jugendlichen, wobei auch die geistige Produktivität dieses Lebensalters entsprechende Würdigung findet. Im Anschluß daran geht er weiter auf die seelischen Manifestationen und Zusammenhänge der Erotik und Sexualität in der Pubertätszeit ein. Weitere umfassende Darstellungen beschäftigen sich mit der sozialen und ethischen Wertsphäre, wobei in einzelnen Kapiteln das Hineinwachsen der Jugendlichen in die Gesellschaft, die sittliche Entwicklung des Jugendlichen, sein Rechtsbewußtsein, sein inneres und äußeres Verhältnis zu Politik und Beruf dargelegt wird. Die folgenden Abschnitte über Wissen und Weltanschauung im Leben des Jugendlichen sowie über seine religiöse Entwicklung stellen seine Beziehungen zur theoretischen und religiösen Wertsphäre dar. Ein Schlußkapitel endlich macht den allgemein charakterologisch bedeutsamen Versuch bestimmte Grundtypen jugendlichen Lebensgefühls zu gewinnen und bezeichnende Grundformen des Entwicklungsrhythmus der Jugendlichen festzulegen.

Die Einzelheiten dieser Darstellung können bei der inneren Geschlossenheit des Werkes nicht herausgerissen und isoliert hier angeführt werden. Es muß der Hinweis genügen, daß das Buch in allen seinen Teilen von jener anfangs gekennzeichneten Einstellung einer geisteswissenschaftlichen Psychologie im Sinne Diltey's durchsetzt ist. Den Leserkreis speziell dieser Zeitschrift werden in besonderem Maße

die Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln interessieren, die in nuce im Grunde eine selbständige Psychologie der einzelnen Kulturgebiete: des gesellschaftlichen, religiösen, politischen usw. Lebens geben. Daß aus der Fülle der vielseitigen Beleuchtungen ein volles anschauliches Gesamtbild des Jugendlichen (speziell des männlichen aus der deutschen Kulturschicht der Gegenwart) resultiert, wie es in dieser Form und in diesem Umfang so gut wie überhaupt noch nicht in der jugendpsychologischen Literatur existiert, kann keinem Zweifel unterliegen. Auf der anderen Seite wird sich nicht verhehlen lassen, daß die beherrschende Betrachtung unter rein geisteswissenschaftlich-psychologischem Gesichtspunkt, die weitgehende Zurückdrängung aller auf Erfassung des biologisch-psychologischen Zusammenhänge gerichteten Leitlinien gewisse Einseitigkeiten und Ausfälle bedingen, die sich etwa im Rahmen der Betrachtung der jugendlichen Verwahrlosung und der Frühkriminalität geltend machen müssen.

Daß das ganze Werk von hohem Ethos, von innerer Wärme und feinstem Verständnis für fremdes Seelenleben getragen ist, bedarf nach den „Lebensformen" keiner ausdrücklichen Hervorhebung mehr. Karl Birnbaum.

Carla Raspe, Kindliche Selbstbeobachtung und Theoriebildung. Zeitschrift f. angew. Psychol., Bd. 23, S. 302—323. 1924.

Zwei Fragen sucht die Verfasserin zu beantworten: einmal will sie der Entwicklung der Fähigkeit zur Selbstbeobachtung nachgehen und feststellen, in welchem Maße die Unfähigkeit zur inneren Einstellung und der Mangel an Ausdrucksfähigkeit und sprachlichem Verständnis die kindliche Selbstbeobachtung beeinflussen; und weiterhin versucht sie, den kindlichen Gedankengängen über die Ursache der beobachteten Erscheinungen zu folgen.

Um die erste Frage zu beantworten, wurden drei verschiedene Versuchsreihen angestellt: Es wurden bei 26 Kindern im Alter von 6—14 Jahren durch Darbietung einer schwarzweißen Kreisfläche und eines gelben Dreiecks die Nachbilder erzeugt. Die tonfreien Nachbilder wurden 21 mal richtig, 4 mal unvollkommen, einmal nicht beobachtet, das farbige Nachbild 25 mal richtig, einmal nicht. In einem Massenversuch gaben von 49 Schülerinnen im Alter von 10—13 Jahren das farbige Nachbild (exponiert war ein blaues Quadrat) nur 13 nach Form und Farbe richtig an, 14 sahen nichts.

In einem zweiten Versuche sollten sich 28 Kinder im Alter von 7—13 Jahren zunächst den Lehrer oder sonst einen nahen Bekannten vorstellen. Bei diesem Versuche waren Schwierigkeiten zu überwinden, insofern die Kinder den Begriff „Vorstellung" nicht kannten; aus den Antworten der Kinder ist jedoch zu sehen, daß die Verfasserin diese Schwierigkeiten überwunden hat. Nur einem der Kinder gelang die gestellte Aufgabe nicht. Dagegen gelang es einer größeren Zahl jüngerer Kinder nicht, sich eine Reihe von 6—8 verschiedenfarbigen Zahlen, die sie vorher auswendig gelernt hatten, vorzustellen.

Schließlich machten Kinder von 8—14 Jahren bei Reaktionsversuchen zum Teil recht zutreffende Angaben über ihre Erlebnisse dabei, während andere, meist jüngere, wieder ganz versagten.

Im ganzen zeigte sich, daß Kinder in diesem Alter durchaus schon über eine gewisse Selbstbeobachtungsfähigkeit verfügen; die oben präzisierte Fragestellung wird freilich mit diesen Versuchen nicht erschöpft. Das ist auch im Rahmen einer zeitlich so begrenzten Arbeit nicht zu erwarten; dazu wäre es nötig, die Fähigkeit zur

Selbstbeobachtung bei einigen Kindern — es brauchen nur wenige zu sein — über eine längere Zeitspanne zu verfolgen.

Im zweiten Teil der Arbeit macht die Verfasserin den Versuch, der Art der kindlichen Theoriebildung oder sagen wir lieber der kindlichen Erklärungsversuche näher zu kommen. Am genauesten bespricht sie die Erklärungsversuche über die Kontrastphänomene, die offenbar zur Theoriebildung am meisten anregten; die Kinder suchten die Ursache derselben in Eigenschaften des Materials, in physikalischen Erscheinungen (Spiegelung, Licht usw.), in physiologischen Faktoren und in mystischen Zusammenhängen; diese Einteilung nach äußeren Merkmalen sucht die Verfasserin für die mystischen Erklärungsversuche durch einen Vergleich mit der Mentalität der Naturvölker zu vertiefen. Sie vermutet, daß „dieselbe strukturelle Eigenart des Geistes, die Levy-Brühl bei primitiven Völkern nachweist, auch beim Kinde zu finden sei.“ Dabei macht sie den heute nicht seltenen Fehler, daß sie das „prälogische“ Denken der Primitiven in Gegensatz stellt zum „logischen“ des wissenschaftlich gebildeten Menschen. Der letztere denkt aber, wo sein Wissen versagt, gelegentlich recht „prälogisch“ [1]); der erstere würde, wenn er über das nötige Wissen verfügte, wahrscheinlich ebenso „logisch“ denken wie der Kulturmensch. Das Gedachte ist eben nicht nur vom Denken abhängig, sondern auch vom Wissen; wo das letztere versagt, erscheint das Denken des Nichtwissenden dem Wissenden oft genug „prälogisch“. Mit demselben Rechte, mit dem sie kindliche und primitive Denkweise gleichsetzt, könnte die Verfasserin auch sagen, die kindliche Denkart sei gleich jener von „einfachen, wissenschaftlich ungebildeten Menschen“, auf die sie ausdrücklich hinweist. Diesen Gedanken würde sie wahrscheinlich — und mit Recht — weit von sich weisen. Wenn auch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen primitiver und kindlicher Denkweise nicht verkannt werden soll, so ist jene doch immer die Erwachsener, diese dagegen kindlich.

In einem weiteren Versuche zeigte Verfasserin zwei objektiv gleich große Kreissegmente aus Pappe und bot sie, nachdem die Kinder (10 Jahre alt) sich von der Gleichheit überzeugt hatten, so dar, daß sie ungleich groß erschienen. Zugleich wurde bei einer Gruppe von Kindern ein elektrisches Licht angezündet, bei einer zweiten ein Metronom in Gang gesetzt, bei einer dritten schließlich die Pappstücke auf verschiedenfarbigen Hintergrund gelegt. Es zeigte sich nun, daß das elektrische Licht und das Metronom in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle in ursächlichen Zusammenhang mit der Größentäuschung gebracht wurde, während der farbige Hintergrund eine weit geringere Wirkung ausübte. Die Erklärung sucht Verfasserin im Interesse und der Scheu der Kinder vor dem ihnen unbekannten Metronom und der „geheimnisvollen Kraft“ der Elektrizität. Dazu kommt meines Erachtens die Suggestion, die in der Versuchsanordnung liegt.

Die Erklärungsversuche, die von den Kindern über die Vorstellungsbilder und über eine Willenshandlung gegeben wurden, waren, soweit sie überhaupt möglich waren, vom Schulwissen beeinflußt. Dr. Langelüddeke (Hamburg).

---

[1]) Vgl. das Referat über Bleuler's „autistisch-undiszipliniertes Denken“ unter „Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen“, S. 230. [Der Herausgeber.]

d) Abartige.

Kurt Schneider, Prof. Dr., Köln, Die psychopathischen Persönlichkeiten. Handbuch der Psychiatrie. Hrsg. von Prof. Dr. Aschaffenburg. Spezieller Teil, 7. Abteil., 1. Teil, 96 S. Leipzig u. Wien, 1923.

Von dem reichen Inhalt des gedrängt geschriebenen Buches läßt sich schwer eine das Wesentliche erfassende kurze Wiedergabe bringen.

Psychopathische Persönlichkeiten sind nach Schneider solche abnorme Persönlichkeiten, die an ihrer Abnormität leiden, oder unter deren Abnormität die Gesellschaft leidet. Diese Abgrenzung geschieht aus praktischen Gründen und ist willkürlich, wie Schneider selbst zugibt, und deckt sich nicht ganz mit den Definitionen anderer Psychiater, die einen teleologischen Maßstab, etwa den der „Erreichung allgemeiner Lebenszwecke", anlegen. Die soziale und kulturelle Bedeutung der Psychopathen kann nicht leicht überschätzt werden. Man braucht nur zu erinnern an die psychopathischen Verbrecher und Prostituierten. Oder an die psychopathischen Revolutionäre. „Der Einfluß derartiger Persönlichkeiten auf das Gesellschaftsleben wird für gewöhnlich durch die überall entstehenden Widerstände gebrochen, kann aber in bewegten Zeiten durch die begeisternde Schwungkraft oder die rücksichtslose Gewalttätigkeit ihres Wollens unheilvolle Bedeutung gewinnen" (Kräpelin). — Von größter und positivster Bedeutung sind die Psychopathen auf dem Gebiete der Kunst. Man darf behaupten, daß der Künstler Psychopath sein muß. Das Überdurchschnittliche ist mit dem Abnormen identisch. Alle Kunst hat eine Quelle in dem Leiden an sich selbst. Diese Psychopathen sind das Salz der Erde.

Schneider unterscheidet 10 Typen ohne bei der Aufstellung derselben ein charakterologisches System anzuwenden, was auch wohl vorläufig kaum möglich ist. Die Bezeichnungen drücken natürlich nicht die Fülle der Erscheinungen aus, welche Schneider damit zu bezeichnen wünscht. Darauf sei der Nichtpsychiater nachdrücklich hingewiesen. Auch eine kurze Definition der einzelnen Typen ist kaum möglich. Zudem gibt es von ihnen nach allen Seiten Übergänge, Übergänge zu den Normalen, Übergänge zu den eigentlichen Geisteskrankheiten und Übergänge zwischen den psychopathischen Typen, und Kombinationen derselben. Auf die eigentlichen psychiatrischen Probleme kann im folgenden nicht eingegangen werden, es sei nur auf das sozial-psychologisch Interessierende hingewiesen.

1. Die hyperthymischen (etwa „sanguinischen") Psychopathen zeigen meist den von Kretschmer geschilderten pyknischen Körperbau. Die Streitsüchtigen, Haltlosen, Unstäten, Renommisten werden ihrem Wesen entsprechend oft kriminell. Große Verbrechen sind bei ihnen selten. „Der Betrieb geht ihnen über den Gewinn." Manche werden Landstreicher. Beim Militär fallen sie als „Durchgänger" auf.

2. Die Depressiven werden kaum kriminell, höchstens begehen sie Tötung auf Wunsch, gemeinsamen Selbstmord und Heimwehdelikte. Die mißmutig oder paranoisch Depressiven können einzelnen Mitmenschen lästig fallen, stören aber kaum die Allgemeinheit. Einzelne Depressive fallen Krankenhäusern und der Armenpflege zur Last. Der größere Teil der ganzen Gruppe ist sozial wertvoll (depressive Pflichtmenschen, stille Menschenfreunde, Philosophen und Künstler).

3. Die Selbstunsicheren, Menschen mit erhöhter Eindrucksfähigkeit für alle Erlebnisse und mit der Unmöglichkeit der Entladung, neigen u. a. zu sexual-ethischen Konflikten und Zwangsvorstellungen. Ihre kulturelle und soziale Bedeutung ist ähnlich der der vorigen Gruppe. Zwangsvorstellungen und Berührungsfurcht be-

dingen nicht selten Arbeitsunfähigkeit, was unter Umständen zu Disziplinarstrafen führen kann. Zwangsgedanken, selbst verbrecherischer Art, führen nicht zu Straftaten, da es sich nicht um Antriebe handelt, sondern nur um Befürchtungen man könnte so etwas tun.

4. Die Fanatiker sind nicht leicht von den Paranoikern und Schizophrenen zu trennen. So weit sie eine Idee verfechten, die der Gesellschaft nicht nachteilig ist, fallen sie nicht unter den Schneider'schen Psychopathenbegriff. Die übrigen machen sich als Quärulanten, militärische Dienstverweigerer, Revolutionäre u. dgl. lästig.

5. Die Stimmungslabilen haben eine erhebliche Bedeutung als Affektverbrecher, Fahnenflüchtige, Vagabunden, Quartalssäufer.

6. Die Geltungsbedürftigen (ein Begriff, der sich ungefähr mit dem der Hysterischen und pathologischen Schwindler deckt) machen sich vor allem als Hochstapler, Heiratsschwindler, Zechpreller bemerkbar. „So wichtig die reinen Phantasten für die Kunst sind, so wertlos sind auch hier die phantastischen Geltungsbedürftigen" (?). Einige leisten etwas in charitativen Berufen.

7. Die gemütlosen Psychopathen (zum Teil sich deckend mit Lombrosos „geborenem Verbrecher") verfallen keineswegs alle dem Gefängnis und Zuchthaus, namentlich nicht, wenn sie aus höheren sozialen Schichten stammen. Gemütlose Mütter, die Oppenheims Misopädie („Kinderhaß") zeigen, sind nicht ganz selten. Unter Umständen können Gemütlose in führenden Stellungen Erstaunliches leisten, stahlharte Naturen, die über Leichen gehen, und deren Ziele durchaus nicht egoistische zu sein brauchen, sondern auch Ideen gelten können. Beziehungen zur Schizophrenie und Schizoidie scheinen vorhanden zu sein.

8. Die willenlosen Psychopathen machen sich nicht selten des Diebstahls, der Unterschlagung und der Betrügerei schuldig, man findet sie massenhaft unter den Fürsorgezöglingen und den Prostituierten. Unter Umständen können intelligente Willenlose auf künstlerischem Gebiete trotz ihrer Willensschwäche etwas leisten, häufig ist es aber nicht.

9. Die asthenischen Psychopathen (etwa „Neurastheniker") haben „als solche" keine Bedeutung für Kultur und Gesellschaft.

10. Die explosibeln Psychopathen haben eine große negative soziologische Bedeutung infolge der zerstörenden Wirkung solcher Charaktere auf die Ehe, ihrer Unfähigkeit zum Erziehen von Kindern und ihrer Kriminalität. (Affekt- und Trunkenheitsvergehen, Körperverletzung, Widerstand, Sachbeschädigung, Achtungsverletzung, Gehorsamsverweigerung, unerlaubte Entfernung.)

Die krankhaften Triebhandlungen („impulsives Irresein" Brandstiftungstrieb, Kleptomanie usw.) und die sexuellen Perversitäten, die von vielen Psychiatern zur Psychopathie gerechnet werden, hat Verf. von seiner Darstellung ausgeschlossen. Den philosophisch interessierten Leser machen wir auf die einleitenden methodologischen Kapitel aufmerksam, die nicht überall Beifall finden, aber sicher jeden zum Nachdenken anregen werden. Bolte (Bremen).

Gerhard Scherk, Dr., Berlin, Zur Psychologie der Eunuchoiden. Kleine Schriften zur Seelenforschung. Hrsg. von Dr. med. et phil. Artur Kronfeld, Berlin. 24 S. Stuttgart, Julius Püttmann, 1924.

Kritische Zusammenstellung der verschiedenen Auffassungen über die Psychologie der Eunuchoiden.

Im Gegensatz zu den Kastraten zeigen die Eunuchoiden eine konstitutio-

nelle Unterentwicklung oder Mißbildung der Geschlechtsorgane. Man unterscheidet zwei Gruppen:

1. Den eunuchoiden Hochwuchs mit langen Armen und Beinen, bei welchem als Zeichen der Unreife die Knorpel-Knochenfugen länger als normal offen bleiben. Häufig ist die Beckenform verändert, finden sich X-Beine u. dgl. mehr.

2. Den eunuchoiden Fettwuchs. Hier ist die Skelettdisproportion weniger ausgesprochen, dafür findet sich wie bei Kastraten reichlicher Fettansatz an den oberen Augenlidern, an den Brüsten, in der Unterbauchgegend und an den Hüften.

Bei beiden Gruppen fehlen die sekundären Geschlechtsmerkmale. Die Intelligenz ist nicht regelmäßig gestört; wo eine Imbezillität vorliegt, ist diese ebenso wie etwa epileptische Erscheinungen als Entwicklungsstörung aus der gleichen Ursache wie der Eunuchoidismus aufzufassen. Der Charakter zeigt regelmäßig ausgesprochene Eigentümlichkeiten. Der Eunuchoide gehört nicht zu den produktiven, aktiven, führenden Menschen. Ihm fehlt der Elan, daher bildet er auch nicht Fähigkeiten und erworbene Kenntnisse aus. Kein Autor berichtet von einem sanguinischen Eunuchoiden. Ohne Arbeits- und rechte Lebensfreude lebt er, still zurückgezogen, ein anspruchsloses Dasein. Diese Gleichmütigkeit erfährt nur durch zeitweilige Gereiztheit eine Unterbrechung, doch scheinen schwerere Delikte nicht oft vorzukommen. Sie werden fast immer als gutmütig beschrieben. Im großen und ganzen scheint der Eunuchoide sein mangelndes Sexualleben nicht als besonders schmerzlich zu empfinden, da er die Bedeutung desselben in seiner umfassenden Wichtigkeit nicht ermessen kann. Bolte (Bremen).

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

(Gestaltung durch Überlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung.)

Sally Rothschild, Das Gestaltungsprinzip und seine Bedeutung bei der Schizoidie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 92, Heft 3/4, S. 401—417. Berlin, Julius Springer, 1924.

Das Gestaltungsprinzip besagt: Jede Lebensäußerung des Menschen wird nicht nur durch Lust oder Unlust und durch die Realität, sondern auch durch die Gestaltungsmöglichkeit des Organapparates beeinflußt. Für die Gestaltung von Ausdruck und Erleben sind u. a. folgende Gesetze wichtig:

„1. Hat eine Vorstellung, Handlung oder Wahrnehmung eine sehr geringe Energiebesetzung, so wird sie durch die phylogenetisch jüngeren Schichten (Funktionsweisen) nicht gestaltet werden können, da diese dabei nicht funktionieren. Eine Möglichkeit der Darstellung ist erst dann gegeben, wenn der Mensch ohne die Hilfe dieser Schichten produziert, also z. B. im Traum. So erscheinen im Traum oft Dinge, an die wir uns bei Wachbewußtsein nicht erinnern können, da sie uns zu gleichgültig waren. Dann gehören hierher auch wohl die Pötzl'schen Traumexperimente, bei denen Versuchspersonen bewußt nicht zugängliche Einzelheiten von Bildern, die nur kurze Zeit exponiert worden waren, im Traume auftraten.

2. Eine Gestaltung wird weiterhin um so schwerer sein, je mehr Tendenzen in ihr vereint werden sollen, die nicht ganz die gleiche Richtung haben. Dies kann besonders bei sich direkt widersprechenden und etwa gleich starken

Motiven dazu führen, daß die Gestaltung auf der Höhe des bewußten Ichs nicht gelingt, die Einzeltendenzen bleiben unvereint in den tieferen Regionen stecken. Wenn z. B. das eine Motiv bei seiner Gestaltung Annäherung an einen Reiz und den Affekt der Lust und Freude ergeben würde, das andere aber den Organapparat zur Abwendung und zum Ausdruck des Ekels benutzen will, dann wird eben keines von beiden sich verwirklichen können. Eine „Verdrängung" nach der Bezeichnung Freud's hat stattgefunden. Wiederum wird uns der Traum oder auch die Hypnose das wertvolle Hilfsmittel sein, diese dem Wachleben unbekannten Vorgänge zu ermitteln.

3. Dann kann schließlich die Stärke der Energiebesetzung eine Gestaltung verhindern, da auch sie ein Arbeiten der phylogenetisch jüngeren Schichten unmöglich zu machen vermag. Hierher gehört die Lähmung und das Erstarren jeder zweckmäßigen Reaktionsmöglichkeit durch Schreckreize, Unfähigkeit oder Erschwerung des Handelns, Redens usw. in starken Affekten. Deutlich zeigen sich auch die beiden letzten Gesetze in der Komplexwirkung beim Assoziationsexperiment. Vorstellungskreise, die einander widerstrebende Tendenzen in sich enthalten, oder die eine starke Energiebesetzung tragen, verzögern die Gestaltung des Reaktionswortes."

Verf. hebt mit Recht hervor, daß die vorgetragenen Gesichtspunkte zwar überall gelegentlich benutzt, aber nicht als ein für das Verständnis psychischen Lebens außerordentlich wichtiges Prinzip aufgestellt wurden. Es kommt nicht nur für die Erklärung krankhafter Erscheinungen, sondern auch für das Verständnis mancher Seelenäußerungen der Kinder und Primitiven (Erb-, Instinkt- und Erfahrungsfurcht), welche sozialpsychologisch von Bedeutung sind, in Betracht. Bolte (Bremen).

Erwin Straus, Dr., Berlin-Charlottenburg, Wesen und Vorgang der Suggestion. Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und ihren Grenzgebieten. Beihefte zur Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie. Hrsg. von K. Bonhöffer. Heft 28, 86 S. Berlin, Verlag von S. Karger, 1925. 4,80 Mk.

Bei natürlicher Einstellung kommt Suggestion in allen zwischenmenschlichen Beziehungen vor. Keine Äußerung wird im primären Erlebnis nur nach ihrer sachlichen Bedeutung gewürdigt, sondern die Motive für die Ablehnung oder Anerkennung werden stets zugleich der Interessensphäre des Aufnehmenden und der Ausdruckssphäre des Redenden oder Handelnden entnommen. Sofern eine Äußerung als Äußerung verstanden wird, wird immer eine Beziehung auf die äußernde Person zugleich miterlebt. Nur unter Absehen von dieser Beziehung, also nach künstlicher Lösung eines natürlichen Erlebniszusammenhanges, kann die sachliche Bedeutung rein betrachtet werden. Dieses ist meist übersehen worden, da die Suggestion an ungewöhnlichen Fällen studiert wurde und stillschweigend vorausgesetzt wurde, daß die natürliche Einstellung des Menschen in dem suggestionsfreien Erleben gegeben sei. Daß letzteres nicht der Fall ist, geht schon daraus hervor, daß die Abkehr von dem natürlichen lebendigen Bezug auf die eigene Interessensphäre und die fremde Ausdruckssphäre, wie sie der ideale Gelehrte wenigstens annäherungsweise realisiert, als lebensfremd empfunden wird. Eine befriedigende Theorie der Suggestion muß auch zugleich eine Theorie der Repudiation [1]) umfassen. Zwischen der vollkommenen Suggestion und der vollkommenen Repudiation steht das gleichgültige Verhalten, wie es annäherungsweise der kalte Rechner, der unparteiische Richter, der lebens-

[1]) „Ablehnung" (Bleulers „negative Suggestibilität).

fremde Denker darstellt. Sowohl für die Repudiation als für die Suggestion ist die einzelne Äußerung eine Kundgabe der sich äußernden Person. Es wird daher in beiden Fällen stets mehr als die einzelne Äußerung ihrer reinen Bedeutung nach aufgefaßt, es wird eine Relation des einzelnen Inhalts zu der ganzen Person erlebt. Die Annahme oder Verwerfung ist nicht allein von der Bedeutung der Äußerung abhängig. Sie ist stets zugleich Reaktion auf die andere Person. Die Überzeugung sowohl des übernommenen wie des abgelehnten Urteils wächst, je deutlicher die Stellungnahme desjenigen ist, von dem die Suggestion ausgeht bzw. gegen den sich die Repudiation richtet. Nach den gleichen Prinzipien entfernt sich die Stellungnahme des Empfangenden nach den beiden Polen der Reihe zu; ob es aber zur Annahme oder Ablehnung kommt, hängt im wesentlichen von der Grundeinstellung dem Äußernden gegenüber ab. Erst in der sekundären Bearbeitung des Erlebnisses tritt in beiden Fällen die sachliche Ordnung mehr hervor. Die „Bedeutung" der Äußerung erlangt ein stärkeres Gewicht. Eingefügt in ihre eigene gegenständliche Welt erscheint sie der aufnehmenden Person auch als eine durch eigenes Urteil, eigene Wertung gewonnene und sachlich geforderte Einzelheit. Die sachliche Evidenz setzt der Suggestion Grenzen. Um Menschen zu beherrschen, muß man die volle Einsicht in den Sachverhalt verhindern. Die Suggestion ist ferner abhängig von der Echtheit und Unechtheit der einzelnen Äußerung und von ihrer Wichtigkeit und Unwichtigkeit. Für die Repudiation gilt dasselbe. In dem Wir-Erleben wird die fremde Person bejaht, wird ihre Welt zur unseren. In dem suggestiven Übernehmen eines einzelnen Inhalts, in dem Mitvollziehen eines Urteils, einer Wertung, eignen wir uns schrittweise die Inhalte an, die der Potenz nach durch die Wirbildung schon unsere eigenen geworden sind. Die Inhalte aber werden vorzüglich übernommen, die als wesentlicher Teil dieser fremden Umwelt, die auch unsere eigene ist, erkannt worden sind. In der Repudiation finden wir die entgegengesetzte Bewegung. In der natürlichen Einstellung entstammen die Motive der Annahme oder Ablehnung eines fremden Urteils Handlung, Wertung usw. niemals allein der Einsicht in die sachliche Ordnung, sondern es tritt der eben beschriebene Kreis von Motiven hinzu, außerdem ein durch die Interessensphäre des Aufnehmenden gebildeter, aus dem die Erscheinungen der Autosuggestion herzuleiten sind.

Die anregende Abhandlung sei jedem angelegentlichst empfohlen. Die entwickelten Gedanken sind gerade für den Soziologen recht brauchbar. Auf dem Gebiete der Suggestionserscheinungen, die den Mediziner in erster Linie interessieren, führen sie nicht wesentlich weiter als die bisherigen Theorien. Gegen Bleuler, dessen Anschauungen, wenn auch nicht philosophisch durchgebildet, verwandte Züge zeigen, wendet sich Verf. mit auffallender Schärfe. Pereant qui ante nos nostra dixerunt!

Bolte (Bremen).

Wera Schmidt, Moskau, Psychoanalytische Erziehung in Sowjet-Rußland. Bericht über das Kinderheim-Laboratorium in Moskau. 31 Seiten. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1924.

Bei dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Bewertung der Psychoanalyse, bei der verhältnismäßig geringen Zahl ihrer Anhänger gegenüber der großen Zahl ihrer Gegner wird nicht jeder eine Berechtigung zum Experimentieren an kleinen Kindern mit psychoanalytischen Methoden in eigens dazu eingerichteten Instituten anerkennen.

Immerhin ist ein Einblick in diese Institutsverhältnisse, den die Verfasserin in

knapper Skizzierung gibt, nicht uninteressant: August 1921 wurde das Kinderheim-Laboratorium (schon die Benennung ist wenig sympathisch, Homunkulusluft, Ref.) eröffnet. Allerhand Gerüchte über das Heim führte zu Kontrolluntersuchungen durch Kommissionen, die zum Teil sich wenig günstig äußerten. Nach Einstellung der Subvention von seiten des Volkskommissariats für Volksaufklärung, wurde das Institut seit 1922 von der deutschen Bergarbeitervereinigung „Union" wirtschaftlich fundiert(!) — Das Kinderheim beherbergt zurzeit 12 Kinder: I. Gruppe: 6 Kinder von 3—3½ Jahren, 2. Gruppe: 6 Kinder von 4—5 Jahren. Jede Gruppe bewohnt 2 Zimmer der schönen Gartenvilla. Jede Gruppe hat 3 Erzieherinnen; ausführliche Charakterskizzen, Tagebücher usw. werden angelegt. Als allgemeine pädagogische Grundsätze werden u. a. angegeben: Säuglingsalter eine der wichtigsten Perioden des Lebens, Bindung zwischen Erzieher und Zögling, Beherrschung der Exkretionvorgänge, die Anbahnung von Sublimierung infantiler Triebregungen. — Es gibt keine Strafen, Sparsamkeit mit Zärtlichkeiten. Heiße Küsse, innige Umarmungen, die das Kind sexuell erregen, sind streng verboten. — Anpassung an die Realität: das Kind soll aus Liebe zum Erzieher auf gewisse Triebbefriedigungen verzichten. — Sexualregungen werden ohne Scheu vor den Augen der Erzieherinnen befriedigt. — Analerotik: das Kind wird von seinen die Defäkation begleitenden Empfindungen abgelenkt, zum Spielen während dieser Zeit angehalten. „Zugleich ließ sich auch deutlich ein zärtliches Interesse für den Topf beobachten, mit dem die Kinder gerne spielten (wenn er rein gewaschen war)." — Dieser kleine Auszug mag genügen.

H. Schmitz (Bremen).

Wolfgang Böhmig, Dr. med. (Ass.-Arzt a. d. Psychiatr. u. Nervenklinik d. Univ. Halle), Zur Psychologie der Beichte. Archiv f. Psychiatrie, Bd. 70, S. 655 bis 659. 1924.

In zusammenfassender Kürze führt Verf. folgendes aus: Sieht man ab von allen rituellen Äußerlichkeiten, so ist die Beichte die vollendetste Ausdrucksform des Gebetes („Vergib uns unsere Schuld", „erlöse uns von dem Übel"). Psychologisch betrachtet, besteht bei dem Beichtenden ein ungelöster Affekt, der betreffende Mensch steht unter dem Affekt einer abgeschlossenen oder unabgeschlossenen Handlung, die sein seelisches Gleichgewicht gestört hat. Ist dieser innere Konflikt ernst genug, so führt er den kirchlich Erzogenen früher oder später zur Beichte. („Alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er sorget für euch!") Hier versagt m. E. der Ritus der lutherischen Kirche, denn er stellt den seelisch Leidenden zu sehr auf sich selber, anstatt ihm zu Hilfe zu kommen, wie es in sehr vollendeter Form bei der katholischen Kirche der Fall ist. In der stummen Allgemeinbeichte der lutherischen Kirche wenden sich die Gläubigen an den Gott der Kirche. Der Beichtende, der seelisch Ringende sucht aber nicht ihn, sondern seinen eigenen Gott (Verf. spricht hier mißverständlich vom „persönlichen" Gott). Zu seinem eigenen Gott, zu dem Gott seiner eigenen Person, aber muß man mit Worten reden dürfen. Was in Worte gefaßt wird, befreit sich selbst schon durch eben seine Formulierung. Die persönliche Aussprache ist kein Ersatz für die Ohrenbeichte der katholischen Kirche. Es hemmen hier allerhand Imponderabilien (Weg zum Pfarrer, Begründung des Kommens, Fehlen des Kirchenmilieus, Auge in Auge Bekennen). Der Beichtende fühlt; „Mit dem letzten Wort des Bekenntnisses, der Aussprache, ist die seelische Angelegenheit mit ihren letzten Pendelschwingungen zur Ruhe gebracht." Deshalb ist dann ein gehöriger Abstand vom Beichtvater nötig. Man mag in

der Alltäglichkeit nicht immer wieder an diese Stunden erinnert werden. Es erhalten ja auch intime Freundschaften nach derartigen Aussprachen eben nicht selten einen Riß, da der Beichtende durch den Anblick des „Mitwissers" immer wieder an die alte Sache erinnert wird. Aus ähnlichen Gründen vertrauen sich Kinder häufig eher Fremden an, als den Eltern, eine Tatsache, die oft zu Verdruß führt. Es ist also für die Beichte eine nicht alltägliche Umgebung erforderlich. Wesentlich ist noch, daß bei der lutherischen Kirche der Freispruch fast augenblicklich erfolgt, während bei der katholischen Kirche der Übergang vom Schuldbewußtsein zum Erlösungsgefühl häufig nicht plötzlich, sondern ganz allmählich erfolgt (Kirchenstrafen), somit der Freispruch viel nachhaltender wirken kann, da die in der religiösen Ekstase empfangenen Suggestionen meist erst nach Stunden oder Tagen voll zur Wirkung kommen.

Soweit der Verf. Wir vermissen ein näheres Eingehen auf die Technik der Beichte. Zweifellos ist die Ausfragemethodik usw. des katholischen Geistlichen zu einer ganz anderen Höhe entwickelt, wie die des evangelischen Seelsorgers. Lediglich durch ein „Aussprechen" treten eben doch nicht immer die tiefsten inneren Konflikte zutage, manches ist unbewußt, manches wird nur angedeutet; zur **Aussprache** muß ein **Ausfragen** hinzukommen, um zum innersten Kern des Konfliktes zu gelangen. Die Frage, ob nun die Erlösung, das Abreagieren des Komplexes, lediglich auf das Beichten, auf das Aussprechen, zurückzuführen ist, oder ob doch eine Suggestionswirkung vorliegt, läßt der Verf. offen. Er vertritt anscheinend einen vermittelnden Standpunkt und trifft damit wohl das Richtige. C. Timm (Lübeck).

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

R. Pearl, The Racial Origin of Almshouse Paupers in the United States. Science Vol. 40, No. 1557. 1924.

Seit dem Kriege sind in den Vereinigten Staaten die mit der Gesetzgebung Betrauten mehr als früher auf das rassenmäßige Durcheinander in ihrem Lande aufmerksam geworden. Unlängst war daher dem Kongreß der Entwurf eines neuen Einwanderungsgesetzes vorgelegt worden, an deren Fertigstellung Rassenhygieniker hervorragend beteiligt gewesen sind; es bestand der Plan, „unerwünschten" Rassenelementen die Einwanderung zu erschweren, „erwünschten" dagegen dieselbe zu erleichtern. In dieser ursprünglichen Gestalt gelangte der Entwurf nicht zur Annahme; doch erklären weite Kreise dasjenige, was sich erreichen ließ, immer noch für einen Triumph der Rassenhygiene. Verf. prüfte auf Grund amtlicher Quellen die 1923 in den Armenhäusern der Vereinigten Staaten befindlichen Personen nach Rasse bzw. Heimatland. Unter je 100000 weißen Nordamerikanern befinden sich immer 233,4 Insassen von Armenhäusern; 59,8 der letzteren sind in den Vereinigten Staaten geboren, 173,6 dagegen sind fremdgebürtig. Dies Zahlenverhältnis erklärt sich wohl daraus, daß der Einwanderer sich an die neue Umgebung erst anzupassen hat und nicht allen diese Umstellung gelingt. Die Zahl der den Armenhäusern überwiesenen Personen nimmt jedoch stetig ab, und zwar diejenige der fremdgebürtigen erheblich stärker als die der in den Vereinigten Staaten geborenen. (Dies kann natürlich die mannigfachsten Ursachen haben. Ref.) Es ist nun bemerkenswert, daß mit geringfügigen Ausnahmen alle diejenigen Länder, aus denen nach dem neuen Gesetz eine

Einwanderung „erwünscht“ ist, den Armenhäusern eine überdurchschnittliche Zahl von Personen liefern, während aus denjenigen Ländern, aus welchen die Einwanderung „unerwünscht“ ist, eine unterdurchschnittliche Anzahl stammt. Irland liefert prozentual die meisten Personen; es folgen, nach Prozentzahlen geordnet, Deutschland, England, Schottland, Schweiz, Schweden, Frankreich, Französisch-Kanada, Tschechoslowakei. Genau der Einwanderungszahl entspricht bei Belgien und Luxemburg die Zahl der Armenhäusler. Eine unterdurchschnittliche Zahl weisen auf (beginnend mit den relativ höchsten Zahlen) Dänemark, Finnland, Amerika (außerhalb der Vereinigten Staaten Kanada und Mexiko), Holland, Litauen, Kanada (außer dem französisch besiedelten Teil), Norwegen, Jugoslavien, Griechenland, das übrige Südosteuropa, Ungarn, Österreich, Mexiko, Polen, Rußland; zuletzt kommt Italien. Um die Extreme zu vergleichen: unter den fremdgebürtigen Amerikanern sind 7,6 % Iren, 11,7 % Italiener; unter den fremdgebürtigen Armenhäuslern dagegen befinden sich 26,2 % Iren und 3,1 % Italiener. Verf. gibt diese Zahlen ohne weiteren Kommentar; natürlich wäre es ganz falsch, aus ihnen zu schließen, daß das Einwanderungsgesetz ein Mißgriff sei. Man darf aus ihnen nach Ansicht des Ref. nur entnehmen, daß offenbar die als „unerwünschter“ betrachteten Einwanderer anspruchsloser und deshalb in gewisser Hinsicht anpassungsfähiger sind denn die als „hochwertig“ angesehenen. Hiermit stimmt gut überein, daß in der angezogenen Richtung die Neger im Vergleich mit den Weißen besser abschneiden; dies hängt sicherlich damit zusammen, daß ein Neger sich eher noch durch niedere und niederste Arbeit forthilft als ein Weißer. Friedrich Alverdes (Halle).

Johanna Müller, Versuche über die Einwirkung von Motiven auf körperliche und geistige Leistungen bei Schulkindern. Zeitschr. f. angew. Psychol., Bd. 24, S. 81—128. 1924.

An Mädchen von 6—7, 10 und 13 Jahren wurden Ergographenversuche und Geschicklichkeitsprüfungen durch Sternschneiden und Figurenlegen angestellt und bei den beiden oberen Altersgruppen die geistigen Arbeitsleistungen durch fortlaufendes Addieren untersucht. Dabei folgte 3—4 Vorversuchen mit der einfachen Instruktion „so viel wie möglich leisten“ ein Versuch mit dem Motiv des Ehrgeizes oder der Nützlichkeit, oder es war ein „altruistisches“ Motiv gegeben. Aus dem Vergleich der Versuche ohne und mit Motiv findet die Verfasserin fast durchweg eine bedeutende Mehrleistung unter der Wirkung des Motivs.

So dankenswert und wichtig nun solche Versuche sind — eine Mehrleistung unter der Wirkung lustbetonter Vorstellungen fand übrigens auch Ruth Meinas, Psychol. Arb. VIII, 1923 —, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Berechnung und Bewertung der vorliegenden Versuche nicht ganz genügt. Ich möchte nur auf zweierlei hinweisen, um das zu zeigen: Müller schließt daraus, daß beim Sternschneiden „die durchschnittliche Übung vom 3. und 4. Versuch bei allen drei Altersgruppen negativ ist“, daß „die Übung beim 4. und 5. Versuch bereits abgeschlossen ist“. Und ähnlich bewertet sie den Umstand, daß bei den Rechenversuchen die 13jährigen Mädchen im 4. Versuch um durchschnittlich 0,7 % weniger leisteten als im dritten Vorversuch, und daß die 10jährigen Kinder in den entsprechenden Versuchen auch nur eine Mehrleistung von durchschnittlich 2,2 % aufwiesen. Das scheint mir nicht berechtigt. Wir wissen aus allen sonstigen Versuchen ähnlicher Art, daß der Übungsfortschritt viel länger anhält. Berliner fand, ebenfalls an Kindern, noch nach monatelangen Rechenversuchen Leistungszunahmen. Wir müssen also doch

wohl annehmen, daß die Mühegebung der Kinder in den Vorversuchen nicht so gewesen ist, wie man sie für solche Versuche verlangen muß. Das sagt die Verfasserin auch selbst (S. 118): „Waren sonst die Vpn. leicht geneigt, sich ablenken zu lassen, einen Blick auf die Wände, auf die Schultafel, auf die Versuchsleiterin zu werfen, auf ein Geräusch zu horchen, eine gemütlichere Haltung einzunehmen, so bieten sie jetzt" — nämlich bei den Motivversuchen — „das Bild konzentrierter Aufmerksamkeit". Praktisch trägt man diesem Umstande schon lange dadurch Rechnung, daß man Kinder in Gruppen rechnen läßt, um durch das Ehrgeizmotiv sie zu wirklichen Höchstleistungen anzuspornen. Aus den mitgeteilten Versuchen scheint mir nur eins hervorzugehen: daß Kinder sich für Untersuchungen dieser Art nicht eignen.

Weiterhin ist die Art, wie Verfasserin die Kurvenschwankungen berechnet — sie vergleicht unter anderem die größten absoluten Schwankungen untereinander, ganz unzulässig; die Kraepelin'sche Nomenklatur scheint mir nicht recht verstanden zu sein.

Durch diese Ausstellungen verlieren die aus den Berechnungen gezogenen Schlußfolgerungen ihren Wert. Das Wertvolle der Arbeit liegt einmal in der Anregung überhaupt, den Einfluß von Motiven auf Arbeitsleistungen zu untersuchen, andererseits in manchen Beobachtungen und in der experimentellen Bestätigung dessen, was wir aus der Beobachtung von Kindern schon wußten: daß Kinder nur dann als Vpn. für arbeitspsychologische Versuche brauchbar sind, wenn ihnen gewisse Motive gegeben sind. Langelüddeke (Hamburg).

Reklamepsychologie (Sammelbericht).

Die Reklame als kaufmännisches Werbewesen verfolgt ein rein praktisches Ziel: ein möglichst großes Publikum nicht nur für eine Ware zu interessieren, sondern auch zum Kaufe zu bewegen. Die damit gestellte Aufgabe ist für den Reklametreibenden jeweils neu aufgegeben. Richtlinien für ihre Lösung geben in der Praxis fast allein die kaufmännischen Erfahrungen, die mit jedem Reklameerfolg und auch Mißerfolg vertieft und erweitert werden. Die systematische Analyse und Zusammenfassung dieser Erfahrungen nach methodischen Grundsätzen, die auch das psychologische Experiment nicht ausschließen, bezweckt die Reklamepsychologie. Sie wird auch die soziologischen und völkerpsychologischen Fragen in den Bereich ihres Arbeitsgebiets ziehen müssen, da die Reklame immer eingestellt sein muß auf Käufergruppen, die durch soziale, berufliche, nationale, ethnologische Momente bestimmt werden. Die Reklame muß sich immer darüber Rechenschaft geben, aus welchen Kreisen ihr überhaupt Käufer erwachsen können und dann — ob die verschiedenen Gruppen uniform mit denselben Mitteln bearbeitet werden können oder wieweit diese Mittel differenziert werden müssen. Sie wird hierüber bei der Soziologie und Völkerpsychologie manche Hinweise finden, die vor groben Mißgriffen schützen. Andererseits wird der Soziologie und Völkerpsychologie aus den Erfahrungen der Reklametreibenden eine Fülle wertvoller Anregungen zufließen. Wertvoll vor allem, weil der Kaufmann theoretisch unvoreingenommen, lediglich auf praktische Erfolge bedacht seine Reklamemittel wählt, jeden Mißerfolg, der letzten Endes auf die Verkennung der Psyche der zu beeinflussenden Menschengruppen zurückgeht, nicht zu verschleiern sucht, sondern durch Änderung der Mittel, d. h. durch bessere Anpassung an die Psyche des Publikums wettzumachen bestrebt ist. Die Erforschung dieser wechselseitigen Beziehungen zwischen Reklame einerseits und Soziologie und Völker-

psychologie andererseits ist sicher von nicht geringer Bedeutung für alle beteiligten Disziplinen. Sie steht indes noch völlig in den Anfängen, so daß von einer wechselseitigen Befruchtung bislang nur wenig zu spüren ist. Im folgenden sollen nun die in den letzten Jahren in Deutschland erschienenen Hauptwerke über Reklame und Reklamepsychologie daraufhin gekennzeichnet werden, wieweit sie das skizzierte Problem behandeln oder Material zu seiner Behandlung bereitstellen.

1. **Viktor Mataja**, Die Reklame. 3. Aufl., 542 S. München u. Leipzig, Verlag von Dunker & Humboldt, 1920.

Mataja nennt sein Werk „Eine Untersuchung über Ankündigungswesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben". Als ursprünglicher Kaufmann und späterer Volkswirt (Professor an der Universität Wien) zielt Mataja in seinem umfangreichen Werke darauf, ein abgerundetes Bild von den Grundlagen, der Organisation und den Wirkungen des Bekanntmachungswesens zu entwerfen. Ein außerordentlich reiches Material ist von ihm zusammengetragen worden und unter dem Gesichtswinkel praktischer Wirtschaftsfragen verarbeitet worden. Der Reklamepsychologie im Sinne einer vorwiegend experimentellen Wissenschaft, wie sie von Moede, Schulte, König u. a. betrieben wird, steht Mataja in vieler Hinsicht skeptisch gegenüber. Das Wertvollste ist nach ihm der aus der Wirklichkeit geschöpfte Tatsachenstoff. Dieser Tatsachenstoff wird aber von Mataja nur hier und da flüchtig vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet. Wohl weist er darauf hin, daß die Gewöhnung, in der Wirtschaftslehre vom Menschen schlechthin, von seinen Bedürfnissen und seinem Verhalten in ökonomischen Dingen zu sprechen, ungenau und eine nicht immer zutreffende Zusammenfassung sei, doch wird das Verhältnis der Reklame zu den verschiedenen Menschengruppen nicht weiter verfolgt.

Nur auf den reklamepsychologisch tiefgreifenden Unterschied der Geschlechter wird ausführlicher eingegangen. Der Einfluß der Frau auf das Geschäftsleben und damit auf die gesamte Wirtschaft macht sich gerade in der Reklame besonders bemerkbar. Die Frau besorgt das überwiegende Maß der Einkäufe für Haushalt, Wohnungseinrichtung und Bedarf der Kinder und übt selbst auf die Anschaffungen des Mannes häufig maßgebenden Einfluß aus. Dabei haben die Erfahrungen gezeigt, daß die Frau im allgemeinen auf die Erzielung von kleinen Vorteilen bei den Anschaffungen bedacht ist. „Ein Mann gibt einen Dollar für einen 50 Cent-Artikel, den er braucht, und eine Frau 49 Cent für einen 50 Cent-Artikel, den sie nicht braucht." Auf diese Eigenart der Frau spekulieren viele Veranstaltungen von Reklamewert, wie Ausverkäufe, Lockartikel, Rabattgewährung usw. Besonders die Warenhäuser sind hier vorangegangen, wie sie überhaupt weitgehend auf die Anziehung der Frau eingerichtet sind. Mataja meint, das Warenhauswesen hätte kaum die gleiche Entwicklung genommen, wenn die Frau ebenso denken würde wie der Mann, der das Einkaufen als eine lästige Angelegenheit betrachte, wogegen der Frau das Abgehen der Läden gar noch ein angenehmer Zeitvertreib sei. Die Eigenart der Frau spiegelt sich weiter besonders im Anzeigenteil der Zeitungen und Zeitschriften wieder. „Ungefähr die Hälfte unserer Zeitschriften ist heutzutage mit Anzeigen besetzt und zwei Drittel dieser betreffen Frauenartikel. Das ist natürlich, da die Frauen mehr Muße haben zu lesen und der Suggestion eben wegen dieser Muße besser zugänglich sind" (B. Richardson). „Die langen Zeitungsanzeigen über Gelegenheitskäufe, die ein trockenes Warenverzeichnis mit Preisangaben enthalten, sind, wie schon der Inhalt angibt, zumeist auf die Frauen gemünzt." Es würde also nach den Reklame-

erfahrungen der Frauenpsyche in den berührten Punkten eine weitgehende Uniformität zuzusprechen sein. Die durch Klassen und gesellschaftliche Stellung gegebenen Unterschiede scheinen bei den Frauen in ihrer Eigenschaft als Käuferin wenig ins Gewicht zu fallen.

In einem Schlußkapitel bespricht Mataja den staatlichen Werbedienst und weist auf die mannigfachen Anzeichen hin, daß im Völkergetriebe die Werbung um politische, nationale und geschäftliche Beziehungen eine bedeutende Rolle spielen wird. Mannigfache Tatsachen besonders in der Kriegszeit haben den Einfluß der Reklame (Auslandspropaganda, politische und wirtschaftliche Propaganda, Kulturpropaganda) auf das Völkerschicksal und auf die Entwicklung des Staatswesens erwiesen. Interessant ist, daß im Jahre 1919 in Nordamerika ein Werbeunternehmen zum Aufbau der Armee einsetzte, dem zwei Werbefachmänner vorstanden, nämlich ein Schriftleiter eines Reklamefachblattes und der frühere Werbeleiter einer Zahnpulverfabrik. — Gerade in den demokratischen Staatseinrichtungen spielt die Beeinflussung der Masse eine große Rolle; berufsmäßige Werbefachmänner, die aus der Geschäftsreklame als der heute am weitesten ausgebildeten Propaganda gelernt haben, werden auch im Staatsleben auf die Dauer nicht entbehrt werden können.

Auf die Bedeutung der Völkerpsychologie für die Reklame geht Mataja nicht ein. Er führt zwar viele Reklameerfahrungen aus dem Auslande an, doch setzt er sie nicht zu der Psyche des betreffenden Volkes in Beziehung.

2. **Chr. v. Hartungen,** Dr., Psychologie der Reklame. 269 S. Stuttgart, Verlag von C. E. Poeschel, 1921.

Als erster hat v. Hartungen nachdrücklich auf die völkerpsychologische Seite der Reklame hingewiesen. In dem vorliegenden Werke, das „ein praktischer Ratgeber auf dem Gebiete der Reklame für den Kaufmann und Handelshochschüler sein soll", beschäftigt er sich mit den Reklamearten bei den verschiedenen Völkern. „Die Reklamearten, die bei den einzelnen Völkern und Rassen Anwendung finden, spiegeln gewissermaßen die Charaktereigenschaften derselben wider. Freilich ist bei den heutigen Zeitverhältnissen die Reklame international geworden, nichtsdestoweniger zeigt sie immerhin ein Kleid, das sich den betreffenden Landesverhältnissen anpaßt." Bei seinen Betrachtungen hat v. Hartungen vor allem die Psyche des Mittelstandes im Auge, da sie die große Masse der Völker ausmacht. Die Hochgebildeten interessieren ihn nicht, da sie ihre Nationalität in gewissem Sinne abgestreift haben und international denken und fühlen; auch jene, die auf einer derart tiefen geistigen Stufe stehen, daß in ihnen die Nationaleigenschaften nur rudimentär vorhanden sind, werden nicht in Betracht gezogen.

Die Nordamerikaner sind insofern von besonderem Interesse, als in Amerika die Wiege des modernen Werbewesens stand. v. Hartungen charakterisiert sie als Menschen mit reger, rascher Auffassung, von überragender Willensenergie und Zähigkeit und erklärt diese Eigenschaften ethnologisch als Resultanten des Gemisches verschiedener europäischer Rassen und zwar solcher Individuen, die durch die freiwillige oder erzwungene Auswanderung schon eine gewisse Auslese erfahren haben. Die schwierigen Verhältnisse, denen diese Leute im Kampfe ums Dasein ausgesetzt waren und noch sind, haben eine starke Brutalität in Amerika Platz greifen lassen, die Hand in Hand geht mit einem bei dem Durchschnittsamerikaner erschreckenden Mangel an allgemeiner Bildung, welche den sonst so praktisch und nüchtern denkenden Mann des Volkes auf nicht kaufmännischem Gebiete sehr suggestionabel macht

und ihn zu Aberglauben und Mystizismus neigen läßt. Die Bestätigungen für diese Charakteristik findet v. Hartungen in den Formen der Reklame. Die amerikanische Drucksachenreklame, die Inseratenankündigung, das Plakatwesen wirken durch eine erstaunliche Brutalität, der aber eine gewisse Großzügigkeit anhaftet. Bezeichnend ist ferner die in Amerika üppig blühende sogenannte wissenschaftliche Autoritätsreklame, die auf den wenig gebildeten Amerikaner großen Eindruck macht, auch wenn sie noch so grob ist. „Sie bezieht sich drüben meistens auf medizinisch-pharmazeutische Artikel und mutet den Gebildeten durch ihre naiv-blöde Art geradezu widerlich an."

Bei den Japanern fällt die Verwendung theatralischer Aufzüge zu Reklamezwecken auf, weiter das Überschwemmen mit Bildreklame und die Abneigung gegen eine wirklich systematisch ineinandergreifende Reklameanwendung. Es sind diese Reklameeigenarten nach v. Hartungen Anpassungen an die Psyche der Japaner, die Freude an Farben und Abneigung gegen jede nüchterne und trockene Form haben. Dazu kommen die von Baron Shibusawa, Präsident der vereinigten Handelskammern in Japan, hervorgehobenen Charaktereigenschaften der Japaner: 1. Leidenschaftlichkeit, die den Japaner bei günstigen Geschäften enthusiasmiert erfüllt und ihn zu schnellem, sogar voreiligem Vorgehen veranlaßt, solange die Stimmung herrscht. 2. Mangel an Ausdauer, der leicht zur Entmutigung führt, wenn das Geschäft nicht so zufriedenstellend ist. 3. Abneigung gegen ein Zusammenwirken.

Eingehend hat sich v. Hartungen mit den Italienern beschäftigt, über deren Reklame auch eine Spezialarbeit von ihm vorliegt. (Ch. v. Hartungen: Psychologische und praktische Betrachtungen über die Reklame in Italien. Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis. 14. Jahrgang. 1911/12.) Da in Italien der Mittelstand bedeutungslos ist, wird die Reklame von wenigen Großbetrieben beherrscht. Als Sonderheiten der Reklamemittel sind hervorzuheben: Inserate, die besonders groß und durch die Zeichnung auffallend gestaltet sind; Plakate, die möglichst farbensatt sind; phantastische Motive werden bevorzugt; die bei uns beliebte Schlagwortreklame tritt in Italien sehr zurück; dagegen wird die Autoritätsreklame stark benutzt. Die Erfolge dieser Reklamemittel führt v. Hartungen auf folgende psychologische Eigenarten des Italieners zurück: „Wie das Kind ist der Italiener leichtlebig, durch momentane Stimmungen leicht beeinflußbar, impulsiver und phantasiereicher, daher weniger bedächtig als der Germane und Angelsachse. Freude am Schönen, ein gewisses angeborenes, freilich vielfach nur rudimentär entwickeltes oder verbildetes ästhetisches Gefühl, das sich insbesondere in Vorliebe für starke Farben, sowohl in optischen wie in Klangfarben äußert, nennt er sein eigen." Die Unwirksamkeit der Schlagwortreklame wird zum Teil auf die weiche, vokalreiche italienische Sprache, die nur schwer durch markante Kürze zu wirken vermag, zurückgeführt; dann aber fehlt dem italienischen Volke auch der Sinn für das Befehlsmäßige, für eiserne Folgerichtigkeit und Aufbau. Eine gewisse Art von Autoritätsreklame hat es deshalb ziemlich leicht, weil die Masse des Volkes auf verhältnismäßig niederer Kulturstufe steht und wenig kritisch ist, so daß die Namen hochstehender, angesehener und reicher Personen großen Eindruck machen. — Im einzelnen müssen bei der Reklame in Italien auch die psychologischen Unterschiede in den verschiedenen Landteilen berücksichtigt werden. Besonders die Nord- und Süditaliener verlangen verschiedene Behandlung. Die nüchternere Denkungsart der Norditaliener schenkt den kleinen Zeitungsinseraten beispielsweise größere Beachtung als die impulsiveren, sinnesfreudigeren Süditaliener.

In seinem Werke geht v. Hartungen weiter kurz auf die Reklame der Perser, der Balkanvölker, der Franzosen, Rumänen, Spanier und Engländer ein. Es sind zwar nur Anregungen, die der Verf. bietet, die nur beschränkte Gültigkeit haben und der kritischen Vertiefung bedürfen, aber sie weisen doch den Weg, wie die Völkerpsychologie der Reklamepsychologie dienen und wie umgekehrt die Reklame der Völkerpsychologie wertvolle Stützen liefern kann.

Einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt auch bei v. Hartungen die Behandlung der verschiedenen Anlagen bei Mann und Frau ein, aber Verf. zieht auch die sozialen Differenzierungen in seine Betrachtungen ein: Die Frau aus minderbemittelten Ständen ist im Einkauf genau und bis zu einem gewissen Grade kleinlich aus Utilitätsgründen und aus Verantwortlichkeitsgefühl ihrem Manne, ihrer Familie oder sich selbst gegenüber. Sie studiert die kleinen Inserate, da sie den Schluß zieht: „Ein Inserent, der eine kleine Annonce aufgibt, hat geringere Betriebsauslagen, kann daher die Ware billiger liefern." Hinzukommt, daß die Frau im allgemeinen wenig großzügig ist, ihre Stärke mehr im Kleinaufbau liegt. Die ihr nachgesagte Sparsamkeit ist aber zumeist keine tatsächliche. Die Eitelkeit der Frau wird auch in mißlichen Verhältnissen leichter als der Mann fortlaufend etwas für solche Dinge ausgeben, die nicht direkt zum Leben nötig sind. Die reiche Frau sieht beim Kaufe weniger auf wirkliche oder vermeintliche Sparsamkeit als auf Repräsentation und günstige äußere Erscheinung. Doch kommt die feminine Eigenschaft des Kleinaufbaus bei ihr nicht selten in einem kleinlichen und unangebrachten Knausern zur Geltung. Auch aus den Ausführungen v. Hartungen's muß man wie bei Mataja schließen, daß die Psyche der Frau, sofern sie als Käuferin auftritt, weitgehend uniform ist und daß die durch die soziale Umwelt geschaffenen Unterschiede grundsätzlich wenig bedeutsam sind. In Geiz und Habsucht sieht v. Hartungen zwei Fraueneigenschaften, die nicht bloß der Frau der Gegenwart eigen sind. „Das Weib ist kleinlicher als der Mann, scheinbar schwerer zu befriedigen, kauft zwar nicht immer mit dem Gefühle, aber doch zum mindesten für das Gefühl berechnet."

Zu der Frage, wie der Reklametreibende das Problem lösen kann, ein möglichst großes Publikum für einen Kauf zu gewinnen, auch wenn dieses Publikum nach Geburt, Beruf, allgemeiner Interessenlage sehr verschiedenen Schichten angehört, äußert sich v. Hartungen: „Die Reklame wird um so wirkungsvoller sein, je intensiver sie die primitivsten Anlagen und Regungen der menschlichen Seele trifft, da diese allgemein sind und jedem teils in der ursprünglichen, teils in sublimierter Form, innewohnen." Der größte Teil der Menschen ist nach ihm durchaus nicht so stark individuell veranlagt, so sehr er es sein möchte. „Es finden sich daher bei der Abnahme von Massenartikeln Tausende und aber Tausende, die aus einer und derselben Ursache den Gegenstand kaufen, für den die Reklame gemacht wurde."

3. **Theodor König,** Dr., Reklamepsychologie, ihr gegenwärtiger Stand — ihre praktische Bedeutung. 206 S. München u. Berlin. Verlag von R. Oldenbourg. 1924.

Das Buch von König ist aus dem Psychologischen Institut der Universität Würzburg hervorgegangen. Die experimentelle Psychologie beherrscht die Ausführungen völlig, von den Anwendungen ihrer Methoden erhofft König einen fruchtbaren Ausbau der jung aufblühenden Reklamepsychologie. Auf die in diesen Besprechungen aufgeworfenen Fragen geht der Verf. in einem Kapitel „Die Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens als Voraussetzung von Reklamemaßnahmen"

ein. Hier untersucht er in Anlehnung an das Werk Marbes „Die Gleichförmigkeit der Welt" (s. Heft 1 S. 59 ff.) die Bedeutung der allgemeinen Gleichförmigkeit und der spezielleren Gleichförmigkeiten für den Ablauf der Reklamewirkung. Ohne Unterschied der Geschlechter, der Völker bzw. Rassen, Bevölkerungsklassen gilt für die Reklame eine gewisse Indolenz der Masse, die nur durch kräftige Reklamemittel aufgerüttelt werden kann. Gleich verhalten sich auch die Menschen aus den verschiedensten Kreisen gegenüber dem Kunstgriff jener Preisstellung, die etwa 4,95 M. statt 5 M. schreibt. Gewisse Auswüchse der Reklame finden sich in allen Ländern, z. B. sollen nach König die Kranken allenthalben gleichförmig auf die bekannten Anpreisungen von Mitteln reagieren, die eine Linderung oder Heilung ihrer Leiden in Aussicht stellen. Weiter besteht Übereinstimmung in der Bevorzugung der Blickrichtung etwa vor Schaufenstern. Wo die Glieder einer Masse in irgendwelchem Kontakt stehen, erhöht sich diese Gleichförmigkeit noch durch den Einfluß wechselseitiger Suggestion, durch die Nachahmung, die als sekundäre Gleichförmigkeit bezeichnet wird. — Diese allgemeine Übereinstimmung im Verhalten gegenüber Reklamemitteln wird ergänzt durch die spezielleren Gleichförmigkeiten, „die unter Gliedern eines Volkes, Angehörigen einer Rasse, bei den Geschlechtern — Männern einerseits, Frauen anderseits — bestehen und die volle Aufmerksamkeit des Reklamepsychologen erfordern, wenn er nicht schadenbringende Fehlschläge der Reklametätigkeit erfahren will". In bezug auf die Empfänglichkeit der verschiedenen Völker gegenüber Reklamemitteln weist König auf die Ausführungen v. Hartungen's hin, doch sieht er selbst in einem gewissen Gegensatz zu v. Hartungen den einzig sicheren Weg zur Untersuchung der positiven und negativen seelischen Eigenschaften, die für das Werbewesen wichtig sind, in dem psychologischen Experiment. — Innerhalb eines Volkes muß die Reklame unterscheiden zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die sich vor allem in der Assoziationsbildung verschieden verhalten. Darüber hinaus verlangen der verfeinerte Geschmack und das feinere Gefühl des Gebildeten die Vermeidung greller Farben, gehäufter Superlative, primitiver Bilder, die auf den Ungebildeten umgekehrt eine starke Wirkung ausüben. Ähnliche Unterschiede bestehen zwischen Städtern und Landbewohnern. In der Stadt selbst sind die Unterschiede der verschiedenen Bevölkerungsklassen wiederum zu beachten. In den Arbeitervorstädten hat sich die geschäftliche Werbung durch Zugabeartikel und Rabatte als erfolgreich erwiesen, in den eleganteren Vierteln dagegen übt sie so gut wie keinen Anreiz aus. — Die sich aus den Geschlechtsunterschieden ergebenden Gleichförmigkeiten bei Mann und Frau faßt König folgendermaßen zusammen: 1. Der Frau dürfen bedeutend ausführlichere, ins einzelne gehende Anzeigen zugemutet werden, die sie mit Aufmerksamkeit liest, um vorteilhafte Einkäufe ausfindig zu machen. 2. Der Mann bedarf häufiger Gedächtnishilfen in Form oftmals wiederholter, aber weniger umfangreicher Inserate. Dies gilt besonders für den Mann als Privatkäufer, während wir bei dem beruflichen Einkaufen des Mannes eine scharfe Prüfung und starke Gedächtnisleistung beobachten.

Bei der Behandlung der Ergebnisse der experimentellen Reklamepsychologie, worin der Hauptwert des Werkes liegt, kann König zwar wenig Neues über die spezielleren Gleichförmigkeiten vorbringen. Es ist hier eben noch alles Neuland. König fordert mit Recht Spezialarbeiten für diese Gebiete; erst dann wird sich zeigen, wieweit die experimentelle Psychologie fruchtbar für die aufgeworfenen Fragen sein kann und ob König mit seinem Optimismus Recht behält. Notwendige Voraussetzung für die experimentelle Reklamepsychologie überhaupt ist natürlich,

daß die Versuchspersonen aus jenen Kreisen gewählt werden, an die sich die Reklamekundgebungen wenden, also aus den wirklichen Käuferkreisen. Gerade in der Auswahl der Versuchspersonen ist in der experimentellen Psychologie viel gesündigt worden. Zumeist wurden einfach Studenten als Versuchspersonen genommen, die Ergebnisse können selbstverständlich nur sehr eingeschränkt für die praktische Reklame herangezogen werden. Für die Soziologie und Völkerpsychologie haben sie fast gar keine Bedeutung.

Die Durchsicht der genannten drei Hauptwerke lieferte für die in dieser Besprechung aufgeworfenen Fragen nur magere und z. T. auch widerspruchsvolle Ergebnisse. Die Auswertung der Reklameerfahrungen für die soziologischen und völkerpsychologischen Probleme ist kaum in Angriff genommen worden. Die systematische Untersuchung der Reklamemittel, wie sie in den verschiedenen Ländern mit Erfolg angewendet werden und wie sie auf die verschiedenen Volksklassen wirken, die Analyse ihrer psychologischen Ursachen sind Aufgaben der Zukunft. Wünschenswert ist vor allem auch, daß der Kaufmann seine mühsam und zumeist unter großen Opfern gewonnenen Erfahrungen auf dem Gebiete des Werbewesens der Wissenschaft mehr als bisher zugänglich macht. Reklamefeldzüge sind gewiß eine persönliche Angelegenheit des Kaufmanns, aber ihre wissenschaftliche Durchdringung — auch nach soziologischen und völkerpsychologischen Gesichtspunkten — wird nicht zuletzt wieder dem Kaufmann zugutekommen. Die Wissenschaft ihrerseits aber muß zeigen, daß sie die Reklametatsachen fruchtbar auszunutzen versteht, daß sie aus ihnen neue lebendige Ideen zu schöpfen weiß.

Hanns Meyer (Bremen).

W. Born, Dr., (Psychiatrische Poliklinik Frankfurt a. M. — Prof. Raecke —). Wohnungsnot und Psychopathie. Ein Beitrag zur sozialen Psychiatrie. Archiv f. Psychiatrie, Bd. 71, S. 581—610. 1924.

Verf. führt in der Einleitung aus: Durch das enge Beisammenwohnen infolge der Wohnungsnot leidet nicht nur in entsetzlicher Weise die Hygiene, sondern es nehmen auch Reizbarkeit, aufgeregtes Wesen, Familienzwiste immer mehr zu. Besonders aber bedeutet die Wohnungsnot für den wenig widerstandsfähigen Psychopathen durch all die Unbequemlichkeiten und zahlreichen Hindernisse, durch die dauernden Reibereien und Streitigkeiten mit den Mitbewohnern einen neuen schädlichen Faktor, der zu all den übrigen ungünstigen Einflüssen der Großstadt noch hinzukommt. Im Beruf an sich noch ganz brauchbar, werden diese krankhaft veranlagten Menschen durch den monatelang auf ihnen lastenden Druck arbeitsunlustig und arbeitsunfähig gemacht, da sie nicht imstande sind, auftauchenden Hindernissen einen festen Willen entgegenzusetzen. Sie schwanken zwischen einer verzweifelten Stimmung und einem gewalttätigen Wesen. „Die täglichen Reibereien, die Bittgesuche, das Stehen und Warten auf den Ämtern, aufflackernde Hoffnung und wieder Verzweiflung über abschlägige Bescheide bringen es mit sich, daß diese Menschen bald dauernd sich im Affekt befinden.“ Dieser chronische Reizzustand kann meist nur durch Beseitigung des Grundübels, der Wohnungsnot, behoben werden. Ärztliche Behandlung, selbst Krankenhaus-Aufnahme bringt nur vorübergehende Besserung. Es kann infolge dieser Verhältnisse zu schweren Erregungszuständen kommen bei Psychopathen, die bisheri mmer unauffällig waren. Besonders schädlich können dann auch die Folgen der Wohnungsnot auf schon bestehende geistige Erkrankungen wirken: Es kommt hier zu ganz erheblichen Verschlimmerungen. Daß diese tat-

sächlich auf die äußeren Schädlichkeiten zurückzuführen sind (auch bei nicht rein psychologisch bedingten, den sogenannten Prozeßpsychosen) zeigt sich dadurch, daß nach Beseitigung des Wohnungselendes für die betreffenden Kranken wieder eine ganz erhebliche Besserung des Zustandes einsetzt. Es folgt nun im Hauptteil die Wiedergabe von 30 einschlägigen Krankengeschichten. Sie zeigen deutlich, zum Teil sogar sehr kraß, wie die Folgen der Wohnungsnot erhebliche Verschlechterungen des seelischen Zustandes hervorrufen: Es kommt bei Psychopathen, die häufig früher ganz unauffällig waren, zu depressiven Verstimmungen, zu hysterischen Zuständen, zu Erregungszuständen mit Neigung zu Gewalttätigkeiten, zur Bildung von Beeinträchtigungsideen, die oft unter Wirkung eines starken Affektes geradezu den Charakter von Wahnideen annehmen können. Die Krankengeschichten zeigen dann ferner, wie durch eine Beseitigung der schlechten Wohnverhältnisse (Vermittlung und Fürsorge der Poliklinik) häufig fast schlagartig eine dauernde Besserung des Zustandes einsetzt. Der Verf. betont daher am Schlusse seiner Arbeit die Notwendigkeit derartiger, öffentlicher Fürsorgestellen für Gemüts- und Nervenkranke.

Wir haben den Ausführungen des Verf. Verschiedenes hinzuzufügen:

1. So sehr es zu begrüßen ist, wenn staatliche Stellen, auch was die Wohnverhältnisse anlangt, sich solcher Personen annehmen, die infolge einer seelisch-nervösen Störung nicht in der Lage sind, die erforderlichen Schritte aus sich selber heraus zu tun, stehen dem weiteren Ausbau eines derartigen Fürsorgewesens doch auch ernste Bedenken entgegen. Wird es im Volke erst einmal bekannter, daß nervöse Leiden schneller zu einer Beseitigung des Wohnungselendes führen, so wird zweifellos bei Vielen sehr bald eine „Flucht in die Krankheit“ stattfinden, ganz ähnlich, wie wir dies von der Unfallsgesetzgebung und den Kriegsneurotikern her kennen. Das Nachsehen werden dann die Gesunden und die seelisch Robusten haben.

2. Nur angedeutet sind vom Verf. die Fälle, in denen durch hysterische und psychopathische Personen den übrigen Einwohnern das Leben zur Hölle gemacht wird. Was soll in diesen Fällen geschehen? Eine Möglichkeit, derartige Leute loszuwerden, gibt es unter den heutigen Verhältnissen kaum.

3. Es steht fest, daß die Wohnverhältnisse in vielen Fällen so sind, daß sie den einfachsten Anforderungen der Hygiene nicht genügen. So leidet nicht nur die körperliche, sondern auch die seelische Gesundheit größerer Bevölkerungsschichten. Die Wohnungsämter und Behörden sind nicht in der Lage, diese Verhältnisse immer in genügendem Maße zu bessern. Der notwendige amtliche Apparat schadet im Gegenteil häufig der nervösen Gesundheit noch weiter. Nimmt man in einzelnen Fällen auf Krankheit u. dgl. Rücksicht, so leiden wieder andere Teile. Es fehlt einfach an den nötigen Wohnungen. Der Haufe der Unzufriedenen wird immer größer, ähnlich wie die Zahl der Versagenden gegen Kriegsende. Sich durch die Gründung allerhand Ämter usw. über den Ernst der Situation hinwegzutäuschen, hat keinen Zweck. Auch hier ist das einzig richtige Heilmittel das kausale, d. h. der Neubau von Wohnungen in größtem Maßstabe. Zu entscheiden, wie das am zweckmäßigsten zu geschehen hat, ist nicht mehr Sache des Arztes. Aber es ist seine Pflicht, immer wieder und eindringend auf die hier drohenden Gefahren für die Volksgemeinschaft hinzuweisen. Aus diesem Grunde ist die Arbeit des Verf. ganz besonders zu begrüßen. Aus ihr geht eindeutig hervor, daß nicht nur körperliche Leiden, sondern auch nervös-seelische Erkrankungen durch die jetzt bestehenden Wohnverhältnisse begünstigt werden. Sie zeigt dann allerdings auch, wie segensreich eine verständige „symptomatische Therapie“ wirken kann, solange die kausale nicht angewandt wird.

Carl Timm (Lübeck).

Günther Dehn, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend. In Selbstzeugnissen dargestellt. II. Aufl. 79 S. Berlin, Furche-Verlag, 1924.

Verf. hat mit dem Berliner Psychologen Dr. Ernst Lau 60 Klassen der Berliner Fortbildungsschulen mit 1200 Schülern untersucht und ferner 2400 Aufsätze von anderen Schülern über die Themen: 1. „Gott, Hilfe, Tod". 2. „Gott, Andacht, Natur". 3. „Gott, Freiheit, Vaterland". 4. „Meine Erinnerungen an den Konfirmandenunterricht und die Einsegnung (bzw. „Erstkommunion und Jugendweihe"). 5. „Meine Gedanken über Gott und Religion" bearbeitet. Gehört sind also mündlich oder schriftlich 3600 Jungen und Mädchen aus fast allen in Betracht kommenden Berufsklassen (Arbeitsburschen, Laufburschen. Straßenreiniger, Fabrikarbeiterinnen und Laufmädchen; Friseure und Friseurinnen, Bauhandwerker, Dekorateure, Graveure, Gold- und Silberschmiede, Kellner, Pagen, Köche, Bäcker, Konditoren, Maurer, Photographen und Photographinnen, Sattler, Schuhmacher, Steinsetzer, Tapezierer, Tischler, Weißnäherinnen; Kaufleute, Verkäufer und Verkäuferinnen, Kontoristinnen; Maschinenbauer, Schlosser, Dreher, Mechaniker, Werkzeugmacher, Modelltischler, Wickler usw.). Man gewinnt den Eindruck, daß Verf. geschickt vorgegangen ist und daß es ihm sehr häufig gelungen ist, die ehrliche Meinung der Arbeiterjugend zu erfahren. Die Schüler eines Charlottenburger Lyzeums wiesen im Gegensatz dazu die geforderten Leistungen glatt ab. Das Vertrauen in die Ergebnisse wird erhöht durch die ganz ähnlichen Resultate, die Pfarrer Epprecht in St. Gallen gehabt hat, die nur durch die Verhältnisse der Schweizerischen Kleinstadt ein wenig modifiziert sind (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz Nr. 14, 3. April 1924).

Das verschiedenartige Schülermaterial wird zusammengehalten durch das Bewußtsein des Proletariertums, das Angewiesensein auf die eigene Arbeitskraft, die Abhängigkeit und Unsicherheit der Lebenslage, die Enge des häuslichen Beieinanderseins und die Zerstörtheit des Familienlebens. Der Berufsernst ist im allgemeinen groß und der Berufsüberdruß des älteren Arbeiters fehlt noch vollkommen. Dabei lieben die jungen Leute die freien Stunden und die Natur; die Fahrt am Sonntag ist der schönste Teil des Lebens. Eine große Anzahl interessiert sich für Kino und Sportveranstaltungen. Kneipen und Kaffees spielen noch keine große Rolle, bei den Jungen aber die Zigarette. Sehr früh setzen die erotischen Beziehungen der Geschlechter ein. Es ist anzunehmen, daß ein junger Bursche im Alter von 18 oder 19 Jahren nicht mehr sexuell enthaltsam ist. Die ordentliche Kontoristin hält mehr auf sich als die der Verführung ausgesetzte Verkäuferin oder die naive Fabrikarbeiterin. Der Handwerkslehrling ist zurückhaltender als der junge Kaufmann und Arbeitsbursche. Die männliche Jugend ist stark von der Schundliteratur, die weibliche von den Backfisch- und Courths-Mahler-Geschichten beeinflußt. Die Hälfte der Jugend scheint in Vereinen, besonders Wander- und Geselligkeitsvereinen, Mandolinenklubs u. dgl. zu sein. Die geistig Bewegten findet man unter den echten Wandervögeln und den von ihren Jugendvereinigungen wesentlich erfaßten Jungen und Mädchen. Die eigentliche Bildung der Arbeiterschaft, auch der Jugendlichen, liegt aber auf politischem Gebiet. Neben dem Nachreden der Schlagworte zeigt sich auch redliches Bemühen um volkswirtschaftliche und politische Einsichten. Die politisch interessierte Jugend ist fast immer sozialistisch, denn die „national"denkende ist mehr gefühlsmäßig eingestellt und nicht im eigentlichen Sinne politisch bewegt.

Das Elternhaus spielt bei den Mädchen eine größere Rolle als bei den Jungen, auch in religiöser Beziehung. Diese erwähnen nur ganz gelegentlich, daß die Mutter sie beten gelehrt habe. Der Religionsunterricht in der Schule wird von allen recht

skeptisch beurteilt, auch bei den Mädchen kommt es vor, daß in einer ganzen Klasse sich niemand findet, der erklärt, Religion sei seine Lieblingsstunde gewesen. „Um Gottes Willen; jeden Abschnitt auswendig lernen und noch Dresche obendrein", ist ein charakteristisches Urteil, das in milderer Form häufig wiederkehrt. Der Unterricht durch den Geistlichen wird wesentlich günstiger beurteilt, wenn auch die Erinnerung häufig nur Äußerlichkeiten davon bewahrt hat. Der Einsegnungstag hat im Bewußtsein der Berliner Jugend als Tag des Eintritts in das Leben große Bedeutung, als religiöses Erlebnis wirkt er bei den Jungen kaum. Die Abendmahlsfeier geht an beiden Geschlechtern spurlos vorüber. Das proletarische Gegenstück zur Einsegnung, die Jugendweihe, wird von den meisten Jugendlichen abgelehnt: „Sie ist nicht so feierlich wie die Einsegnung"; daß man sie ablehnen müsse, weil sie nicht christlich sei, wird von niemanden zum Ausdruck gebracht. Über den Pfarrerstand werden so ziemlich alle möglichen Urteile von naiver Anerkennung bis zu schärfster Ablehnung vorgebracht, die Mädchen urteilen im allgemeinen günstiger. Jungen und Mädchen sind sich darin einig, daß die Kirche eigentlich gar nicht in die Großstadt gehöre. Ein Mädchen sagt: „Man hat in das Leben hineingekuckt. Es kommt einem so komisch vor, mitten in Berlin eine Kirche zu sehen!" Auf dem Lande hingegen, kommt sie den Kindern geradezu selbstverständlich vor. Ein Junge schildert, wie er auf dem Lande bei der Großmutter fromme Bücher gesehen hat und gelesen, daß es ein Fortleben nach dem Tode geben soll. Ein anderer Junge schildert, wie er beim Dorfschulunterricht gestehen mußte, daß sie zu Hause keine Bibel hätten, darauf klatschte der Lehrer in die Hände, worauf die Klasse den Spruch hersagte: „Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht's gar öd' und traurig aus", was doch nicht immer der Fall sei. Von einem großstädtischen Gemeindebewußtsein ist keine Spur vorhanden. Das immer wieder angeführte Bibelwort vom Gebet im Kämmerlein ist für die Berliner Jugend das bekannteste Wort der heiligen Schrift. Ein Mädchen bemerkt, daß heutzutage nur Katholiken und Juden etwas von Religion und Kirche hielten. Tatsächlich findet man unter den regelmäßigen Kirchengängern nur Katholiken. Auf die Frage, wie oft man zur Kirche gehe, antwortet die evangelische Jugend immer ausweichend: „Manchmal geht man". Einige Gläubige lehnen den Gottesdienst aus ästhetischen Gründen ab.

Es ist wohl anzunehmen, daß die befragten Jugendlichen sich im allgemeinen religionsfreundlicher geäußert haben, als ihrer wahren Gesinnung entspricht. Aber auch so ist das Bild der Zerstörung religiösen Glaubens überwältigend. Am loyalsten sind die jüngeren Kaufleute. Unter 65 Aufsätzen des ersten Semesters finden sich 48 traditionelle, 14 skeptische und nur 3 ungläubige. Bei 27 Aufsätzen aus dem vierten Semester ist die Zahl der traditionellen auf 15 gesunken, Skeptiker und Ablehnende finden sich je 6. Den Kaufleuten an nächsten stehen die Maschinenbauer; Schlosser, Werkzeugmacher und Former sind radikaler. Die Bäcker sind traditionell, die Modelltischler radikal. Die extremste Ablehnung findet man bei den 16jährigen Maurern, von 27 lehnen 11 mit Kraftausdrücken die Existenz Gottes ab, 10 sind völlig skeptisch und nur 4 geben zu, daß es wohl einen Gott geben möge. Ähnlich die Friseure. — Bei den Mädchen ist eine Gruppeneinteilung schwer möglich, da sie im allgemeinen ganz schulmäßig antworten, infolgedessen ist natürlich skeptische oder ablehnende Haltung selten. Es ist schon auffallend, wenn unter 15 Weißnäherinnen 3 bewußt ablehnend sind.

Eine religiöse Entwicklungslinie nach aufwärts war nirgends festzustellen, sondern nur eine Auflösung. „Als Ergebnis des mühsamen langjährigen Einlernens

des Katechismus in der Schulzeit kann man nur buchen, daß dieses Buch einfach eine versunkene Größe zu sein scheint." Christus wird selten erwähnt und dann entweder als wundertätiger Gottessohn, dessen Worte keine Rolle spielen, oder als der erste Sozialist.

Einen ungeheuren, zerstörenden Einfluß scheint der Krieg auf die religiöse Gedankenwelt der Jugend ausgeübt zu haben. Immer wieder wird er als Argument angeführt. Daß es sich nicht bloß um Nachsprechen der Reden Erwachsener handelt, geht daraus hervor, daß mit Vorliebe ganz individuelle Erlebnisse herangezogen werden. Ein kleiner Maschinenbauer schreibt: „Mein Vater war gegen Gott. Als er ins Feld kam, sagte er, ich fürchte keine Strafe, die Gott mir schicken wird. Wir gingen jeden Sonntag zum Gottesdienst. Als mein Vater auf Urlaub kam, sagte er, wir sollten nicht zur Kirche gehen, wir gingen auch nicht wieder hin. Mein Vater wurde verwundet. Als er auf Urlaub kam, war er nicht gegen Gott. Er hatte seine Sünde bereut. Er mußte wieder ins Feld und kam nicht wieder." Die populäre Naturphilosophie scheint weit weniger auf die Kinder eingewirkt zu haben.

Vor allem wird aber die religiöse Welt der Jugend durch ihre soziologische Lage in Frage gestellt, denn Kirche ist heutzutage Bürgerlichkeit, in der Großstadt deckt sie sich sogar fast nur noch mit dem Kleinbürgertum. Je bürgerlicher ein Beruf ist, um so wohlwollender verhalten sich seine Angehörigen der Religion gegenüber. Alle Gewerbe, bei denen auch nur eine bescheidene Möglichkeit späterer Selbständigkeit besteht, haben einen religionsfreundlichen Zug, am stärksten die Bäcker und Konditoren, am wenigsten die Schuhmacher. Die Berliner Bäckerinnung hat beschlossen, nur noch Lehrlinge mit Konfirmationszeugnis einzustellen, offenbar um politisch radikale Elemente fern zu halten. Alles dies bleibt den Jungen und Mädchen schon im Konfirmandenunterricht nicht verborgen. Die Installateure des ersten Semesters schreiben: „Der Pastor hat für die Deutschnationalen geredet und für den Kaiser gebetet." Ein anderer: Unser Pfarrer hat gesagt: „Die müssen alle uffgehängt werden, die ganzen Lumpen da oben" (republikanische Regierung). Ein anderer: „Wenn einer zum Pastor geht, dann muß er doch bei der christlichen Volkspartei sein." Auch die politisch neutralen Jünglings- und Jungfrauenvereine werden als nationalistisch oder als „bessere Herrschaften" empfunden. Auch wo Christus als Sozialist in Anspruch genommen wird, herrscht starke Kirchenfeindlichkeit.

Verf. faßt das Resultat seiner Erhebungen ungefähr folgendermaßen zusammen: Wir finden eine Jugend, die besser ist als ihr Ruf, die frühzeitig in die Härte des Erwerbslebens hineingestoßen, arbeitet und lernt und auf ihre Art und Weise rechtschaffen versucht, mit dem Leben fertig zu werden. Sie ist nicht ohne geistige Interessen und nicht ohne das Bemühen, sogar allerlei Weltanschauungsfragen zu lösen. Das religiöse Bild ist das der Auflösung. Es gibt keine lebendige Erziehung zur Kirche, kein Gemeindebewußtsein. Es gibt selbstverständlich auch keine christlichen Sitten. Tischgebet, Kirchgang, kirchliche Amtshandlungen, nichts spielt mehr irgendwie eine Rolle bis auf die sentimental und durchaus nicht religiös verstandene kirchliche Einsegnungsfeier. Hier und da einmal ein frommes Mädchen, ein frommer Junge. Man kann doch die großmütige Anerkennung der Existenz Gottes, das etwaige loyale Eintreten für das Recht von Religion und Kirche, das gelegentliche Gebet um Hilfe in der Not nicht wohl Frömmigkeit nennen. Die altüberkommene Bindung der Kirche an das Bürgertum ist ihr verhängnisvoll geworden. Für den Arbeiter ist der Verlust der Religion proletarisches Schicksal geworden. „Die Jugend hat einen guten Instinkt, wenn sie der Kirche in der kleinen Stadt oder im Dorfe

Recht und Heimat gewährt. Die Eltern und Großeltern dieser Kinder sind von der unbarmherzigen Mutter unserer ganzen modernen wirtschaftlichen Entwicklung, von der Maschine, in die Stadt gezogen worden, und in der ungeheuren geistigen und materiellen Umgestaltung des Lebens, die Menschen erfahren, die ein Stück Ware (Arbeitskraft) im großen kapitalistischen Wirtschaftsprozeß werden, ist die Religion einfach zu Boden gefallen." „Der Verlust einer Religion wächst aus der Zerrüttung der tiefsten Tiefen menschlichen Gemeinschaftslebens überhaupt heraus. Wer mag da Rezepte geben? Wer möchte nicht viel mehr lieber schweigen und die Entwicklung dem in die Hand geben, dem Kinder geboren werden können wie Tau aus der Morgenröte und „der da lebendig macht die Toten und ruft dem, was nicht ist, daß es sei".

Soweit der Verf. Unser Bericht mußte leider auf die Wiedergabe mancher interessanter Einzelheiten verzichten. Nur in einem Punkte möchten wir dem Pessimismus des Verf. widersprechen. Der Mangel einer religiösen Entwicklung von Altersstufe zu Altersstufe scheint uns nicht ohne weiteres für eine Auflösung des religiösen Lebens zu sprechen. Abgesehen von der Schwierigkeit des Nachweises einer solchen Entwicklung durch eine derartige Massenuntersuchung ist diese Entwicklung für die gegebenen Altersstufen keineswegs unbedingt zu verlangen. Selbstzeugnisse aus religiös gebundeneren Zeiten beweisen, daß in der Pubertät eine scheinbar negative Phase der religiösen Entwicklung nicht selten ist. Man wird daher nicht fehl gehen mit der Annahme, daß eine ganze Reihe der jugendlichen Gottesleugner aus innerer Gesetzmäßigkeit den Weg zur Religion wiederfinden werden, auch wenn die äußeren Verhältnisse das nicht besonders begünstigen sollten. Bolte (Bremen).

Führer und Masse.

Kurt Wiedenfeld, Dr., Lenin und sein Werk. 136 S., München, Wieland Verlag, 1923.

Auf Grund eines einjährigen Aufenthaltes in Moskau sucht Verf. die Frage zu beantworten: Was hat der Kommunismus aus dem Zarenreiche staatlich gemacht? Welche Kräfte hat er für den russischen Staat gebunden und gelöst?

Das große russische Reich zeigt in seinem heutigen Bestande eine auffallende Gleichmäßigkeit, da trotz der Einsprengung aller möglichen Fremdvölker doch das Groß-Russentum allem seinen Stempel aufgedrückt hat, auch der Ukraine. Die Unterschiede des Klimas und der Bodengestaltung drücken sich fast nur im landwirtschaftlichen Betriebe aus, der noch jetzt 80—85% der Bevölkerung beschäftigt. Die Industrie konzentriert sich auf einige Landesteile, wo das Vorkommen von Kohle und Erzen Rohstoffgewinnung und Erstverarbeitung herbeigeführt oder die Bevölkerungskonzentration der Großstädte die Unterlage für die Weiterverarbeitung in- und ausländischer Stoffe abgegeben hat. Aber im allgemeinen überwiegt der Hausfleiß. Die Industrie ist noch stark mit ländlicher Art durchsetzt und die Arbeiterschaft wird noch alljährlich zur Erntezeit aufs platte Land zurückgerufen, wodurch der industrielle Betrieb zum Stillstand kommt. Die Arbeitsteilung ist noch wenig durchgeführt. Die Städte sind, abgesehen von den wenigen Großstädten, zum guten Teil noch Beamten- und Militärkonzentrationen.

Mit dem Anfangsstadium der Geldwirtschaft und dem Absterben der Feudal-

wirtschaft hing es zusammen, daß die sozialen Unterschiede am Ende der Zarenherrschaft zu vollster Schärfe gediehen waren. An die Stelle der Leibeigenschaft war das System der „Landverpachtung auf Abarbeitung“ getreten, das um so drückender war, als die feudalrechtlichen Fürsorgepflichten beseitigt waren. Bei der Landteilung war den Bauern der Zugang zu den Wasser- und Weideplätzen durch Herrenland versperrt. Im Dorfe bestand ein sozialer Gegensatz zwischen den Händlerfamilien und den Dorfarmen, in der Ukraine kam dazu noch der nationale Gegensatz zwischen den polnischen Großgrundbesitzern und den ukrainischen Bauern. Am wenigsten soziale Gegensätze waren in Sibirien zu spüren.

In der Industrie bestand eine tiefe soziale Kluft zwischen den kapitalistischen Besitzern mit feudalen Allüren und den von ihnen wenig geachteten leitenden Direktoren, die oft fremder, besonders deutscher Nationalität waren. Noch größer war die Kluft zwischen Besitzer und Arbeiter. Infolge der besonderen Verhältnisse mußten die Unternehmer für die Errichtung von Schulen, Krankenhäusern und Wohnkasernen sorgen; besonders letztere waren aber über alle Begriffe primitiv. Eine Befriedigung kultureller Bedürfnisse war bei der überlangen Arbeitszeit unmöglich.

Innerhalb der liberalen Berufe, besonders innerhalb der höheren Beamtenschaft, des Offizierkorps sowie in der Kirche bestanden soziale Gegensätze, die in anderen europäischen Ländern in diesem Maße völlig unbekannt sind. Die höchsten und bestbesoldetsten Posten des staatlichen Verwaltungsapparates und im Heere waren im Besitze der Angehörigen des feudalen Großgrundbesitzes und der Hofgesellschaft. Zwischen ihnen und den Arbeitsbienen war kaum eine Fühlung. Infolge fehlenden kollegialen und kameradschaftlichen Geistes war es zu einem einheitlichen Begriffe des Staatsbeamten und Offiziers nicht gekommen. In der Kirche dasselbe Bild. Die Popen, die sogenannte weiße Geistlichkeit, wurden vorm Empfang der letzen Weihe gezwungen zu heiraten und damit von allen höheren Stellen ausgeschlossen, die den Mönchen, der schwarzen Geistlichkeit, vorbehalten blieben.

Die feudalen Gesellschaftskreise standen den Großkapitalisten gegenüber. Die mittleren Schichten der Bürokratie und des Militärs der Kaufmannschaft. Jenen wurde Bestechlichkeit, diesen Betrug nachgesagt.

Nur in der Unterschicht war ein einheitliches Empfinden vorhanden wegen der mangelhaften Differenzierung von Bauer und Industriearbeiter. Die Industrialisierung durch Bunge und Witte und die Agrarreform Stolypin's entwurzelten sie beide und rührten sie auf. Der russisch-japanische Krieg brachte durch seine Betonung der technischen Hilfsmittel die industrielle Arbeiterschaft zum Bewußtsein ihrer Bedeutung, noch mehr der Weltkrieg, der aber gleichzeitig durch die ungeheure Belastung des platten Landes die Bauernschaft in Bewegung setzte. Die bürgerlich-demokratische Revolution vom März 1917 änderte nichts am wirtschaftlichen System. Seit dem 7. November 1917 besteht in Rußland die Diktatur des Proletariats.

Der Verf. hat den Begründer der Sowjetregierung, Lenin (Uljanow), nicht persönlich kennen gelernt. Daher zeigt seine Schilderung wenig individuelle Züge. Über Abstammung und Lebensgeschichte, die doch nicht ohne Interesse wären, kein Wort.[1])

[1]) Es ist auffallend, wie wenig intime Einzelheiten über die Persönlichkeit und Lebensschicksale Lenin's veröffentlicht worden sind. Aus deutschen Zeitungen ist mir nur folgendes bekannt: Wladimir Iljitsch Uljanow mit Schriftstellernamen

Lenin kämpfte schon als Knabe gegen Kapitalismus und Zarismus. Zwanzigjährig schrieb er über die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland. In der Revolution von 1905 war er schon der Führer der bolschewistischen Partei. Durch ihn wurde nachher vom Ausland das revolutionäre Feuer unter der Asche wachgehalten. Trotz ungewöhnlicher gedanklichen und stilistischen Schärfe ist er kein wissenschaftlicher Schöpfer, seine großen Gaben liegen auf dem Gebiete der revolutionären Praxis. „Mit der Unbedingtheit des Zieles verbindet er eine bemerkenswerte Biegsamkeit in den Mitteln und vor allem die seltene Kunst, in rascher Gedankenkonstruktion aus den Gegebenheiten und Möglichkeiten des Augenblicks sich ein Bild vom Kommenden plastisch klar zu formen und danach sein Handeln aufzurichten." Er war von Anfang an darauf bedacht, die alten Kräfte, die Spezialisten, trotz aller prinzipiellen Gegensätze, baldigst zur Mitarbeit heranzuziehen. Er warnte schon im Sommer 1918 die Parteiorgane, nicht mehr Industriebetriebe zu nationalisieren, als sie beherrschen könnten. Schon im Herbst 1918 forderte er die „neue Wirtschaftspolitik" (Nep). Ein rücksichtsloser Praktiker ist er in seiner Forderung nach straffester Disziplin in der Partei und noch mehr in den einzelnen Wirtschaftsbetrieben, wo er sogar persönliche Diktatur, Akkordlohn und Taylorsystem verlangt. Die Anpassung an die Notwendigkeiten des Augenblicks weiß er so überzeugend zu begründen, daß ihm niemals der Makel des Lügners oder Betrügers angeheftet worden ist, auch nicht von den Gegnern. Sogar unter den Antibolschewisten genießt er ein relatives Vertrauen, zumal er als Vollblutrusse gegenüber den jüdischen Führern immerhin noch als nationale Erscheinung gewürdigt wird. Er kann die Eigenschaft des russischen Bauern, der lieber einreißt und neu aufbaut als repariert, nicht ver-

---

Lenin, wurde am 22. April 1870 in Simbirsk geboren. Die Uljanow's, gehören zu jenen kleinen Gutsbesitzern, die im Wolgadistrikt als adlig gelten. Sie standen von jeher in dem Rufe ungewöhnlicher bzw. exzentrischer Leute. Der Vater war Gymnasialdirektor oder nach anderen Berichten Volksschulinspektor. 1887 wurde ein älterer Bruder Lenin's wegen revolutionärer Umtriebe durch den Strang hingerichtet. Im selben Jahre bestand Lenin das Reifeexamen auf dem Gymnasium in Kasan. Dann auf die Universität Kasan, wegen Teilnahme an Studentenunruhen, im selben Jahre ausgeschlossen. 1891 juristische Prüfung als Externer in Petersburg bestanden. 1893 Beginn der Propaganda unter den Petersburger Arbeitern. 1895 Gründung des „Verein für den Freiheitskampf der Arbeiterklasse". Nach 3 Monaten Auflösung und Verhaftung. Auf 3 Jahre nach Sibirien verbannt. Dort unter dem Pseudonym Iljin „Entwicklung des Kapitalismus in Rußland" geschrieben. 1900 im Auftrag der 1898 gegründeten russischen sozialdemokratischen Partei nach München, dann nach Paris. 1905 Führer der Bolschewisten im Petersburger Sowjet, dann in der Reichsdumafraktion. 1907 aus Rußland geflohen. 10 Jahre in London, Paris, Westgalizien und der Schweiz. Seit 1914 Propaganda für die Weltrevolution. 1917 nach Rußland zurück. Juli 1917 erfolgloser Aufstand gegen die Kerenski-Regierung, nach Finnland geflohen, von dort Vorbereitung der Oktober-Revolution. Als Beherrscher Rußlands lebte er sehr einfach und zurückgezogen in einem der kleineren Gebäude des Kremls oder auf dem Lande, in kinderloser Ehe verheiratet mit einer angeblichen Jüdin. 1918 Attentat der Sozialrevolutionärin Dora Kaplan. In der letzten Zeit Siechtum infolge organischen Hirnleidens (Lues cerebri?) ohne offenkundigen geistigen Defekt; denn wenige Monate vor seinem Tode hat er noch eine längere und bedeutsame Rede gehalten. Gestorben am 21. Januar 1924. Ref.

leugnen. Russisch ist die Radikalität, die religiöse Inbrunst der Lehre, der imperialistische Ausdehnungsdrang. Russisch auch die Sentimentalität des gewalttätigen Revolutionärs. Wie schwelgt er geradezu darin, sich zu Fehlern der Vergangenheit offen zu bekennen. (In diesem Punkte zeigt er eine auffallende Ähnlichkeit mit dem sonst so verschiedenen Gandhi. Ref.) Im Gegensatz zu der schneidenden Schärfe vieler Revolutionäre erscheint er in seinem öffentlichen Auftreten einfach, freundlich und väterlich. Es muß wohl irgend etwas Menschliches, Warmes in ihm gesteckt haben, das seine Anziehungskraft begründete. Brutale Härte und Weichheit liegen ja manchmal nahe beieinander. Ein Asketentum der Arbeit, der absolute Mangel an materiellem Ehrgeiz und persönliche Uneigennützigkeit hoben ihn aus der Menge der Genossen hervor und gaben ihm eine einzigartige Stellung.

Die Höchstziffer der eingeschriebenen Bolschewisten soll eine Million betragen haben und nach der Säuberung der Partei im Winter 1921/22 auf etwa eine halbe Million Mitglieder beiderlei Geschlechts herabgedrückt sein, so daß die herrschende kommunistische Schicht etwa 1 % der Erwachsenen beträgt. Von der übrigen Bevölkerung sind die mittleren und unteren Beamten von vornherein mit den neuen Machthabern gegangen; von den oberen Beamten ist die Repräsentativschicht ausgewandert oder ausgerottet, die Arbeitsschicht hat anfangs beiseite gestanden, beteiligt sich aber jetzt teilweise am Staatsleben aus finanzieller Not, aber auch aus patriotischem Empfinden, da eine nochmalige Umwälzung nach ihrer Meinung Rußland ins Chaos versenken würde. Der Gegensatz zwischen diesen „Realisten" und den Unversöhnlichen hat eine tiefe Spaltung in das alte Beamtentum getragen. Ganz ähnlich sieht es in den Wirtschaftskreisen aus. Die oberste Schicht ist verschwunden. Die ausharrenden Direktoren urteilen über die emigrierten Besitzer der Werke mit einer Bitterkeit, wie kaum die Kommunisten. Den höheren technischen Angestellten, welche früher immer zurückgesetzt wurden, liegt bei der russischen Neigung zum Philosophieren der Gedanke der Planwirtschaft nicht so fern wie den meisten deutschen Ingenieuren. Besonders schwierig war für die Kommunisten die Behandlung der Armee, die selbst jetzt nur 10 % Bolschewisten enthält. Die große Gefahr die von einem solchen Heere droht, zwang zu Mißtrauen und zu Anstellung von Aufpassern, wodurch Vertrauen nicht leicht erworben wird. Die Erfolge gegenüber den Invasionsheeren der Entente und die Aufnahme einer nationalistischen Politik haben eine erhebliche Zahl zaristischer Offiziere für die Rote Armee gewonnen. — Die alten sozialen Gegensätze zwischen Beamten und Offizieren, Kaufleuten und Privattechnikern bestehen noch in voller Schärfe. — Die liberalen Berufe spielen wie überall auch in Rußland kaum eine Rolle. — Trotz des Schlachtrufes der Kommunisten, „die Religion ist Opium fürs Volk", steht die Geistlichkeit ihnen nicht einheitlich gegenüber, nicht einmal die höhere. Die Rückkehr zu der Kirchenverfassung, wie sie vor Peter dem Großen war, ist manchen nicht unsympathisch und wirkt doch wiederum zersetzend, weil das Wahlsystem noch nicht wieder reibungslos funktioniert. Der Kommunismus erscheint manchem Geistlichen als etwas Altchristliches. Die Enteignung der Kirchenschätze motivierten die Bolschewisten klugerweise mit der Unterstützung der Hungernden und fanden damit sogar in kirchlichen Kreisen Zustimmung. Das stärkste religiöse Oppositionsferment ist aber der Antisemitismus, der in Rußland nicht bloß rassenmäßig empfunden wird, da als wahrer Volksgenosse nur der Rechtgläubige gilt. Das Hervortreten des Judentums in ihrer Partei ist daher für die Bolschewisten eine große Gefahr. — Die Bauern schlossen sich zunächst den neuen Gewalthabern an, weil nur das Land der Groß-

grundbesitzer aufgeteilt wurde und sie so an Stelle der Abarbeitungspacht eigenen Besitz bekamen. Die vom Staate verlangten hohen Naturalleistungen drängten sie eine Weile in die Opposition, bis die konziliantere neue Wirtschaftspolitik ihren Wünschen mehr entgegenkam. Seitdem sagten manche, „Lenin scheint ein recht tüchtiger Mann zu sein, er läßt uns in Ruhe".

Die Hauptwaffe des Proletariats gegenüber den zersplitterten Oberschichten des vergangenen Systems ist seine straffe Geschlossenheit und eiserne Disziplin, die es in den Jahren 1903—1917 erworben hat. Jeder weiß eben, daß es ohne Einigkeit an Kopf und Kragen geht. Eine große Gefahr ist die geringe Zahl der Kommissare, die infolgedessen überarbeitet werden, und die Schwierigkeit, für sie einen geeigneten Nachwuchs heranzubilden. Die große Masse der Partei wird durch strenge Kontrolle in ihrer Überzeugungstreue erhalten. Die Versammlungen spielen eine ebenso große Rolle wie bei der Heilsarmee. Mangelhafter Besuch bewirkt den Ausschluß aus der Partei. Überläufer werden schärfer angefaßt als alte Konterrevolutionäre. Mangelhafte Befolgung der wirtschaftlichen Dogmen wird nicht so streng angesehen. Im ganzen wird mehr Wert auf die unbedingte Zuverlässigkeit als auf die Zahl der Genossen gelegt. Die straffe Disziplin äußert sich auch in der Beeinflussung der Gesamtbevölkerung durch den Nachrichtenapparat und die Presse. Plumpes Arbeiten mit „kopflosen" Zeitungen wird möglichst vermieden, da dieses Verfahren zu durchsichtig ist. Ihre Grenze findet die Wirkung der Presse und der Zensur im Analphabetentum der großen Masse. Dafür hat aber die Regierung ein weiteres Propagandamittel in den Militärschulen, wo die jungen Bauern und Arbeiter Lesen und Schreiben lernen, kommunistisch zurechtgeknetet und wie in einer Kadettenanstalt zu einer ehrgeizigen Elite herangebildet werden. — Die politische Polizei arbeitet nach den Methoden der alten zaristischen Regierung. Nach der Konsolidierung der Regierung soll der Terrorismus nachgelassen haben.

In dem Gebiete, wo die großrussische Bevölkerung überwiegt, hat der Rätestaat den alten Aufbau nach Gouvernements beibehalten und nur die Grenzen so weit geändert, daß die wirtschaftlichen Beziehungen stärker zur Geltung kommen. Die fremden Nationensplitter hat man zu „Republiken" gemacht, nicht selbständiger als irgendein Gouvernement. Nur die Ukraine erfreut sich eines gewissen Eigenlebens, wenn auch die eigentliche Politik von Moskau aus geleitet wird. Die Verfassung der Sowjetrepublik sagt in aller Schärfe: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", und erkennt ausdrücklich keinen als arbeitend an, der fremde Arbeitskräfte zu eigenem Vorteil ausbeutet. Die Leistung des Unternehmers, wenn er sich mit einem Lohneinkommen begnügt, gilt als Arbeit im Sinne der Verfassung.

Die staatliche Organisation ist überaus kompliziert und schwerfällig: die oberste Instanz ist der Allrussische Rätekongreß, zwischen seinen Tagungen übernimmt der Allrussische Exekutivausschuß seine Rolle, daneben steht der Rat für Arbeit und Verteidigung; das eigentlich zentrale Verwaltungsorgan ist der Rat der Volkskommissare, die einzelnen achtzehn Volkskommissariate werden wieder von einem Rat geleitet unter dem Vorsitz des Volkskommissars und werden von einer Vertretung der Kommunistischen Partei kontrolliert. Auf den geheimen Sitzungen des Parteikongresses werden die Grundsätze der bolschewistischen Politik festgelegt, so daß es nachher auf dem Rätekongreß bei der bedeutungslosen Opposition kaum noch zu einer Debatte kommt. Dann sind noch von Bedeutung der Allrussische Genossenschaftskongreß und der Allrussische Gewerkschaftskongreß und endlich die dritte Internationale. Dieses Nebeneinander der staatlichen und der Parteikongresse mit

ihrer weitgehenden Personalübereinstimmung soll dahin führen, daß es schließlich keine Trennung des Volkes vom Staatsapparat mehr gebe. Tetsächlich gibt es die Möglichkeit, eine hinter den Kulissen ausgedachte Politik nach Bedarf effektvoll zu inszenieren und den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen, birgt aber auch die Gefahr empfindlicher Hemmung und unübersehbarer Verwirrung. Die eigentlich beherrschende Gewalt liegt in zwei Kommissionen des Parteivorstandes, dem Politischen und dem Organisations-Büro. Der Staatenlosigkeit der dritten Internationale entsprechend, kann der Angehörige jeder Nation an dem politischen Leben Räterußlands teilnehmen, wenn er der Kommunistischen Partei angehört. In den Volkskommissariaten sind z. B. auch deutsche Staatsangehörige tätig.

Die Kommunistische Partei, mehr als jede andere Partei, steht und fällt mit ihrem wirtschaftlichen Programm. Dieses allein sichert ihr den Rückhalt unter den allgemein-politisch wenig interessierten russischen Arbeitern und Bauern. „Es ist nichts verkehrter als die Ansicht, daß die Nationalisierung des Bodens irgend etwas mit Sozialismus zu tun hätte; der Sozialismus will die marktmäßig orientierte Wirtschaft beseitigen; . . . . . solange der Warenmarkt besteht, ist es lächerlich, von Sozialismus zu reden.“ [1]) Aber erst hierdurch gewannen die Bolschewisten das Proletariat des flachen Landes. Das Schwanken der Wirtschaftspolitik der Sowjetregierung hat der Verf. im fünften Kapitel ausführlich dargestellt. Die neue okonomische Politik (Nep) hat Schritt für Schritt den ideologischen und bürokratischen Kommunismus abgebaut. Durch die Freiheit des Binnenhandels ist eine Hebung des Konsums und der ganzen städtischen Lebenshaltung, mit Ausnahme der Wohnungsverhältnisse, eingetreten. In der wirklich produktiven Arbeit sieht es aber noch recht traurig aus. Die Landwirtschaft ist durch schlechte Ernten in der Entfaltung gehindert worden, und die Industrie, die an und für sich vor viel schwierigeren Problemen steht, wird noch durch viele bürokratische Fesseln gehemmt. Das wichtigste Aktivum in der volkswirtschaftlichen Bilanz Rußlands ist vorläufig die Ausnutzung der Wälder (Holz, Pelze). Den Wiederaufbau Rußlands verhindert am meisten der Zustand der russischen Wirtschaft und die daraus sich ergebenden Bedürfnisse elementarer Natur auf der einen Seite, das noch immer festgehaltene System der staatlichen Außenhandelsführung auf der anderen. Gerade von letzterer sich zu trennen, sträubt sich aber die Kommunistische Partei mit besonderer Schärfe. Was Rußland am wenigsten braucht nach Ansicht des Verf. sind fremde Techniker. Gerade an Technikern hat Rußland, ähnlich wie Deutschland, im Beginn seiner industriellen Entwicklung, Überfluß. Techniker, welche zugleich bedeutende Wirtschaftsorganisatoren sind, sind auch in Rußland wie anderswo selten. Verf. schließt sein Kapitel über die Wirtschaftspolitik mit den Worten: „Die neue ökonomische Politik ist im ganzen ein schlagender Beweis, daß den Forderungen des Kommunistischen Manifestes zwar die Kraft des gründlichen und letzten Zerstörens innewohnt, daß mit ihm jedoch ein Neubau des Zerstörten nicht zu ermöglichen ist. Jene andere Ansicht von Karl Marx scheint doch recht behalten zu sollen, die auch den Sozialismus in die Linie der allmählichen Entwicklung, der Evolution, und nicht der Revolution stellt.“

Günstigeres hat er über den russischen Kommunismus als Kulturerscheinung zu berichten. Das bolschewistische Regiment nimmt die kulturelle Seite seiner Herrschaftsaufgabe außerordentlich ernst. Selbst in den aufgeregtesten Zeiten war man peinlich darauf bedacht, die Kunstsammlungen zu schützen. Später hat man ihre Be-

[1]) Lenin: „Die russischa Agrarfrage“, 1920.

stände vermehrt und nach Möglichkeit dem Publikum zugänglich gemacht. Die Ausfuhr von Kunstgegenständen ist grundsätzlich verboten. Hervorragende Musikinstrumente wurden den Laien entschädigungslos genommen und ausübenden Künstlern zur Verfügung gestellt. Theater und Konzerte erfreuen sich einer besonderen Begünstigung. Zerstörung zaristischer Denkmäler oder auch nur Entfernung zaristischer Adler von den Gebäuden sind mit verschwindenden Ausnahmen kaum vorgekommen. Das Eingreifen des Staates in die Schulen und Hochschulen ist weniger günstig zu beurteilen. Der Unterricht in der Schule ist auf kommunistische Propaganda zugeschnitten. Es besteht der ernstliche Wille, das Analphabetentum zu bekämpfen. Infolge des Mangels an Schulen und Lehrern bleibt es aber doch zum großen Teil bei Worten. Der Hochschulbetrieb hat sehr gelitten. Man steht den Professoren der alten Zeit mit äußerstem Mißtrauen gegenüber, hat ihre Bibliotheken enteignet und kontrolliert streng den Inhalt ihrer Vorlesungen. Der Unterbau der sogenannten Arbeiterfakultäten bringt einen Zustrom von zum Teil begabten, aber ungenügend vorgebildeten Studenten, während die Söhne der früheren Oberschichten in der Zulassung beschränkt sind. Der Staat erlangt auf diese Weise wohl den nötigen Beamtennachwuchs, aber die wissenschaftliche Kultur leidet. Es muß daher zweifelhaft bleiben, ob man wirklich dem Ideal der proletarischen Kultur näherkommt, denn wenn es auch gelingt, die große Masse zum Genuß künstlerischer Werte und wissenschaftlicher Güter heranzuziehen, so trägt doch das neue System keine Gewähr in sich, daß daraus neue schöpferische Taten entstehen. Immerhin darf nicht unterschätzt werden, was der Kommunismus an sittlichen Kräften idealistischer Lebensanschauung in sich trägt. „Bis zum Fanatismus und sehr häufig bis zur Askese reiben sich diese Menschen auf, um trotz ihrer kleinen Zahl ihre Partei an der Macht zu erhalten und ihrer Idee zum endgültigen Siege zu verhelfen. Dem Intellekt nach sind sie Jünger und nicht selbstschöpferische Meister; aber ihre Willenskraft ist als sittlicher Wert auch von dem anzuerkennen, der ihrem Ziel nicht zuzustimmen vermag." Und ebenso regen sich sittliche Kräfte in den Gliedern der früheren Oberschichten, die unter denkbar drückenden Bedingungen und unter Hintansetzung ihres Stolzes am Wiederaufbau ihrer Heimat und ihres Staates arbeiten. „Trotz abgerissener Kleidung und schlechter Ernährung, in der ganzen Lebensführung würdig, gewollt einfach, wie es sich für Mitglieder eines völlig verarmten Volkes geziemt, die sich der äußerlichen Verarmung ihres Volkes bewußt sind und um so höher die inneren, die kulturellen Kräfte schätzen."

Wie aus obigen Ausführungen hervorgehen dürfte, hat Verf. sich bemüht, ein objektives Bild zu geben. Es ist natürlich anzunehmen, daß ihm bei der Beschränkung seiner Informationsmöglichkeiten wichtige Seiten des Problems verborgen geblieben sind. Soweit seine Schilderung aber zutreffend ist, dürfte sie auch jetzt noch im großen und ganzen gelten, nachdem der verstorbene Lenin durch Stalin ersetzt worden und der Einfluß Trotzki's zurückgedrängt ist. Bolte (Bremen).

Otto Freiherr von Taube, Rasputin. Erstes Buch der Sammlung „Stern und Unstern", herausgegeben von Timm Klein. 327 S. München, Beck'sche Verlagsbuchhdlg., 1925.

Der Name des Propheten Rasputin ist schon heute, 8 Jahre nach seiner Ermordung, von einem solchen Gestrüpp von Sagen und Legenden, von Verleumdung und Klatsch umwuchert, daß es dem Geschichtsforscher nicht leicht gemacht ist, hier die Wahrheit klar zu legen.

Am erstaunlichsten ist zunächst eigentlich, was alles sich nicht mehr feststellen läßt. Weder über den Ort seiner Geburt, noch das Datum, ja nicht einmal über seinen eigentlichen Familiennamen sind einwandfreie Angaben zu erlangen. Fest steht nur, daß er im Dorfe Pokrowskoje im Gouvernement Tobolsk aufwuchs, und dorthin von Petersburg aus zu gelegentlichem Aufenthalt zurückkehrte. Unmöglich ist es ferner — wenigstens zurzeit unmöglich — das Jahr seiner Ankunft in Petersburg und seines ersten Erscheinens bei Hofe anzugeben. So sehr sind durch die Erschütterungen der Revolution alle historischen Quellen verschüttet. Er muß in seiner Heimat irgendeine Art religiöser Erweckung erfahren haben und sich seiner „okkulten" Kräfte bewußt geworden sein. Wenigstens soll er schon dort durch Wundertun und Wahrsagen einen großen Namen und das Ansehen eines Heiligen sich erworben haben.

Wie manche ähnliche religiöse Erscheinungen (Königsberger Mucker, Häußer) war er von einer auffallend zutage tretenden Sinnlichkeit — von einigen wird er geradezu als Erotomane bezeichnet —, im übrigen aber ein gutmütiger, bauernschlauer und völlig unwissender Geselle. Die von ihm sicher beobachteten Zusammenhänge seiner okkulten, von ihm als heilig angesehenen Kräfte mit dem Geschlechtsleben seines Körpers verführten ihn dazu, die sexuellen Betätigungen für von Gott gewollte Reinigungen zu halten und zum Gegenstand einer besonderen Glaubenslehre zu machen. Er scheint mit sehr vielen aus der großen Zahl seiner weiblichen Anhänger intime Beziehungen gepflegt zu haben, und da er außerdem sich an Essen und Trinken nichts abgehen ließ, so sieht er allerdings für das Auge des Bürgers einem Wüstling ähnlicher, als einem Heiligen.

Es ist begreiflich, daß seine Gegner, als derartige Dinge an die Öffentlichkeit drangen, sich ihrer sofort als Waffe bemächtigten, und sie mit verleumderischer Phantasie ungeheuerlich ausgestalteten. Taube bezeichnet Rasputin als Fleisch gewordene Lüge und Antichrist im kleinen. In den weiten Kreisen seiner Anhänger, besonders natürlich am Zarenhofe, hielt man alles, was Ungünstiges über den Propheten gemunkelt wurde, für Verleumdung und die übliche Verfolgung des Heiligen. Schon in Sibirien scheint Rasputin auch von vielen als Starez verehrt worden zu sein, d. h. sie erkannten ihn, der übrigens keineswegs geistlich war, als allgewaltigen Seelenoberhirten an. (Man kennt die Schilderung des Starzentumes bei Dostojewsky: Brüder Karamasoff und Dämonen.) Und als Starez hat er auch später das Zarenpaar beherrscht. Seiner Einführung in die Petersburger Gesellschaft und bei Hofe kam noch ein Umstand zu Hilfe. Es war die von der russischen Literatur eingeleitete romantische Hinneigung zum „Volk", die unter den Panslawisten, den echtrussischen Leuten, so sonderbare Treibhausblüten zeitigte, und sich so gut mit der wütendsten Feindschaft gegen die Revolutionäre vereinigen ließ, und der auch die Zarin anhing, trotz ihrer deutschen Herkunft und trotz der Anfeindungen, denen sie durch die Träger der panslawistischen Idee ausgesetzt war.

Den eigentlichen Anlaß aber, der seine Gönner bewog, ihn bei Hofe vorzustellen, boten Rasputins Heilkräfte. Der junge Zarewitsch, der einzige Sohn des kaiserlichen Paars, war bekanntlich ein Bluter, d. h. die geringste Verletzung führte bei ihm zu kaum stillbaren Blutungen. Rasputin aber schien die Kraft zu haben, diesen Blutstrom zu hemmen. Kein Wunder, daß die geängstigten Eltern dem Manne, der ihrem Kind das Leben zu retten schien, unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachten. So wird denn sehr bald der sibjrische Bauer, der Laie, eine Art Beichtvater, oder, wie er selbst einmal gesagt hat, Seelenminister des Kaiserpapstes, des theoretisch

fast unumschränkt herrschenden Oberhauptes des russischen Weltreichs. (Die Bedeutung der Duma-Opposition hatte der Staatsstreich von 1907 ja stark wieder beschränkt.)

Der französische Botschafter Paléologue (in seinem Buch La Russie des Tsars, 1921, welches eine der Hauptquellen für die Geschichte Rasputins bildet) läßt den Propheten im Jahr 1907 am Petersburger Hof erscheinen, von anderen wird ein späteres Datum angegeben. Sein Äußeres beschreibt Paléologue folgendermaßen: „All der Ausdruck seines Gesichts drängt sich in seinen Augen zusammen, die von einer merkwürdigen Tiefe und Anziehung sind. Der Blick ist zugleich scharf und liebkosend, harmlos und hinterlistig, einen gerade erfassend und doch fern. Wenn sein Wort sich belebt, möchte man sagen, daß seine Pupillen sich mit Magnetismus laden.“ Auf der bei Taube wiedergegebenen Photographie fällt vor allem der süßlich-sinnlich verzogene Mund auf. Er trug, besser gesagt er kostümierte sich auch weiterhin als Bauer, nur daß jetzt alles vom feinsten Material und gewissermaßen operettenhaft aufgemacht war. Er fühlte sich — wie Taube es ausdrückt — als die Stimme des russischen Volkes vor dem Thron, und das war auch so die Rolle, die man ihm zugedacht hatte. Nur in einem hatten sich seine Gönner getäuscht, wenn sie nämlich geglaubt hatten, ihn nach Belieben gebrauchen und durch ihn den Zaren beherrschen zu können. Denn auch Paléologue mußte mit Bedauern feststellen, daß es nicht möglich sei, Rasputin als Sprachrohr zu benutzen. Dazu war dieser denn doch zu klug und zu selbstbewußt. Man konnte ihn wohl haben — aber nur, wenn man es verstand, ihm zu gefallen. Aus Gutmütigkeit gegen Bittsteller, aus Machtkitzel, wohl auch aus religiösen Gründen hat er seinen Einfluß bei Stellenbesetzungen usw. oft genug zur Geltung gebracht, aber ein Werkzeug war er nicht. Das war, wie gesagt, eine schwere Enttäuschung für die geistliche Coterie, die ihn zuerst in Petersburg eingeführt hatte. Aber der Versuch, den Antichrist, zu dem sie ihn inzwischen gestempelt hatten, zu stürzen, mißlang vollständig. Rasputins Stellung bei Hofe erwies sich als unerschütterlich, seine Gegner wurden ins Kloster gesteckt oder flüchteten. Ihre Maßregelung, besonders die des Mönchspriesters Iliodor und des Bischofs Hermogen von Saratow, erregte ja damals (1912) erhebliches Aufsehen. Dagegen soll es der Schwester der Zarin, der Großfürstin Elisabeth gelungen sein, einmal eine Entfernung des Gottesmannes durchzusetzen, und indem sie die Zarin von dem üblen Lebenswandel ihres Starez überzeugte, bei der prüden Frau zeitweilig einen wahren Abscheu gegen ihn hervorzurufen. Aber eine neue Erkrankung des Thronfolgers habe Rasputins Rückberufung nötig gemacht. Wenn indessen über Einzelheiten auch hier die Versionen wieder stark auseinandergehen, leichtbegreifliche Tatsache ist jedenfalls, daß Rasputin sehr bald von vielen Seiten heftig angefeindet wurde. Um ihn zu schützen, ließ der Zar allen Zeitungen verbieten, über ihn zu berichten. Ein daraufhin (1911) in der Duma erfolgender Angriff wurde ignoriert, aber er war doch ein Symptom. Wodurch eigentlich Rasputin sich dem Zorn der panslawistischen Heißsporne und ihres Oberhauptes, des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, zugezogen hat, ist nicht völlig ersichtlich. Vermutlich wird schon die allzugroße Selbständigkeit und unabhängige Einflußnahme des Propheten auf den Zaren diese seine früheren Gönner verdrossen haben. Auch das Ansehen der gemaßregelten Priester war in diesen Kreisen nicht gering. Taube legt indessen auch großes Gewicht auf die Friedensfreundlichkeit Rasputins, die Nikolai Nikolajewitsch schon 1912 in die Quere kam, als der Großfürst ein Eingreifen Rußlands auf dem Balkan verlangte, Rasputin aber den Zaren zum Frieden überredet haben soll. Da-

mit wäre die Feindschaft freilich erklärt. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß im Frühsommer 1914 auf Rasputin ein Attentat gemacht wurde, wie es heißt, von einer Verrückten und daß er sich bei Ausbruch des Weltkrieges zur Erholung in seiner sibirischen Heimat befand. Frau Wyrubow, die intime Freundin der Zarin und leidenschaftliche Anhängerin Rasputins soll gesagt haben: „Wäre der Starez hier gewesen, so hätten wir den Krieg nicht gehabt!" Wahrscheinlich aber hätte Rasputin, wenn er 1914 den Nationalisten ernsthaft entgegengetreten wäre, schon damals sein Geschick ereilt. Paléologue berichtet einige Äußerungen des Starez über den Krieg die allerdings durchaus nicht restlos pazifistisch sind. Doch aber kam in seinen Reden manches vor, was dem Vertreter Frankreichs nicht angenehm zu hören war. Einmal sagt er: „Dieser Krieg beleidigt Gott. Es ist ja den Generalen gleichgültig, Bauern töten zu lassen. Doch die Rache Gottes wird furchtbar sein!" Ein anderes Mal klagt er in sehr ergreifenden Worten über die vielen Toten. „Während mehr als zwanzig Jahren wird man nur Schmerz auf der russischen Erde ernten." — Indessen läßt aber der Prophet sich in seinen eigenen Vergnügungen nicht stören und beteiligt sich an sehr anrüchigen Schiebergeschäften. Politisch ist er auch sehr tätig, und auf seinen Rat werden Minister ein- und abgesetzt. Er soll es auch gewesen sein, der den Zaren zur Abberufung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und zur Übernahme des Oberbefehls beredet hat. Taube leugnet die Stichhaltigkeit des Gerüchtes, — psychologisch erschiene es sonst nicht unwahrscheinlich, daß Rasputin geglaubt hat, der Zar als Stellvertreter Gottes werde den Sieg erringen, den sein Feldherr vergebens zu erkämpfen suchte. Schließlich aber soll der Starez einen Sonderfrieden mit Deutschland angestrebt haben.

Über die Sonderfriedensmöglichkeiten im Jahre 1916, die Minierarbeiten Buchanans und Paléologues gibt Taube eine Menge interessanter Angaben, auf die einzugehen wir uns hier versagen. Charakteristisch ist, daß sofort nach dem Sturz des friedensfreundlichen Ministerpräsidenten Stürmer in der Duma der erste wieder nach einer langen Pause erfolgende Angriff auf Rasputin durch den Abgeordneten Purischkewitsch von der äußersten Rechten geschieht, denselben Purischkewitsch, der dann später zu Rasputins Mördern gehörte.

Als aber nun, gegen Ende des Jahres 1916, der Mordplan gegen den Starez ausgeheckt wird, da ist er selbst seinen Feinden schon fast gleichgültig, da zielen sie schon nach Höherem. „Mit dem Tode Rasputins" sagt Taube, und belegt es mit guten Gründen, „sollte . . . der Kaiser gereizt werden zum Vorgehen gegen ein Mitglied des Kaiserhauses", — nämlich seinen Vetter Dmitrij, der Mitverschworener war — und das sollte den Anlaß geben zur Palastrevolution und zur Beseitigung des den Panslawisten verhaßt gewordenen Nicolaus II. Paléologue berichtet von einigen merkwürdigen hellseherischen Äußerungen des Starez kurz vor seinem Tode. „Weißt Du, daß ich bald in gräßlichen Qualen sterben werde?" läßt er ihn zu einer seiner Anhängerinnen sagen —, und beim Vorbeigehen an der Peter-Paulsfestung: „Ich sehe da viele Leute, die gefoltert werden. Ich sage, nicht einzelne Leute, sondern Mengen. Ich sehe ganze Wolken von Leichen, mehrere Großfürsten und Hunderte von Grafen."

Die grausigen, kinodramatischen Einzelheiten der Mordnacht zu berichten, ist hier nicht der Ort. Zu den Mördern gehört einmal jener Purischkewitsch, Mitglied der Duma und des Verbandes der wahrhaft russischen Leute, ferner der ebenfalls schon genannte Vetter des Kaisers und endlich Fürst Felix Jussupow, der Gemahl einer Nichte des Zaren.

Die Mordtat verfehlte insofern ihr Ziel, als der Zar gegen die Mörder kaum vorzugehen wagte, und die Palastrevolution infolgedessen nicht zum Ausbruch kam.

Taube bedauert in einem Nachwort, daß noch zu viele Unterlagen fehlen, als daß sein Buch ein Geschichtswerk im strengsten Sinne hätte werden können. Das mag „im strengsten Sinne" richtig sein. Aber, zugegeben daß hin und wieder wissenswertes nicht aufgeklärt werden konnte, so hebt doch der Ernst der Arbeit, die Fülle des aus bester Kenntnis der Dinge gegebenen neuen und wertvollen Materials es weit hinaus über das Niveau einer nur den Laien fesselnden Unterhaltungslektüre und dürfte ihm im Kreis der Historiker und Kulturhistoriker, der Psychologen und Soziologen viele Leser gewinnen. Wir haben nur einen grundsätzlichen Einwand zu erheben. Daß nämlich an einzelnen Stellen die Übersichtlichkeit leidet unter gar zu umfangreichen Zitaten aus zweifelhaften Quellen, und deren kritischer Untersuchung.

Das Urteil des Freiherrn von Taube über Menschen und Dinge erfreut durch Unabhängigkeit, wobei man ihm die Hinneigung zu einer aristokratischen Gesellschaftsordnung schon zugute halten muß. Jedenfalls ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis Rußlands. H. Fitger.

Gruppenbildung.

H. Schulte-Vaerting, Die soziologische Abstammungslehre. S. 1—136. Leipzig, Verlag von Georg Thieme, 1923. Geh. 2,20 Mk.

Mit Übernahme dieser Schrift hat der sonst erstklassige Verlag keinen glücklichen Griff getan! Es liegt wieder einer jener Fälle vor, wo ein Soziologe glaubt, ohne genügende Sachkenntnis ungestraft auf zoologischem Gebiete dilettieren zu dürfen; die ungehemmte Phantasie des Verf. läßt Hypothesen ins Uferlose erstehen, ohne daß er den Schatten eines Beweises beibringt. So wird unter seinen Händen aus dem Thema nicht, wie beabsichtigt, eine populär-wissenschaftliche Abhandlung, sondern geradezu ein groteskes Feuilleton. Möge im Interesse der Würde des deutschen Schrifttums der versprochene 2. Band unveröffentlicht bleiben.

Verf. vergleicht den Menschenstaat mit den „Staaten" der Bienen, Ameisen und Termiten. Wie beim Ungeschulten leider üblich, bildet der Doppelsinn des Wortes „Staat" eine Quelle der Mißverständnisse; vorliegende Schrift wird aber von solchen Doppelsinnigkeiten geradezu getragen. Sehr ergiebig in dieser Hinsicht ist der Begriff „Arbeiter" im Menschen- und Insektenstaate. Wie in allen von Fachleuten verfaßten Darstellungen stets betont wird, ist der „Staat" der Insekten ein ganz anderes soziologisches Gebilde als der Menschenstaat; will man den letzteren überhaupt mit etwas vergleichen, so hat man sich in erster Linie an die Horden der Affen und anderer Säugetiere zu halten. Denn im Insekten- und Menschenstaat ist das gegebene Individuenmaterial total verschieden; bei den ersteren werden alle Tätigkeiten fast ausschließlich durch hochspezialisierte Instinkte geregelt, beim Menschen ist so gut wie alles in seinen Einzelheiten traditionell normiert. Anstatt durch Instinkt geschieht nach Verf. in den Insektenstaaten alles durch die Intelligenz der Insassen, was natürlich zu den ungeheuerlichsten Konsequenzen führt.

Phylogenetisch durchläuft jeder Staat nach Verf. folgende 5 Etappen, bis er der Auflösung anheimfällt: 1. Herrschaft der Männchen (Mensch). 2. Gleichberechtigung (in der Jetztzeit nicht vorkommend). 3. Herrschaft der Weibchen (Ameisen.

Bienen). 4. Gleichberechtigung (Termiten). 5. Herrschaft der Männchen (zurzeit ohne Beispiel). Von „Herrschaft“ und „Gleichberechtigung“ im Insektenstaat sprechen kann nur jemand, der den fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Insekt nicht sieht oder sehen will.

Als Beispiel für einen zerfallenen Staat führt Verf. die Assoziationen von Raupen an; der Schmetterling soll das einstige Königstier eines Raupenstaates sein; entsprechend soll der Maikäfer das einstige Königstier eines Engerlingstaates sein; die Bandwurmfinnen sind die Arbeiter einstiger Staaten. Mit solchen Phantasien ist natürlich gar nichts genützt; ich führe sie auch nur deshalb an, um zu zeigen, in welchem Grade undiskutabel die ganze Schrift ist.

Zu allem anderen wimmelt es von sachlichen Unrichtigkeiten. Besonders kraß aber mutet es an, wenn Verf. S. 81 behauptet, daß es „experimentell nachgewiesen ist, daß die männlichen Individuen stärker vererben als die weiblichen“, wo doch die seit einem Vierteljahrhundert bestehende experimentelle Erblichkeitsforschung gezeigt hat, daß Vater und Mutter als solche gleich stark vererben. Auf S. 117 behauptet Verf., der Bandwurm sei „aus einer langen Reihe einzelliger Wesen zusammengesetzt“; er verwechselt also die Bandwurmglieder mit Zellen. Wer der Biologie so bar der elementarsten Kenntnisse gegenübersteht, darf sich nicht wundern, wenn man ihm energisch auf die Finger klopft, falls er sich vermißt, über biologische Fragen zu schreiben. Friedrich Alverdes (Halle).

Hugo Daffner, Dr. med. et phil., psychiatr. Univ.-Klinik Königsberg, Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker. Archiv f. Psychiatrie, Jahrg. 23, Bd. 67, S. 151—166.

Verf. gibt zunächst eine historische Schilderung der Vorgänge in den Kreisen um Schönherr, Ebel und Diestel. Seine Darstellung stützt sich einerseits auf die Schrift des Pfarrers Konschel,[1]) andererseits auf das Studium der Prozeßakten, die heute im Staatsarchiv zu Königsberg bewahrt werden, aber erst seit einigen Jahren zugänglich sind, da sie sofort nach Beendigung des Prozesses bis in die neunziger Jahre auf allerhöchsten Befehl versiegelt blieben.

Die Ideen der Mucker gingen ursprünglich aus von Johann Heinr. Schönherr, geb. 1770 zu Memel. Gelernt hatte er eigentlich nie etwas Richtiges. Schon auf der Schule kamen ihm religiöse Zweifel. 1792—1802 fand er dann allmählich sein System: Gott sei das Licht, alles, was Licht sei, sei auch Gott. Eine Zeitlang war er in Leipzig als Geisteskranker interniert, dann kehrte er nach Königsberg zurück, wo er es bald verstand, einen Anhängerkreis um sich zu sammeln. Er lebte von freiwilligen Gaben seiner Freunde. Sein Äußeres, langes wallendes Haar, Patriarchenbart, war auffallend. Bei den häufigen Zusammenkünften in seinem Hause wurde Brot und Milch gereicht. Es kam bald zu Zwistigkeiten in dem Kreise, besonders bei Besprechung eines neuen „Vollendungsmittels“ grob masochistisch-sadistischer Art (wechselseitige Geißelung). Unter seinen Anhängern ragte besonders der Pfarrer Ebel hervor, der ebenso wie Sch. schon früh von religiösen Zweifeln heimgesucht wurde. Als der Kreis um Sch. zersplitterte, verstand es Ebel, ihn neu um seine Person zusammenzubringen. Bemerkenswert ist, daß es nicht die Mühseligen und Beladenen waren, die Trost bei ihm suchten, sondern gerade hochgestellte Persönlichkeiten. Auch das Äußere Ebels war auffallend. Er duldete in seinem Kreise keinen Widerspruch. Jedem neuen Mitgliede wurde ein Älteres als Mentor und Beichtiger im weitesten Sinne beigegeben und so ein straffes System der Unter-

ordnung geschaffen. An der Spitze standen Ebel und seine „Seelenbräute", dann der Graf Kanitz, bis zur krankhaften Hörigkeit von ihm abhängig, und ein Amtsbruder namens Diestel. Die Anhänger Ebels schlossen sich gegen die Außenwelt ab, trugen gewollt einfache Kleidung und sollen auch in ihrem ganzen Auftreten leicht als „Mucker" zu erkennen gewesen sein. Fragen sexueller Natur nahmen einen breiten Raum in den Besprechungen ein, es kam auch zu anstößigen Handlungen: Ebel selber hat Marie C. gegenüber exhibitioniert, ein 13 jähriges Mädchen wurde gezwungen, sich in seiner Gegenwart zu entkleiden und schlafen zu legen. Das waren „Reinigungsübungen": durch zur Schau stellen sonst verhüllter Körperteile sollte das andere Geschlecht gegen die erotischen Reize „abgestumpft" werden. Übrigens geht Verf. auf diese Dinge nicht näher ein, auch Ebels Stellung zur Gräfin von Groeben, Marie C. und seiner Frau, seinen drei „Seelenbräuten" gegenüber, wird nur gestreift. Nach der Darstellung des Verf. bleibt die Frage offen, ob die aus der bisherigen Literatur bekannten schweren Anschuldigungen sexueller Art gegen den Ebel'schen Kreis nun aktenmäßig festgelegt sind, oder nicht. Auf Grund des Prozesses wurde Ebel dann seines Amtes enthoben und in eine Anstalt verbracht, wohin ihm seine Getreuesten folgten.

Aus diesen Tatsachen zieht nun Verf. einige psychopathologische Schlüsse: Es handle sich bei den Muckern um eine typische Sektenbildung; bei den Häuptern der Sekte, sowie bei manchen Mitgliedern bilde, außer einer religiösen Disposition, ein krankhafter Gesamtzustand den Boden, aus dem später die Wahnideen hervorgegangen seien. Diese Wahnideen wiesen enge Beziehungen zum Ichkomplex, primitiven Charakter, sowie starke Affektbetonung auf. Außerdem spiele seelische Ansteckung eine große Rolle. Wie fast regelmäßig bei derartigen Konvertikeln sei ein starker sexueller Einschlag nachzuweisen.

Dieser sexuelle Einschlag wird in seiner Bedeutung noch klarer, wenn man bei Stoll[2]) nachliest, was dort ausgeführt wird über Erscheinungen, die auf Suggestion beruhen und „die geeignet sind, die enge Verbindung der religiösen mit der erotischen Ekstase zu zeigen". Außer den Muckern, deren Schilderung im wesentlichen mit der bei Daffner übereinstimmt, führt Stoll hier an: H. J. Prince in England, der in offener Versammlung der Gläubigen ein junges Mädchen deflorierte, den „Messias" Rosenfeld, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sein Unwesen trieb und es verstand, mit Einwilligung ihrer Eltern sieben Jungfrauen unter Vorspiegelung religiöser Erlösungsideen zu betören, ferner den „Erweckungsheiligen" A. C. Smith (Nordamerika), der eine gewisse Frau Crajin zum Ehebruch verleitete. Verhältnismäßig leicht ist die Psychologie dieser „Propheten" selbst zu verstehen, besonders, wenn man berücksichtigt, daß es sich fast immer um abartige Persönlichkeiten handelt. Bedeutend mehr Schwierigkeiten macht die der jeweiligen Anhänger. Mit Recht sieht Stoll hier das Wesentliche in suggestiven Vorgängen auf dem Boden einer religiös-erotisch-schwärmerischen Einstellung. Diese grundlegenden affektiven Wechselbeziehungen sind bei Daffner nicht genügend scharf herausgearbeitet. Die erotische Färbung der religiösen Ekstase kann sich in den verschiedensten Formen zeigen, sei es in naiv-inniger Weise (Marienminne, Himmelsbräutigam), sei es in grob sinnlicher Art, mit mehr oder weniger perversem Einschlag (Geißelungen), oder auch in Form glatter Verdrängung (Askese), die, wie bei den russischen Skopzen, bis zur Kastration gehen kann. Der erotische Einschlag ist also keineswegs allein dem Sektenwesen eigentümlich, wenn er sich auch hier häufig besonders deutlich zeigen mag. Es handelt sich hier um tief in der mensch-

lichen Psyche festgelegte affektive Vorgänge. Sie hängen eng zusammen mit den beiden stärksten Trieben des Menschen, dem Arterhaltungstrieb und dem Selbsterhaltungstrieb (Angst vor dem Tode). Der ganz primitive Wunsch, irgendwie den Tod zu überwinden, das Todesproblem zu lösen, läßt die Religion entstehen. Diese archaischen Wunschvorstellungen entnehmen zum Teil dann ihre Affektbesetzung dem Sexualtrieb, der dann häufig wieder offen durchbrechen kann. So wird durch starke Gefühls- und Wunschbetonung ein günstiger Boden für suggestive Beeinflussung sowohl des einzelnen, wie vor allem der Masse bereitet. Es sind denn auch bei den Erscheinungsformen dieser psychischen Mechanismen immer wieder weitgehende Ähnlichkeiten nachzuweisen. Das zeigt sich sehr deutlich in einer Sektenbildung unserer Tage: in dem Treiben um Häußer (vgl. Referat über Reiß, Über formale Persönlichkeitswandlung usw.). Bei H. handelt es sich ebenfalls um eine abartige Persönlichkeit, allerdings von anderer Färbung wie bei Ebel und Schönherr. Diese Temperamentsverschiedenheit macht sich in der äußeren Form der Sekte deutlich bemerkbar, bei H. ein loser Kreis von Anhängern, denen eigentliche Verhaltungsmaßregeln nicht vorgeschrieben werden, bei Ebel straffes hierarchisches System. Die Ideen, um die es sich handelt, soweit sie nicht nur durch große Geste vorgetäuscht werden, sind fast genau dieselben und gehen auf alte religiöse Vorstellungen zurück (primitiver Charakter), entsprechend der psychischen Artung ihrer Propheten sind sie bei Ebel mehr systematisiert, bei H. mehr lose und oberflächlich aneinander gereiht. Bei beiden aber spielt die Abtötung des Fleisches eine große Rolle und in der Form von Reinigungsübungen kommt es in beiden Fällen zu sexuellen Entgleisungen (sexueller Einschlag). Das suggestive Moment (äußere Erscheinung!) und die Massenwirkung zeigt sich bei H. in besonders eklatanter Weise, indem er durch großzügige Reklame dem modernen Zeitgeist Rechnung trägt und zum Schluß als Reichstagskandidat aufgestellt wird.

[1]) Konschel: Der Königsberger Religionsprozeß gegen Ebel und Diestel. 1909. — Weitere Literatur: Anonym, Der Mucker in der Einsamkeit. Leipzig, 1837. — Kanitz, Aufklärung nach Aktenquellen. Basel, 1862. — Dixon, Spiritual wives (deutsch: „Seelenbräute"). London, 1886.

[2]) Stoll: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig, 1904. — weiterhin: Birnbaum: Psychopathologische Dokumente. Berlin, 1920.

C. Timm (Lübeck).

Friedrich Wendel, Der Sozialismus in der Karikatur. Von Marx bis Mac Donald, ein Stück Kulturgeschichte. 182 S. Berlin, I. H. W. Dietz Nachf., 1924.

Das schön ausgestattete Werk enthält 175 Textillustrationen und 11 Tafeln in Mehrfarbendruck. Durch die zeitliche Beschränkung, die sich der Verf. auferlegt hat, fallen einige interessante Spottbilder auf den älteren Sozialismus fort, die der Liebhaber der Karikatur ungern vermissen wird. Nicht zu billigen ist es, daß auch aus dem Jahre 1848 und aus allerjüngster Zeit charakteristische Blätter fehlen. Beim Schreiben des begleitenden Textes hat sich der Verf. von einer moralisierenden sozialdemokratischen Tendenz leiten lassen, wie er im Vorwort unverhohlen eingesteht: „Karikaturen schaffen darf nur der, dessen Weltanschauung ethisch begründet ist. Eine Gesellschaftsordnung, die sich auf Ausbeutung gründet, ist keine ethische gegründete Gesellschaftsordnung. Ein Karikaturist, der sich schützend vor die Ausbeutung stellt, ermangelt einer ethischen Weltanschauung. Und Anspruch auf Be-

achtung hat nur der Karikaturist, der im Negativ der Satire das Positiv einer stichhaltenden ethischen Überlegenheit zu geben vermag. Die Geschichte des Sozialismus im Spiegel der Karikatur ist, wie wir sehen werden, eine Geschichte des bürgerlichen Unvermögens, dem konstruktiven Gedanken der Zeit gerecht werden zu können."

Bolte (Bremen).

Gesetzgebung.

Raecke, Prof. in Frankfurt a. M. Über Psychopathenfürsorge. Psychiatrisch Neurol. Wochenschrift, Nr. 21/22, 1924—25.

Sozial-psychiatrisch betrachtet faßt Verf. alle diejenigen Personen unter dem Begriff der Psychopathie zusammen, die auf der Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Geisteskrankheit stehen und infolge ihrer Wesensart sich nicht reibungslos in unser Gesellschaftsleben einordnen können. Da Anstaltsbehandlung in den meisten Fällen nicht zu begründen ist, gefährden und schädigen sie die Gesamtheit, und gerade umwälzende Zeiten wie die heutigen sind ein fruchtbarer Boden zur Entwicklung und zum Ausleben solcher Psychopathen. Verf. teilt sie in 3 Gruppen: die Überregbaren, die Asozialen, die Haltlosen. Die besten Behandlungserfolge sind bei den Erregbaren zu erzielen, da sie über genügend Kräfte der Selbststeuerung verfügen, das Fehlen dieser Selbststeuerung bei den Haltlosen macht ihre Behandlung wesentlich schwerer, und verlangt vor allem eine längere Dauer. Psychopathenfürsorgestellen in Stadt urd Land sind notwendig, denen die Psychopathen rechtzeitig zur fachärztlichen Beratung und Überwachung zugeführt werden. Die Beratung hat schon in der Schulzeit einzusetzen; planmäßige Mitarbeit der gesamten Ärzteschaft durch Überweisung der Psychopathen an die Fürsorgestelle nach abgeschlossener Behandlung; Individualisierung der Armenpflege. — Die Psychopathenfürsorge ist vor allem eine Wirtschaftsfrage, sie hat somit gegenwärtig, wo Hunderttausende vollwertiger Menschen Not leiden, wenig Aussicht auf wesentliche Berücksichtigung.

H. Schmitz.

L. W. Weber, Prof. u. Direktor der städt. Nervenheilanstalt Chemnitz-Hilbersdorf. Kastration und Sterilisation geistig Minderwertiger. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 91, Heft 1—2, S. 93—113. 1924.

Verf. nimmt in seinen Ausführungen kritisch Stellung zu den Veröffentlichungen Dr. Boeters-Zwickau über die Frage der „Unfruchtbarmachung geistig Minderwertiger". („Eine Zusammenfassung seines Standpunktes gibt Dr. Boeters im Ärztlichen Korrespondenzblatt für Sachsen 94, Nr. 17 vom 1. Nov. 1923 im Ärztlichen Vereinsblatt vom 9. Jan. 1924 und außerdem hat er einige Artikel darüber in der Sächsischen Staatszeitung geschrieben.") — B. fordert in seinen Leitsätzen die Unfruchtbarmachung der geistig Minderwertigen durch Sterilisation mit Erhaltung der Geschlechtsdrüsen und zwar mit recht weit gezogenen Grenzen, an anderer Stelle tritt er auch für Kastration ein, die in therapeutischer und sozialer Beziehung von großem Vorteil sein soll. An Hand mehrerer Fälle sucht Verf. nachzuweisen, daß wesentliche therapeutische Erfolge von einer Kastration nicht zu erwarten sind, eher glaubt er in einzelnen Fällen an eine schädliche Wirkung. Und nur, wenn eine solche sicher ausgeschaltet werden kann, hält er in einzelnen Fällen die Kastration für angebracht (nicht bei Jugendlichen).

Nach des Verf. Ansicht darf man die Erwartungen bei einer zwangsmäßigen Einführung der Sterilisation bei geistig Minderwertigen auch in weitem Umfange nicht zu hoch spannen, da genügend andere Quellen offen bleiben. Der Hinweis des Verf., daß man „nicht erwarten könne, durch eine Sterilisierung der geistig Minderwertigen diese ganze Menschenkategorie und alles mit ihr zusammenhängende Unglück aus der Welt zu schaffen, erscheint mir überflüssig, denn diese Erwartungen hat natürlich kein Mensch, auch B. nicht.

Den Begriff der geistigen Minderwertigkeit verlangt Verf. genauer umschrieben, den Umkreis der Sterilisationsbedürftigen schränkt er bedeutend ein, er warnt vor „ein schematisches Anklammern an eine Krankheitsetikette" und fordert genaueste Prüfung des einzelnen Falles. Wenn „eine überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß ein Mensch seine geistige und soziale Minderwertigkeit auf Nachkommen ortpflanzt", hält auch der Verf. die Sterilisation für angebracht. Im letzten Teil seiner Arbeit streift Verf. kurz die rechtliche Seite des Problems. — Ist B. zu „mutig", scheint mir Weber zu ängstlich und zu weit zu gehen in der absprechenden Bewertung einer Sterilisation. Die gründliche Prüfung, die Weber immer wieder betont, ist wohl eine Selbstverständlichkeit, deren beabsichtigte Berücksichtigung man auch B. nicht absprechen kann. H. Schmitz (Bremen).

E. v. Kármán, Ein kriminalpädagogisches Institut. Monatsschrift f. Kriminalpsychol. und Strafrechtsreform. 12. Jahrg., 1922, S. 193.

Der Verf., Amtsrichter und Jugendrichter in Budapest, tritt für die Errichtung eines kriminalpädagogischen Instituts ein und verlangt Juristen an der Spitze. Das Institut soll die wissenschaftliche Stütze des schon bestehenden Beobachtungsheims, welches ebenfalls unter juristischer Leitung steht, bilden. Der Schwerpunkt wird auf die experimentelle Psychologie gelegt. — Der Plan ist großzügig und verdient Nachahmung, wenn auch dem sachverständigen Arzt ein größerer Einfluß eingeräumt werden sollte. Rehm (Bremen).

Kulturfaktoren.

Karl Birnbaum, Priv.-Doz. d. Psychiatrie an d. Univ. Berlin, Grundzüge der Kulturpsychopathologie. In den „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens", hrsg. von Prof. Kretschmer, Tübingen. Heft 116, 70 S. München, Verlag I. F. Bergmann, 1924.

In der vorliegenden Arbeit begegnet der Soziologe dem Psychiater auf einem für beide Teile fruchtbaren Gebiet. Die Bedeutung der Persönlichkeit für die Gestaltung der Kultur erfährt hier eine drastische Beleuchtung und wird in ungewöhnliche und lehrreiche Beziehungen gerückt.

Die Gedankengänge des Verf. knüpfen vorwiegend an die Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und der Religion an, sie behandeln dagegen weniger die politische oder die kriminelle Seite, obgleich auch da sich mancherlei interessante Einwirkungen pathologischer Persönlichkeiten auf das Kulturleben böten (vgl. die „Kriminalpsychologie" von 1921 desselben Verf.). Birnbaum grenzt in durchaus nüchterner Weise das Pathologische vom Kulturellen ab. Naturgemäß interessiert uns hier mehr die Einwirkung psycho-pathologischer Vorgänge auf die Kultur, als etwa der Einfluß gewisser Zeitströmungen auf Krankheitsbilder. Bei der Einwirkung

pathologischer Persönlichkeiten auf kulturelle Niederschläge, etwa in Kunstrichtungen oder bei der Bildung religiöser Sekten, betont Verf. mit Recht, daß nur solche Menschen mit krankhaften Zügen hervorzutreten vermögen, die sonst noch mit starken Begabungen ausgestattet sind. Diese Begabungen stellen indessen einen gesunden Kern dar, der nur von gewissen krankhaften Zügen eingehüllt ist. Der gewöhnliche Geisteskranke dagegen ist zu keinen außerordentlichen Leistungen befähigt, und nicht imstande, eine Wirkung auf die Kulturgestaltung auszuüben. Auch hier ist es also im Grunde das Gesunde und Kraftvolle, das überwiegend zur Wirkung gelangt.

Das Pathologische in hervorragenden, führenden oder schaffenden Persönlichkeiten kann im verschiedenen Verhältnis zu ihrer Kultureinwirkung stehen. Es kann z. B. der Fall eintreten, daß etwa psychopatische Eigenheiten mit psychischen Zwangserscheinungen und anderen störenden oder quälenden Symptomen den Produktionsakt begleiten, sich jedoch nicht in den Geisteserzeugnissen niederschlagen. „Grillparzer's dramatisches Werk erweist sich frei von den Einflüssen jener schweren depressiv-hypochondrischen Konstitution, die sein äußeres und geistiges Leben so nachdrücklich beherrschte. Gottfried Keller's Altersschöpfungen erscheinen nicht beeinträchtigt von der schweren arteriosklerotischen Geistesstörung, die sich zeitweise bis zu deliranten Zuständen steigerte. Faradey's elektrische Untersuchungen über die magnetischen Kraftlinien vom Jahre 1851, die Ostwald mit zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten zählt, gelangen dem Forscher trotz weitgehender Schädigung des Gehirns" (S. 38, 56).

Anders liegt es jedoch wenn das Pathologische mit der kulturellen Leistung verschmilzt. Dies kann wieder in der Weise geschehen, daß es nur auslösend wirkt. Diese Auslösung wird unter Umständen ganz äußerlich herbeigeführt, wie z. B. durch das von dem englischen Chemiker und Physiker Humphry Davy entdeckte Stickstoffoxydol (Lachgas), das ihn „in eine Welt neugebildeter und verbundener Ideen versetzte, in welcher er derart theoretisierte und Entdeckungen zu machen glaubte, daß er nur mit Unwillen sich von seinem Mitarbeiter den Gasbeutel wegnehmen ließ. Und eine religiös veranlagte Natur, wie J. A. Symonds erfährt in der Chloroformnarkose das denkbar höchste religiöse Werterlebnis: Ein neues Gefühl tiefster, innerster Beziehungen zu Gottes Gegenwart, so daß sein Erwachen aus dem Betäubungszustand und die Erkenntnis, ein Opfer der eigenen Nervenerregung geworden zu sein, die schwerste seelische Enttäuschung nach sich zog (S. 59). Bekannt sind die toxisch-traumhaften Zustände des Opium- und Haschischrausches und die Wirkungen, zu denen der Alkohol z. B. von Dichtern wie Baudelaire oder Peter Hille gebraucht wurde (S. 31, 57).

Indessen sind die Höchstleistungen manchmal noch viel stärker und unmittelbarer mit psycho-pathologischen Erscheinungen verknüpft. „Die halluzinatorischen-magischen und mystischen Geschehnisse der schizophrenen Psychose, die phantastischen, paranoiden und sonstigen psychopatischen Gedankenrichtungen degenerativer Naturen sind es, denen nicht zum wenigsten gewisse Geistesschöpfungen ihre künstlerische und sonstige kulturelle Eigenart und Sonderstellung verdanken: So die Lyrik eines Baudelaire, die Novellen eines Poe und Hoffmann, die Dramen eines Strindberg, die Zeichnungen eines Kubin und vieles andere mehr."

Damit derartige Persönlichkeiten jedoch einen Einfluß auf ihre Umgebung und ihre Zeit ausüben können, bedarf es eines Entgegenkommens von Seite der Gruppe, in der sie leben, einer gesellschaftlichen Resonanz. Das ist die Seite, die für uns

besonderes Interesse hat. Erst durch eine solche Bereitschaft der Masse, durch eine stimmungsmäßige Disposition, finden die Äußerungen einzelner Persönlichkeiten ihren Niederschlag durch Nachahmung im Handeln und Denken. Es setzt das ein, was man „Siebung" nennen kann (vgl. den Einführungsaufsatz des Referenten in Nr. 1 dieser Zeitschrift, S. 15): „Daß die großen psychischen Epedemien des Mittelalters, die hysteropathischen Massenmanifestationen der Geißlerzüge, die Tanzwutseuchen usw. sich auf eine bestimmte Zeit zusammen drängten: nämlich jene, die durch körperliche Schädigungen und affektive Erschütterungen: Pest und Krieg, die Volksmassen seelisch geschwächt und labilisiert, und damit psychisch höchst reagibel gemacht hatte; daß die visionär ekstatischen Zustände und andere pathologische Entäußerungen religiöser Geistesbetätigung zum festen Inventar bestimmter Örtlichkeiten: der mittelalterlichen Klöster, wurden, wo von der durch Askese geschwächten und durch ständige religiöse Übungen seelisch eingeengten und überwältigten Psychophysis ihrer Insassen, wie überhaupt von dem Gesamtmilieu der Klostergemeinschaft gewissermaßen ein besonderer *genius loci* geschaffen war; daß schließlich gewisse Strömungen und Bewegungen kulturpathologischen Charakters: den religiösen Sekten- und sonstigen psychopathischen Gemeinschaftsbildungen, den künstlerischen und literarischen Modebewegungen des psychopathischen Dekadententums u. dgl. fast gesetzmäßig bestimmte Gruppen als charakteristische ausgewählte Gefolgschaften zufließen, nämlich solche, deren bestimmt geartete Mentalität: unmäßiges Überwiegen der Gefühls- und Phantasieseite gegenüber Verstand und Willenskraft, sie für psychpathologische Tendenzen besonders Aufnahme- und mitschwingungsfähig macht; und daß diese elektiv geartete Resonanzfähigkeit auch an bestimmte Kulturepochen — speziell solche von starker Subjektivität, an geistige Übergangs- und kulturelle Umwälzungsphasen — gebunden ist, wird durch das Hervortreten und kulturelle Wirksamwerden bestimmter ihrer Zeit seelenverwandter Psychophatentypen in einzelnen Perioden bewiesen" (S. 35).

Die besondere Faszinierung und Werbekraft pathologischer Erscheinungen und Vorgänge, rührt wohl daher, daß sie, gepaart mit sonstiger überdurchschnittlicher Veranlagung, als etwas Geheimnisvolles wirken, ihre Vertreter als Träger von, je nach der Zeitauffassung, übernatürlicher Mächte und Kräfte, als Erlöser von Schwierigkeiten, oder Retter aus der Not empfunden werden, denen sich in den Nöten des Lebens, des Geistes oder des Denkens die Hoffnung und Erwartung zuwendet, kurz daß sie den anderen, wie alle Führer, Denken und Anstrengung zu sparen scheinen. Der Mensch verfährt stets nach der primitiven Methode des Versuchens und Irrens. In Zeiten oder bei Gruppen, die ihre herkömmlichen Bindungen aus irgendwelchen hier nicht weiter zu untersuchenden Gründen verloren haben, besteht eine Neigung, nach irgendwelchen anderen Gedanken, Verhaltungsweisen, Glaubenssätzen, künstlerischen Richtungen, Lebensauffassungen u. dgl. zu greifen. Die Übertreibung, die das Pathologische bietet, und das Nicht-anders-können ihrer Träger, wirkt in solchem Zusammenhang als besonders eindringlich und stimmungschaffend. Dadurch, daß pathologische Persönlichkeiten oder Verhaltungsweisen von pathologisch affizierten Menschen zu einer Führerschaft gelangen, prägen sie auch der Zeit, oder den Gruppen, in denen sie auftreten, einen pathologischen Zug auf. — Man wird indessen dem Verf. in seiner Ablehnung beistimmen, die er Auffassungen zuteil werden läßt, wie sie etwa von Kollarits vertreten werden und die von „Psychosen der heutigen Kultur" reden (vgl. auch Seite 216 unten). Andererseits darf man indessen gewisse pathologische Grundstimmungen, die sich innerhalb

von größeren oder kleineren Gruppen weithin verbreiten, nicht unterschätzen. Haben wir doch alle die Kriegspsychose in verschiedenen Gestalten miterlebt, und vor allem sind wir Opfer jener hart an das psychopathische grenzenden Stimmungsmache geworden, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit gegen das deutsche Volk getrieben wurde. Derartige politische Stimmungen und Stimmungsmache (z. B. gegen andere Religionsverbände, gegen Japaner, Chinesen, Neger, und von der anderen Seite gegen Europäer oder gegen den Sozialismus oder gegen den Kapitalismus usw.) stehen keineswegs vereinzelt in der Zeitgeschichte dar. Verf. geht leider auf diese Erscheinungen, die er mit Recht als „Kulturkrankheiten" bezeichnet (S. 43), leider nur flüchtig ein.

Die Probleme, die in dem vorliegenden Werk angeschnitten werden, sind vielseitig und weitverzweigt und würden durch Ausgestaltungen nach verschiedenen Richtungen hin an Bedeutung gewinnen, vor allem dadurch, wie schon eingangs angedeutet, daß die kriminelle Psychopathologie und die politischen Erscheinungen pathologischen Charakters im gleichen Rahmen Verarbeitung fänden. Gerade von dem Verf. möchte man bald eine solche zusammenfassende Arbeit wünschen, mit der er der soziologischen Forschung einen großen Dienst erweisen könnte.

Thurnwald.

Zeitströmungen.

Jenő Kollarits, Skizze einer biologisch-psychologischen Charakteristik unseres Zeitalters. (Im Auszuge vorgetragen an der Landeskonferenz d. ungarischen Irrenärzte im Okt. 1922 in Budapest.) Archiv f. Psychiatrie, Bd. 69, S. 243—256, Jahrg. 1923.

In ungewöhnlichem, schwer verständlichem Stil führt Verf. folgendes aus: Da unsere Zeitepoche im Werdegang der Geschichte einen Entwicklungsabschnitt darstellt, ist sie vom biologischen, und auch vom psychologischen Standpunkt aus gesehen sehr wohl mit anderen entwicklungsgeschichtlichen Erscheinungen zu vergleichen. D. h. also, er zieht eine Paralelle zwischen den historisch-gesellschaftlichen Erscheinungen und den biologischen Vorgängen. Nur darf man in derartigen Analogien keine glatte Übereinstimmung erblicken, sondern nur eine Fragestellung, die darauf Antwort heischt, ob bei zwei Erscheinungen, die in gewissen Punkten übereinstimmen, auch in den anderen Gleichheit besteht. Als Analogien zieht Verf. nun Entwicklungstatsachen aus dem Leben der Einzelwesen und dem der Arten in Betracht. Er kommt zu folgendem „Bild der biologischen und psychologischen Lage": 1. Es fällt ihm zunächst ein Unterschied auf: „Es ist nämlich in der Entwicklung des Individuums kein Abschnitt zu finden, der jenem des geschichtlichen Werdegangs entspricht, in dem Menschengruppen anzutreffen sind, die unabhängig voneinander, ohne einander zu beeinflussen, leben" (Rom und China im Altertum, die Völker Amerikas und Europas im Mittelalter). Dieser Satz ist mißverständlich. Wenn auch das Rom des gleichen Jahres nicht auf das China des gleichen Jahres Einfluß ausgeübt hat, so ist man doch heute mehr und mehr zu der Ansicht von weltweiten Beeinflussungen gekommen. Rom ist von Babylonien zweifellos beeinflußt worden, China sicher vom Westen her, wenn nicht von den Babyloniern selbst, so doch zum mindesten von Völkern, die Beziehungen zu ihnen oder ihren Vorfahren, den Sumerern hatten. Ebenso gelten heute die Kulturen des alten Mexiko, die Staaten der Maya, der Inkas, als von Asien aus beeinflußt. — Aber

diese Ansicht will Verf. offenbar auch gar nicht ablehnen. Er will augenscheinlich nur folgendes sagen: In einem bestimmten Entwicklungsabschnitt lebten auf der Erde Völker, die zur selben Zeit nichts voneinander wußten. Dieser Epoche entspricht in der Individualentwicklung keine analoge. Er sagt dann weiter, daß für die Beziehungen der Menschengruppen zueinander die Technik entscheidend gewesen ist. Aber weshalb müssen derartige Selbstverständlichkeiten so schrecklich unklar und verschwommen ausgedrückt werden? Wie wir zeigten, führt das nur zu Mißverständnissen. Der Verf. fährt dann fort: Der Bildungsgang der Technik ist für den Entwicklungsgang der Menschengruppen von einschneidender Wichtigkeit, da er Schranken der Zeit und des Raumes umstößt. Die stürmisch fortschreitende Technik bedeutet einen besonderen entwicklungsgeschichtlichen Faktor für unser Zeitalter. Gegenüber dem von der Technik fertiggestellten Weltgerüst (äußere, „materielle“ Form) ist ein Zurückbleiben der Menschengruppenpsychen festzustellen, die ihrerseits eine weitere notwendige Ausbildung der Struktur hintertreibt. „Heute steht ein Völkergruppengewebe im Entwicklungszustand, dem die Völkergruppenpsyche nicht gewachsen ist.“ Die Seele der Einzelvölker sträubt sich gegen manche Gemeinschaftlichkeiten der Lebensführung, die unter den gegebenen Bedingungen unumgänglich sind, da sie den Untergang ihrer persönlichen Eigenart befürchtet. Dies hat zu der Mißbildung des Hyperpatriotismus geführt (aber andererseits auch zu einer Betonung des Nationalismus in allen Staaten! Ref.). Eine analoge Erscheinung zu diesen Entwicklungsunebenheiten im zwischenvölkischen Verhältnis ist die übertriebene Form des Klassensinnes (Bolschewismus). Auch hier ein Zurückbleiben der psychischen Entwicklung hinter der „anatomischen“ Struktur der Gesellschaft, gezeitigt durch den rasenden Aufschwung der Technik (Bildung einer großen Zahl von Muskelarbeitern, deren körperliche und psychische Bedürfnisse nicht befriedigt werden). 2. Infolge dieser Entwicklungsunebenheiten ist die Struktur und die Physiologie unserer Kultur zusammengebrochen. (Das Zusammenarbeiten der arbeits- und lebensliebenden Elemente ist zerstört, der Schutz gegen lebensfeindliche, arbeitsscheue Elemente versagt.) Dieser Abbau zerstückelt die Volksseele. 3. Demgegenüber sind schwache Aufbaubestrebungen unzweifelhaft vorhanden. (Erkenntnis der Notwendigkeit der zwischenvölkischen Zusammenarbeit, Abschwenken der Arbeiterschaft von bolschewistischen Methoden.)

Wir leben also in einer Übergangszeit. Die bisher besprochenen Erscheinungen gelten für die heutige Zeit und für Zeiten mit ähnlichem Charakter. Demgegenüber bedeutet der Rückstand der politischen Wissenschaften eine Entwicklungshemmung, die fast immer festzustellen ist. Die Politik wird „heute von Rednern geleitet, denen biologische Gesichtspunkte fremd sind“, „die die völkergemeinschaftliche Anatomie und Physiologie so wenig kennen — wie die Ärzte vor 3000 Jahren wenig von der Anatomie und Physiologie des Menschen wußten“. — „So führten diese Ärzte das Krokodilexkrement in ihren therapeutischen Schatz ein und wahrlich müssen die Völker und Klassen Europas aus der Hand der heutigen Redner — Kurpfuscher — Politiker eine wahre Krokodiltherapie schlucken.“

Verf. vergleicht dann diese Entwicklungsunebenheiten mit biologischen Umwälzungen im Laufe der Gesamtentwicklung eines biologischen Individuums. (Organentwicklung, Metamorphose, Mutation.) Er weist auf Mèraj hin, der in Umwälzungen, die eine Kultur begraben und eine andere zutage fördern, Mutationen sah (ähnlich O. Hertwig i. Staat als Organismus). Verf. erblickt also in geschichtlichen Sprüngen der geschilderten Art eine gesetzmäßige Erscheinung, wesensgleich anderen bekannten

entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen. Damit glaubt er unserem Zeitalter den ihm gebührenden Platz in der Weltentwicklung zugewiesen zu haben. — Ein schwieriges Problem ist die Frage, ob der Charakter der heutigen Zeit normal oder anormal sei. Wenn Entwicklung überhaupt ohne Unebenheiten unmöglich ist, so darf man, aus diesem Gesichtspunkt heraus, auch die Unebenheiten der Übergangszeiten nicht als anormal ansehen. Verf. kennzeichnet also unsere Zeitepoche als solche, in der für gewisse Menschengruppen erheblichere Anpassungsschwierigkeiten bestehen gegenüber den Umweltsbedingungen, die sich verhältnismäßig zu rasch geändert haben (vgl. w. o.). Die Lösung dieses Konfliktes läßt er dahingestellt sein. Diese Auffassung scheint uns dem Wesen unserer Zeit eher gerecht zu werden, als die Spenglers, der in ihr das letzte Stadium einer Kultur, die „Zivilisation" erblickt. Im übrigen wird die Frage, ob das Wesen unserer Zeit normal oder anormal ist, wohl nie beantwortet werden können. Die Fragestellung an sich erscheint uns schon ganz unmöglich zu sein. Man sollte sich doch hüten, Begriffe, die aus dem Gebiet der Medizin entnommen sind und hier für den Fachmann ihre ganz bestimmte, wenn auch schwer definierbare Bedeutung haben, auf andere Wissenschaftsgebiete anzuwenden, das führt nur zu Verwirrung und Unklarheit. Am Schlusse seiner Arbeit wendet sich der Verf. (vielleicht verführt durch die prognostische Fertigkeit Spenglers?) der Beantwortung der Frage zu, wohin der Gang der Entwicklung gehen möge. Er gibt diese Antwort mit aller Reserve nur als interemistische Hypothese und meint: Alles biologische Geschehen weist zwei Abschnitte auf, den des Aufstiegs und den des Abstiegs, Evolution und Involution. Immer ist die erste Periode kürzer, die zweite länger; immer haben die Kurvenverläufe eine Latenzzeit, bevor sie ihren Gang einschlagen. Daß auch die Entwicklung der Völker, Kulturen, Menschheitsgruppen dieser Regel folgt, möchte Verf. nicht für unwahrscheinlich halten, und als Hypothese, aber nur als solche annehmen.

Wir bezweifeln, daß schon die Voraussetzung dieser Hypothese richtig ist. Wo sind die beiden Entwicklungsabschnitte der Evolution und Involution im Leben der einzelligen Organismen, die sich durch ungeschlechtliche Fortpflanzung vermehren? Der Vorgang des Absterbens ist bei ihnen nicht vorhanden, bis auf einen gewaltsamen Tod durch äußere Einwirkungen. Vom einzelligen Lebewesen kann man weder sagen, es ist alt, noch, es ist jung, es ist beides zu gleicher Zeit. Wie kann man da sagen, alles biologische Geschehen weise zwei Abschnitte auf. Und nun gar die schroffe Verallgemeinerung, immer sei die erste Periode kürzer und die zweite länger. Wie verhält sich dieses angebliche Gesetz z. B. zur Metamorphose der Insekten, die der Verf. mehrfach anführt? Wo setzt bei der Entwicklung des Schmetterlings die Involution ein? Gehört das Puppenstadium zur Evolution oder zur Involution? Das scheinen uns doch sehr willkürliche und vage Behauptungen zu sein, die der Verf. hier aufstellt. Derartige schiefe Vergleiche und schroffe Verallgemeinerungen sind dem Verf. mehrfach unterlaufen. Das liegt aber in der Natur der Arbeit, die doch im Grunde nur eine Analogie ist, ein Bildsymbol, das so geistreich es gebildet und ausgeführt ist, doch wenig fruchtbar sein dürfte.

C. Timm (Lübeck).

Anna Soecknick, approb. Arztin, Königsberg, Kriegseinfluß auf jugendliche Psychopathen (nach dem Krankenmaterial der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität zu Königsberg). Archiv f. Psychiatrie, Jahrg. 24, Bd. 70, S. 172—186.

Statistisch ausgewertet wurden 221 Fälle der Klinik und zwar der Nachkriegsjahre 1919/20 und 1920/21 (vom 1. VIII. bis 1. VIII.). Zum Vergleich diente das Vorkriegsjahr 1913/14. Als „Jugendliche" galten alle, die in den Kriegsjahren 21 Jahre und darunter waren. Das Material wurde eingeteilt in Weibliche und Männliche, letztere wieder in Kriegsteilnehmer (Frontsoldaten) und Nichtkriegsteilnehmer. Verfasserin scheidet die direkten von den indirekten Kriegseinflüssen, d. h. „die Nachwirkungen von Krieg und Revolution auf die nächsten Jahre". Die Ergebnisse sind in eine Tabelle eingetragen und werden im folgenden erläutert. Es ergibt sich zunächst eine starke Vermehrung der Aufnahmen an jugendlichen Psychopathen gegenüber den Friedenszahlen (1920 das 6—7fache, 1921 das 5—6fache). Dann ist ein deutlicher Unterschied zwischen Nichtkriegsteilnehmern und Kriegsteilnehmern festzustellen. Die letzteren sind in geringerer Zahl erblich belastet, weisen fast doppelt so häufig hysterische Symptome auf (Kriegsneurosen). Auf diesen direkten Kriegseinfluß ist aber nur ein Bruchteil der Vermehrung der Zahl der Psychopathen zurückzuführen. In erster Linie sind es indirekte Kriegseinwirkungen die das zahlenmäßige Ansteigen zur Folge haben. Der Nachkriegseinfluß zeigt sich in Massenwirkung und Einzelwirkung. Zur Massenwirkung rechnet Verfasserin den Oppositionsgeist der Revolution, materialistisch sozialistische Weltanschauung, „die die Gemütswerte abtötet", dann vor allem das Großstadtchaos (Dielen, Kaffees, Bars, Kinos). Hier wird die Verfasserin etwas unklar. Sie sagt wörtlich: „Die Massenwirkung erzeugt das Großstadtchaos. Teils ist es geboren aus dem Oppositionsgeist der Revolution — —." Das Großstadtchaos ist doch keine Folge, weder des Krieges noch der Revolution, sondern hat schon vorher bestanden und ist auf ganz andere Ursachen zurückzuführen. Allerdings bietet es einen günstigen Boden für die Auswirkungen der anderen Einflüsse. Verfasserin hat wieder Recht, wenn sie weiter ausführt, wie gerade für den Psychopathen mit seinen fehlenden Hemmungen und Willensdefekten dieses Großstadtchaos besonders verhängnisvoll werden kann. Die Möglichkeit zu lockerem Leben komme den jugendlichen Psychopathen durch die Einführung des Achtstundentages, sagt Verfasserin. Sie übersieht hier, daß ein großer Teil der Psychopathen, wie sie selber später ausführt, überhaupt nicht regelmäßig arbeitet, sondern ein Parasitendasein führt. Die Vernichtung jeglichen Sparsinnes infolge der zunehmenden Geldentwertung ist dagegen gar nicht erwähnt. Verfasserin fährt fort: Die Geldmittel fließen den Jugendlichen zu durch Schiebungen, Diebstahl, steigende Forensität. Weitere Massenwirkungen sind gegeben durch strenge Verordnungen, die das Wirtschaftsleben regeln sollten. Sie bieten einerseits neue Möglichkeiten, Geldmittel aus dem Nichts zu schaffen, andererseits werden sie als lästige Fessel der persönlichen Freiheit empfunden und reizen zur Übertretung, namentlich den Psychopathen, der seinen Trieben erliegt und keine Rücksicht auf Umwelt und gesetzliche Vorschriften nimmt. Die Einzelwirkung besteht aus einer Gewöhnung an unruhiges Leben (Volkswehr, Grenzschutz, Erntekommandos, Goldsammlungen) und Entwöhnung von geregelter Tätigkeit (besonders bei Kriegsteilnehmern: Nichtarbeiten aus Entwöhnung und aus Verlaß auf eine Rente). Dann kommt noch hinzu die zunehmende Familienzerrüttung (Väter im Felde, zum Teil gefallen, Mütter gehen zur Arbeit). Dem direkten Kriegseinfluß sind die Patienten durch zwei Momente besonders ausgesetzt: 1. Sie sind jugendlich, d. h. eindrucksfähiger als andere, 2. Sie sind Psychopathen, d. h. ihrer Anlage nach minderwertiger als andere. So kommt es im Felde durch unterbewußte Vorstellungen (Angstvorstellungen, Wunsch, weit weg zu sein) zu einer psychischen Einstellung (vgl. Pappenheim,

Kriegsneurose und Psychogenie) und weiter zur Flucht in die Krankheit. — In den Krankengeschichten der weiblichen Psychopathen finden sich wenig Angaben über Kriegseinflüsse, aber zwischen den Zeilen sieht doch überall die Not der Zeit hervor, vor der die Frau in die Krankheit flüchtet. Eine Besserung erwartet Verfasserin nur von einer Gesundung der ganzen Zeitverhältnisse, das Einzige, was wir dazu tun können, ist Unterstützung aller gesunden Bestrebungen normaler Jugend Ein ausführlicheres Literaturverzeichnis ist angefügt. — Wenn sich die Beobachtungen der Verfasserin an einem größeren Material, und vor allem gegenüber einem ausgedehnteren Vergleichsmaterial aus der Vorkriegszeit bestätigen sollten, — und wir bezweifeln das betreffs der wesentlicheren Tatsachen kaum, — so wäre es eine dankenswerte Aufgabe, zu untersuchen, wie ein moderner Krieg als Siebungs- und Auslesefaktor wirkt: Der Krieg und seine Nachwirkungen also daraufhin betrachtet, wie er Persönlichkeiten von einer gewissen seelischen Artung überleben läßt (Kriegsneurotiker), ansammelt und hochhebt, andere dagegen vernichtet oder zurückdrängt (Spenglers „Menschen von Gestern"). Die These von der Schaffung moralischer Werte durch den Krieg dürfte dann wohl einen erheblichen Stoß erhalten.

Verfasserin steht dabei auf dem Standpunkt, daß es sich bei ihren Kranken um Menschen mit minderwertiger Anlage handelt, d. h. daß eine bisher latente Disposition durch äußere Ursachen zur manifesten Krankheit wird. Wir sind derselben Ansicht, aber man muß doch immerhin bedenken, daß mit größter Wahrscheinlichkeit eine erhebliche Zahl ihrer Patienten ohne diese äußeren Einwirkungen unauffällig geblieben, d. h. nicht der Krankenbehandlung zugeführt worden wäre. Feststellungen bei Psychopathen gelten in dem hier in Betracht gezogenen Zusammenhang m. E. auch für Gesunde. Psychopathen stehen auf der Grenze zwischen gesund und krank und sind für manche Dinge ein feinerer Anzeiger als Gesunde. Hierin liegt der Wert derartiger Untersuchungen an Psychopathen für den Psychologen und Soziologen.

C. Timm (Lübeck).

Ferd. Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter. (Deutsche Übersetzung der amerikanischen Originalausgabe von Wolf von Dewall.) 368 S. Frankfurt a. M. ohne Jahreszahl.

Dr. O. ist von Hause aus Chemiker und Mineraloge. Er wohnte zu Anfang des Jahres 1920 in der sibirischen Stadt *Krasnojarsk* am *Jenissei*. In diesem „amerikanischen" Buche schildert er seine Flucht vor den Bolschewisten aus Sibirien durch die Mongolei an den Stillen Ozean. Er führt zunächst einen Winter hindurch ein Robinsonleben im Urwald, besorgt sich dann von Freunden ausgiebige Mittel zur weiteren Flucht, die er in Gesellschaft eines Landmessers antritt. Allmählich schließen sich immer mehr Flüchtlinge, frühere russische Offiziere usw. an, bis endlich eine ganz ansehnliche Expedition zustande kommt. Vorbei geht es an gärenden Flüssen, die hunderte von verstümmelten Leichen mit sich reißen, an Weiden, die mit ihren Zweigen diese Leichen herausgefischt haben und in schauerlichen Gruppen bis zu 70 Stück festhalten. Es gibt Zusammenstöße mit verdächtigem Gesindel, Plackereien mit Dämonen z. B. von Engpässen, es wird sogar eine „Schlacht am *Seybi*" geliefert (ein Räuberüberfall). Am *Uri*-Fluß, ungefähr in der Mitte des Weges von *Muren-Kure* nach *Van-Kure* tritt eine neue Wendung der Dinge ein: da die ganze russisch-mongolische Grenze von Bolschewisten besetzt ist, würde der östliche Weg an den Stillen Ozean den sicheren Untergang bedeuten. So entschließt sich O. nach Süden abzubiegen und in Tibet einzudringen. Er hofft dort „irgendwo einen englischen

Konsul zu finden und mit dessen Hilfe einen englischen Hafen nach Indien zu erreichen". Dieser schöne Plan wird aber leider durch eine gefährliche Bande von Halsabschneidern zerstört. Nach einem Scharmützel mit diesem Räuberpack in der Gegend von *Tassun-Nor* kehrt O. wieder um: Tibet ist zu gefährlich, er zieht die Postenkette der Bolschewisten nun doch vor.

Nach mancherlei Abenteuern gelingt es ihm dann auch, von *Uliassutai* nach *Urga* zu entkommen. Hier freundet er sich mit dem merkwürdigen Baron Ungern-Sternberg an. Mit dessen Hilfe erreicht er dann glücklich eine Station der ostchinesischen Eisenbahn. Die letzten beiden Teile seines Buches sind dem Lebenden Buddha in *Urga* gewidmet und dem „Mysterium der Mysterien", dem „unterirdischen König der Welt" (mongolischer Mythus).

Das Buch des Verf. stellt eine merkwürdige Mischung von Greueltaten und Mystizismus dar. Das Inhaltsverzeichnis wetteifert mit dem Sensationsprogramm eines schlechten Kinos. Eine kleine Probe: „Der Teufelsfluß" S. 94. „Der Geistermarsch" S. 101. „Im geheimnisvollen Tibet" S. 107. „Die geheimnisvolle Mongolei" S. 119. „Der geheimnisvolle Lama-Rächer" S. 132. „Eine Stätte des Todes" S. 157. „Unter Mördern" S. 161. „Ein furchtbares Verbrechen" S. 179, usw.

Bekanntlich ist O. scharf angegriffen worden von Sven Hedin in dessen Buche „Von Peking nach Moskau" (Leipzig 1924). O. antwortete in der *„Deutschen Allgemeinen Zeitung"* vom 2. September 1924. Die nämliche Nummer bringt daran anschließend eine Entgegnung von Sven Hedin. Dieser behauptet, O. habe in seinem Buche gewisse historische und geographische Angaben gemacht, die den Tatsachen nicht entsprächen. Er vermutet sogar, O. sei nur in der Phantasie in Tibet gewesen. Sven Hedin sagt (a. a. O. S. 102): „Literarisch betrachtet, ist O.'s Erzählung meisterhaft — wenn man unter schriftstellerischer Kunst die Fähigkeit versteht, das Interesse des Lesers zu fesseln und seine Sinne zu entflammen. Und dieser Schriftsteller ist Psychologe. Er weiß, was die Menschen fordern und dulden, nachdem ein Weltkrieg sie verroht hat, dessen Grausamkeit auch im Frieden fortgesetzt wird. — Deshalb trieft sein Buch von Blut und Mord, von Greueln aller Art und einem Mystizismus, von dem kein anderer Asienreisender je eine Spur gemerkt hat."

Mit diesen Worten hat unserer Ansicht nach Sven Hedin genau das getroffen, was psychologisch den fabelhaften buchhändlerischen Erfolg dieses Werkes bedingt. Es kommt weitgehend dem Sensationsgelüste der Massen entgegen. Allerdings mutet es dem guten Glauben des kritischen Lesers reichlich viel zu. Was die geographischen Angaben anlangt, fühlen wir uns nicht kompetent, hier zu entscheiden, aber es werden auch sonst allerhand Wunderdinge erzählt. O. fällt vom Kamel, zieht sich einen Schädelbruch (!) zu, setzt seinen Marsch aber ruhig fort. Er entfernt mit einem Klappmesser eine Kugel aus seiner eigenen Wade. Der Blutkreislauf der Asiaten mag ja anderen Gesetzen folgen, — wir möchten aber O. dringend raten, einem Europäer bei Nasenbluten niemals auch nur für Sekunden beide Halsschlagadern gleichzeitig zuzupressen (S. 79), sein Tod wäre unvermeidlich.

Ein Teil der Oberflächlichkeiten mag auf das Schuldkonto des Übersetzers kommen, z. B., wenn dauernd von Meilen die Rede ist, aber nirgends angegeben wird, auch wenn es durchaus darauf ankommt (S. 129), was für Meilen eigentlich gemeint sind. O. mag seinem Leserkreis gegenüber ein guter Psychologe sein, seine Schilderungen fremden Volkslebens müssen aber doch mit aller Vorsicht aufgenommen werden. Wohl behauptet er, für alle seine Angaben lebende Menschen als Zeugen

zu haben, aber es scheint ihm doch die Fähigkeit abzugehen, die Glaubwürdigkeit dieser Zeugen zu beurteilen. Den „Lebenden Buddha“ in *Urga* schätzt er sicher ganz falsch ein, wenn er ohne weiteres alle seine Angaben als wahr unterstellt. Hier handelt es sich um einen Menschen, der dauernd schwersten Alkoholmißbrauch treibt und wahrscheinlich auf dem Boden einer Alkoholvergiftung sein Sehvermögen eingebüßt hat. Erzählungen derartiger Menschen sind immer mit größter Skepsis aufzunehmen, die aber O. abgeht. Er bezieht sich immer wieder auf Erzählungen des Lebenden Buddha und zwischen den Zeilen schaut ganz deutlich der Stolz hervor, von diesem „Gotte“ einer Unterredung gewürdigt worden zu sein. Wie mag es wohl um die Glaubwürdigkeit der anderen Zeugen bestellt sein? Mehrfach ist O. das Opfer von Fremdsuggestionen geworden. Der seelische Druck, die fremdartige Umgebung mögen dazu beigetragen haben, die Sinnestäuschungen bei ihm so leicht in die Erscheinung treten zu lassen, aber es spricht nicht für seine klare Urteilsfähigkeit, wenn er versucht, allerhand mystische Prophezeihungen, die ihm gemacht worden sind, in den Ereignissen der nächsten Zeit verwirklicht zu finden. Er sieht die Ereignisse und Personen ganz offensichtlich unter der Einwirkung von solchen Fremd- und Eigensuggestionen an und deutet sie in diesem Sinne um. („Tod in der Gestalt eines Weißen Mannes wird hinter Ihnen stehen.“ „Der Mann mit dem Kopf wie ein Sattel.“) Hinzu kommt, daß O. eine ausgesprochene Haßeinstellung aufweist, gegen alles, was mit Bolschewismus zusammenhängt, wie er selber in der obenerwähnten Antwort an Sven Hedin zugibt. Dieser Haß mag wohl verständlich sein, sicher aber hat er nicht dazu beigetragen, einen sachlichen Bericht der Flucht entstehen zu lassen.

Die Wirkung dieses Buches ist für die Stimmung der Nachkriegszeit bezeichnend, wie wir schon oben kurz andeuteten. Fraglich ist, ob etwa die gleiche Wirkung in einer kühler denkenden Zeit erzielt worden wäre. Immerhin hätte die Blutrünstigkeit und der Mystizismus, die beide ihre Wirkung auf die Massen zwar nie verfehlen, doch wohl in den besonnereren Schichten eine andere Beurteilung erfahren. Für die Wirkung auf die Massen kommt noch ihre heilige Scheu vor bedrucktem Papier und dem Doktortitel hinzu. Wir haben absichtlich angeführt, daß O. Chemiker und Mineraloge ist: er mag in seinem Fache ein angesehener Wissenschaftler sein, das schließt aber noch lange nicht aus, daß er psychologischen Fragen und Tatsachen ebenso hilflos gegenübersteht, wie der Laie. Die Tatsache der verschiedenen Methodik und Vorbildung für einzelne Wissensgebiete wird vom Publikum immer gerne übersehen, vor allem, wenn es sich um mehr oder weniger übersinnliche Erscheinungen handelt. „Anerkannte Gelehrte bezeugen die Vorgänge“, so oder ähnlich lauten oft die Argumente für die Tatsächlichkeit okkulter Vorgänge. Selten wird aber gefragt, ob der Betreffende als Autorität für dies Gebiet seiner Ausbildung nach angesehen werden kann. — Was die besonnereren Schichten anlangt, so ist leider festzustellen, daß gerade sie heute häufig von einem beinahe hoffnungslosen Mystizismus angekränkelt sind. (Christliche Wissenschaft, Spiritismus, Luxusausgaben von Mystikern aller Länder, Rudolf Steiner usw.) Weiter kommt für die Wirkung dieses Buches hinzu, daß die Einstellung Rußland gegenüber, besonders in Deutschland, eine durchaus affektive, gefühlsbetonte ist. Die Einen erwarten alles Heil von dort, die Anderen sehen die schlimmsten Gefahren von dort kommen. Sachliche Berichte sind selten und spärlich und genügen mit ihrer zum Teil großen Nüchternheit und Reserve der erwartungsvollen Spannung weder der Einen noch der Anderen. Verständlich ist es also wohl, wenn ein Buch einschlägt, das diesen Anforderungen des

Leserkreises gerecht wird. Um so dringender bedarf es einer besonnenen Aufdeckung aller dieser Zusammenhänge. C. Timm (Lübeck).

Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

E. Dacqué, Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. 2. Aufl., 360 S., München, Verlag R. Oldenbourg. 1924. Geh. 8,50 Mk., geb. 11 Mk.

Verf., ein bekannter Paläontologe, sucht dem Problem des Urmenschen und der Menschwerdung durch Beschreiten bisher unbetretener Pfade neue Seiten abzugewinnen. Ihm sind Mythen und Sagen nicht Erzeugnisse einer wilden, unfruchtbaren Phantasie, einer unwirklichen Symbolik oder einer intellektualisierten Ethik. Vielmehr ist nach Verf. in ihnen stets die Erinnerung an tatsächliche Ereignisse, die über das Menschengeschlecht ergingen, niedergelegt. Mythen, Sagen und bildliche Darstellungen früherer Epochen sind die Quellen, aus denen Verf. schöpft; und es wird versucht, die so gewonnenen Resultate in Einklang zu bringen mit den Ergebnissen der Paläontologie, Geologie und Astronomie.

Die fossilen Reste des Menschen reichen bekanntlich nicht über das Diluvium hinaus; auf Grund der Hypothesen des Verf. lebten jedoch schon im Spät-Paläozoikum, nämlich in der Steinkohlenzeit, als gesonderter Stamm von Lebewesen die menschlichen Ahnen; dieses Zeitalter wird als dasjenige der horngepanzerten Adamiten bezeichnet; die letzteren sollen amphibischen Habitus aufgewiesen und sich auf 4 Extremitäten fortbewegt haben. In der folgenden Permzeit sollen die stirnaugentragenden Nachadamiten von reptilhaftem Säugetierhabitus entstanden sein; bei ihnen habe der Körper begonnen, sich auf den Hinterextremitäten zu erheben. Psychologisch werden Adamiten und Nachadamiten charakterisiert als „reine Natursomnambulen, ohne Individualismus und Reflexion". Somnambulie oder Natursichtigkeit ist nämlich nach Verf. der älteste Seelenzustand. Ein solcher befähigt das mit ihm begabte Lebewesen (Mensch und Tier), künftige Ereignisse vorauszusehen; natursichtiges Können setzt dasselbe in Stand, Einfluß auf Dinge oder Seelen bewußt oder unbewußt zu gewinnen.

Die alten Magier und Geisterbanner glaubten nicht nur zu zaubern und zu beschwören, sondern sie vermochten dies auch in der Tat und in einem objektiven Sinne; dieses Können ging mit wachsendem Intellektualdenken verloren; jedoch hat der Naturmensch, „soweit dieser noch ursprünglich und unberührt blieb", sich einige diesbezügliche Fähigkeiten bewahrt. Als Zeuge wird Frobenius aufgerufen, welcher berichtet, daß er zugegen war, wie vor der Antilopenjagd einige Pygmäen einen Jagdzauber vollführten. Ein Mann schoß dabei einer auf den Boden gezeichneten Antilopenfigur einen Pfeil in den Hals. Am gleichen Tage erlegten diese Männer eine Antilope durch Halsschuß. Verf. sagt hierzu (S. 234): „Jene Fähigkeiten zum Beschwören bedeuten und sind Realitäten, lösen aus und beherrschen Naturkräfte — das muß wohl, entgegen unserem rationalistischen, plump gegenständlichen wissenschaftlichen Denken als sicher angenommen werden." Verf. ist also so wenig freigekommen von einer romantischen Betrachtung der Menschen ferner Länder und Zeiten, daß er sie sogar mit dem Vermögen der Zauberei ausstattet! Die alten „Magier mit ihrer dämonischen Kraft" sollen „vielleicht Naturwesen selbst erzeugt haben, welche in ihrem Sinn, von ihrer natursichtig-dämonischen Kraft abhängend

und genährt, ebenso wirkten" (S. 260). Es wäre kaum nötig, gegen Derartiges Stellung zu nehmen, wenn Verf. als Paläontologe nicht Beachtliches geleistet hätte; dieses Hinausgehen über sein Spezialgebiet ist aber ein arger Mißgriff!

Das „vollnatursichtig-dämonische Zeitalter der Mythen, der mythenhaften Helden und Magierkönige", der „Drachen- und Lindwurmkämpfe" war das Mesozoikum (Trias, Jura, Kreide). In der Kreide lebte der Noachitische Menschentyp; beim Übergang zum Tertiär ereignete sich die Noachitische Sintflut. Die Entwicklung führte schließlich bis zur Erzeugung des Apollischen Typus, der in der Jetztzeit lebt.

Es steht zu befürchten, daß dies Buch in unkritischen Köpfen erhebliche Verwirrung hervorrufen wird. Friedrich Alverdes (Halle).

Max Schmidt, a. o. Prof. an d. Univ. Berlin, Custos am Museum für Völkerkunde in Berlin. Völkerkunde. Berlin, Ullstein, 1925.

Verf. ist stolz, das erste eigentliche Lehrbuch der Völkerkunde geschrieben zu haben. Zwar kann man aus den Werken von Ratzel und weiter zurück von Tylor, weiterhin von Bahnson, Bushan, Schmidt-Koppers u. a. teilweise viel mehr lernen als bei Schmidt, ja der Leitfaden von Weule ist augenscheinlich für Studien und Schule bestimmt; aber sie geben sich nicht ausdrücklich als Lehrbücher. Daß Schmidt der Völkerkunde als Wissenschaft eine Geschichte abspricht, kann man jedenfalls verstehen. Denn eine Wissenschaft setzt eine Problematik voraus, und diese steckt allerdings bei ihm selbst in den äußersten Anfängen. Immerhin konnte man auf das Werk gespannt sein. Schmidt hat einmal, mit einem allerdings seltsamen Gedankengang, die Völkerkunde für eine Naturwissenschaft erklärt, weil sie es mit Tatsachen zu tun habe. So durfte man jedenfalls in seiner „Völkerkunde" erwarten, mit Tatsachen überschwemmt zu werden. Zwar mußte man mit Bezug auf die geistige Kultur, besonders die Religion, diese Erwartungen von Anfang an stark zurückstecken. Wie man aus früheren Werken wußte, ist Schmidt so materialistisch eingestellt, daß religiöse und verwandte Dinge nur Berücksichtigung hoffen dürfen, wenn sie irgendwie in Beziehung zu ökonomischen Fragen gesetzt werden können. Dem entspricht es, daß der Religion in der „Völkerkunde" ganze 4 Seiten gewidmet sind, und daß das wichtige und umfangreiche Gebiet der Mythologie nur bei der Kunst mit einem Worte erwähnt wird. Charakteristischerweise besteht dieser ganze Abschnitt über die Kunst (6½ Seiten) aus einem begrifflichen Einteilungsschema und einigen Ausführungen über amerikanische Ornamentik, über die der Autor selbst mehrfach gearbeitet hat. Wendet man sich nun erwartungsvoll zu den übrigen Seiten der Kultur, so bemerkt man erst mit Erstaunen und Bedauern, daß der Tatsachenbestand auch da entsetzlich gering ist, man kann ganze Seiten durchblättern, ohne auf eine greifbare Tatsache zu stoßen. Auch hier mehr oder weniger geistreiche begriffliche Einteilungen oder Tüfteleien. Und wenn einmal der geographische Ort einer Erscheinung angegeben wird, geschieht es vielfach noch falsch oder schief. Wenn etwa von der Kopfbank gesagt wird, daß sie bei Völkern Innerafrikas und Melanesiens vorkommt, so ist die Orientierung für Afrika ganz irreführend; außer dem bekannten ostasiatischen Verbreitungsgebiet fehlt das westpolynesische; und durch die Vernachlässigung der primitiven südaustralischen Analogien wird die ursächliche Einordnung in eine ganz willkürliche Bahn gelenkt. Übrigens ist die Unzulänglichkeit des Tatsachenbestandes nicht nur im allgemeinen Teil vorhanden. Daß Keulen in Neu-Guinea nur vereinzelt vorkommen, ist eine für jeden, der die Massenhaftigkeit diesen Waffentyps aus den Museen kennt, erstaunliche

Bemerkung. Denn selbst, wenn Schmidt, sprachlich allerdings falsch, sagen wollte, daß sie nur in einzelnen Bezirken, wenn auch da haufenweise, vorkämen, blieb diese Behauptung grotesk. Besonders unter Einrechnung der von ihm ausdrücklich mit erwähnten Holzschwerter ergibt sich vielmehr eine ziemlich geschlossene Verbreitung über den größten Teil der Insel. Daß erst recht die negativen Angaben, wie die vom Fehlen des Bogens auf Neumecklenburg und der Spiralwulsttöpferei in Neu-Guinea, vielfach falsch sind, versteht sich von selbst. Wenn Schmidt vorsichtig gewesen wäre hätte er auf jede Beibringung von Tatsachen grundsätzlich verzichtet und dem Buche statt der irreführenden Bezeichnung „Völkerkunde" etwa den Titel gegeben „Ideales Schema der Völkerkunde. Ein Leitfaden für Lehrer des Faches." Daß er das nicht getan hat, verführt leicht zu der Ansicht, daß die positiven Angaben des Buches sein eigenes Wissen erschöpfen. Zumal man den Eindruck gewinnen kann, daß die Mehrzahl dieser Angaben unter drei Rubriken fallen. Seine eigenen Reisebeobachtungen, Reminiszenzen aus seiner früheren Lehrzeit in der afrikanisch-ozeanischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin und endlich Erinnerungen aus dem Verkehr mit seinem früheren Direktor v. Luschan. Leider scheint Schmidt diese Erinnerungen vor der Niederschrift aufzufrischen vergessen zu haben. Sonst hätte er den Satz von den „in unglaublicher Reichhaltigkeit mit Tierfiguren aller Art versehenen Holzmasken Neumecklenburgs" kaum niederschreiben können. Im Gedächtnis waren ihm natürlich die durchbrochenen Schnitzereien, nicht die Masken, auf die der Satz nur hier und da in bescheidenem Maße zutrifft.

Für die Geistesfülle, die an Stelle der Tatsachen den Hauptinhalt des Buches bildet, nur ein Beispiel: „Von größter Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Menschen sind dann ferner auch jene lockeren Massen, die an den meisten Stellen der Erdoberfläche den festen Gesteinskern mit einer dünneren oder dickeren Schicht überdecken und die der Geologe als Schutt bezeichnet. Da alles pflanzliche Leben, soweit es ans feste Land gebunden ist, auf diese mehr oder weniger fruchtbare Erdschicht angewiesen ist, so bildet sie — die Vorbedingung zu der Pflanzenkost überhaupt. Besonders bedeutungsvoll wird die Beschaffenheit des Bodens für den Menschen vornehmlich dann, wenn dieser bestimmend in den sich innerhalb der Pflanzenwelt abspielenden Kampf ums Dasein eingreift, indem er gewisse Pflanzen in ihren Wachstumsbedingungen fördert und ihren natürlichen Entwicklungsgang in die ihm dienlichen Bahnen umleitet, mit anderen Worten, wenn er Bodenkultur treibt." So geht es dann noch eine ganze Weile weiter. Für welche „gebildeten" Leser so etwas bestimmt ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Hoffentlich werden unsere Studenten, statt diese Plattheiten als Gelehrsamkeit zu schlucken, dabei an Wilhelm Busch's wissenschaftliche Analyse der Ohrfeige denken. Dem Verf. gebe ich für eine zweite Auflage zu erwägen, ob nicht das Wort „fruchtbar" eine noch ziemlich umfangreiche Paraphrase gestattet. Natürlich laufen dabei trotz aller Trivialität noch irrige Vorstellungen mit unter, so die von der unbedingt notwendigen „vorbereitenden Verarbeitung" tierischer Stoffe vor der „Bedürfnisbefriedigung".

Schmidt definiert die Völkerkunde bekanntlich als „Lehre von den willkürlichen Lebensäußerungen der außerhalb des asiatisch-europäischen Kulturkreises stehenden Menschheit". Sämtliche Museen für Völkerkunde werden danach ihre Bestände zu revidieren haben. Dafür werden sie aber Abteilungen für alle die Körperfunktionen einrichten dürfen, die durch die sogenannten „willkürlichen Muskeln" be-

herrscht werden. Was die „Lehre" anbetrifft, so werden manche Gelehrten der Ansicht sein, daß die Aufgabe der Wissenschaft eher in einem Suchen, einem Forschen besteht. Aber zu solcher falschen Bescheidenheit haben wir nach dem Erscheinen von Schmidt's Völkerkunde natürlich keine Veranlassung mehr.

Fritz Graebner (Köln a. Rh.).

R. S. Rattray, Ashanti. 348 S., mit zahlr. Abbild. u. e. „Pedigree of Kalkari". 25 sh., Oxford, Clarendon Press., 1923.

Über die Geschichte des westafrikanischen Negerreiches Ashanti seit dessen Begründung im Jahre 1695 sind wir durch eine Reihe älterer und neuer Arbeiten gut unterrichtet; es sei nur verwiesen auf die eingehende History of the Gold Coast and Ashanti von Claridge und das London 1921 erschienene Werk von F. Fuller, A Vanished Dynasty, Ashanti. Dagegen fehlte eine Darstellung der geistigen Kultur dieses hochbegabten, in Europa fast nur nach seinen barbarischen Seiten bekannt gewordenen Volkes. Die Sprache (die Ashanti reden die auf dem Hauptteil der Goldküste und darüber hinaus verbreitete Tschisprache) ist von den Missionaren der Baseler Mission, vor allen dem Deutschen J. G. Christaller, geradezu musterhaft bearbeitet worden. Christaller hat auch 3600 Sprichwörter und einige Märchen herausgegeben, die ersteren aber ohne Übersetzung, so daß dieser Schatz nur den in Europa sicher nicht zahlreichen Kennern der Sprache zugänglich ist. Diese Lücke ist, wenn auch noch nicht vollständig, so doch in ausgezeichneter Weise, ausgefüllt worden durch das Buch von Rattray, das sich beschränkt auf die soziale Organisation und einen bestimmten Kreis der religiösen Anschauungen der Ashanti. Die Kapitel 1—3 beschäftigen sich mit dem „Classificatory System", den „Ntoro Exogamons Divisions" und dem „Matrilineal Descent". Kapitel 4—20 sind der Religion gewidmet, und die 6 letzten Kapitel bringen Mitteilungen über Landbesitz und -entäußerung, die Trommelsprache, den Goldenen und den Silbernen Stuhl, Goldschmiede und Goldgewichte, Neolithische Werkzeuge.

Man darf sagen, daß fast alles, was der Verf. bringt, neu ist und auf sorgfältigen, langjährigen Beobachtungen eines guten Kenners des Volkstums und der Sprache beruht.

R. gibt eine ausführliche Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse und ihrer einheimischen Benennungen sowie aller Personen, mit denen Ehegemeinschaft verboten ist. Der clan (Tschi abusua) ist immer exogam, der ntoro (s. unten) ist wahrscheinlich ebenfalls stets exogam. Dagegen sind Heiraten mit des Vaters Schwestertochter und der Mutter Brudertochter nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die beiden entscheidenden Gruppierungen sind also abusua und ntoro. Abusua übersetzt Chirstaller mit „Familie, Verwandtschaft, besonders die Verwandten von der Mutterseite", und ntoro: „eine Person der gleichen alten Familie, die den gleichen Fetisch (d. i. Dämon) verehrt." Rattray gibt abusua mit clan wieder und erklärt es für identisch mit mogya Blut, was auf den heutigen Inhalt des Wortes, nicht auf seine Bedeutung und den alltäglichen Sprachgebrauch zutrifft. Ntoro möchte R. mit Geist, Familiengeist wiedergeben, was aber kaum zutrifft. Dem ntoro gehören folgende Merkmale an: ein besonderer Wochentag für das „Waschen" des ntoro, eine oder mehrere Tabuvorschriften und ein Totem oder eine totemähnliche Vorstellung. Die Frage an jemanden nach dessen ntoro-Angehörigkeit drückt man so aus: „wann hast du deinen Waschtag?" Der ntoro von Bosompra z. B. hat als seinen Waschtag den Mittwoch (auf der Goldküste herrscht eine einheimische Siebentagewoche), als Totem

oder Tabu Leopard, weißes Huhn, eine Jamsart, Buschbock, eine Affenart, eine Schnecke, Schildkröte und tierisches Aas.

Die Zeugung eines Menschen geschieht, indem ntoro und abusua sich vereinigen. Abusua ist, wie gesagt, gleich Blut, Blut kann aber auf das neue Wesen nur übertragen werden durch die Frau, wie man bei der Menstruation und der Geburt sehen kann. Auf Rs. Einwurf, daß doch auch der Mann Blut in sich habe, gab man das als selbstverständlich zu, aber er könne es nicht übertragen. „Wenn ein Mann durch den Penis sein Blut übertrüge, so könnte er dabei kein Kind zeugen." Vom Mann wird beim Zeugungsakt dem werdenden Kinde das ntoro mitgeteilt. R. meint sogar, das Wort ntoro werde manchmal in dem Sinn von semen gebraucht. Daher entscheidet in jedem Falle das abusua, d. h. eben das Blut, über Thronfolge und Erbrecht, daher die Bedeutung der mütterlichen Abstammung und die angesehene Stellung in Familie und Gemeinwesen, wie in den Schicksalen der Ashanti-Dynastie so häufig hervorgetreten ist.

Die religiösen Anschauungen haben viel Gemeinsames mit denen der Ewe, nur daß infolge der höher entwickelten allgemeinen kulturellen und politischen Verhältnisse manches einen mehr großzügigen Zuschnitt hat als in Togo und das religiöse Leben eng mit dem staatlichen verbunden ist. Im Mittelpunkt der religiösen Verehrung stehen die abosom, die den trɔ̃ der Ewe entsprechen, Dämonen oder Götter, die an irgendeiner auffallenden Erscheinung: Flüssen, Quellen, Seen, Bergen, großen Bäumen, Termitenhügeln, ihren Sitz haben oder mit ihnen identifiziert werden; sie können einem Stamm, einer Familie oder einem Individuum angehören, und ihre Verehrer veranstalten ihnen in bestimmten Zeitabschnitten Opferfeiern. Diesen hat R. häufig in allen Einzelheiten beiwohnen und sie so erschöpfend beschreiben können, was außerordentlich lehrreich ist. — Hoffentlich kann der Verf., der heute wie kaum ein zweiter dafür geeignet ist, in seiner Eigenschaft als Government Anthropologist, bald seine Forschungen fortsetzen. D. Westermann.

Bronislaw Malinowski, Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea. Vorwort von Sir J. G. Frazer. Mit 5 Kartenskizzen u. 67 Abbild. London, Routledge, New York, Dutton & Co., 1922. 527 S. in gr. 8°.

Völkerkundliches Studium als bloße Bibliotheksarbeit führt leicht zum Bestreben, wissenschaftliche Ergebnisse zu erphilosophieren. Dieser Sorte von Soziologie und Wirtschaftswissenschaft bedarf es heutzutage wahrlich nicht, denn die Bücherarbeit hat stark überwuchert; dagegen sind genaue und verläßliche Berichte über selbsterhobene Tatsachen der primitiven Soziologie und Wirtschaft selten.

Ein Feldforscher dieser Richtung ist B. Malinowski, der dem alten Österreich entstammt, nämlich Krakau, und an der Londoner School of Economics and Political Science tätig ist. Er ist erfreulicherweise wirtschaftlich vorgebildet und hat Erhebliches zur Kenntnis der Südseevölker beigetragen.

Den Hauptinhalt der oben bezeichneten Schrift M.s bildet die Schilderung von zeremoniellen Tauschfahrten in der Südsee, die als *Kula* bezeichnet werden und die neben gewöhnlichen Tauschbeziehungen einhergehen. Gegenstand des *Kula* sind besondere Schmuckstücke, und zwar breite Armspangen aus weißen Muscheln und prunkvolle Brustketten aus roten Plättchen (vgl. über die einschlägigen Gepflogen-

heiten meinen Bericht in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ Bd. 120, Heft 6, 1923, S. 535 ff.).

Vom Standpunkte der vergleichenden Völkerkunde und der Soziologie sind an diesem Werke die Beiträge interessant, die es zu einer Morphologie der gesellschaftlichen Erscheinungen bietet.

M. hat ungefähr drei Jahre im Osten von Neu-Guinea, unter Trobriandern gelebt, deren Sprache er erlernt hat; deren Lebensgewohnheiten er teilte und die er in großer Zahl persönlich gut kannte. Dank diesen Umständen und der eignen Begabung Malinowski's entstand eine anschauliche Schilderung gesellschaftlicher Vorgänge und Einrichtungen, die man sonst gewöhnlich mit abstrakten Begriffen zu bezeichnen pflegt. Die Formen des Eigentums, des Geschenkverkehrs und der Tauschbeziehungen, die wirtschaftlichen Antriebe und die Wertvorstellungen werden daher bei M. zu Tatsachenschilderungen, bei denen auch die Psychologie der behandelten Völkerstämme erfaßt wird. Dabei verbinden sich wirtschaftliche Beweggründe mit solchen des gesellschaftlichen Ehrgeizes, der Abenteuerlust und des Machtstrebens. Eine besonders eingehende Darstellung widmet M. den Übungen und der Psychologie der Magie.

Magie als der Versuch des Menschen, die Naturgewalten zu beeinflussen, durchdringt das ganze Leben der Insulaner, und ihre gewerbliche Tätigkeit jeder Art ist damit durchsetzt. Kein wichtiger Akt ereignet sich in ihrem Leben, ohne daß zu Magie Zuflucht genommen würde. Sie ist eine Waffe und Wehr gegen die vielfachen Gefahren, die ihnen von irgendeiner Seite drohen. Zauber ist für freundliche wie für feindselige Ziele von größter Bedeutung, sagt Frazer in seiner Vorrede zu diesem Buche.

M.s Darstellung versetzt uns auf den Boden der Wirklichkeit, von dem aus man über den Wolkenbau der Gedanken nur lächeln kann, der den wirtschaftlichen Vorgängen einen Primat zuschreiben will, und der in abstraktionverfallenen Köpfen die Vorstellung erweckt, daß das gesellschaftliche und geistige Leben nur ein Überbau über dem Grunde der jeweiligen wirtschaftlichen Verfassung sei, die durch die gegebenen Produktionsbedingungen bestimmt ist. Eugen Schwiedland (Wien).

Walter Lurje, Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst. Kleine Schriften zur Seelenforschung. Hrsg. von A. Kronfeld. Heft 4. Stuttgart, Verlag J. Püttmann, 1923.

Verf. sucht unter Heranziehung des bekannten Lévy-Bruhl'schen Werkes über „das Denken der Naturvölker“ zu zeigen, daß das mystische Denken der Primitiven, gewisse Denkweisen der Geisteskranken (speziell der Schizophrenen) und gewisse Produktionen der modernen Kunst, insbesondere des Expressionismus weitgehende Analogien aufweisen. Sie beruhen darauf, daß in allen drei Fällen, wenn auch verschieden bedingt, gewisse phylogenetisch ältere Denkmechanismen: ein „prälogisch“-mystisches Denken [1]) in Wirksamkeit tritt, das sonst beim normalen Kulturmenschen ausgeschaltet zu sein pflegt. Darstellung wie Beweisführung bleibt in dem Heftchen so sehr an der Oberfläche, daß die Kritik keinen Grund hat, sich eingehend mit Verf. über das so schwierige Problem und die viel zu vorschnell gezogenen Schlüsse auseinanderzusetzen. Karl Birnbaum (Berlin).

---

[1]) Darauf soll in einem der nächsten Hefte im Anschluß an eine Kritik Lévy-Bruhl's eingegangen werden. [Der Herausgeber.]

Theodor Nissen, Die Physiologie und Psychologie der Furcht in der Ilias. Archiv f. d. ges. Psychol., Bd. 46, S. 70—97. 1924.

Verf. hat, angeregt von Geffcken und Wittmann, die homerische Affektpsychologie zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht. Wenn er sich dabei zunächst auf einen Affekt beschränkte, so bleibt doch sein „Versuch" gleich dankenswert, da ja die Wichtigkeit einer solchen Darstellung für die Geschichte der Psychologie ebenso wie für die Völkerpsychologie auf der Hand liegt. Die homerische Terminologie schildert Affekte, insbesondere Furchtaffekte, überwiegend physiologisch; sie drückt mit *ῥιγεῖν*, erschaudern (mit Kältegefühl verbunden), den schwächsten Grad der Furcht aus, hat weiterhin aber eine ganze Reihe von Ausdrücken, die graduell wie qualitativ abgestuft die verschiedenen Ercheinungsweisen der Furcht treffend wiedergeben (*παχνοῦσθαι*, zu Eis erstarren; *φρίσσειν*, zur Bezeichnung eines Angstgefühles, bei dem sich die Haare sträuben; *τρέμειν*, zittern; *τρέειν*, zurückfahren, flüchten, zunächst noch ohne den Nebenbegriff der Furcht; *πτώσσειν*, sich ducken, ebenso *ἀλῆναι*; *φόβος*, später Furcht, hat bei Homer noch die Bedeutung der Flucht; *φύζα* ist die angstvolle Flucht; *δέος*, Furcht- oder Angstgefühl; *ὄκνος*, das Zaudern; *θάμβος* schließlich entspricht dem lateinischen stupor, dem starr staunenden Entsetzen). Daneben findet sich eine große Anzahl von Adjektiven und Compositis, deren verschiedene Bedeutung schon Platon nicht mehr unterscheidet (z. B. *δέος* und *φόβος*). Eine Reihe von Ausdrücken aus der späteren stoischen Literatur kommt bei Homer noch nicht vor.

Als Sitz der Furcht gelten die *φρένες*, das Zwerchfell (Wundt möchte in Anlehnung an die freilich spärlichen Andeutungen von Organseelen bei Naturvölkern darunter auch die dem Zwerchfell benachbarten Organe, namentlich die Nieren mit den Geschlechtsorganen, verstanden haben. Ref.), das Herz *κῆρ*, *κραδίη*, *ἦτορ*, und schließlich die ganze Brusthöhle.

Nachdem der Verf. die von Homer vergleichend herangezogenen Furchtäußerungen bei Tieren kurz berührt hat, bespricht er ausführlicher die einzelnen Erscheinungen der Furcht, wie sie in der Ilias geschildert werden, und zwar sowohl nach ihrer erregenden Seite hin (Kälteschauer, Erblasser, Zittern, Zähneklappern, Herzklopfen, Haarausraufen oder Aufspringen), wie ihre lähmende Wirkung, deren Eintreten oft als ein Fallen oder ein Schlag empfunden wird, und die sich weiter in Starrheit, Unsicherheit und Scheuheit des Blickes, im Fallenlassen von Gegenständen bemerkbar macht. Das sich Ducken ist zugleich Abwehrbewegung. Die stärkste Ausdrucksbewegung der Furcht ist die Flucht. Der Gesamtverlauf des Furchtaffektes wird mehrfach, namentlich im zehnten Buche, geschildert. Die Krone aller psychologischen Affektschilderungen nennt Verf. eine Stelle am Ende des 22. Buches, wo die nichts ahnende Andromache durch Geschrei und Wehklagen vom Tore her aufmerksam gemacht, den Tod des Gatten fürchtet. Freilich ist hier kein reiner Furchtaffekt mehr beschrieben; es ist ein Affektverlauf, in dem die Furcht, Hektor könnte gefallen sein, und der Wunsch, die Hoffnung, es möchte nicht so sein, miteinander streiten, in dem dann allmählich aber die Furcht die widerstrebenden Gefühle immer mehr zurückdrängt. Gelegentlich führt der Furchtaffekt zu Seufzen, Stöhnen, Weinen, Schreien, aber auch zum Verstummen.

Es handelt sich bei der Furcht selten um eine solche für andere. Die Furcht des aus tiefster Brust seufzenden und sich um das Schicksal der Seinen das Haar raufenden Agamemnon und ebenso die des Menelaos, der um das Heer in schlafloser Nacht zittert, und des sich furchtbar um die Argeier ängstigenden Nestor scheint

mir zudem eher mit unserer „Sorge" identisch zu sein. Meist betrifft sie die eigene Person. Dabei wird sie entweder als Dämon aufgefaßt, wo sie als fremde Gewalt, nicht als natürliche Reaktion empfunden wird; in diesem Sinne werden *δέος*- und *τρόμος* gebraucht, die immer als Subjekt erscheinen. Oder aber die Furcht ist von den Göttern oder Menschen bewirkt.

Die Furcht des Feigen gilt den homerischen Helden als Schande; nicht dagegen die Furcht vor einem ebenbürtigen Gegner. Die letztere ist nach Finsler, dem Verf. zustimmt, Folge einer hochgespannten Erregung. Die Frage nach der tieferen Ursache der Furcht in der Ilias scheint mir weiteren Nachdenkens wert. Die Furcht, die um das Leben geht, scheint mir eine andere zu sein wie die bei Verwundungen oder Drohungen. Freilich wird man bei diesem Bestreben der modernen Terminologie nicht entraten können. Langelüddeke (Hamburg).

Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

E. Bleuler, Prof. d. Psychiatrie in Zürich, Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung. 3. Aufl., 207 S. Berlin, Julius Springer, 1922.

Als autistisches Denken bezeichnet Verf. ein Denken, das von Instinkten und Affekten gegebene Ziele verfolgt und Widersprüche mit der Wirklichkeit unberücksichtigt läßt. Wir denken autistisch überall da, wo unsere Kenntnisse der Realität nicht ausreichen und doch praktische Bedürfnisse oder unser Trieb nach Erkenntnis zum Weiterdenken zwingt. Ferner wird die Wirklichkeit überall da, wo sie unerträglich scheint, aus dem Denken ausgeschaltet. Ebenso spielt der Autismus eine Rolle, wo eine Kritik nicht zustande kommen kann: im unbewußten Denken, im Traum und in schizophrener Geistesstörung, wo beliebige andere Assoziationen, durch zufällige Verbindungen, Symbole, Klänge, namentlich aber durch Affekte geleitet, die Oberhand bekommen. Die Resultate des autistischen Denkens erscheinen der Logik als barer Unsinn, haben aber doch eine erhebliche biologische Bedeutung als Befriediger affektiver und intellektueller Bedürfnisse, als Trostspender usw. Vielleicht kann das autistische Denken unter Umständen wegbereitend für das realistische Denken sein. Wenn Ed. Hahn recht hat mit seiner Annahme, daß der Wagen. der zuerst der religiösen Symbolik diente, aus der rituellen Zusammenstellung zweier Symbole (Rad = Sonne, Rind = Mond) entstanden sei, würde dies ein Beispiel für einen derartigen Vorgang sein.

Daß die Medizin besonders viele Reste aus vornaturwissenschaftlicher Zeit in Gestalt „primitiven", autistischen Denkens zeigen muß, ist hiernach ohne weiteres klar. Da ist zunächst das brennende Verlangen des Kranken, daß ihm Hilfe zuteil werde und der Trieb des Arztes, ihm zu helfen. Es handelt sich hier um einen Instinkt, um eine Primitivreaktion, wie sie bei vielen sozial lebenden Tieren gefunden wird, wo rücksichtslos aufopfernd oder gar dabei die Situation verschlimmernd verfahren wird, während ein bißchen Überlegung Rettung gebracht hätte. Auch in der Medizin ist der Trieb zu helfen noch zu prompt und ungehemmt; die Überlegung, wie und wo zu helfen, noch zu langsam und zu zurückhaltend. Das Triebhafte unterscheidet das autistische Denken vom einfach nachlässigen. Beide Mechanismen können sich natürlich begünstigen. Autistisch ist es, wenn der „Freund

eines guten Tropfens“ bei jeder Gelegenheit Alkohol verordnet und dadurch den Rückfall eines geheilten Trinkers veranlaßt, wenn der sexuell Ungebundene außerehelichen Verkehr als Heilmittel empfiehlt. Autistisch ist es, wenn der Arzt, um den Patienten zu erheben, die Nervenkrankheit ohne zureichenden Grund von Überarbeitung herleitet und dadurch zum Müßiggang verführt und ebenso, wenn er sie pharisäisch durch Onanie erklärt und dadurch einen Hypochonder züchtet. Der Wunsch zu trösten und die Abneigung, die Ohnmacht der Wissenschaft und seine eigene Unwissenheit einzugestehen, sind unbewußte Quellen der Täuschung. Und fast so schwer wie das „ich kann nicht helfen“ und „ich weiß es nicht“, ist das „ich finde nichts“ bei der Untersuchung. Höflichkeit und Gefälligkeit sind zwei weitere Klippen. Dazu kommt das Bestreben mit den Wölfen zu heulen, nicht aufzufallen, dieselbe therapeutische Krawatte zu tragen, oder das gegenteilige, durchaus etwas Besonderes haben zu wollen. Das allgemeine Gelehrtenbedürfnis, soviel wie möglich zu verstehen, führt den Arzt wie den Mythendichter dazu, Zusammenhänge anzunehmen, die keineswegs so sicher sind, wie er glauben möchte. Das autistische Denken ist von dem sonstigen Wissen, der Intelligenz und dem Charakter, ziemlich unabhängig und seine Irrtümer sind der Korrektur nicht so leicht zugängig wie im bewußten logischen Denken.

„Früher war der Kampf gegen Krankheit und Tod soviel wie aussichtslos; er mußte also, wenn überhaupt, mit den gleichen Waffen geführt werden, wie der gegen das Schicksal: durch Zauberei und ähnliches. So haben Medizinmann und Zauberer und Priester gleichartige Funktionen, die teils in einer Person vereinigt, teils wenigstens prinzipiell nicht unterschieden sind. Eine gewisse spärliche Empirie, wie das Auflegen von Tabakblättern gegen die unter der Haut sich entwickelnden Fliegenlarven, ein Nähen von Wunden z. B. mit Ameisenkiefern, gab es natürlich auch; ich kenne auch die schönen Ansätze realistischer Medizin und Chirurgie im Altertum und in Indien; aber all das kommt quantitativ nicht in Betracht und gehörte auch wohl zum großen Teil gar nicht zur Tätigkeit des Medizinmannes. Nach und nach erst, und zwar hauptsächlich in den letzten Jahrhunderten, ist die Medizin als Ganzes zur Erfahrungswissenschaft geworden, die in der Hauptsache nur mit Realitäten rechnen möchte. Die autistischen Relikte kleben ihr aber immer noch wie Eischalen an, kaum einen einzelnen Mediziner ganz verschonend, wenn auch genug Praktiker, teils aus natürlicher Intuition, teils aus persönlicher Erfahrung heraus, im ganzen richtig zu handeln wissen. Daß man das Autistische noch nicht ganz abgeworfen hat, ist schon deswegen erklärlich und sogar entschuldbar, weil man bei den vielen medizinischen Aufgaben, die über unser Wissen hinausgehen, zum voraus aufs Raten angewiesen ist, und da verliert man das Bewußtsein des Unterschiedes zwischen streng logisch-realistischer Deduktion und autistischer Spekulation.“

„Als der Mensch anfing den Kampf mit Elementen und Schicksal bewußt und überlegt aufzunehmen, mußte er sich auch um die entfernteren Zusammenhänge, um das Weltganze kümmern, das zu verstehen er noch keine Mittel hatte. Daher die gelegentlich bespöttelte Tatsache, daß er sich zunächst um die Sterne interessierte und erst viel später um eine ganze Menge näher liegender Dinge; daher auch die alten kosmischen, astrologischen und mythologischen Vorstellungen, die uns jetzt recht kindlich konfus anmuten. Mit seiner geringen Weltkenntnis war der Primitive auch nicht imstande, die gebildeten Vorstellungen nachträglich als unmöglich zu erkennen, und so behielt er den Glauben an seine Phantasien. Seine Erklärung der

Weltzusammenhänge war für ihn eine Notwendigkeit, der das autistische Denken gerecht werden mußte. Ist ein Denkziel in der Realität nicht zugängig, so wird es eben in der Phantasie irgendwie als erreicht dargestellt. Ähnlichen Bedürfnissen entspringt die Schöpfung von Zauberformeln und der Glaube an ihre Wirksamkeit oder das Hineinträumen in Situationen, die nicht möglich sind. Wenn der Wunsch oft der Vater des Gedankens in einem zu tadelnden Sinne wird, so ist nicht zu vergessen, daß für gewöhnlich das Wort in gutem Sinne gilt, indem man, um sich ihnen anzunähern, sich auch Ziele als erreichbar vorstellen muß, die überhaupt oder doch den momentan bekannten Mitteln unzugängig sind. Ein besonderer Anreiz zum autistischen Denken liegt auch darin, daß der Mensch in dem kritischen Augenblick, da er vom instinktiven Handeln zum bewußt überlegten übergeht, ohne dazu genügende Kenntnisse zu haben, für einige Zeit besonders hilflos ist."

Dies die Ausführungen des großen Psychologen, soweit sie sozialpsychologisches Interesse haben. Auf fachmedizinische Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Der Schwerpunkt des Buches liegt auf praktischem Gebiete. Es soll dazu beitragen, die Denkgewohnheiten der Mediziner zu verbessern. Wenn Verf. sozialpsychologische Zwecke verfolgt hätte, würde er ohne Zweifel die historischen Bedingtheiten stärker hervorgehoben haben, besonders bei dem Kurpfuschertum. Seine Hauptwurzeln sind nach Bleuler 1. Eine richtige Empirie. 2. Autistischer abergläubischer Quatsch. 3. Schwindel in allen Graden der Bewußtheit. 4. Eine natürliche Auslese von Leuten, die eben etwas Besonderes können. — Es ist aber nicht zu vergessen, daß das Kurpfuschertum der Bewahrer einer altertümlichen, wenn auch entarteten und in Auflösung befindlichen Medizin ist, ganz ähnlich wie die heutigen Wilden die Bewahrer alter Kulturformen sind. Dieses Moment ist doch nicht zu vernachlässigen, da es ein Hauptgrund für die Stärke des Kurpfuschertums (seine objektiven Leistungen, soweit solche vorhanden sind, seine Suggestivkraft und Volkstümlichkeit) und seine Schwächen (Aberglauben) ist. Dasselbe gilt natürlich für die Psychologie des Patienten, der noch stark von alten mystischen Vorstellungen beherrscht wird (ich erinnere an den Aberglauben, daß Geschlechtskrankheiten durch Geschlechtsverkehr mit einer Jungfrau beseitigt werden könnten. Vielleicht gehören hierher auch zwei Fälle, wo der Kranke versuchte, die Folgen seiner „Gehirngrippe" durch einen Mord an einem Mitmenschen zu beseitigen). Auf keinem Gebiete feiert gewissenlose Reklame solche Triumphe wie auf dem des Heilmittelschwindels. Auch hier findet man vielfach geschickte Anknüpfung an uralte Vorstellungen und Vorurteile.

Wünschenswert wären ähnliche Untersuchungen an den Denkgewohnheiten anderer Wissenschaften, die doch wohl auch noch manche „autistische Eierschalen" tragen.

Bolte (Bremen).

Reklamepsychologie (Sammelbericht). Seite

Viktor Mataja, Die Reklame 188
Chr. v. Hartungen, Psychologie der Reklame 189
Theodor König, Reklamepsychologie, ihr gegenwärtiger Stand — ihre praktische Bedeutung (*Dr. Meyer, Bremen*) 191
W. Born, Wohnungsnot und Psychopathie (*Carl Timm, Lübeck*) 193
Günther Dehn, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend (*Bolte, Bremen*) 195

Führer und Masse.

Kurt Wiedenfeld, Lenin und sein Werk (*Bolte, Bremen*) 198
Otto Freiherr von Taube, Rasputin (*H. Fitger*) 204

Gruppenbildung.

H. Schulte-Vaerting, Die soziologische Abstammungslehre (*Alverdes, Halle*) 208
Hugo Daffner, Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker (*Carl Timm, Lübeck*) 209
Friedrich Wendel, Der Sozialismus in der Karikatur (*Bolte, Bremen*) . . 211

Gesetzgebung.

Raecke, Über Psychopathenfürsorge (*H. Schmitz*) 212
L. W. Weber, Kastration und Sterilisation geistig Minderwertiger (*H. Schmitz*) 212
E. v. Kárman Ein kriminalpädagogisches Institut (*Rehm, Bremen*) . . . 213

Kulturfaktoren.

Karl Birnbaum Grundzüge der Kulturpsychopathologie (*Thurnwald*) . . 213

Zeitströmungen.

Jenö Kollarits, Skizze einer biologisch-psychologischen Charakteristik unseres Zeitalters (*Carl Timm, Lübeck*) 216
Anna Soecknick, Kriegseinfluß auf jugendliche Psychopathen (*Timm, Lübeck*) 218
Ferd. Ossendowski, Tiere, Menschen und Götter (*Carl Timm, Lübeck*) . . 220

Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

E. Dacqué, Urwelt, Sage und Menschheit (*Alverdes, Halle*) 223
Max Schmidt, Völkerkunde (*Prof. Graebner*) 224
R. S. Rattray, Ashanti (*Prof. Westermann*) 226
Bronislaw Malinowski, Argonauts of the Western Pacific (*Prof. E. Schwiedland, Wien*) 227
Walter Lurje, Mystisches Denken, Geisteskrankheit und moderne Kunst (*Birnbaum, Berlin*) 228
Theodor Nissen, Die Physiologie und Psychologie der Furcht in der Ilias (*Langelüddeke, Hamburg*) 229

Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

E. Bleuler, Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung (*Bolte, Bremen*) 230

Für die nächsten Hefte liegen bereits folgende Aufsätze vor:

Prof. R. Michels, Basel, *Soziologie von Paris.*

Dr. Kulenkampff-Pauli, *Ehe- und Familienrecht im heutigen Rußland.*

Dr. F. v. Gebsattel, Berlin, *Sozialpsychische Beziehungen in Liebe und Ehe.*

Dr. Ernst Timm, Lübeck, *Wirtschaftspsychologie des geschäftlichen Absatzes.*

Dr. B. Malinowski, *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft II.*

Prof. K. Th. Preuss, Berlin, *Die Umwälzung der Religionswissenschaft.*

*

Für die weiteren Hefte stehen folgende Aufsätze in Aussicht:

Prof. C. Kronacher, Hannover, *Die biologische Bedeutung des Inzests.*

Prof. E. Jaensch, Marburg, *Begabung französischer Kinder.*

Prof. A. W. Nuiwenhuis, Leiden, *Die Veranlagung der malajischen Völker.*

Dr. F. Bobertag, Berlin, *Die Bedeutung der Instinkte für die soziale Psychologie.*

Priv.-Doz. Dr. K. Birnbaum, Berlin, *Psychopathologie in den Kulturerscheinungen.*

Prof. F. Steffen, Göteborg, *Irrwege sozialer Erkenntnis.*

*

Die Verbindung mit dem Leben des Tags soll durch den Versuch einer Verwertung der fortlaufenden wichtigsten politischen Vorgänge und sonstiger Erscheinungen des Kultur- und Wirtschaftslebens, auch krimineller Ereignisse, für die wissenschaftliche Betrachtung aufrecht erhalten werden.

★

Im Zusammenhang mit der Zeitschrift werden größere Arbeiten im Umfange von mehr als drei Bogen als

FORSCHUNGEN
ZUR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

herausgegeben. Vorläufig liegt davon der erste Band im Umfang von VI + 152 Seiten vor: **F. Alverdes, Tiersoziologie,** ein Werk, das zum ersten Mal in wissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der jüngsten Forschung nach wirklich soziologischen Gesichtspunkten auf diesem Gebiete zusammenfaßt.

Das 1. Heft enthielt folgende Aufsätze:

R. Thurnwald, *Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie.*
F. Alverdes, *Über vergleichende Soziologie.*
A. Delbrück, *Das Alkoholverbot in Amerika.*
B. Malinowski, *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft I.*

Anfragen und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber:
R. Thurnwald, Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

In Verbindung mit
F. ALVERDES, a. o. Prof. an der Univ. Halle a. S. / Dr. R. BOLTE, Nervenarzt in Bremen
G. A. JAEDERHOLM, o. Prof. a. d. Hochschule Göteborg / B. MALINOWSKI, Ph. D., D. Sc.,
Lecturer a. d. Univ. London / Dr. E. SCHWIEDLAND, Hofrat, Prof. a. d. Techn. Hochschule Wien
herausgegeben von
Dr. RICHARD THURNWALD, a. o. Professor an der Universität Berlin
Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin

A. Aufsätze:

Robert MICHELS, Prof. an den Universitäten Basel und Turin
Zur Soziologie von Paris

V. E. Freiherr v. GEBSATTEL, Nervenarzt in Berlin
Ehe und Liebe, zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft

Richard BOLTE, Nervenarzt in Bremen
Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung (Schluß)

B. MALINOWSKI, Lecturer an der Universität London
Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft (Schluß)

B. Besprechungen und Berichte:

Siehe umseitig



Die Zeitschrift erscheint im Umfange von ungefähr 6 Druckbogen das Heft, viermal im Jahr, und zwar im März, Juni, September und Dezember. Preis eines Jahrgangs von ungefähr 24 Druckbogen 15 GM. = 15 engl. sh. = 4 amerik. Dollar = 19 schweiz. Franken = 9 holländische Gulden. Preis eines Heftes von ungefähr 6 Bogen: 4 GM. = 4 engl. sh. = 1 amerikan. Dollar = 5 schweiz. Franken = 2½ holländische Gulden.

HEFT 3
I. JAHRGANG
Sept. 1925

VERLAG C. L. HIRSCHFELD LEIPZIG

B. Besprechungen und Berichte.

Allgemeines.

Seite

Arno Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens, insbesondere des Wirtschaftens (*Prof. Thurnwald, Berlin*) . . 285
Th. Ziehen, Allgemeine Psychologie (*Prof. F. Alverdes, Halle*) 286

Biologisches.

E. Bleuler, Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung (*Alverdes*) 286
A. Basler, Einführung in die Rassen- und Gesellschaftspsychologie (*Alverdes*) 288
R. Sommer, Tierpsychologie (*Alverdes*) 290

Veranlagung und Umwelt.

J. Kaup, Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend (*Alverdes*) 293
Arthur Kronfeld, Zur Phänomenologie des Triebhaften (*Dr. R. Bolte, Bremen*) 296
O. Kühne, Soziale Auslese oder soziale Anpassung (*Alverdes*) 297
H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes (*Alverdes*) 298
H. F. K. Günther, Kleine Rassenkunde Europas (*Alverdes*) 298

Persönlichkeit.

Im Allgemeinen.

Emil Ludwig, Genie und Charakter (*Bolte*) 299
Hans Zeman, Verbreitung und Grad der eidetischen Anlage (*Dr. Langelüddeke, Hamburg*) 299

Abartige

Galant, Die Fragebogenmethode bei der Untersuchung tätowierter Verbrecher (*Dr. Rehm, Bremen*) 301
Heinrich Fischer, Die Wirkungen der Kastration auf die Psyche (*Bolte*) 302

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

Wolfgang Köhler, Komplextheorie und Gestalttheorie (*Langelüddeke*) . . 303
W. Böhmig, Zur Phänomenologie der Tapferkeit (*Dr. Carl Timm, Lübeck*) 305

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Franziska Baumgarten, Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland (*Langelüddeke*) 307
L. Dräsecke u. Otto Herms, Richtlinien für die Berufsberatung der körperlich und geistig Schwachen (*Bolte*) 308

Ehe und Familie.

Erwin Stransky, Über Ehescheu (*Prof. Runge, Kiel*) 309
W. Scheidt, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (*Alverdes*) 310
W. Scheidt, Familienbuch (*Alverdes*) 310

Führer und Masse.

Karl Reininger, Über soziale Verhaltungsweisen in der Vorpubertät (*Thurnwald*) 310

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite!

A. Abhandlungen.

Zur Soziologie von Paris.

Von

Robert Michels,

Professor an den Universitäten Basel und Turin.

Paris ist eine alte, historische Stadt. Wer indes ihrem Werdegang im Laufe der Ereignisse folgt, indem er sich die Stadt in ihrer außerordentlichen geschehnisreichen Entwicklung veranschaulicht, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß, verglichen mit der großen Mehrzahl der übrigen Hauptstädte von Europa, Paris wesentlich durch die Standhaftigkeit, den Mut und die Arbeitsamkeit seines Bürgertums groß geworden ist. Zwar hat Paris in seinem Schoße große und bedeutende Herrscherfamilien beherbergt. Es ist der Sitz einmal der Merowinger, später der Kapetinger, dann der Valois, endlich der Bourbonen gewesen. Aber die eigentliche Quintessenz der Geschichte von Paris liegt eben doch in der selbstgewordenen bürgerlichen Verfassung der Stadt und, wir möchten hinzusetzen, in der selbstgewordenen geistigen Verfassung ihrer Bevölkerung. Wohl haben die Dynastien in Paris bleibende Reste ihrer Größe hinterlassen. Eigentlich liegt aber Paris in der Sphäre des Bürgerlichen, wenn auch des Majestätischen. Was baulich der Stadt Paris an bleibenden Werten zu eigen ist, rührt nicht allein von den Königen her, die ja, insbesondere seit Ludwig XIII., Paris mehr und mehr flohen und sich in dessen Umgebung aufhielten, sondern zugleich auch von dem stets gleichbleibenden Geiste der Pariser im eigenen Gemeinwesen und ihrer rein privaten Tätigkeit.

Paris ist keine Hofstadt. Wenn man sich das äußere Bild der

Stadt veranschaulicht, so sieht man ihre ältere Geschichte im ganzen in etwa sechs Etappen aufgebaut. Da ist einmal die gotische Phase, das Mittelalter, dann die der Renaissance (der Stil Franz des I. und Heinrichs des II.), die Ludwigs XIV., der außerordentlich viel für Paris getan hat, die des Empire, mit ihrer Vorepoche Ludwigs des XV. und ihren Ausläufern in der Restauration, und zum Schluß die des sog. Zeitalters Napoleons III., charakterisiert durch die Bautätigkeit des Seinepräfekten Haußmann.

Was da im Laufe der langen und glänzenden Entwicklung der Stadt zusammengebaut und auch geistig zusammengebraut worden ist, trägt in seiner Gesamtheit die ganz starken Charakteristiken von Nord und Süd. Ich möchte in dieser Synthese von nördlichem und südlichem Geist die Wesenheit dieser Städtepsychologie namentlich auch die Psychologie des Klimas, hervorgehoben wissen. Der Historiker Galliens, Camille Jullian, hat von Gallien gesagt: „C'est là que les habitants du nord ont les premières sensations égayantes du midi, et c'est également là que les mediterranéens connaissent pour la première fois les mystères du climat septentrional".[1]) Der Ausspruch läßt sich mit gutem Recht auf die Hauptstadt Franko-Galliens exemplifizieren. In Paris schweißt sich Nord und Süd zu nicht zu übertreffender Einheit zusammen. Womit nicht geleugnet werden soll, daß sich in jeder Stadt irgendwie „Nord und Süd" schneiden. Bezüglich Paris aber ist damit etwas anderes gemeint. Paris liegt auf der Schnittfläche gräko-romanischer und germanischer Kulturformen, geistig vereint und originalisiert durch den festen Kitt sich freilich im wesentlichen nur noch psychologisch äußernden, unveräußerlichen Keltentums.[2]) Der synthetische Charakterzug ergibt sich schon rein äußerlich aus dem Städtebild. In der Tat, wer vom Norden her kommt, den mutet Paris als eine helle, von lebendiger Geste erfüllte Stadt des Südens mit starker, genußfreudiger, genußfähiger und doch sehr arbeitsamer Bevölkerung an. Wer indes vom Süden her kommt, der schaut Paris an als etwas doch schon Kühleres, Nordischeres, wo die Konturen schon verschwinden und verschwimmen, wo sich Nebel in die Formen hineinbreitet. In Paris ist weder die römische Sonne noch der Londoner schwarze Dunst zu Hause. Statt des Brouillard herrscht zeitweilig die leichte Brume. In der Tat ist Paris künstlerisch eigentlich nicht

---

[1]) Camille Jullian: Histoire de la Gaule. Paris 1908, vol. I, p. 16.

[2]) Ch.-Victor de Bonstetten: L'homme du Midi et l'homme du Nord ou L'influence du climat. Paris-Genève 1824, Paschoud, p. 53—55; p. 78/9.

auf die intensiven Farben des Südens, und eigentlich auch nicht auf die kalten Härten des nördlichen Himmels gestimmt. Man trifft relativ wenig satte Grundfarben in Paris an, wenig Blau, wenig Weiß; das saftige Grün des englischen Grases fehlt, und ebenso das dunkle Azur des italienischen Himmels, das Weiß der orientalischen Stadt, das Rot der Dächer mancher deutschen Städte. Statt dessen herrscht das Bleuâtre, das Blanchâtre, das Duftige, das Zarte. In der Farbennuancierung liegt die typische Feinheit von Paris, in den Zwischenfarben.

Wenn man sich indes das Bild von Paris näher veranschaulicht, so wird man gewahr, daß dort zwar nicht die Durchsichtigkeit, doch aber die brennende Phantasie des Südens vorherrscht. Vielleicht könnte man Paris trotzdem wohl als Norden bezeichnen; aber es wäre ein brennender Norden.

Architektonisch prädominieren in Paris die imposanten Formen des gräko-romanischen Klassizismus (vom Kolonnadenbau des Louvre unter Ludwig XIV. bis zu den Tempelbauten des Empire). Daneben finden wir jedoch viele nordische Töne kirchlicher und profaner Gotik. So stehen nahe dem Wunderbau der Notre Dame die Spitzbogen der unvergleichlichen Sainte Chapelle, von Saint Germain l'Auxerrois usw. Wir sehen dort in der ganzen mittelalterlichen Feinheit der Empfindung die Gespenster, die Dachphantome (chimères), die Fratzen, die vorspringenden Wasserspeier (gargouilles), die Ungeheuer von den Dächern herunter sich das menschliche Getriebe betrachten. Wir sehen die großen alten nordischen Regendächer aufragen und darüber die vielen, für ganz Paris charakteristischen Schornsteine. Was auf den Dächern vor sich geht, ist, wie Daudet bemerkt, etwas Individuelles, Koboldhaftes.[1]) Jedes Dach ist eine Persönlichkeit. Wer Mystik und Poesie im Städtebild sucht, wird in Paris auf seine Kosten kommen.

Dieser Charakterzug tritt auch im Baustil des adligen Wohnhauses hervor, wie das am schärfsten durch einen Vergleich des französischen „Hôtel“ mit dem italienischen „Palazzo“ zum Ausdruck kommt. Der italienische „Palazzo“ sucht herrschaftlichen Pomp. Seine geschmückte, formenreiche Fassade bietet sich mit stolzer Eindringlichkeit der Straße dar, von der Öffentlichkeit Bewunderung heischend und erhaltend. Das französische „Hôtel“ hingegen weicht

---

[1]) Alphonse Daudet: La Fête des Toits, in: La Fédor. Pages de la vie. Paris, Flammarion, p. 223.

der Straße mit ihrer Menschenmasse, von denen es durch einen niederen Vorraum, wie die Portiersloge, und einen weiten Hofraum getrennt ist, aus. Ruhe suchend, voller Reserve, Intimität und Bouderie, scheint es, von der Straße abgeschlossen, nur sich selbst zu leben. Von den Pariser Palastbesitzern hat Walter Scott gesagt: „By thus sequestering their mansions, the great do indeed deprive the shop-keeper, or roturier, who lives opposite, of the power of looking upon the windows of his neighbour the duke, count, or marquis".[1]) Der italienische „Palazzo" ist fast ein öffentliches Gebäude, und trägt ausgesprochen städtischen Charakter; das französische „Hôtel" dagegen ist ein zu erhöhtem Schutz und erhöhter Teilnahme an den Kulturgütern in die Stadt eingewandertes, jedoch so viel als möglich von seiner ursprünglichen Zurückgezogenheit bewahrendes Landhaus, und ähnelt in mancher Hinsicht mehr seinem Gefährten in England. Auch die Bauart der Kleinbürgerhäuser in Paris, und mehr noch um Paris in der Bannlinie, besitzt eine ziemliche Verwandtschaft mit den entsprechenden Häusern in Flandern und Westdeutschland. Friedrich Naumann hat gesagt, daß, natürlich von den Aushängeschildern abgesehen, die Pariser Vorstädte an den Typus deutscher Kleinstädte erinnern.[2])

Ähnliche Charakterzüge gelten für die Malerei. Auch sie gewährt ein reiches Beziehungsfeld zum Norden. Auch hier stellt sich Paris tatsächlich als eine Synthese von Süden und Norden, freilich nur im Sinne einer Verarbeitung und Umwertung durch eine Neuschaffung, dar. Paris hat sowohl den Norden wie den Süden akklimatisiert.[3]) Wieviel nordeuropäische Züge, wieviel Verwandtschaft mit Flandern und England zumal, weisen nicht, je nachdem in Ausdruck, Farben,

---

[1]) Walter Scott: Paul's Letters to his Kinsfolk. 2d Ed. Edinburgh 1816, Constable, p. 304; vgl. auch die offenbar von einem kompetenten Franzosen geschriebenen Seiten in der 1894 erschienenen Ausgabe des Pariser Baedecker.

[2]) Friedrich Naumann: Im Reiche der Arbeit. Berlin, Reimer, S. 90.

[3]) Die französische Schule des 18. Jahrhundert unterschied sich schon sehr kräftig von der italienischen Mutterschule. Selbst die französischen Künstler, die Italien studiert hatten, liessen in mancher Hinsicht, wie Nicolas Poussin und zumal Claude Lorrain, vielmehr flämische Tendenzen erkennen. „Comme les peintres du Nord, — schreibt Louis Hautecoeur — Greuze a le goût du sujet pour le sujet. Aux Italiens, plus épris de beauté, l'action était parfois indifferente; il suffisait que la contadine, leur modèle, fût belle, pour qu'ils la nommassent une Vierge. Chez les Flamands et les Hollandais, tout est combiné, tous les détails sont inventés pour piquer la curiosité du spectateur. Greuze ne pratiquera pas autrement, et c'est pourquoi les contemporains le rapprochaient de ces peintres." (Louis Hautecoeur: Greuze. Paris 1913, Alcan, p. 24—25.)

Wahl des Sujets, Männer wie Puvis de Chavanne, Jean François Millet und die École de Barbizon, selbst Eugène Carrière und Claude Monnet in der Ölmalerei, Félicien Rops, Gustave Doré, Villette und Poulbot in der Zeichenkunst auf. Und von welchen nordischen Einschlägen legen diese — unter sich so grundverschiedenen — Meister, auch da, wo sie uns völlig französisch und bodenständig anmuten, nicht trotz ihrer Latinität in Art und Geist, im Gegensatz zu den gleichzeitigen Kunstformen der Italiener und unbeschadet des von diesen (vornehmlich auf die ältere französische Kunst) ausgeübten Einflusses, Zeugnis ab?

Ein verwandtes Bild bietet die Bevölkerung selbst. Die Pariserin ist, wie Alfredo Niceforo[1]) in seiner Studie über Paris sagt, weder die eckige Frau des Nordens, noch die etwas beleibte, büstenstarke, üppige Frau des Südens, sondern ein Mittelding zwischen beiden, weniger weich als die eine, weniger hart als die andere. Ihre Formen sind proportioniert, sie hat gleichsam einen nordischen Körper, in dem südlicher Geist atmet.

Es ist schwer zu entscheiden, in wie weit derartige synthetische Beschaffenheit als Ursache oder als Wirkung der Tatsache zu betrachten ist, daß Paris von jeher eine Stadt der Fremden gewesen ist.

Paris ist zunächst als Hauptstadt eines mächtigen europäischen Großstaates Standort einer großen Zahl von Behörden, deren Elemente natürlich allen Himmeln Frankreichs entnommen sind. Damit erschöpft sich die nordsüdliche Synthese aber noch keineswegs. Paris ist Fremdenstadt innerhalb Frankreichs. In Paris treffen wir den Provinzler an. Paris ist eine savoyardische, eine normannische, eine bretonische, eine provençalische Stadt. Man könnte fast sagen, daß Paris eigentlich der Maschinensaal ist, in dem ganz Frankreich verarbeitet wird, und durch den jeder wertvollere Franzose mindestens hindurchgehen muß, um vollgültiger Franzose zu werden. Ein anonymer Autor aus dem 17. Jahrhundert hat gesagt, daß alle Provinzen Frankreichs ihrer Hauptstadt Paris für die dort aufgestapelten Herrlichkeiten einen Handkuß schuldig seien, und sich überdies stets bewußt bleiben müßten, daß Paris mehr noch als eine große Stadt, nämlich eine kleine Welt sei.[2]) Es ist erforderlich, über Paris als geistiges Zentrum von Frankreich noch einiges zu sagen. Wir können berechnen, daß $^2/_5$ der französischen Studenten

---

[1]) Alfredo Niceforo: Parigi. Torino 1907, Bocca, p. 191.

[2]) Les Soupirs de la France sur la mort du roy Henry IV et la Fidélité du François, L'an MDCX (1610), p. 7.

in Paris immatrikuliert sind. Berlin hingegen beherbergt nur $^1/_7$ der deutschen Studenten, Rom nur $^1/_8$ der italienischen Studenten, London gar nur $^1/_{26}$ der britischen Studenten. Paris ist die Werkstatt, die alle, die zu hämmern verstehn, an den Hammer heranruft. Paris stellt eine Konzentration des geistigen Lebens der Nation dar, die von den übrigen Hauptstädten auch dann unerreicht ist, wo bereits partielle Keime zu ähnlicher Entwicklung vorhanden sein sollten.

So wäre es geradezu ein böses Eingeständnis der Unkenntnis französischer Zustände, wenn ein Ausländer die Frage stellen wollte, in welcher Stadt Frankreichs dieser oder jener Dichter oder Künstler wohnhaft sei. Er wohnt eben immer in Paris. Der Unterschied zwischen dieser absoluten Konzentration der geistigen Regsamkeit des französischen Volkes und dem geistigen Gebaren seiner Nachbarvölker ist in der Tat groß. Wir sehen Italien, wo ein De Amicis, ein Graf, ein Lombroso in Turin lebten, andere Dichter und Künstler wie Giacosa und Boito in Mailand, andere wie Matilde Serao in Neapel, wieder andere wie Carducci und Pascoli in Bologna, Fogazzaro gar in dem kleinen Vicenza; kurz, es gibt kaum eine unter den Cento Città d'Italia, die nicht mindestens einen in Kunst oder Wissenschaft oder in der schönen Literatur hervorragenden, von der Nation gewürdigten Mann aufzuweisen hätte. Wir sehen Deutschland, wo Königsberg einen Kant, Weimar einen Goethe besaß. Wir sehen sogar die Schweiz, wo der größte Maler in Genf, der größte Dichter in Luzern lebte. In England gar ist die Zahl der großen Männer über das flache Land zerstreut. Angesichts dieser Tatsachen wird der Kontrast zu diesem konzentrischen Paris, zu dieser absoluten Einheit des geistigen Gebabens der französischen Nation erst recht deutlich.[1]) Gewiß gibt es auch in Frankreich hier und da Ausnahmen. Mistral bevorzugte z. B. das Leben in seiner heimatlichen Provence. Im großen und ganzen aber sind die Versuche, Paris seine bevorzugte Stellung streitig zu machen, nicht von Erfolg gekrönt gewesen. Paris hat seine Hegemonie behauptet, zum mindesten die allerhöchste Schicht der französischen Intelligenz wandert immer noch nach Paris ab. Auch in diesem Sinne, dem der Zusammenfassung der gewaltigen Kräfte

[1]) Auf den Einfluß dieser Tatsache auf die Entstehung eines städtischen, psychologischen und des Sittenromans, auf welchem Gebiete Frankreich eine einzigartige Stellung in der Welt einnimmt, haben wir an anderer Stelle aufmerksam zu machen versucht (Robert Michels: Elemente zur Geschichte der Rückwirkung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Milieus auf die Literatur in Italien, im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", Bd. 50, Heft 3, Mai 1923.)



der Nation in ein lichtvolles Zentrum, ist Paris immer noch, was der alte Marschall Vauban, der Verfasser der Dîme Royale, ihm vor zwei Jahrhunderten nachrühmte „le vrai cœur du royaume, la mère commune et l'abrégé de la France".[1]) Heute noch erstirbt die Provinz vor Paris.[2]) Paris ist immer noch modeangebend, tonangebend, kaum ein Universitätsprofessor in der Provinz, der sich nicht nach Paris sehnte. Zwar gibt es eine Los-von-Paris-Bewegung.[3]) Aber zurzeit gilt, mutatis mutandis, für die Auffassung des deutschen und des französischen Volkes von den Beziehungen zwischen dem Kleinstädter und den großen Kulturzentren, was Madame de Staël in ihrem Buche L'Allemagne also exemplifiziert hat: „Picard et Kotzebue ont composé deux pièces très jolies, intitulées toutes deux La Petite Ville. Picard représente les habitants de la province cherchant sans cesse à imiter Paris, et Kotzebue les bourgeois d'une petite ville, enchantés et fiers du lieu qu'ils habitent et qu'ils croient

---

[1]) Ferdinand Dreyfus: Vauban économiste (Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques). Paris 1892, Quantin, p. 38.

[2]) Schon anfangs des 19. Jahrhunderts trat die monopolistische Stellung von Paris in der zeitgenössischen Kulturgeschichte Frankreichs klar zutage. In einem seiner Briefe rief Benjamin Constant, der Freund der Madame de Staël, aus: „Singulière chose qu'une ville de province de France! On dirait que Paris a pompé tout ce qui reste du royaume, de l'empire ou de la république, comme on voudra l'appeler. Tout ailleurs n'est qu'imitation terne, commérage de seconde main." (Benjamin Constant: Journal intime et lettres à la famille. Paris 1895, Ollendorff, p. 357.)

Auch einige Bemerkungen zum Thema der französischen Presse in der Provinz in der Gegenwart mögen anbei Platz finden: „Journal de Paris, il l'est même trop. Entendez qu'il sacrifie trop à l'information parisienne, au préjudice souvent de l'information locale et régionale. Paris l'hypnotise: tout ce que lui transmet la fil lui paraît sacré, et seul le manque de place, parfois, le fait se résigner à opérer des suppressions dans les dépêches qu'il reçoit. Le même fait qui, s'il s'était passé dans la ville ou la région, lui paraitrait tout juste digne d'une chronique locale, s'il est transmis par le fil, reçoit les honneurs de toutes les éditions. Tous les crimes, vols, accidents de Paris y passent, et avec des détails qui vraiment ne peuvent intéresser que des Parisiens.... Qu'une épidemie de grippe survienne, les journeaux de province n'iront pas interviewer les professeurs de la Faculté de médicine de Montpellier, de Bordeaux ou de Lyon, mais ils inséreront religieusement l'interview d'un professeur parisien que leur transmettra le fil. Qu'un mot devienne à la mode à Paris: au bout de trois mois il sera courant dans les feuilles les plus éloignées, qui l'emploieront encore, bien entendu, longtemps après qu'à Paris il aura disparu de circulation." (Jules Véran: La presse de province, dans „Le Producteur", Tome II, 1ère année No. 6 (décembre 1920), Paris 1920, p. 453.)

[3]) Robert Michels: Die Los-von-Paris-Bewegung in Frankreich, in der National-Zeitung (Basel), 82. Jahrg., Nr. 462, 2. Okt. 1924.

incomparable".[1]) Taine sagt, die Provinz sei ein zweites Frankreich, unter Vormundschaft von Paris, und durch Handelsreisende, Garnisonen, Beamtenkolonie und Zeitungen aus der Hauptstadt zivilisiert.[2])

Gewiß ist daneben vielfach über eine gewisse Eroberung von Paris durch den Süden geklagt worden. Les latins ont conquis une seconde fois la Gaule. Nicht nur ältere philosophisch-politische Schriftsteller, wie Gobineau, bedauern oft die starke Einwanderung südlicher Elemente nach Paris.[3]) Man hat sogar berechnen wollen, daß die Minister südlicher Abstammung länger im Amte bleiben als die aus dem Norden stammenden, und daß Paris auf diese Weise durch den Einzug eines Trosses von südländischen Unterbeamten und das Überhandnehmen südlicher Praktiken seines autochthonen Charakters verlustig gehe.[4]) Mehr noch: selbst zur Mitbegründung eines außenpolitischen Postulates hat der starke Zuzug aus den Provinzen des Südens beigetragen. Politiker wie Barrès und Wetterlé haben darauf hingewiesen, welch günstigen Einfluß auf den nötige Konterbalancierung des Südens durch den Norden die erwartete Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens ausüben werde.[5])

Aber Paris ist auch Fremdenstadt im Sinne von Ausländerstadt. In der Tat waren in Paris einige Jahre vor dem Kriege 28000 Belgier, 24000 Deutsche, 19—20000 Schweizer, fast 22000 Italiener

---

[1]) Madame de Staël: De l'Allemagne (Nouv. éd. Paris, Garnier, p. 76).

[2]) H. Taine: Carnets de voyage. Notes sur la Province. Paris 1897, Hachette, p. 67, 223.

[3]) Gobineau befürchtete zumal durch die starke Zentralisierung Frankreichs in Paris und dem Parlamentarismus, der die Abgeordneten des ganzen Landes in der Hauptstadt festhält, eine Entnationalisierung der übrigen Landesteile. Der schöne Charakter des Poitevin, Angevin, Lorrain, Manceau usw. gehe dabei verloren, ohne daß der des Parisers dafür erworben werde. Gobineau perhorresziert die France parisienne als einen Krebsschaden für den Patriotismus. Überdies erstrecke sich die Anziehungskraft deh amtlichen Beamtenapparates in Paris ja selbst auf Ausländer. (Gobineau: La troisième République et ce qu'elle vaut. Publié par L. Schemann. Strasbourg 1907, Trübner, p. 116 u. 120).

[4]) Vom 1. Januar 1909 bis zum 30. April 1909 ist der 14421707 Einwohner zählende Süden Frankreichs durch seine Vertreter an der Staatsgewalt während 31404 Tagen beteiligt gewesen, während auf die 25232697 Nordfranzosen deren nur 9164 Tage entfielen: Trotzdem letztere 77,27 % des französischen Volksvermögens besitzen, haben erstere 77,41 % der Macht an sich gezogen (nach de Contenson: L'Avenir du Patriotisme. Paris 1910. Librairie des Saints Pères, p. 129).

[5]) Abbé Wetterlé: Propos de Guerre. Paris 1914, Lafitte. Vorrede von Maurice Barrès.

usw. ansässig. Proportional ausgedrückt waren 6 % der Bevölkerung von Paris ausländisch, während der entsprechende Prozentsatz für ganz Frankreich nur 2,7 betrug. Diese Zahlen geben überdies noch kein klares sachliches Bild, da die französische Gesetzgebung insbesondere die Ausländerkinder sehr schnell in Franzosen zu verwandeln versteht und infolgedessen solche Ausländerkinder, die nur gesetzlich Franzosen sind, nicht in diesen Prozentsätzen zum Ausdruck kommen.[1])

So sind die Pariser weit davon entfernt, ethnisch ein Ganzes zu bilden. Wie wenige andere Städte lebt Paris von ständiger Einwanderung. Fast $^2/_3$ der Einwohner, 63%, sind außerhalb der Stadt geboren.[2]) Also nur, wenn wir den Fusionsprozesses im Auge behalten, werden wir Paris als etwas Einheitliches als Ganzheit, betrachten können. Eine der großen Seiten von Paris besteht ja eben gerade darin, daß es die Ausländer zu packen und sich ihm zu verbinden versteht. Wozu der französische Geist als in hohem Maße tauglicher Koeffizient befunden werden muß.[3]) Er ist „accueillant", trägt sich trotz seines ausgesprochenen Nationalgefühls und seiner geringen Kenntnis der geistigen Verhältnisse des Auslandes mit oft nicht zu Ende gedachten, aber hohen internationalen Ideen der Gerechtigkeit und Verbrüderung, ist überdies dankbar für jeden Versuch des Ausländers, sich französischem Wesen zu nähern, und erleichtert auf diese Weise dem Fremdling die psychologische Einfühlung in sein Wesen außerordentlich. Der Franzose empfindet, so paradox es klingen mag, den Unterschied zwischen sich selbst und dem Fremden viel weniger tief als der Engländer, der Deutsche oder der Italiener. Vielleicht ist auch die ethnische, noch keineswegs überwundene Vielgestaltigkeit des französischen Volkes selbst mit seinen gallischen, römischen und gemanischen Grundelementen wie keine andere dazu

---

[1]) Käthe Schirmacher: La Spécialisation du Travail par Nationalités à Paris. Paris 1908, Rousseau, p. 1—3.

[2]) Jacques Bertillon: La Population de Paris, in „Notes sur Paris", par la Société de Statistique de Paris. Nancy 1909, Berger-Levrault, p. 20. „Le Parisien est rarement né à Paris et, plus rarement encore, est fils de Parisien" (Gustave Schelle: La Physionomie de Paris et les Monuments, in „Notes sur Paris" ibid., p. 35).

[3]) Vgl. meinen Artikel über „La Sphère historique de Rome" in der Mailänder Zeitschrift „Scientia", vol. XXII, 11. Jahrg., 7. Juli 1917; sowie auch Charles Edmond: La colonie polonaise à Paris, im „Paris-Guide par les principaux écrivains et artistes de la France". Vol. II: La vie. Paris 1867, Lacroix, p. 1087.

geeignet, anzuziehen und den Prozeß der Einschmelzung des Ausländers zu vollenden. Wie dem immer sei, an der Absorptionsfähigkeit hier ist die Assimilationsfähigkeit dort erwachsen.

Der Kenner der französischen Geschichte weiß, ein wie hoher Prozentsatz derjenigen, welche Paris nicht nur sein künstlerisches, sondern auch sein politisches Gepräge gegeben haben, ausländischer Herkunft war.[1])

In der französischen Literaturgeschichte spielen die Ausländer eine gewaltige Rolle. So werden die Grimm, Holbach, Goldoni Heine, Pellegrino Rossi, Busken Huet, Huysmans, Kistemaekers und andere in Frankreich nahezu wie eigene Schriftsteller gewertet und empfunden.[2])

In der französischen Geschichte sehen wir, wie eben erst nationalisierte Ausländer, wie Mazarin[3]), den Staat beherrschen, ohne daß sich gegen sie unwiderruflicher Widerstand rege. Insbesondere in Zeiten eines gewaltigen Schwungs, wie in den Zeiten der französischen Revolution, war das Französischwerden oder das Pariserwerden ein Attribut geistiger Freiheit. So vermochten infolgedessen auch in der politischen Zeitgeschichte Leute wie Necker, Kellermann, Ney, Macdonald, Massena in Frankreich aufzuheben und als Vollblutfranzosen bewertet zu werden. Die Anteilnahme der Deutschen an der französischen Revolution ist bekannt: Anacharsis Cloots, Adam Lux, Eulogius Schneider.[4])

---

[1]) Dabei kommt die auch aufgeworfene Frage gar nicht in Betracht, ob diese Fremden, unter denen ja auch Namen wie die der D'Ancre (Concini), Gondi, des Marschall Moritz von Sachsen (sowie Cloots) anzuführen wären, Frankreich mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht haben. Hier handelt es sich allein lediglich um den Hinweis auf den Einfluß, der diesen Fremdlingen im nationalen Leben Frankreichs eingeräumt worden ist.

[2]) Inwieweit das der Fall war, erhellt übrigens aus den Biographien einiger derselben, vgl. z. B. Carlo Goldoni: Memorie per servire all' istoria della sua vita e a quella del suo teatro; Venezia 1823, Molinari, vol. II; H. P. G. Quack, Studiën en Schetsen, Amsterdam 1886, Campe; Heinrich Heine: Französische Zustände. Lutetia.

[3]) Mazarin war überdies schon fast 38 Jahre alt, als er zum erstenmal französischen Boden betrat. Auch Napoleon I. könnte hier zitiert werden, der im besten Falle — bekanntlich ist das Geburtsjahr des großen Korsen heiß umstritten — ein Jahr nach der Annexion der Insel durch Frankreich geboren wurde, und ethnisch entschieden Italiener war.

[4]) Ludwig Bamberger: La Colonie Allemande à Paris, im „Paris-Guide". Vol. II, p. 1129; Albert Mathiez: La Révolution et les Etrangers. Cosmopolitisme et défense nationale. Paris 1918, La Renaissance du Livre.

Zur Zeit der Pariser Februarrevolution wurden die vier größten Pariser Salons von Ausländerinnen geführt, von denen drei Russinnen und eine Italienerin (die Prinzessin von Belgioioso) waren. Das war vielleicht nicht von günstigem Einfluß auf die Wacherhaltung der großen französischen Kunst des Konversierens und Hausführens, legte dafür aber ein sehr gutes Zeichen für die Aufnahmefähigkeit des Pariser Milieus für ausländische Werte ab.[1] Ludwig Bamberger sagt einmal, es gebe kein Volk in der Welt, das die Gastfreundschaft gegenüber den Fremden mit solcher Gründlichkeit betriebe wie die Franzosen, eine Gastfreundschaft, deren Hauptverdienst überdies darin bestehe, ihrer selbst nicht einmal bewußt zu sein.[2] Paris ist zum Mittelpunkt aller derer geworden, die leben und lernen wollen. Männer wie Börne, Heine, Chopin, Rossini, d'Annunzio, Medardo Rossi, moderne Schweizer wie Edouard Rod usw. suchten und fanden in Paris die ergiebigste Stätte ihrer Arbeit.

Für den Durchschnittsfremden sind indes Politik und Literatur immerhin die weiterabliegenden Ausdrucksformen des Pariser Aufenthalts. Die meisten derselben streben wohl nach einfacheren, wenn auch in gewissem Sinne wieder komplexeren Zielen. Wenn sich der Bildungshungrige nach Wien und Berlin begibt, wenn der Studiosus rerum coloniarum oder des Sportes und high life nach London geht, wenn der Kunstjünger nach Rom, Florenz, Venedig, München wandert, so sehen wir Paris zum eigentlichen Zielpunkt einer unendlichen Schar von Pilgerzügen werden, die dort das Leben in allen seinen verschiedensten Formen suchen. Paris ist nicht nur ein politischer Zufluchtsort wie London, wo die Fremden als heterogener Bestandteil unverschmelzbar verharren, nicht nur ein großes Stück staatlicher Organisationskunst wie Berlin, nicht nur eine heitere und künstlerische Vergnügungsstätte wie Wien, sondern es weist diese Vorzüge in nahezu vollständiger Anzahl zugleich auf, das alles wie übergossen mit einem schwer in Worte faßbaren besonderen Charme und einer besonderen Grazie, sowie mit der anderswo im ganzen wohl schwerer erreichbaren Möglichkeit völligen Eindringens und Aufgehens der Stadtfremden in der Fülle der Erscheinungen der neuen Umwelt.

---

[1]) Daniel Stern (Comtesse d'Agoult): Le Faubourg Saint-Germain, im Paris-Guide, vol. II, p. 1319.

[2]) Paris-Guide, vol. II, p. 1041

III.

Rousseau sagt einmal: um den Geist eines Volkes zu verstehen, müsse man in die entlegensten Provinzen wandern und die Hauptstadt beiseite lassen, da man dort nur einem Gemisch begegne. Dem ist zu entgegnen, daß in Paris trotz allem das Parisertum keineswegs verschwunden ist. Wir sehen, Paris kann, bevölkerungsmäßig gesprochen, nur mit Hilfe seiner ganz außerordentlichen Absorptionskraft bodenständig bleiben, bodenständig in seiner Differenziertheit. Das Sonderleben der einzelnen Stadtviertel ist noch stark entwickelt. Schon psychologisch unterscheidet sich der Pariser aus dem Quartier de l'Europe vom Pariser aus dem Quartier Latin. Die Gruppierung der Bevölkerung in psychologischer und wirtschaftlicher Hinsicht ist stark ausgeprägt. In gewissem Sinne bedeutet die Seine sogar eine große Demarkationslinie zwischen zwei Stadteilkomplexen, die scharf voneinander getrennt sind und getrennt bleiben wollen. Ein englischer Spaßvogel bemerkte, es sei für einen Engländer leichter den Kanal zu überschreiten, als für einen Pariser über die Seine zu kommen.[1])

Die einzelnen Pariser Stadtteile tragen übrigens auch demographisch verschiedene Züge. Nicht nur, daß sich, wie das **Bertillon** und andere für Paris getan haben, auf Grund einer vergleichenden Zusammenstellung von Mietspreisaufwand, Analphabetismus, Zahl der unentgeltlichen Beerdigungen und der Armenpflegebedürftigkeit mit der durchschnittlichen Körperlänge, die Stadt in eine Reihe ziemlich säuberlich voneinander geschiedene Zonen einteilen läßt, in denen sich

[1]) Gelegentlich des schlechten Besuches des Théâtre de l'Odéon zu Beginn des Bas Empire sagt **Edmond Texier**: „Peu de gens sont disposés à franchir les ponts et à aller chercher bien loin les distractions qu'ils peuvent trouver à quelques pas.“ (**Edmond Texier**: Tableau de Paris. Paris 1852, Paulin, p. 111.) Vgl. auch die Verse:

Et le voyage était si long que, prudamment,
Le bourgeois du Marais faisait son testament
Avant que d'oser l'entreprendre;
Puis, hélant un cocher qui passait, triste et las,
„Cocher, à l'Odéon! — Plus bas, Monsieur, plus bas! —
Mon cheval pourrait vous entendre . . .

On partait le matin; dans la brume du soir,
Le hardi voyageur croyait apercevoir
Les ruines d'un temple antique:
Comme devant les murs écroulés de Balbek,
Il se sentait petit, au grandiose aspect
Des huit colonnes du portique.“

(**Auguste Dorchain**: L'Odéon et la Jeunesse. Paris 1882, Lemerre, p. 13.)

ein Zusammentreffen von sozialen mit besonderen anthropometrischen Merkmalen ergibt. Ähnliches ist für andere Städte, wie Wien z. B., auch vorgenommen worden und bedeutet folglich kein eigentliches Charakteristikum für Paris. Die topographische Einteilbarkeit einer Großstadt nach sozialökonomischen Bevölkerungsgruppen in arme, mittelarme, mittelreiche und reiche Stadtteile ist nahezu überall nachzuweisen. Paris besonders eigentümlich sind dagegen eine Reihe von Ausnahmen: die Arrondissements V, XII, XIII und XIX, deren Bewohnerschaft zwar den vielen sozialen Merkmalen zur Feststellung des ökonomischen Wohlstandsgrades und der sozialen Klassenzugehörigkeit (Analphabetentum, Armenpflegebedürftigkeit, unentgeltliche Beerdigungsquote und geringer Wohnungsmietsaufwand) gemäß in Armut, wenn nicht geradezu in Elend leben, dennoch an Körperlänge das Durchschnittsmaß übertreffen. Diese Erscheinung läßt sich indes durch die berufliche Verteilung der Bewohner auf die einzelnen Stadtteile und die körperliche Auslese, die mit der Ausübung bestimmter Berufsarten verbunden ist, erklären. In der Tat sind die genannten Stadtteile von proletarischen Berufsgruppen bewohnt, welche eine über dem Durchschnitt stehende starke körperliche Entwicklung bedürfen (Packträger, Metzger, Austräger, Fuhrleute), und bei denen Arbeitsstätte und Wohnstätte nahe aneinanderliegend geblieben sind (Halle aux Vins, Gare d'Austerlitz, Quai de Bercy, Gare Paris-Lyon-Mediterannée).[1] Ob und inwieweit das gewaltige Unternehmen der Pariser unterirdischen Bahn (Métro) auf die Dauer die vorhandenen Unterschiede zwischen den Stadtteilen ausgleichen und Wandel schaffen wird, entzieht sich bei dem gegenwärtigen Nichtvorhandensein dementsprechender Studien vorläufig noch völlig unserer Prüfung. Heute dürfte noch daran festgehalten werden, daß sich die auf Arbeitsteilung aufgebaute Bodenständigkeit der Pariser Wohnbevölkerung in ihrer sozialen Differenzierung nach Stadtvierteln mehr oder weniger aufrecht erhalten hat.

Paris stellt ein ungeheueres Häusermeer dar. Es ist ein Meer von Häusern, nicht nur gemessen an der Zahl der Häuser, sondern auch gemessen an der Höhe der Stockwerke.[2] Eine der Eigentümlichkeiten, die dem nach Paris kommenden Fremden sofort in die

---

[1]) Jacques Bertillon: Actes du Xe Congrès de Démographie. Paris 1900; vgl. auch Alfredo Niceforo: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen. Amsterdam 1910, Maas, p. 50—58.

[2]) Über die baulichen Veränderungen von Paris und deren Kausalität und Wirkung vgl. Maurice Halbwachs: Les Expropriations et le Prix des Terrains à Paris (1860—1900). Paris 1909, Cornély.



Augen fallen, ist die Häuserfront wie Kasernenbauten. Dabei werden die Häuser in manchen Stadtvierteln vielfach von annähernd ein und derselben sozialen Schicht angehörigen Leuten bewohnt; in anderen wiederum entsprechen die Etagen der sozialen Klassenschichtung der Bewohner. Die verschiedensten Klassen der Gesellschaft wohnen alsdann unter einem Dache, ein Modus, den wir in Italien, wie in Turin und Neapel, in noch erheblicherem Maße antreffen. Dabei fällt auf, wie sich die moderne Pariser Architektur in der Regel nicht von der alten Tradition trennt und die Einheitlichkeit des historisch überkommen Städtebildes durch Neubauten folglich nicht, oder doch nicht sonderlich, angetastet wird. Was der Pariser Architektur und auch dem Pariser Kunstgewerbe, auf das die gleiche Tendenz, wenn auch nicht im selben Umfang, zutrifft, häufig zum Vorwurf gemacht und als Rückständigkeit ausgelegt worden. Man hat gesagt, dem Neuen in Paris fehle es an der Kraft und dem Wagemut der deutschen Werkstatt. Mag sein. Aber andererseits sind die Erkenntnis des Möglichen, die Einsicht in die Grenzen der eigenen Schaffungsfähigkeit, der angewandte Respekt vor dem Alten, die Hochachtung einer glorreichen Tradition, der Sinn für die Harmonie des Ganzen, die notwendige Sicherheit des Geschmacks auch Eigenschaften, die Recht auf Bestand und Anrecht auf Anerkennung haben. Fernerhin ladet in Deutschland, aber auch in England und selbst in Italien, der zur Schau getragene Wagemut, dem so manches alte Kleinod der Architektur zum Opfer gefallen ist, auch nicht immer zur Nachahmung ein.

Dabei wächst die Bevölkerung von Paris sehr stark an. Im Jahre 1200 betrug sie 120000; 1474: 150000; 1590: 200000; unter Ludwig XIV.: 492000; 1798: 640000; 1836: 899000; 1861: 1696000; 1881: 2240000; 1891: 2425000; 1911: 2847000; 1913: 2897000. Paris steht in dieser Beziehung unter den französischen Städten nahezu einzig da, weil diese in den letzten Jahrzehnten im ganzen mehr stationären Charakter aufweisen. Paris hat aber seine Bevölkerungszunahme eben der Einwanderung fremder Elemente und nicht seinem Geburtenüberschuß zu verdanken. (Schluß folgt.)

Ehe und Liebe.

Zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft.

Von

V. E. Freiherr v. Gebsattel.

In der Vorstellung des Abendlandes vom Wesen der Ehe hat sich eine Wandlung vollzogen, deren Zeitpunkt ins Ende des Mittelalters fällt, deren Natur als Verweltlichung und Verbürgerlichung der Ehe am besten gefaßt wird. Entsprechend der zunehmenden Vorbildlichkeit des bourgeoisen Menschen[1]) innerhalb der abendländischen Gesellschaft ist die Ehe in steigendem Maße ihres überweltlichen, sakramentalen Charakters entkleidet worden. Ihr Mysteriengehalt, für St. Paulus, für die Patristik und Scholastik eine Selbstverständlichkeit, ist stufenweise verloren gegangen. Diese Säkularisierung der Ehe nimmt mit Luther ihren nachweisbaren Anfang. Kein „Sakrament“ mehr im eigentlichen Sinn des Wortes ist sie ihm ein „rein äußerlich und leiblich Ding“, eine „weltliche Hantierung“, ein Stand „wie Obrigkeit und Magistrat“. Der Versuch des katholischen Mittelalters, die Ehe über die naturgegebene Ordnung der Dinge zu erhöhen und der „Welt“ zu entreißen, scheitert wie an Luthers erotischem Naturalismus, so an seinem radikalen Pessimismus angesichts des Geschlechtstriebes und angesichts der unsublimierbaren Eigengesetzlichkeit einer im innersten unheiligen Welt. Der sexuelle Akt, für Luther die zentrale Äußerung der Konkupiszenz, partizipiert an der Sündhaftigkeit dieses Konkupiszenzmomentes. Zwar wird, entsprechend seiner eigenartigen Theorie der Anrechnung, wegen Gottes Barmherzigkeit das sexuelle Liebesleben den Eheleuten nicht angerechnet, der Stoff dieses Lebens jedoch bleibt in die Wertsphäre des Sündhaften eingetaucht. So überläßt Luther die desakramentalisierte Ehe

[1]) Vgl. Sombart: Der Bourgeois, München 1910.

gleichsam dem Schwergewicht des Konkupiszenzmomentes. Dieses Gewicht zieht die Ehe, trotz aller Gegenwehr der theologischen Spekulation, unweigerlich in die äußere, letztlich gnadenlose und gottabgewandte Welt hinab. Die Ehe tut damit einen Sturz, ihre geistige Form zerbricht, ihr überweltlich symbolischer Sinn geht verloren, ihre religiöse Begründung wird zur leeren Forderung des Herzens. Der Radius ihrer Auflösbarkeit und Scheidbarkeit wächst proportional dieser ihrer Säkularisierung. Es überwiegen zunehmend die rechtlichen, ökonomischen, ethischen und familiensoziologischen Bestandteile der Ehe über ihre religiös soziologischen und im tieferen Sinn erotischen Konstituentien. Ein Prozeß der Verbürgerlichung ergreift also die Ehe, wie die abendländische Menschheit überhaupt. Immer fragwürdiger wird dadurch der Lebenssinn der Ehe, immer ungeeigneter erscheint sie, die Liebeskraft der Menschen zu binden oder das tiefere erotische Bedürfnis zu befriedigen. Es ist somit ganz folgerichtig, wenn am Ende eines Zersetzungsprozesses, der die Ehe säkularisierte, sie verbürgerlichte und enterotisierte, Blüher[1]) mit der Behauptung hervortreten konnte, es sei die Ehe, d. h. die „bürgerliche Ehe“ wesentlich unglücklich.

Blüher's Bemerkung ist nur der drastische Ausdruck für das Schisma zwischen Ehe und Liebe, das die Erotik des abendländischen Menschen bedrohte, lange bevor sein Bewußtsein es anzuerkennen wagte. Dieser Gegensatz zwischen Liebe und Ehe betrifft eine andere Seite der Ehe und ihres Verfalls. Während der Säkularisierungsprozeß seit Luther das formgebende Leitbild der ehelichen Gemeinschaft zerstört, untergräbt ihren eigentlichen Lebenssinn dieses Auseinandertreten von Ehe und Liebe. Die individuelle Person, mit der Renaissance zu unmittelbarem und direktem Selbstbewußtsein gelangt und abgeneigt, vom typisierenden Selbstbewußtsein des mittelalterlichen Standeswillens sich prägen und entindividualisieren zu lassen, wird, wie sie es niemals vorher gewesen, in steigendem Maße ausschließlicher Träger und Beziehungspunkt auch des erotischen Lebens. Ein erotischer Individualismus wird so, unabhängig zuerst von jeder ehefeindlichen Ideologie, die zwangsläufige Liebeshaltung des abendländischen Menschen. Ihre Frucht ist das Schisma von Ehe und Liebe, dessen Höhepunkt wir in der Gegenwart beobachten. Aber schon Swedenborg[2]) klagt darüber, daß wirkliche Ehen, gegründet

---

[1]) Blüher: Die Erotik in der männlichen Gesellschaft, Jena 1917.

[2]) Swedenborg's Leben und Lehre, Frankfurt a. M. 1880.

in einer letzten Zusammengehörigkeit der menschlichen Seelen kaum mehr zu finden seien. Vernunftmomente, äußere Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte und flüchtig-sinnliche Regungen treiben die Menschen zu Scheinehen und lügnerischen Verbindungen zusammen, woraufhin dann allerdings die im rechtlichen Sinn scheinbar geordnete Sozietät dem hellsichtigen Mystiker die Wirklichkeit ihres Chaos und ihrer Hölle erschließt. Diese Hölle aufzuzeigen und darzustellen wurde die Aufgabe Strindberg's. Er zog jedoch nur die Linie aus einer Erfahrung, die im 19. Jahrhundert deutlicher bewußt wird. Schon Byron erklärt, Liebe sei der Himmel, die Ehe aber Hölle. Dieses dialektische Verhältnis von Liebe und Ehe beherrscht die gesamte Romantik und wird, wie jede Spannung der Gegensätze den repräsentativen Geistern der Zeit, soweit sie ethisch oder religiös orientiert sind, zur Aufgabe. Daher war das Mysterium der Ehe, ohne daß man die Berufung auf seine theologischen Voraussetzungen geübt hätte, rein aus Gründen romantischen Bildungsverlangens der Einbildungskraft der Romantikerkreise im höchsten Maß gegenwärtig. Novalis und Schlegel kreisen mit tiefsinnigen Sprüchen um das Geheimnis. Schleiermacher's Stellung zum Problem ist bekannt. Diese romantische Lebensluft ist es schließlich, in der zwei der genialsten Schriften des 19. Jahrhunderts entstehen konnten: Sören Kierkegaard's Abhandlungen über die ästhetische Gültigkeit der Ehe und über das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen in der Persönlichkeit. Was aber ist das Innerste von Kierkegaard's Streitschrift, wenn nicht ein Paradox, die Darstellung nämlich der Vereinbarkeit von Ehe und Liebe. So sehr sind Ehe und Liebe auseinandergetreten für das Bewußtsein von Kreisen, welche die Werdensstelle der zeitgenössischen Menschheit bedeuten, daß das Selbstverständliche, die Einheit von Ehe und Liebe, zum Paradox geworden. So sehr wurde die Ehe zur Lebensform des Philisters, des bourgeoisen Menschen, welcher Eros der Vernunft opfert und in dieser perversen Vorzugsregel das Gesetz seiner Persönlichkeit enthüllt, daß um der Liebe willen gegen sie zu Felde zieht der höhere Mensch, der Leidenschaftliche, der Ästhetiker und Erotiker. Es bedarf nun eines besonderen Aufwandes, um glaubhaft zu machen, daß Liebe und Ehe vereinbar sind; es bedarf des ganzen Apparates einer dialektisch geschulten Reflexion, um das Schisma zwischen Ehe und romantischer Liebe zu überwinden. Aber wie Kierkegaard's Schriften, so lebt auch die Lucinde aus diesem Gegensatz. Auch die Lucinde dichtet in eins, was das natürliche Leben auseinanderreißt, und ihr Übermut ist der

Selbstgenuß eines Liebenden, dem das Unerhörte gelingt, das kaum zu Erreichende: inmitten der ehelichen Situation nämlich festzuhalten den Atemzug der romantischen Liebe.

In dem Maß also, als Säkularisierung der Ehe und erotischer Individualismus fortschreiten, entwächst die Ehe dem Machtbereich des Eros, bis dieser geradezu, sei es zum Dämon, sei es zum Genius der außerehelichen Liebe wird. Als tote und entkernte Form bleibt die so beraubte Ehe zurück, gleich fern der Liebe wie der echten Gemeinschaft. Alle Ziele und Zwecke nämlich, die nicht wesentlich in solchen der Liebe verankert sind, verhindern die Ehe, echte Gemeinschaft zu werden. Das Wesen der spezifisch ehelichen Liebe haben wir zu untersuchen, aber vorwegnehmend sei hier schon festgestellt, daß alle der ehelichen Liebesart äußerlichen Ziele und Zwecke durchaus nicht befähigt sind, die spezifisch eheliche Gemeinschaft zu begründen, die vielmehr ausschließlich in der spezifisch ehelichen Liebe ihre Wurzeln hat. Also weder das geschlechtliche Leben und die Ziele des Fortpflanzungstriebes, noch die Brutpflege und Aufzucht der Kinder, nicht rassenhygienische und eugenische Gesichtspunkte, noch irgendwelche gemeinsamen Interessen, Anschauungen, Schicksale, Arbeitsziele und -zwecke zwischen Mann und Frau konstituieren die eheliche Gemeinschaft, sondern ausschließlich jene besondere Gestalt der Liebe tut es, welche dem Zusammenleben von Mann und Weib seinen letzten, im Folgenden zu erörternden Sinn verleiht.

Ist nun diese besondere Gestalt der ehelichen Liebe der zwischen fremdgeschlechtlichen Wesen aufbrechende und sie im Strom seines Geschehens einende primäre Eros? Diese Frage läßt sich weder mit klarem Ja noch mit entschiedenem Nein beantworten. Gewiß besteht zwischen Eros und Ehe irgendwie geheime Feindschaft, aber ohne ihn wiederum ist sie bar jeglichen Lebenssinnes und für den Leidenschaftlichen der Greuel einer seelenmördernden Zwangsanstalt. Wir stoßen auf eine Antinomie: Ein Gegensatz zwischen Ehe und Erotik tut sich auf, und doch ist die Ehe ohne Eros tot und sinnlos. Wie löst sich diese Antinomie?

Verfolgen wir um der Klärung dieser Frage willen das Lebensgesetz des primären Eros, — ich nenne ihn mit der Begriffssprache der romantischen Philosophie den Eros der „Unmittelbarkeit“ und unterscheide zwei Gestalten an ihm: den primären oder elementaren Eros und die romantische Liebe.

Einmal also das Erlebnis uranfänglichen Geeintseins der Liebenden. Vor jedem Versuch, diese Vereinigung zu bewirken, ist sie ge-

geben — ein Blitz, ein Strahl, entzündet am Bild des anderen, der so vor aller Erklärung, Nennung, Aussprache, Berührung zum Geliebten wird. In der Welt des Dichters, dieser Normwelt der Geschlechterliebe, in welcher der primäre Eros gleichsam zum Selbstbewußtsein gelangt, ist lieben und sehen eins. Fraglosigkeit des Gefühls, übersinnliche Verschmelzungswonne, Unbedingtheit zeitentrückten Bundes charakterisieren das primäre Erlebnis der elementaren Einung. Im Jenseits aller sozialen Wirklichkeit, alles räumlich, zeitlich und sozial Trennenden verschmelzen die Liebenden im unmittelbar Einigenden eines übersinnlichen Lebensfeuers. Dies ist die elementare Phase im Eros der Unmittelbarkeit.

Dann erst erwacht angesichts trennender Mächte, die das primäre Einungserlebnis bestreiten, der Vereinigungstrieb der Liebenden. Feindliche Eltern, nationale, soziale, religiöse Gegensätze, wirtschaftliche Schwierigkeiten, eheliche oder gelöbnismäßige Gebundenheit des einen Teils erregen den Trieb der Liebenden, das primäre Einungserlebnis auch in der äußeren, materiellen, physischen, sozialen Welt durchzusetzen. Kurz Hindernisse des Vereinigungstriebes tun sich auf, in deren Bewältigung die Liebe ihre Naturkraft, ihre ungebrochene Stärke, ihre Schicksalsgewalt, das Pathos ihrer Unbedingtheit, den Glanz ihrer Leidenschaft offenbar macht. Der primäre Eros wird zur romantischen Liebe. Der höchste Ausdruck des gehemmten Vereinigungstriebes ist der Tod der Liebenden: Romeo und Julia, Tristan und Isolde, in „Moon Digit“ die Helden des indischen Märchens. Geführt vom Trieb nach Vereinigung zerbrechen die Liebenden am Widerstand der Welt, ihr Zerbrechen aber ist der Sieg des Eros. Sein Sieg hat zwar die Gestalt des Todes, allein gerade in dieser Gestalt wird sichtbar, daß das Innerste des Eros, das Einungserlebnis der romantischen Liebe, — unempfindlich für den Gegensatz von Leben und Tod, — vom Tod gar nicht zu treffen oder zu tilgen ist. Ja, es wird mit dem ausdrücklichen Tod der Liebenden nur der heimliche Tod offenbar, der als die Sprengung der Individuation ihrer erosgesetzten Einung schon innewohnte und sie regierte, so daß die romantische Liebe, gerade wo sie den Tod der Liebenden herbeiführt, gleichsam nur das enthüllt, was der primäre Eros verbirgt.

Künder aller äußersten und letzten Möglichkeiten, zeigt sie auch in der Liebe der Dichter. Allein keimartig enthält jedes erotische Einungserlebnis das Letzte. Der Dichter zieht nur die Linie aus einer Bewegung, die in jeder noch so banalen Verliebtheit anhebt. Um das in ihr Angelegte zu Ende zu leben und sichtbar zu machen,

bedarf es allerdings erotischer Genialität, die selten ist, wie Genialität überhaupt, und doch schließlich die Norm. Das Außerordentliche in diesen Gebieten wie überall zeigt erst das wahre Gesicht der Wirklichkeit und macht offenbar das Wesen der Dinge, welches Alltagsvorkommnisse nur verdunkeln.

In welchem Verhältnis nun steht die eheliche Liebe zum Eros der Unmittelbarkeit? Nimmt sie ihn auf, oder hat der Romantiker recht, der im Tod der Liebenden für den Bestand des urgegebenen Einungserlebnisses die kleinere Gefahr sieht, die größere in der Ehe? Stirbt nicht tatsächlich an der Nähe des fremden Sonderdaseins, an der Gewohnheit täglicher Berührung der Eros der Unmittelbarkeit, unfähig zu dauern, noch unfähiger Gemeinschaft zu begründen? Teilhabend am Leben der Natur, hat er Teil auch an der Vergänglichkeit dieses Lebens. Wohin verwehen denn nun die unirdischen Schauer seiner übersinnlichen Wollust, wohin die Entzückungen seines ungewollten Bundes, seine Gelöbnisse und Schwüre? Keinen Aufbewahrungsort scheint es zu geben für das Glück dieser flüchtigen und doch ewigkeitstrunkenen Wallungen; auch die Ehe scheint dieser Ort nicht ohne weiteres zu sein. Im Gegenteil: Eine Entzauberung des fremdgeschlechtlichen Partners bringt sie mit sich, abträglich dem ersten Blick der Liebe, eine Bestätigung für die höhnische Rede vom trügerisch idealisierenden Effekt dieser Liebe. Starb aber erst der Eros der Unmittelbarkeit, so wird zum Zwang die freieste Bindung, die er setzte. Aus seiner Lebenslust entlassen, aufgenommen von einer entseelten Form — der Ehe — befehden sich heimlicher Rachsucht voll im Tothaß ihrer Enttäuschtheit die aneinandergeketteten Geschlechter. Nun ist der Punkt erreicht: die Krankheit der modernen Ehe, das Auseinanderbrechen von Liebe und Ehe, vielleicht das tiefste Motiv für neuheidnische Ehefeindlichkeit, die dem außerehelichen und gleichgeschlechtlichen Eros huldigt. Heimliche Verzweiflung an der Möglichkeit, Liebe und Ehe zu vereinigen, beherrscht weite Kreise. Ihre Folge ist das Anwachsen des Sexuellen, eine Übererregbarkeit auf diesem Gebiet, die zur Wiederkehr polygamer Zustände führt, bald der simultanen Polygamie, des von der Umwelt und vom Ehegenossen sanktionierten Ehebruchs, bald der sukzessiven Polygamie, die sich das Instrument der ins Unendliche wiederholbaren Scheidung schuf.

Für den Kundigen ist gewiß, daß der sexuellen Freizügigkeit der modernen Gesellschaft keineswegs entspricht ein Gewinn an Intensität der Liebeskraft, weder des unmittelbaren Eros, noch der ehelichen Liebe. Liebe schafft Bindungen, die Sexualität zerstört sie.

Ja die Quantität und Vielseitigkeit sexueller Betätigung ist geradezu nur der Exponent verminderter Liebeskraft innerhalb einer Gesellschaft, eben damit aber der Ausdruck ihrer Verflachung und Dissoziation. Es wäre also ein Irrtum zu glauben, daß die Abnahme der sexuellen Reserve heutzutage Folge ist eines Zusammenbruchs der sexuellen Moral. Nicht die Moral, die Liebe bewirkt sexuelle Reserve, wie ja sie allein dem Geschlechtstrieb Sinn und damit Seele zu verleihen vermag. Ohnmacht der ehelichen Liebe also und Abwesenheit des unmittelbaren Eros charakterisiert den Geschlechtstrieb in seiner entarteten Form. Herausgebrochen aus der Hut jener den ganzen Menschen ergreifenden Liebesrichtungen tritt der Trieb auf mit der nackten Deutlichkeit des zieleingeschränkten Begattungswillens. In dessen Natur liegt es freizügig zu sein, ungebunden zu schweifen und auszuschweifen. Während normalerweise, das heißt dann, wenn eingebettet in die Wallung des unmittelbaren Eros oder in die Umschließung durch die eheliche Liebe, während so gehalten der Geschlechtstrieb zur Ausdrucksform des Eros wird, der physische Vorgang sozusagen in seiner Ausdrucksbedeutung untergeht und nur ein somatisches Epiphänomen teils des rauschartigen, seelischen Einungserlebnisses ist, teils der auch den Leib durchdringenden ehelichen Gemeinschaft, wird der gegen Eros und eheliche Caritas isolierte Geschlechtstrieb zum reinen Begattungsvorgang, zu dem, was Paulus die „Fleischeslust" nennt. Diese sog. „Fleischeslust" ist der isolierte Geschlechtstrieb und stammt stets aus der Vernichtung echter Gemeinschaft zwischen den geschlechtlich bestimmten Lebenspolen. Er ist der Ausdruck eines Zerfalls der Persönlichkeit, einer Deformierung und Zerstückelung ihres Wesens. Ganz mit Unrecht verwechselt man die Polemik gegen einen so gearteten Geschlechtstrieb, schon bei Plato, erst recht bei Paulus mit lebensfeindlicher Askese. Wie der Leib entweder Tempel ist des heiligen Geistes, oder Fleisch, *σάρξ*, so ist auch der Geschlechtstrieb entweder Mysterium und heiliges Symbol oder totes Zerfallsprodukt, nämlich libido, sexus, Konkupiszenz.

Zusammenfassend also hier noch einmal die Feststellung, daß der Geschlechtstrieb nicht die Eignung besitzt, als konstitutives Moment der ehelichen Gemeinschaft zu fungieren. Aber auch der unmittelbare Eros, weder in der Gestalt des primären Einungserlebnisses, noch als romantische Liebe, vermag die eheliche Gemeinschaft zu tragen. Etwas anderes muß hinzukommen; wie schon gesagt: die spezifische Richtung der ehelichen Liebe. Wie verhält sich diese zum Eros der Unmittelbarkeit? Letzterer, so hieß es, entzündet sich

am Bilde des anderen. Was ist dieses „Bild“? Ist es die Person des anderen, die in einem Bilde uns erscheint und gilt die primäre Liebe doch eigentlich der Person des anderen? Neuheidnische Forschung hat eingehend diese Frage bewegt und glaubte sich berechtigt, sie aufs entschiedenste zu verneinen. Zwischen der Person des anderen und dem Bild, an welchem der Eros sich entflammt, soll in bezug auf die Liebe kein Zusammenhang bestehen: „Das Erleben des Liebenden, ob er auch schwerlich es weiß, gilt überhaupt nicht der bleibenden Person des Geliebten, sondern dessen mit dem Zeitstrom strömenden Bilde.[1]) „Was ist die Konsequenz dieser Auffassung? Hören wir weiter: „Aus dem jungen Mädchen wird eine Frau, aus der Frau eine Greisin, aus dem Jüngling wird ein Mann, aus dem Manne ein Greis: jedesmal ist es dieselbe Person, die durch alle diese Erscheinungen wandert, aber die Erscheinungen selbst sind weit voneinander verschieden; und nur am Bilde, nicht an der Selbigkeit eines Sonderdings (und somit der Person, Anm. des Verf.) hängt aller Eros!“ Daraus ergäbe sich für die Ehe die trostlose Folgerung, daß sie ein Verhältnis ist, welches mit Notwendigkeit das Leben des Eros überdauert. Ein Grab des Eros umschlösse jede Ehe. In heimlicher Schändung seiner gegründet, würde sie zur Zwangsanstalt, wo an der Leiche der ersten Liebe einstmals Liebende widerstrebend beieinander ausharren. Nie ist der abendländisch-heidnische Gegensatz zwischen Liebe und Ehe philosophisch suggestiver formuliert worden, als bei L. Klages.[2])

Eines nun gilt, nicht nur für den „Psychiker“, sondern auch für den „Pneumatiker“: Zuerst einmal erliegt in jeder Ehe das naturgegebene, unmittelbar gegebene, am Bild und „Nimbus“ [3]) des anderen entzündete Einungserlebnis der trennenden Gewalt eines allzunahen, vielseitig anderen und vielfach uns entgegengesetzten Sonderdaseins, — der fremden Person. Nicht kontinuierlich, nicht ohne Bruch und Katastrophe wächst die eheliche Gemeinschaft aus dem primären Einungserlebnis hervor, sondern zur Leistung wird in der Ehe, was ohne Zutun die erste Liebe spendete. Zum Aufgegebenen wird für die ehelich Geeinten das Gegebene der natürlichen Liebeseinung. Verhält es sich aber, diese Notwendigkeit der Erosrettung zugegeben, so, daß sie und damit die eheliche Gemeinschaft nur dem Willen als

---

[1]) Vgl. L. Klages: Vom kosmogonischen Eros, S. 87.
[2]) Vgl. L. Klages: Vom kosmogonischen Eros, S. 71.
[3]) Vgl. L. Klages: Vom Wesen des Bewußtseins, Leipzig 1921.

einer leergehenden und lebensfremden Willkür aufgegeben ist, oder gibt es Lebens- und Liebestatsachen, auf die der Wille zur Ehe sich als auf sein Fundament berufen kann?

Grundsätzliches sei vorweggenommen: Nur durch wirkliche Einung gesonderter Personen entsteht Gemeinschaft. Einung aber setzt voraus, daß die Geeinten in einem ihnen übergeordneten Dritten verbunden seien. Diese einende Macht ist das Prinzip der Gemeinschaft, derart, daß das Verhältnis des Einzelnen zu ihr auch das Verhältnis zum Genossen mitbestimmt. Die Natur- und Seelenmacht des Eros unterwirft sich die Liebenden und eint sie in seiner Gewalt, so daß sie in ihm als im übergeordneten dämonischen Dritten miteinander verschmelzen. Genau das gleiche gilt für die eheliche Gemeinschaft. Auch sie regiert ein übergeordnetes Drittes. Gründet sie aber in einem Dritten, in welchem beide in der Ehe zusammengeschlossenen, individuellen Personen geeint sind oder geeint sein sollten, so kann die Liebe der Eheleute gar nicht nur auf die individuelle Person des anderen allein gerichtet sein. Die Alternative von Klages: Bild oder Person, entspricht nicht den Tatsachen. Der unmittelbare Eros kann keine dauernde Gemeinschaft begründen, denn er wurzelt im Wandelbaren. Allein auch die Liebe zur Person des anderen, sogar wenn sie gegenseitig ist, vermag das nicht, denn sie wurzelt im Beschränkten. Es hat aber jeder auf eine Person gerichtete Liebesakt, ob es dem Träger des Aktes bewußt ist oder nicht, einen symbolischen Gehalt, d. h. er macht die Person zum Gleichnis, zur bildhaften Ausprägung eines überpersönlich Menschlichen. So entsteht die Liebe zum Helden, zum Heiligen, zum Menschensohn. So entsteht auch die Liebe zum Mann, zum Weib. Das ist der mit Recht verklärende Einschlag jeder Liebesbewegung. Jeder auf eine individuelle Person gerichtete Liebesakt erfaßt und liebt den überpersönlichen gattungsmäßigen, menschlich-wesenhaften Hintergrund mit, in den jeder Einzelne eingesenkt ist, in dem er erst zum Menschen wird, der ihm Wesen verleiht, der im Liebenden ebenso wirksam ist wie im Geliebten als die einende Macht der Liebe. Ganz besonders gilt dies von der ehelichen Liebe. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, man liebe das empirisch, psychologisch Faßbare einer Person; sondern eine individuelle Person lieben heißt: sie hineinschauen und hineinlieben in eine der überpsychologischen Elementarformen des Menschlichen, in eins der überempirischen Wesensbilder, welche im Einzelnen mehr oder minder fragmentarisch zur Erscheinung gelangen. Darin liegt ja die schöpferische Bedeutung der Personenliebe, daß sie den über-

individuellen Wesenskern aus dem anderen heraushebt, was sie ja nur vermag, indem der Liebende sich selbst auf eben diesen Wesenskern in sich zurückzieht und von ihm aus liebt. Jede echte Liebesbewegung erhöht und verwesentlicht somit den Liebenden wie den Geliebten. Sie schafft aber auch Gemeinschaft, denn gerade jener Wesenskern, das überindividuelle Wesensbild, in dem der andere gleichsam geschaut und geliebt wird, ist ja, weil im Liebenden ebenso mächtig wie im Geliebten, das übergeordnete Dritte, in dem die Liebenden durch die Liebe geeint werden.

Es muß also darauf bestanden werden, daß auch die eheliche Liebe sich an einem „Bilde" entzündet. Allerdings nicht am vergänglichen Bilde des Mädchens oder des Jünglings, sondern an dem in Gestaltungen des unmittelbaren Eros erscheinenden Wesensbilde des überindividuellen, gleichsam ewigen Menschen. Dieses Wesensbild ist weder eine Fiktion, noch eine Abstraktion; es ist kein Begriffsschema und keine wirklichkeitsberaubte Idee, sondern ein wirklich Seiendes von höchster Seinsfülle und Wesenhaftigkeit. Als metakategoriales Ens zwar nur in Gleichnissen und mit Methoden indirekter Bestimmung faßbar, ist es zugänglich der Liebesschau jedes Einzelnen. In uns allen schläft dieses Bild. Heidnische und christliche Denker haben in gleicher Weise um seine Erweckung sich bemüht. Platons Ideenlehre kreist um diesen Mittelpunkt. Der Mystiker hat das Bild im Auge, wenn er den Menschen gemahnt, wesentlich zu werden, oder wenn er von der Eingeburt des Sohnes in die menschliche Seele spricht. Dieses Bild hat zur Konzeption eines Philo geführt, zur Konzeption des paradiesischen Urmenschen, der Mann und Weib in sich vereint, um erst im Sündenfall seiner androgynen Idealgestalt zu entsinken. Die gesamte Philosophie Jakob Böhme's ist an diesem „Gottesbilde" in uns orientiert, an diesem Lichtbild, das er die „Jungfrau" nennt, oder „Sophia" oder die „himmlische Menschheit". Franz v. Baader, sein Schüler, hat mit der Exaktheit des religiösen Erotikers die Bedingungen aufgezeigt für die Verschüttung, aber auch für die Restauration des menschlich-göttlichen Wesensbildes in uns. Und wieder ist es dieses Bild, das die neuere protestantische Theologie zur Erkenntnis drängt, des „Christus in uns", und zur Forderung seiner Verwirklichung und Durchsetzung in der menschlichen Seele. An diesem Bild entzünden sich die religiösen und mythischen Gedanken über die Wiedergeburt des Menschen. Und wenn Nietzsche sich selber im Bilde des Bildhauers sieht, der aus dem formlosen Stein des Normalmenschen das herrliche Bildwerk des

Übermenschen befreit,[1]) so führt auch seinen heidnischen Meißel das Verlangen nach dem ewigen Wesensbild des Menschen.

Dieses Urbild nun bildet sozusagen den Feuerkern der aufflammenden Geschlechtsliebe. Franz v. Baader nennt das Mitaufflammen des menschlichen Urbildes in der ersten Liebe die „natürliche Phantasmagorie der Geschlechtsliebe", durch welche „die Liebenden im ersten Stadium ihrer Liebe sich wechselseitig schöner, liebenswürdiger, vollendeter, besser erscheinen, als sie sind!" Es muß hier bestritten werden, daß dieses erste Entzücken mit seiner idealisierenden Gewalt abzutun ist durch den Begriff des Illusorischen.[2]) Kein Absinken der erotischen Wallung, keine Verdunklung der ersten Schau, kein Zerreißen des ursprünglichen Einungserlebnisses vermag die überwältigende Wirklichkeit des Urbildes zu tilgen, das aus den verklärten Zügen des Geliebten hervorbrechend auch den Liebenden verzauberte. Es ist eine Frage der Treue, des Glaubens, der Seelenstärke, ob der Einzelne dieses Erlebnis festzuhalten und zur Richtschnur zu machen vermag, auch dann, wenn jene Phantasmagorie erlischt und der graue Alltag die Zauberlandschaft der ersten Liebesschau verschlingt.

Es enthält aber das Urbild des Menschen, wie es dem Erosgebundenen schaubar wird, zwei Dimensionen, je nachdem es der Psychiker erlebt oder der Pneumatiker erschaut. Erst die Erkenntnis der Doppeldeutigkeit des Liebesbildes vermag über den Gegensatz der romantischen und der ehelichen, der heidnischen und der christlichen Liebe, über den Gegensatz von Eros und Caritas uns aufzuklären und damit die Antinomie des ehelichen Lebens zu beseitigen. Der reine Psychiker nämlich erfaßt so wenig das Urbild wie der reine Pneumatiker: jener nur den „Nimbus",[3]) die kosmisch-seelenhafte Naturseite des Bildes, dieser nur die Geistseite, die ideelle Person. Das Urbild ist aber weder nur Seele, noch ist es nur Geist, sondern als die wirklichseiende, ewige Substanz des Menschen eine Synthesis aus beiden, ein Hieros-Gamos beider Elemente. Dieses Bild schaut der Liebende. Und wenn Novalis sagt, daß alle höhere Philosophie die Ehe von Natur und Geist behandle, so sei daran erinnert, daß zu eben dieser Ehe der Grund gelegt wird in der Einzelseele dann, wenn sie, überrieselt von den Einungsschauern des Eros die Geburtsstunde ihrer Menschwerdung erlebt. Jedes äußere Einungserlebnis ruht auf

[1]) Nietzsche: Zarathustra.

[2]) Als Verblendung durch den Geschlechtstrieb (Schopenhauer).

[3]) Vgl. Klages, im Anschluß an Stephanie: Vom Wesen des Bewußtseins. Leipzig 1921.

einem inneren. In der unmittelbaren Einung des primären Eros wird der Einzelne, sei er Mann oder Weib, der Halbheit, dem Fragmentarischen und Torsohaften seines Nur-Mann- oder Nur-Weibseins wenn auch nur für den kurzen Vermählungsblitz des ersten Ergriffenheitssturmes entrissen, an den fremdgeschlechtlichen Lebenspol angeschlossen und an ihm zur Ganzheit des vollendeten Menschen, der himmlischen Androgyne umgebildet. Der sympathetischen Einung im erotischen Verschmelzungserlebnis entspricht mit einem Wort die idiopathische Einung des Menschen in sich selber.[1]) Wie in der Liebeswallung mit der fremdgeschlechtlichen Seele verschmilzt er im gleichen Atemzug des Geschehens mit dem sonst zurückgedrängten, nun emporsteigenden fremdgeschlechtlichen Beiwesen seiner eigenen Anlage. Wir erleben den weiblichen Menschen wesentlich nur durch das Weib in uns und so auch den Mann. Und zwar verhält es sich so, daß in der Berührung mit dem fremdgeschlechtlichen Lebenspol erst das innere Einungserlebnis entsteht, das seinerseits das sympathetische Erlebnis trägt und wieder von ihm getragen wird, so daß nun in solch doppelter Verschmelzung, einer inneren und einer äußeren, der Kreis des in seine fremdgeschlechtlichen Pole auseinandergelegten Lebens sich schließt. Ein Ganzes entsteht so im zweifachen Sinn: zum Ganzen wird der Liebende und ein Ganzes wird das Paar. Das rauschhafte Glück aber der Ergriffenheit durch den ursprünglichen Eros hat somit seinen Grund darin, daß der Einzelne aus der Beschränktheit und Torsohaftigkeit seines Sonderdaseins als geschlechtsbestimmte Einzelperson herausgebrochen und ausgeweitet wird zum Ganzen des urbildlichen Menschen. Es füllt sich der Einzelne im Rausch der Einung mit dem ätherischen Stoff dieses übersinnlichen und übergeistigen Menschentums. Er geht sozusagen auf in der Substanz des Menschlichen und im Überpersönlichen der urbildlichen Menschenwesens. Darum hört man Menschen sagen, sie seien Mensch geworden erst durch ihre Liebe, oder: lassen könnten sie nicht vom anderen, was immer sie trenne, denn erst in der Begegnung mit ihm seien sie geschaffen worden.

Was aber vom ursprünglichen Eros gilt, gilt erst recht von der Caritas der ehelichen Einung. Das Einende hier ist das gleiche wie das Einende dort, nämlich der in sich geeinte, gleichsam paradiesische Mensch, zu dessen Attributen übergeschlechtliches Wesen, absolute Substanz, gattungsmäßige Urbildlichkeit, Vollkommenheit, Gotteben-

[1]) Vgl. Klages: Vom Kosmogon. Eros, S. 56.

bildlichkeit und aller polaren Spaltung enthobene Lebensganzheit gehört. Dieser urbildliche Mensch, von dem sich nur in Hinweisen sprechen läßt, der einzig der Liebesschau gegeben ist, wohnt aller erotischen Wallung ein und schafft, indem er in den aufgeschlossenen Herzen sich durchsetzt, die idiopathische Einung des Liebenden und die sympathetische Einung des Liebespaares. Er ist das Dritte, in dem, den Gesetzen der Gemeinschaftsbildung gemäß, die Liebenden geeint sind. Im Gegensatz zu allen Vorstellungen, welche Ehe und Liebe auseinander reißen wollen, sei betont, daß das Gesagte sowohl von der primären wie von der ehelichen Liebe gilt. Ein Unterschied allerdings besteht: Die naturgegebene Einung des ursprünglichen Eros erleiden wir. Sie ist ein Widerfahrnis, ein Pathos [1]), Schicksal und Geschehen. Die aufgegebene, geistgewirkte Liebeseinung der ehelichen Caritas dagegen, obwohl im unmittelbaren Eros gegründet und darum stets auch partiell Widerfahrnis, Geschehen oder Gnade, bleibt wesentlich doch Frucht einer Liebeshaltung und ist insofern ein Aktuosum. Es ist charakteristisch, daß die kirchliche actio nuptialis darum an die Treue der Liebenden appelliert und von ihnen ein Gelöbnis fordert. Der Bund, den der ursprüngliche Eros geschlossen, besitzt keine Dauer. Er ist zerbrechlich und mit Vergänglichkeit durchsetzt. Wie er reines Widerfahrnis ist, so unterliegt er der Wandelbarkeit des Seelenbildes, dem das Wesensbild zwar als bundbegründende und schöpferische Macht einwohnt, ohne aber vom Bewußtsein, von der Treue und der Entscheidung der Liebenden ergriffen zu werden. Darum bedroht die Liebenden der Untergang des ursprünglichen Einungserlebnisses. Wie sie, die Liebenden, der ursprüngliche Eros ergriffen hat, so wird er sie wieder loslassen. Sie stehen im Feuersturm ihrer Ergriffenheit gleichsam nur als Psychiker und werden, wenn sie verrauscht ist, ihre unerbittliche Gesondertheit mit Schmerz und Verzweiflung inne werden, wobei das mitverrauschte Liebesbild die Treue so wenig zu binden vermag als dauernde Gemeinschaft zu begründen. Darum deutet die kirchliche Actio nuptialis in einer exakteren Kenntnis der Lebenstatsachen auf die Notwendigkeit hin, den Bund des ursprünglichen Eros in einen geistigen Gemeinschaftswillen aufzunehmen.

Zugleich weist die kirchliche actio nuptialis auf die allgemein menschlichen Hintergründe der Ehe hin und zeigt damit den Grund-

[1]) Es ist das Verdienst von Klages, in vielen Schriften diesen Begriff geklärt zu haben.

plan ihres Sinnes auf. Dieser Hinweis setzt voraus einen weiteren Unterschied zwischen der ursprünglichen und der ehelichen Liebe. Wo nämlich der Eros der Unmittelbarkeit die Gestalt annimmt der romantischen Liebe, findet er Gewähr seiner Dauer nur in der einmaligen Person des anderen. Diese einmalige, einzigartige Person ergreift die romantische Liebe und erweist sich dadurch als Individualismus zu zweien. In einem Vermögen des Individualisierens hat man das Wesen der Erotik im Gegensatz zur nur gattungsmäßig orientierten Sexualität sehen wollen (Marholz). Dem gegenüber sei betont, daß diese angeblich differenziertere Erotik, welche mit Neigung, Duldung, Verständnis, Entzückung der geliebten Person in alle Verzweigungen ihres empirisch-einmaligen Daseins folgt und gleich differenziertes Individualisieren vom anderen gewärtigt, zu einer Form unfruchtbaren Götzendienstes entartet und in religiös erotischem Sinne tot ist. Jedenfalls gründet, im Gegensatz zu dieser die Person in ihrer Einmaligkeit und Besonderheit ausdrücklich fixierenden Liebesrichtung, die eheliche Liebe, ohne darum die Besonderheit der fremdgeschlechtlichen Person zu übersehen, doch nicht in dieser Besonderheit. Sondern die überpersönlichen Elementarformen und Wesensbilder des Menschen erst vermögen der ursprünglichen Liebesregung Form, Halt und Dauer zu verleihen. Es verhält sich damit wie mit der Heldenverehrung. Heute nämlich, da Biographien von Liebhabern des Genius geschrieben werden und nicht mehr nur von dürren Chronisten, entsteht ein neuer biographischer Stil, ein mythologisierender, die Biographie der Legende des Genius, wie sie von Bertram, Kaßner, Gundolf, Hildebrand, Valentin usw. geübt wird. Das Entscheidende ist, daß der Liebhaber auch hier den Rahmen des rein empirisch-historisch-biographischen Materials sprengt. Als Liebender konstruiert er vielmehr den Genius auf Grund einer Wesensschau, in welcher gleichsam seine typische Struktur, das überpsychologische Wesensbild des Genius sich enthüllt.

Nun, auch die eheliche Liebe hat den Rahmen der empirischen, nur für die individualisierende Reflexion gegebenen einmaligen Person zu sprengen. Auch die eheliche Liebe hat, um ihrer Entfaltung willen, über den Individualismus der nur persönlichen Liebe sich zu erheben und bedarf, um zu leben, der überpersönlichen Zeichen, durch welche die geliebte Einzelperson als Konkretisierung des urbildlichen Menschen sich erweist. Auch die eheliche Liebe bedarf eines Symbolhintergrundes und eines mythischen Einschlages, um in der Dimension der geistigen Aktualität jene Lebenstiefe, Wesensfülle und Wirklichkeit

von Einung und Gemeinschaft festzuhalten, die der Eros der Unmittelbarkeit als reines Widerfahrnis augenblicksweise spendet.

In der actio nuptialis, in kirchlichen Trauungsformularen, kommt das Geforderte zum Ausdruck. Es ist sozusagen der ewige Mythos vom Menschen, der die fremdgeschlechtlichen Einzelpersönlichkeiten, Mann und Weib, aufnehmen soll, weil sein Gehalt allein die Eignung besitzt, den Grundriß abzugeben, in dessen Ausbau eheliche Liebe und Gemeinschaft sich verwirklichen. Der Mann ist nicht nur diese bestimmte Einzelperson, er ist Mann, Mann schlechthin, gleichsam der zeitlos ewige Mann und Mensch, wie ihn der alte Mythos [1]) vom Sündenfall in Adam gezeichnet hat. Das Weib ist nicht nur diese bestimmte Einzelperson, sondern sie ist Weib, Weib schlechthin, gleichsam das zeitlos ewige Weib, Eva, die Eva des uralten Mythos, welcher Mythos nicht von einer historischen Persönlichkeit berichtet, sondern vom ewig ersten Menschen, seiner paradiesischen Gestalt, vom Verlust dieser Gestalt, vom Fluch und von der Not dieses Verlustes und von dem damit gesetzten Erlösungsbedürfnis.

Dieser Mythos wendet sich an jedes konkrete Paar. Im Spiegel seines unpersönlichen Berichtes zeigt er die verborgene Wirklichkeit jeder Einzelperson. Er enthüllt, was der Einzelperson vielleicht das Glück der ersten Einung noch verborgen hält, was ihr aber der Lauf der Ehe unweigerlich wird offenbar machen. Nur innerhalb der Ehe [2]) nämlich wird die eigene Unvollkommenheit, d. h. die Vernichtung des menschlichen Wesensbildes in uns zum Inhalt eines eigenen und zugleich sympathetischen Leidens, weil sie die geliebteste Person mit hineinzieht in den Abgrund der gleichen Not. Darum erscheint an der Schwelle der Ehe der Mythos als Warner und als Tröster. Als Tröster, denn Adam verwandelt sich und eine neue Möglichkeit wird Gestalt und tritt uns an: die Wiederherstellung und Reintegration des ursprünglichen Gottesbildes in Mann und Weib, ein Umbildungsprozeß des Einzelnen, wieder durch ein Urbild des Menschlichen, diesmal des *Χριστὸς*, als einer mit gewaltigen Potenzen des Göttlichen gespeisten, übermenschlich menschlichen Wesensgestalt.

Ja, indem so der Mythos den Grundplan entwirft für die Herstellung echter ehelicher Gemeinschaft und einer Sinngebung eben dieses Bundes, stellt er das in seinem Sinn geeinte und weiterhin

---

[1]) Mythos hier und im folgenden als prädogmatische Fassung des Offenbarungsgehaltes.

[2]) Mit einer Einschränkung, die durch Zölibat und Virginität zum Ausdruck gebracht wird. Vgl. Guardini, vom Sinn der Kirche.

zu einende Paar ein in die Gemeinschaft der Menschen überhaupt. Nicht nur ihren eigenen mit Sinn erfüllten Bund lebt für sich das Paar, sondern in ihm bildet es ab und soll es abbilden den Bund des *Χριστὸς* mit der Gemeinde, mit der nun zur *ἐκκλησία* umgeformten Gemeinde. Diesen Bund bildet das Paar nicht nur ab, es verwirklicht ihn auf seine besondere einmalige Weise und wird damit zur „Urzelle" des geheiligten überweltlichen und überstaatlichen Menschheitsleibes.

Das sind Mysterienhintergründe der Ehe, deren Nennung den Weg zeigt, auf welchem die eheliche Liebe ihrer nur persönlichen und individualisierenden Blickrichtung ebenso wie ihrer selbstsüchtigen Anlage zu entkleiden ist. Dabei gilt, daß nur die entindividualisierte Liebe wirklich zu individualisieren vermag, weil das Individuum zu wesenhafter Wirklichkeit nicht anders gelangt, als indem es sich zugunsten der allgemein menschlichen, typischen Wesensform aufgibt, woraus folgt, daß nur jener Liebesakt, der uns mit dieser Wesensform verknüpft, den Bestand auch unserer individuellen Persönlichkeit wahrhaft im Auge hat und der einmalig wirklichen Bahn des eigenen Lebens vorausleuchtet. Erst das zeitlose, wandellose Bild des urbildlichen Menschen, beider Liebenden Weg und Ziel, vermag die Einung zu schaffen, welche kraft der ehelichen Liebe in beiden Liebenden das persönliche Leben mit dem überpersönlichen verknüpft.

Zum Schluß sei noch auf einen letzten Unterschied zwischen dem Eros der Unmittelbarkeit und der ehelichen Liebe hingewiesen. Der Eros der Unmittelbarkeit eint, indem er die Liebenden aufgehen läßt in der Lebensfülle des vollendeten Augenblicks. Dieses vollendeten Augenblicks, dieser gleichsam paradiesischen Phase der ersten Liebe gehen die Liebenden, kraft ihres Teilhabens am zeitlosen Mythos vom paradiesischen Menschen, seinem Fall und seiner Verbildung, mit Notwendigkeit verlustig. Die Vollendung aber, für den primären Eros naturgegebenes Glück und Widerfahrnis, wird für die gleichsam depossedierte und aus dem Paradies der ersten Einung verstoßene eheliche Liebe zur Leistung und zwar zu einer Leistung der Solidarität.

Diese Seite der Gemeinschaft hat in einzigartiger Weise Franz v. Baader[2]) zum Ausdruck gebracht. „In den Bund der Liebe tretend verzichtet aber der Liebhaber wie der Geliebte auf diese alleinige Selbstvollendung, und beide gehen in eine solidäre Gemein-

[1]) Vgl. Ildefons Herwegen: O.S.B. Lumen Christi, München 1923.

[2]) Franz v. Baader: Sätze aus der erotischen Philosophie, Nr. 16.

schaft ein, sowohl im Streben und Ringen nach dieser Vollendung, als im Schmerz der Suspension derselben und im Genuß der bereits zum Teil erlangten, so daß auch der Versöhnungsprozeß für sie nur mehr ein gemeinschaftlicher ist und man sagen kann, daß die treue Liebe dem Geliebten in dieser Hinsicht bis selbst an die Pforten der Hölle folgt."

Dabei hat für Baader die Vollendung des Menschen den Sinn, daß er im Zeitleben „seine ursprünglich göttliche Anlage, seine Idee als Gottesbild verwirkliche oder realisiere". Das Geheimnis der Ehe besteht also darin, daß dieses innerste und verborgenste Ziel jedes Einzelnen in den Willen und in die Liebe eines anderen mit aufgenommen wird, wobei jeder in der Verfolgung seiner allerpersönlichsten Lebensnotwendigkeit zugleich auch die des anderen fördert und mitträgt, in diesem Tragen aber selbst getragen wird.

Eros der Unmittelbarkeit und eheliche Caritas stehen schließlich in einem Verhältnis zueinander, vergleichbar dem Verhältnis ursprünglich künstlerischer Eingebung und Ausarbeitung dieser Eingebung. Wie die Ausarbeitung im Sinn der Form mehr, im Sinn der Fülle weniger gibt als die Eingebung, so bleibt die Ehe hinter dem Erlebnis der ursprünglichen Einung zurück und scheint in einem ganzen Leben seine Fülle nicht ausschöpfen zu können, und doch ist sie erst die Erfüllung und Ausgestaltung seines verborgenen Gehaltes. Und wie die ursprüngliche Inspiration, obschon einer vergangenen Zeitstelle angehört, doch immer wieder in die fließende Gegenwart der künstlerischen Gestaltung hineinragt, sie bestimmt, in ihre einzelnen Abschnitte sich verwandelt und so den schöpferischen Vorgang gleichsam aus sich hervortreibt, so wandert auch der Eros der Unmittelbarkeit durch alle Phasen der Ehe als der zeitlose Lebensgrund ihrer Entfaltung und als der heimliche Maßstab ihres Glückes oder Leides, ihrer Befriedigung oder Enttäuschung. Ja, indem die eheliche Gemeinschaft reifend in ihrem Sinn sich befestigt, weiß sie sich im lebendigen kontinuierlichen Zusammenhang mit der urgegebenen Einung, dem Wunder des Eros, das den Liebenden zum Wagnis ihres Bundes Mut und Vertrauen gab. Wie dieser Sinn aber im seelenhaften Glück der ersten Verschmelzungswonne verborgen schlief und erst durch die Macht des Geistes und seiner Liebe aus ihr herausgeholt und als Leitbild der gesuchten Gemeinschaft ihrem Werden vorangestellt wird, so enthüllt auch das unbewußte Liebesschicksal der individuellen Personen unter dem Einfluß des primären Eros seinen Sinn erst dem Liebesgebot der ehelichen Gemeinschaft. Die Natur-

und Seelenmacht des Eros nämlich unterwirft die Person der Liebenden seinem Zauber, hebt sie auf und löst sie im Ichfremden, Dämonischen seiner elementaren Gewalt. Diese Widerfahrnis, innerhalb der Ehe wird es zur Aufgabe. Das heißt: die unfreiwillige Aufhebung der individuellen Person, Glück und Widerfahrnis der ursprünglichen Liebeseinung wird innerhalb der Ehe zum gewußten und freiwilligen Opfer, indem beide Liebenden, jeder für den anderen und für sich, getrieben werden, das Betonte ihres persönlichen Sonderdaseins aufzugeben, zugunsten des Gesetzes der Gemeinschaft und der sie regierenden überpersonellen Wesensbilder.

So erst löst sich die Antinomie von Ehe und Liebe, auf welche wir zu Anfang dieser Ausführungen gestoßen sind.

●

Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung.

Von

Richard Bolte, Bremen.

(Schluß.) [1])

Erhebliches Kopfzerbrechen veranlaßt die Unterscheidung zwischen Unfallkrankheiten, die durch plötzliche Einwirkung, und Gewerbekrankheiten, die durch langsame oder dauernd wirksame Schädlichkeiten, bei der Arbeit entstehen, da es hier fließende Übergänge gibt. Ebenso die Entscheidung, ob eine alte Krankheit, die sich nach einem Unfall verschlimmert hat, als Unfallkrankheit anzusehen ist. Es wäre sicher zu wünschen, daß auch diesen Kranken dieselbe Wohltat zu Teil würde, wie den Unfallverletzten. Man kann es daher auch nicht eigentlich zu den unerwünschten Folgen der Sozialversicherung rechnen, wenn sehr oft diesen Kranken eine Unfallrente zugesprochen wird, so ungerechtfertigt dies vom juristischen Standpunkte und eine so schwere Belastung es für den Geldbeutel der Versicherungsanstalten auch sein mag. Da dies alles sozial-psychologisch weniger Interesse hat, gehe ich darauf nicht näher ein. Daß Renten an Nicht-Unfallkranke, aber doch wirklich Hilfsbedürftige und der Hilfe Würdige ausgezahlt werden, obwohl das Gesetz dieses nicht beabsichtigt hat und der Zahler demnach dazu nicht verpflichtet war, ist ein kleines Übel gegenüber dem anderen Mißstande, daß durch Renten und Rentenversprechungen Nervöse, Charakterschwache, Arbeitsscheue und Betrüger künstlich krank gemacht oder von der Arbeit, die sie bisher verrichtet haben, dauernd zurückgehalten werden.

Am einfachsten erscheint der Kampf gegen die Betrüger, und manche verlangen scharfe Bestrafung der Simulanten. Praktisch kommt

---

[1]) Siehe Heft 2, S. 129—138.



hierbei sehr wenig heraus. Reine Simulation ist gar nicht besonders häufig, sondern kristallisiert sich meistens um einen, wenn auch noch so geringfügigen, reellen Kern. Es ist daher meistens gar nicht möglich, die böse Absicht in vollem Umfange nachzuweisen. Gewiß erlebt man es, daß jemand im Besitz einer Vollrente nebenher heimlich eine zehnstündige vollwertige Arbeit leistet, oder daß einer mit komplizierten Stützapparaten für die Beine zur ärztlichen Untersuchung humpelt, während zugleich der blütenweiße Zustand seiner Beinhülsen beweist, daß er sie bei dieser Gelegenheit zum erstenmal benutzt hat. Aber das sind doch große Ausnahmen.

Das eigentliche Problem stellen die ehrlichen eingebildeten Kranken dar, die durch die Unfallgesetzgebung geschaffen worden sind, die zwar nur einen gewissen Prozentsatz der gesamten Unfallkranken bilden, aber den Versicherungsanstalten erhebliche Kosten verursachen, während sie unter anderen Verhältnissen und Gesetzen vollwertige Arbeitskräfte wären.

Die Versicherungsbehörde hat versucht, durch verbesserte Verwaltungsmaßregeln das Übel zu bekämpfen: durch freiwillige frühzeitige Fürsorge für den Kranken (denn bekanntlich tritt in den ersten 13 Krankheitswochen eigentlich die Krankenkasse für die Behandlung ein: ferner durch häufige Nachprüfungen der Erwerbsfähigkeit. Alles ohne sonderlichen Erfolg. Die Behandlung hat vielfach schädlich gewirkt, indem sie das Krankheitsgefühl suggestiv verstärkte, oder den Kranken in Unfallkrankenhäusern, den Hochschulen der Simulation, mit schlechten Elementen in Berührung brachte und zur Übertreibung verführte. Gibt es doch mancher Orts darin geradezu Unterricht und schriftliche Anweisung unter den Kranken. Die häufigen Nachuntersuchungen des Kranken, der wieder seiner Arbeit nachgeht, rühren begreiflicherweise das Krankheitsgefühl von neuem auf, weil er fürchtet, seine Rente zu verlieren. Wenn der Kranke, wie es zuweilen vorkommt, wegen seiner Rente billiger zu arbeiten in der Lage ist und infolgedessen tatsächlich weniger Lohn bekommt, so dient auch dieses dazu, ihn als verminderte Arbeitskraft abzustempeln.

Eine wirksame Bekämpfung der Unfallneurosen ist naturgemäß nur möglich, wenn die Ärzte den richtigen Weg dazu gefunden haben und die Gesetzgebung sich ihren Erkenntnissen angepaßt hat.

Die Stellung der Ärzte zu den Unfallneurosen ist nicht immer dieselbe gewesen. Mitleid und der Wunsch zu helfen, muß die eigentliche Berufstugend des Arztes sein. „Wo Liebe zur ärztlichen Kunst

ist, da ist auch Liebe zu den Menschen" sagt Hippokrates. Die Unfallneurosen, welche äußerlich einen so kläglichen und bejammernswerten Eindruck machen und zudem noch von manchen Fachleuten für nahezu unheilbar erklärt wurden, haben daher begreiflicherweise die Ärzte zunächst zu einer sentimentalen Stellungnahme veranlaßt. Die naturwissenschaftliche Schulung verführte sie dazu, rein körperliche Veränderungen zu sehen, wo es sich im wesentlichen um seelische Reaktionen handelte. Die Untersuchung der Kranken ist zeitraubend und erfordert ein hohes Maß von Klugheit und Taktgefühl, sollen schädliche Suggestionen vermieden werden. Grobe körperliche Verletzungen der inneren Organe sollen ausgeschlossen werden, und doch beeinflußt eine gar zu genaue Untersuchung manchmal den Kranken schon in der ungünstigsten Weise. Mitleidiges Eingehen auf seine Klagen bestärkt ihn in seiner Hypochondrie und umgekehrt verbittert ihn der Versuch, ihm seine Befürchtungen auszureden. Die Ablehnung einer Rentengewährung kostet dem Arzt unter Umständen die Freundschaft des Kranken und seines Verwandten- und Bekanntenkreises, was in einer kleinen Stadt von weittragenden Folgen sein kann. Trotz dieser mühevollen und undankbaren Arbeit wird der Arzt für seine Gutachtertätigkeit ganz unzulänglich bezahlt, so daß es wirklich verwunderlich ist, daß es noch Ärzte gibt, die auf diesem Gebiete mit Freudigkeit arbeiten. Außer diesen störenden affektiven Momenten ist natürlich der Arzt, wenn auch in geringerem Maße denselben Irrtumsquellen unterworfen wie der Kranke. Auch er unterliegt zuweilen dem übermächtigen Kausalitätsbedürfnis. Es genügt ihm nicht zu wissen, daß jedes Ding seine Ursache hat, sondern er will auch in diesem speziellen Falle die spezifische Ursache wissen, und da bietet sich der Unfall als willkommener Lückenbüßer an. Die eindrucksvolle Schilderung des Kranken macht auf den Arzt um so mehr Eindruck, wenn dieser die soziale Not des Kranken kennt, die durch Gewährung einer Rente zunächst gemildert würde. Es gehört schon ein hohes Maß von Objektivität dazu unter diesen Umständen mit seinem Urteil vorläufig zurückzuhalten, und es bedarf einer großen Arbeitsfreudigkeit und des Scharfblickes eines Kriminalisten, um aus Akten und Zeugenvernehmung den wirklichen Tatbestand festzustellen.

Die Abschätzung des Grades der Erwerbsfähigkeit ist nach den Absichten des Gesetzgebers nicht Sache des Arztes, sondern des Richters. Wie aber so oft das quellende Leben die Paragraphenfesseln sprengt, ehe das Gesetz geändert worden ist, so auch hier.

Seit langem wird der Arzt mit der Abschätzung des Grades der Erwerbsfähigkeit betraut, so daß auch dieses Odium noch auf ihm lastet. In den Augen des Versicherungsgerichtes ist er der leichtgläubige sentimentale Allerweltsfreund, in den Augen des Volkes aber der Rentenquetscher.

Des öfteren ist der Wunsch laut geworden, es möchten nur beamtete Ärzte mit der Begutachtung betraut werden, da nur sie die nötige Unabhängigkeit besäßen und sich auf diesem Gebiete eine spezialistische Erfahrung aneignen könnten. Aber auch dieses System hat seine Nachteile. Man würde diesen Ärzten, ähnlich wie den Militärärzten, übergroße Rigorosität vorwerfen, da sie grundsätzlich nur mit Patienten zu tun hätten, denen unter Umständen eine Unredlichkeit zuzutrauen wäre, während der in der Praxis stehende Arzt umgekehrt in erster Linie mit Kranken zu tun hat, denen es nur auf Heilung ankommt und bei denen er sich davon überzeugen kann, daß Krankheiten sehr merkwürdig aussehen können und darum doch nicht simuliert zu sein brauchen. Ferner wird man niemals den praktischen Arzt völlig entbehren können, da er ja als erster den Kranken zu Gesichte bekommt. Es werden zwar große Klagen darüber geführt, daß seine Berichte zu kurz und summarisch und subjektiv sind. Dies kann aber gar nicht anders sein, da man nicht von ihm verlangen kann, daß er bei jeder Fingerquetschung durch Zeugen feststellen soll, wie sie zustande gekommen ist, und nicht bei jeder Lappalie den ganzen Menschen untersuchen und ein umfassendes Gesamtprotokoll aufnehmen kann, in dem er nicht nur beschreibt, was er gefunden hat, sondern auch noch, welche Organe er als gesund festgestellt hat. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß der praktische Arzt in seinen vorläufigen Gutachten unter Umständen insofern einem suggestiven Zwange unterliegt, als mehr von ihm gefragt wird, als er in diesem Augenblicke beantworten kann. Er glaubt eine endgültige Antwort geben zu müssen und entscheidet sich daher nach dem Grundsatze „in dubio pro reo“ d. h. in diesem Falle: er nimmt zugunsten des Verletzten einen Unfall an, der zu einer Erwerbsbeschränkung geführt hat.

Die wachsende Einsicht in die gewaltige Bedeutung der seelischen Einflüsse nicht nur bei den Unfallneurosen, sondern auch bei den meisten körperlichen Unfallkrankheiten hat einen allmählichen Umschwung in der Stellungnahme der Ärzte zu den Unfallkranken herbeigeführt, der sich schon vor dem Kriege geltend machte, in verstärktem Maße aber durch die Kriegserfahrungen beschleunigt wurde,

nicht unbeeinflußt von affektiven Momenten sozialer und persönlicher Art.

Die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft und die größere Übung und Routine in der Untersuchung, welche bei den Unfallkranken noch andere Gesichtspunkte berücksichtigen muß als in der gewöhnlichen ärztlichen Praxis, bewirkten, daß die Ärzte eine schärfere Trennung zwischen seelisch bedingten Störungen, einschließlich der Simulation, und rein körperlichen Schädigungen vornahmen. Sie lernten bei der Vernehmung des Kranken und der Zeugen suggestive Beeinflussung mehr als früher zu vermeiden und sich selbst kritischer zu verhalten. Es wird jetzt kaum noch vorkommen, daß ein Kranker für arbeitsunfähig erklärt wird, bei dem die Schwielen an der Hand seine regelmäßige Beschäftigung beweisen. Seltener geworden ist es, daß ein Linkshänder bei Verlust der rechten Hand unberechtigterweise die Rente für den Verlust der Arbeitshand bekommt. Andererseits ist gewiß nicht immer unberechtigte Simulantenriecherei vermieden worden, indem aus dem Fehlen einer körperlichen Schädigung ohne weiteres auf Simulation geschlossen wurde, seelisch bedingte Symptome als bewußt vorgetäuscht angesehen wurden. Besonders dann, wenn ein Arzt irrtümlich eine organische Schädigung angenommen hatte, ist er nach Erkennung seines Irrtums leicht geneigt anzunehmen, daß ihn nicht das sonderbare Krankheitsbild, sondern der raffinierte Kranke getäuscht hat. Nachuntersuchungen durch Kommissionen, die zu einer völlig anderen Diagnose kommen oder eine wesentlich niedrigere Rente festsetzen, sind ebenfalls geeignet, den unbefangenen Blick des Gutachters zu trüben und ihn für kommende Fälle „scharf zu machen“. Eine derartige unwillkürliche Beeinflussung konnte man sehr deutlich wahrnehmen bei der Begutachtung der Kriegsbeschädigungen. Während des Krieges waren die oberen Instanzen, wie mir scheint, geneigt, einen wohlwollenderen Standpunkt einzunehmen, als nach unseren heutigen Anschauungen sachlich berechtigt war. Nach dem Kriege ist nunmehr das Steuer herumgeworfen worden, und es hat eine erheblich schärfere Beurteilung Platz gegriffen. Zweifellos haben die Begutachter während des Krieges infolge ihrer Überlastung sich häufig geirrt, fast immer zugunsten der Verletzten, aber zweifellos hat die Reaktion jetzt dazu geführt, auch die Fälle nachträglich schärfer zu beurteilen, bei denen ein prinzipieller Irrtum nicht stattgefunden hatte. Die ungeheuren Kosten, welche dem Reiche durch falsche Gutachten erwachsen sind, haben für den Kenner der Sachlage etwas Bedrückendes, erregen in ihm

den Wunsch, das Übel mit Feuer und Schwert auszurotten und treiben ihn unter Umständen, des Guten zu viel zu tun.

Am bewußtesten hat Reichardt „die Bekämpfung schädlicher seelischer Massen- und Einzelreaktionen begonnen, deren größere Häufung infolge des Krieges auch in der Unfallbegutachtung in der Nachkriegszeit zu erwarten ist". „Es müssen auch gesetzliche Bestimmungen geschaffen (oder die vorhandenen Bestimmungen müssen angewendet) werden, damit der Arbeitsunlustige, der Willensschwächling und der degenerative Simulant nicht zu sehr auf Kosten der Allgemeinheit gehegt und gepflegt werden."

Da es sehr zweifelhaft ist, ob in absehbarer Zeit eine durchgreifende Änderung der Gesetzgebung stattfinden wird, ist zunächst auf eine bessere Ausbildung der begutachtenden Ärzte, der Beamten und der Juristen der Berufsgenossenschaften und Versicherungsbehörden Wert zu legen. Die Auslegung und Handhabung der Gesetzesparagraphen und Ausführungsbestimmungen bieten, wie auf jedem Gebiete so auch hier, einen gewissen Spielraum.

Reichardt will an Stelle des früheren summarischen Krankheitsbegriffes fortan sprechen von:

„1. Krankheiten im engeren Sinne mit echten physischen Krankheitsvorgängen.

2. Verletzungen und Verwundungen aller Art (die eigentlichen Unfallfolgen).

3. Stationären erworbenen Defekten aller Art (hierunter die große Mehrzahl der Restzustände der chirurgischen Unfallfolgen).

4. Angeborenen abnormen Veranlagungen oder defekten auf körperlichem oder seelischem Gebiete.

5. Normalen und abnormen seelischen und nervösen (psychisch-vegetativen) Reaktionen.

Wenn sich ein seelisch (z. B. hypochondrisch) zu stark Reagierender ‚krank fühlt', dann denkt er zweifellos an Krankheitsvorgänge im Sinne 1 oder an organische Unfallfolgen im Sinne von Nr. 2; und der Arzt kann ihm dann mit bestem Gewissen sagen, daß er ‚nicht krank' (und überhaupt nicht unfallverletzt) ist und in dieser Hinsicht auch nichts zu befürchten hat." „Die Behandlung der psychopathischen Unfallreaktionen ist eine rein psychische, aufklärende, beruhigende, suggestive. Eine Rente ist prinzipiell nicht zu gewähren. Wenn nicht sogleich die richtige Diagnose gestellt werden konnte, sind nur vorübergehende Schonrenten von kurzer Dauer zu bewilligen; außerdem ist im Bescheid auf die Harmlosigkeit und gute Prognose

der Störung hinzuweisen. Eine Erwerbsbeschränkung von einiger Dauer ist möglichst nicht anzunehmen. Der „Patient" soll — auch mit seinen nervösen Mißempfindungen — arbeiten, und er kann auch ebenso arbeiten, wie die große Mehrzahl der Nervösen außerhalb des Entschädigungsverfahrens arbeitsfähig ist." Manche Gutachter stehen auf dem Standpunkt, daß man überhaupt bei Unfallkranken dann niedrigere Renten festsetzen soll, wenn daraus ein therapeutischer Nutzen, Vermehrung des Arbeitswillens und damit beschleunigte Heilung mit Sicherheit zu erwarten ist. Daß dieser Standpunkt juristisch starken Bedenken unterliegt, bedarf keines Hinweises, ob ihm aber die Logik der Tatsachen nicht doch zum Siege verhelfen wird mit oder ohne Änderung der Gesetzgebung, das ist eine andere Frage.

Auch andere Begründungen entbehren nicht immer einer gewissen Sophistik. Man hat gesagt: Für den mangelhaften Gesundheitswillen der Unfallkranken ist die Versicherung nicht verantwortlich. Die verkehrten Vorstellungen, die der Versicherte an den Unfall knüpft, können nicht durch eine Rente belohnt werden. Es besteht kein entschädigungspflichtiger Unfall, wenn ein Psychopath durch eine Schädigung arbeitsunfähig wird, die ein Normaler ohne Nachteile übersteht, denn der Unfall ist in diesem Falle keine „wesentliche Teilursache", sondern nur „auslösende Gelegenheitsursache".

Bei langdauernden subjektiven Beschwerden ohne objektiven Befund, wird auch wohl das Gutachten dahin abgegeben, daß erfahrungsgemäß derartige Beschwerden nach einem Unfall innerhalb einiger Monate zu verschwinden pflegen. Was übrig bleibe, sei demnach nicht als Unfallsfolge anzusehen, sondern sei Folge der Veranlagung oder anderer Ursachen. Die Schwäche dieser Behauptungen liegt auf der Hand. Auch die Annahme einer Gewöhnung an den krankhaften Zustand, der ja gewiß manchmal bei dem Verlust oder der Schädigung eines Körperteils berechtigt ist, ist zur Drückung der Rente von Unfallneurosen verwendet worden.

Oder man hat gesagt, daß das Auftreten einer echten traumatischen Neurose schon beweise, daß das Nervensystem des Kranken auch vor dem Unfall kein normales war. Wenn man unter einer echten traumatischen Neurose einen unbeeinflußbaren Dauerzustand versteht, so mag dies richtig sein. Wenn man aber darunter rein seelisch bedingte nervöse Zustände versteht, so muß die Frage unentschieden bleiben. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben namhafte Ärzte wie Hoche dazu geführt anzunehmen, daß jeder Mensch

„hysteriefähig“ sei. Diese Zustände pflegen allerdings meistens in absehbarer Zeit abzuklingen. Soll nun aus therapeutischen Gründen dieser Kranke für die Zeit seiner tatsächlichen Arbeitsunfähigkeit keine Rente beziehen, weil ihm diese sicher schaden wird? Recht und Zweckmäßigkeit stehen sich hier in unversöhnlichem Widerspruch entgegen. Hinzukommt, daß allen Theorien zum Trotz in allerdings sehr seltenen Fällen auch ohne Rentenansprüche eine traumatische Neurose einen ungünstigen Ausgang nimmt (vgl. Erfahrungen von Knotz in Bosnien, zitiert bei Schultze).

Die meisten Ärzte drängen daher auf eine radikale Änderung des Unfallgesetzes. Die meisten sind sich darin einig, daß das Ideal die Abschaffung der Rente und ihre Ersetzung durch eine einmalige Kapitalabfindung ist. Dagegen wird eingewendet, daß das Kapital mit oder ohne Verschulden des Versicherten verloren gehen könne, der dann hilflos dem Elend gegenüberstehe. Dieser Einwand ist berechtigt. Aber all dieses Elend ist verschwindend gegenüber dem Elend, das jetzt durch die ungünstigen seelischen Einflüsse der Renten auf bestimmt veranlagte Unfallkranke hervorgerufen wird. Alle Vorschläge, welche darauf hinzielen, speziell die Unfallneurosen einer Ausnahmebehandlung zu unterwerfen (Lissauer-Sachs: traumatische Neurosen sollen einfach nicht als Unfallfolgen, sondern als vermeidbare Folgen der Gesetzgebung aufgefaßt werden; K. Mendel: Quärulatorische Formen sollen nicht entschädigt werden) sind nicht nur schwer durchführbar, sondern verkennen auch den Umfang des Problems. Es handelt sich nicht bloß um traumatische Neurosen und organisch verletzte Psychopathen, sondern um die Gesamtheit aller Unfallverletzten, welche alle, seien sie nun nervengesund oder -krank, den unheilvollen psychischen Einflüssen der Rentengesetzgebung unterworfen sind, wobei die einen allerdings kaum merklich, die anderen aber doch praktisch in erheblichem Maße geschädigt werden.

Unter den Juristen des Reichsversicherungsamtes ist ein Stimmungsumschwung erst später und weniger deutlich zu verspüren als unter den Ärzten. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß ihre Veröffentlichungen der Genehmigung des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern unterliegen. Es liegen wohl Äußerungen vor wie die des Reichsversicherungsamtes von 1906: „Es ist die ernste, im dringenden Interesse der Arbeiterschaft selbst wie des Volksganzen liegende Aufgabe der Rechtsprechung, alle verfügbaren Mittel anzuwenden, um ungerechtfertigten Einflüssen der Begehrlichkeit auf die Rentenbewilligung nach Möglichkeit entgegen zu treten. Die Vernachlässigung

dieser Pflicht würde mit Notwendigkeit zur Erschlaffung der Arbeitsfreudigkeit und des sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls in den Kreisen der nicht mehr voll erwerbsfähigen Versicherten und damit gleichzeitig zu einer Schädigung der Volkskraft führen." Eine an die Wurzel greifende Kritik ist mir aber aus den Jahren vor 1911 nicht bekannt. Der gewesene Senatsvorsitzende im Reichsversicherungsamt Ferdinand Friedensburg richtete im Jahre 1911 einen überaus heftigen Angriff gegen die Praxis der deutschen Arbeiterversicherung. Seine Hauptangriffe wendet er weniger gegen das Gesetz als solches, wenn er auch von der „Pandorabüchse der Sozialpolitik" nicht erbaut zu sein scheint und Vereinfachung der Organisation verlangt: „Die Wenigsten haben ja auch nur eine Ahnung von der geradezu ungeheuerlichen Maschinerie, die die Versicherung im Gange erhält. Neben dem Reichsversicherungsamt stehen 8 Landesversicherungsämter, sie beaufsichtigen in nicht immer klarer Abgrenzung ihrer Befugnisse 66 gewerbliche Berufsgenossenschaften mit 14 Versicherungsanstalten, 48 landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften, 209 Reichs- und Staats-, sowie 545 kommunale Ausführungsbehörden, die durch die Landeszentralbehörden zur Übernahme der durch die Unfallversicherung entstehenden Lasten für leistungsfähig erklärt worden sind." Um so heftiger tadelt er die Anwendung der Gesetze. Man habe in den ersten Jahren mit vollen Händen gewaltige Summen ausgestreut, um das Volk mit dem Gedanken der Versicherung vertraut zu machen. Die Gesamtausgaben der Berufsgenossenschaften, berechnet auf den Kopf des Versicherten, hätten sich in 20 Jahren fast verdreifacht, berechnet auf den angemeldeten Unfall von 193 Mark auf 303 Mark erhöht. Daher suche, wer es könne, sich den Lasten der Versicherung zu entziehen. Im Jahre 1908 hatten die Berufsgenossenschaften über 400000 Mark an Strafgeldern erhoben. Die ehrenamtlichen Kräfte ziehen sich nach Möglichkeit aus den Berufsgenossenschaften zurück. Man versuchte sie durch hohe Bemessung der Zeitaufwandentschädigung zu halten, wegegen aber die Arbeiter Einspruch erhoben. Infolgedessen trat eine zunehmende Bürokratisierung ein. „Juristische Gedanken und Gründe sind im Reichsversicherungsamt überhaupt unbeliebt: Die feinste Rechtsausführung unterliegt glatt vor dem Einwurf, sie sei nicht sozial und ist allenfalls gut genug, eine vom Wohlwollen eingegebene Entscheidung nach außen zu rechtfertigen", und höhnend zitiert er das Wort des Senatsvorsitzenden Dr. Weymann: „Das ist eine Rechtsprechung, der die angeborene Farbe des Entschlusses aus den Augen blitzt". Wenn auch nur ein kleiner Teil des Scharf-

sinns, des Wissens und der Sorgfalt, die jetzt zugunsten der Versicherten aufgewendet werden, zum Besten der Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten arbeitete, würde das sattsam bekannte Geschrei über Parteilichkeit, Klassenjustiz, Entrechtung des Volkes usw. erhoben werden. Trotz aller Nachgiebigkeit erkennten die Versicherten die geleistete Hilfe und Fürsorge nicht an. Die Arbeiterversicherung könne nur dann segensreich wirken, wenn sie, losgelöst von allen Übertreibungen, insbesondere von der bewußten oder unbewußten Liebedienerei nach unten, als eine Staatseinrichtung arbeite, parteilos wie jede andere.

In ähnlich leidenschaftlicher Weise hat dann im folgenden Jahre der Nationalökonom Bernhard in seinem bekannten Buche auf die unerwünschten Folgen der deutschen Sozialpolitik hingewiesen und die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt, zumal er die Fragen entschieden von einem praktischeren Gesichtspunkt aus betrachtet. Er spricht vor allem vom Standpunkte der Industrie aus, die nicht nur finanziell belastet, sondern auch durch die Unfallverhütungsmaßregeln der Konzessionsbehörde, Polizeibehörde und der Berufsgenossenschaft unerhört belästigt würden. Die Industriellen müßten im allgemeinen 8 Monate bis zur Erteilung einer Konzession warten und begännen erst mit dem Bau, wenn die englischen Konkurrenzunternehmungen längst im Betrieb seien. Die Darstellung der schädlichen psychischen Folgen der Unfallgesetzgebung ist umfassend und trotz ihrer subjektiven Einseitigkeit noch heute lesenswert.

Die Entgegnungen von Zahn und Präsident Kaufmann lauten etwa folgendermaßen: Die Verwaltungsausgaben betragen nur 10 bis 15 % des Gesamtaufwandes. Die Zunahme der Sozialdemokratie wäre zweifellos noch größer, ihr Kolorit ungleich radikaler, wenn der praktische Angriff positiver Sozialpolitik im Wege der Arbeiterversicherung nicht erfolgt wäre. Auf eine gesunde Mischung von rechts- und sozialpolitischem Empfinden und wirtschaftlichen Anschauungen kommt es an. Die Objektivität des Reichsversicherungsamtes wird dadurch bewiesen, daß ihm von der einen Seite Liebedienerei nach unten und von der anderen Scharfmacherei vorgeworfen wird. Durch die Versicherung wird der Arbeiter sozial, moralisch und geistig gehoben, sein Selbstbewußtsein, seine Rechtskenntnis und sein Vertrauen zur Rechtsprechung gesteigert. Zahlreiche Unfälle werden verhütet, wenn auch infolge der besseren Anmeldung statistisch die Zahl der leichten Unfälle scheinbar zunimmt. Die Ärzte (Hoche, Quincke, Aram) haben gemeint, der Sozialidealismus werde ein Heer von Menschen

züchten, die nicht für ihr Vaterland, sondern für ihre Rente kämpfen würden. Diese Schwarzseherei sei bei Ausspruch des Weltkrieges widerlegt worden. (Der weitere Verlauf des Krieges mit dem Auftreten der Drückeberger und „Zitterkönige“ hat vielleicht auch Zahn und Kaufmann in dieser Ansicht erschüttert.) Die Rentenhysterie sei ein Übel, etwa zu vergleichen mit den Brandstiftungen bei der Feuerversicherung. (Es wird hier verkannt, daß der erfolgreiche Brandstifter nur die Versicherung um Geld schädigt, selbst aber gesund und arbeitsfähig bleibt, und ferner daß die Rentenhysterie, die hier anscheinend mit der Simulation zusammengeworfen wird, nur einen Teil der in weiterem Sinne seelisch Geschädigten darstellt; denn auch die körperlich Kranken heilen zum Teil aus psychischen Gründen langsamer infolge der Unfallversicherung.) Die Zahl der Unfallneurosen sei verhältnismäßig gering, jedenfalls erheblich kleiner als die der chirurgischen Unfallfolgen. (Dies ist natürlich richtig, denn sonst wäre das deutsche Volk längst geistig zugrunde gegangen, da über 90 % der Unfälle chirurgisch sind. Es frägt sich übrigens, wieviel auch von diesen nervös werden.) Die Ärzte müßten helfen, Simulation, bewußte und unbewußte Übertreibung zu bekämpfen. Durch bessere Ausbildung der Ärzte, durch Vereinfachung des Verfahrens und durch frühzeitige Heilbehandlung und weitere Hebung der wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte der Versicherten ließen sich die vorhandenen Mißstände verringern.

Man sieht, abgesehen von der Farbe der Brillengläser, sind die prinzipiellen Anschauungen der Gegner gar nicht so verschieden. Man ist wohl verschiedener Meinung, wieviel Geld auszugeben ist, glaubt aber doch beiderseits durch gewissermaßen polizeiliche Maßregeln die Hysterie und Übertreibung zurückdrängen zu können.

Die Erfahrungen des Weltkrieges, die Inflationszeit und die jetzige Verarmung Deutschlands werden aber voraussichtlich dazu beitragen eine Umgestaltung der Versicherung herbeizuführen, welche keineswegs eine Verschlechterung infolge erzwungener Sparsamkeit darzustellen braucht, sondern hoffentlich eine prinzipielle Verbesserung sein wird.

Bekanntlich werden die Renten noch immer in Papiermark ausgezahlt, so daß die Zwergrenten auf den Minimalsatz von einer Goldmark vierteljährlich aufgehöht werden mußten, um überhaupt auszahlbar zu sein. Nur durch Zahlung provisorischer Zulagen haben Renten von 20 % und darüber praktisch überhaupt noch einen Wert. Erhebliche Zulagen werden nur bei den Renten über 50 % gezahlt.

Zwergrenten erhalten zur Zeit überhaupt keine Zulagen. Wenn daher die Renten jetzt aufgewertet und die Zulagen wieder beseitigt werden sollen, so ist die Gelegenheit gegeben, die tatsächlich schon nicht mehr vorhandenen Zwergrenten auch gesetzlich und ohne allzu fühlbare Härte definitiv zu beseitigen. Damit würde viel Schreibwerk und Geld, das nützlicher angewendet werden kann, gespart werden; denn $^1/_8$ aller Renten sind Zwergrenten (sog. „Schnapsrenten"), die zum Teil an Leute ausgezahlt werden, welche voll besoldete Stellen ausfüllen.

Anzunehmen ist auch, daß die Bestrebungen Kaufmann's, den Schwerpunkt auf die Sachleistungen (Krankenbehandlung) zu legen, Erfolg haben werden. Auch er gibt in seiner neuesten Veröffentlichung zu, daß die Barleistungen zum Teil bevölkerungspolitisch wertlos und wegen der suggestiven Verbindung von Unfall- und Geldrente für die Versicherten oft schädlich sind.

Die Versorgung der Unfallverletzten in den ersten 13 Wochen, welche bisher nur in bestimmten Fällen freiwillig von den Berufsgenossenschaften übernommen wurde, meistens aber Sache der Krankenkassen war, wird möglicherweise fortan obligatorisch durch die Berufsgenossenschaften übernommen werden im Sinne der Schadenverhütung, wie sie Kaufmann anstrebt. Die Wirkung dieser Maßregel wird von Fall zu Fall verschieden sein. Manche chirurgischen Fälle werden dadurch frühzeitiger und besser behandelt werden. Aber andererseits ist nicht ausgeschlossen, daß noch mehr wie bisher die Krankenkassen, welche dadurch entlastet werden, dem Versicherten unwillkürlich suggerieren, daß er einen Unfall erlitten habe, auch wo dies nicht der Fall ist. Ja, es ist sogar denkbar, daß der nicht-Krankenkassenversicherte, wenn er Arbeitslosigkeit voraussieht, ein unbedeutenden Unfall erleiden wird, um Versorgung zu finden.

Auch die Unfallverhütungsmaßregeln werden möglicherweise verschärft werden und in verstärktem Maße eine gegenläufige Bewegung in dem Kreise der Industriellen hervorrufen. Die sozialpsychologischen Wirkungen derartiger Bestimmungen auf den Unternehmungsgeist der Fabrikanten, der Erfinder, der Benutzer neuer Maschinen usw. und der breiten Volksschichten zu untersuchen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Es wird wünschenswert sein, daß darüber einmal in einer besonderen Arbeit von berufener Seite Untersuchungen angestellt werden. Sollte es sich herausstellen, daß die deutsche Industrie dadurch geschädigt würde, so könnte auch dieses sine ira et studio ausgesprochen werden. Unsere Aufgabe ist es,

Tatsachen festzustellen. Ob es wünschenswerter ist, Unfälle zu verhüten oder den Nationalreichtum zu vermehren, das ist keine Frage unserer Wisssenschaft, sondern hängt von den moralischen und politischen Anschauungen des Entscheidenden ab.

Wichtigste neuere Literatur:

Die Arbeiterversorgung, älteste Zeitschrift für die gesamte Sozialversicherung im deutschen Reiche.

Bernhard, Ludwig: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Berlin, Julius Springer, 1912.

Friedensburg, Ferdinand: Die Praxis der deutschen Arbeiterversicherung. Berlin, Karl Heymann's Verlag, 1911.

Kaufmann, Paul: Licht und Schatten bei der deutschen Arbeiterversicherung. Berlin, Julius Springer, 1912.

Ders.: Was dankt das kämpfende Deutschland seiner sozialen Fürsorge? Berlin, Franz Vahlen, 1917.

Ders.: Wiederaufbau und Sozialversicherung. 2. Aufl. Berlin, Georg Stilke, 1920.

Ders.: Vergangenheit und Zukunft der deutschen Sozialversicherung. Deutsche Juristenzeitung 1. Okt. 1924.

Kräpelin, Emil: Psychiatrie. Bd. IV. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1915.

Kraus, Siegfried: Über das Berufsschicksal Unfallverletzter. Stuttgart u. Berlin, Kotta'sche Buchhandlg., 1915.

Lohmar, Paul: Schattenseiten der Reichsunfallversicherung. Berlin, Karl Heymanns Verlag 1916.

Reichardt, Martin: Einführung in die Unfall- und Invaliditätsbegutachtung. 2. Aufl. Jena, Gustav Fischer, 1921.

Schmittmann, B.: Führer durch die deutsche Sozialversicherung in ihrer Gestaltung nach dem Kriege. Düsseldorf, L. Schwann, 1921.

Schuster, Paul: Trauma und Nervenkrankheiten. Handbuch der Neurologie von Lewandowsky. V. Bd. Berlin, Julius Springer, 1914.

Schultze, Ernst: Der Kampf um die Rente und der Selbstmord in der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts. Halle a. S., Karl Marhold, 1910.

Thiem, C.: Handbuch der Unfallerkrankungen. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1909.

Zahn, Friedrich: Wirkung der deutschen Sozialversicherung. München, Berlin u. Leipzig, J. Schweitzer Verlag, 1915.

Zeitschrift für ärztlich-soziales Versorgungswesen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft
(auf den Trobriand-Inseln, östlich von Neu-Guinea, Südsee).

Von

B. Malinowski.[1])

(Schluß.)

III.

Bei den Eingeborenen der Trobriandinseln finden wir als besonders charakteristisch und bedeutungsvoll für ihr Gemeinschaftsleben die Anwendung von Zauber (*Megwa*). Alle lebenswichtigen Seiten des Daseins sind von ihm durchsetzt, er ist nicht nur ein Machtmittel, sondern auch ein Gradmesser für die Bedeutung derjenigen, die ihn ausüben. Die Stellung der Frauen in zauberischen Angelegenheiten verdient besondere Beachtung.

Zauberei erscheint mir als ein Typus menschlichen Verhaltens, der eine spezifische Einstellung zur Wirklichkeit voraussetzt. Der Bewohner der Trobriandinseln hält die Anwendung von Zauber unvermeidlich in allen wichtigen Tätigkeiten und Unternehmungen, deren Ausgang er nicht fest in der Hand hat. So bei Gartenbau und Fischerei, bei dem Bau eines großen Kanus, beim Tauchen nach wertvollen Muscheln, bei der Beeinflussung von Wind und Wetter, beim Kriegführen, in Liebesdingen und Angelegenheiten persönlichen Einflusses, bei einer großen Seereise, und schließlich, nicht zum geringsten, für die Gesundheit und bei der Beeinträchtigung eines Feindes durch alle möglichen Übel. Immer greift man zu zauberischen Mitteln und hält den Ausgang aller dieser Dinge überwiegend oder auch vollständig abhängig von der Zauberei. Ihrer richtigen und

---

[1]) Der I. Teil erschien im Heft 1 dieser Zeitschrift S. 45—53.

kunstgemäßen Durchführung wird im wesentlichen Erfolg oder Mißerfolg, Mangel oder Überfluß, Gesundheit oder Krankheit zugeschrieben.

Der Zauber besteht nun in der Anwendung von Sprüchen und Riten durch einen Menschen, der zu diesem Amte nur durch Erfüllung bestimmter Vorbedingungen ausgerüstet ist. Die Zauberkraft empfindet man in erster Linie in den Worten der Formel. Die Funktion des Ritus, der gewöhnlich sehr einfach ist, besteht vor allem darin, den Atem des Zauberers, „mit der Macht der Worte beladen", dem Gegenstand oder der Person zuzuführen, für die der Zauber bestimmt ist. Von allen Zaubersprüchen nimmt man an, daß sie seit undenkbaren Zeiten, sozusagen vom Beginne der Welt an, bestehen, und diese Zurückdatierung macht sich auch in soziologischer Hinsicht geltend: einige Zaubersysteme nämlich sind vererblich, und zwar ist jedes dieser Systeme an eine bestimmte Sippe geknüpft, die seit ihrem Auftauchen aus dem Erdboden über diesen Zauber verfügt. Nur ein Sippenangehöriger darf den als Besitz hochgeschätzten Sippenzauber ausüben.[1]) In der Mehrzahl der Fälle vererbt auch die weibliche Linie den Zauber als solchen weiter, während seine Ausübung, ebenso wie andere Formen von Macht und Besitz, Sache der Männer ist. Nur vereinzelt darf solcher vererbbare Zauber auch durch Frauen ausgeübt werden.

Die Macht der den Zauber ausübenden Person ist nicht nur das Ergebnis ihres persöhnlichen Einflusses. Die wichtigsten Zauberkategorien sind den Tätigkeiten, die sie begleiten, nicht einfach angehängt, sondern auf das Engste mit ihnen verwoben. So spielt bei dem Gartenzauber derjenige, der ihn ausübt, eine wirtschaftlich und sozial wichtige Rolle und ist auch der Organisator uud Leiter des ganzen Gartenbaus. Das gleiche gilt für den Bau von Kanus und dessen Zauber, oder für die Riten, die bei einer Überseereise angewendet werden. Stets ist der technische Führer solches Unternehmens verpflichtet oder berechtigt, den zuständigen Zauber zu verrichten. Führertum und Zauberei sind also untrennbar in einer Person vereinigt. Bei Zaubertypen, die von den Eingeborenen der Gruppe der „schwarzen Magie" (*bulubwalata*) zugerechnet werden, die unter anderem Hexerei und Trockenheit- bzw. Regenzauber umfaßt, hat der

---

[1]) Ähnliches finden wir bei den in manchen Zügen soziologisch ähnlichen Indianern Amerikas. Vgl. W. C. Mc Kern *Functional Families of the Patwin*, Univers. of California Public. in Am. Arch. a Ethnol. 13, 1922, S. 236—258 und Thurnwald's Artikel „Handwerk" im Reallexikon der Vorgeschichte, hrsg. von Max Ebert, 1925. [Der Herausgeber.]

Zauberer auch einen außerordentlichen persönlichen Einfluß auf seine Stammesgenossen. Tatsächlich ist die Zauberei das wirkungsvollste und am meisten angewandte Mittel der Machtbetätigung.

Die enge Verbindung einer Tätigkeit mit ihrem Zauberspruch bringt es mit sich, daß der Teilung der Arbeitsfunktionen unter den Geschlechtern auch eine Teilung der Zauberei entspricht. Diejenigen Arbeitsgebiete, die hergebrachterweise nur Männer innehaben, erfordern auch als Zauberer einen Mann, dort aber, wo Frauen wirken, muß der Zauberer aus ihrer Mitte hervorgehen. Die folgende Tabelle veranschaulicht diese Einteilung.

Verteilung der Zauberei unter die Geschlechter.

männlicher Zauber	weiblicher Zauber	Zauber durch beide Geschlechter
Gemeinschaftlicher Zauber für Felder (*Towosi*) Zauber für Fischerei Zauber für Jagd Zauber für Kanubau Zauber für Kulahandel (*Mwasila*) Wetterzauber (Sonne, Regen) Windzauber Kriegszauber (*Boma*) Schiffahrtszauber (*Kayga'u*) Holzschnittzauber (*Kabitam*) Behexungszauber (*Bevaga'u*)	Riten bei der ersten Schwangerschaft Vorkehrungen gegen die Gefahren bei der Entbindung Zauber für das Kleidermachen (Grasröckchen) Zauber gegen Zahnschmerzen Zauber gegen Elfantiasis und andere Schwellungen Zauber gegen Gonorrhoe Zauber bei Fehlgeburten Weibliche Hexerei *Yoyova* oder *Mulukwausi*	Schönheitszauber Liebeszauber Zauber für private Felder

Der Kriegszauber, der jetzt durch den Einfluß der Weißen in Verfall geraten ist, besteht in einem System von Sprüchen und Riten, die stets nur durch einen Mann aus einer bestimmten Sippe angewendet werden. Auch bei den übrigen, Männern vorbehaltenen Tätigkeiten, wie etwa dem Kanubau, darf der Zauber, der den Bau eines seetüchtigen Kanus in langen und komplizierten Spruchserien begleitet, niemals von Frauen ausgeübt werden.

Andere, sehr wichtige Zaubertypen dagegen begleiten weibliche Tätigkeiten, die ihrer Natur nach oder durch gesellschaftlichen Brauch die Anwesenheit eines Mannes ausschließen, so z. B. der Zauber, der mit der Zeremonie der ersten Schwangerschaft verbunden ist, der Zauber bei Fehlgeburten oder der Zauber, der die Herstellung von Grasröckchen begleitet.

In Liebesangelegenheiten, bei der Beeinflussung des Wetters und der menschlichen Gesundheit und bei der Anlage von Feldern bedienen sich beide Geschlechter zauberischer Künste. Soweit es sich aber um Gartenbau handelt, werden die öffentlichen Zauberriten durch den Dorfzauberer ausgeführt und von den Eingeborenen sorgsam beachtet.[1]) Auch das ausschließlich durch Frauen betriebenene Jäten der Felder muß durch den Dorfzauberer mit einer feierlichen Zeremonie eingeleitet werden. Die Sprüche des Liebes- und Schönheitszaubers hingegen werden von allen, die an unglücklicher Liebe leiden oder ihrer persönlichen Wirkung Nachdruck verschaffen wollen, angewendet. Bei großen Stammesfesten werden die Schönheitszaubersprüche öffentlich von den Frauen über die Männer gesprochen. Bei anderen Gelegenheiten wieder bedienen sich Männer des Schönheitszaubers für ihre eignen Personen und ihre Schmuckstücke (vgl. Kap. XIII, Abschn. 1 in „Argonauts of the Western Pacific", 1922).

Die vollständigste Teilung der Zauberei unter die Geschlechter finden wir bei jenen dunklen Behexungskünsten, die der Erfüllung menschlicher Hoffnungen und Glücksträume dienen sollen. Krankheits- und Gesundheitszauber, Zauber, der das Leben eines Menschen zerstören oder die Lebensfreude wiederherstellen soll, darf von Männern und Frauen gleichmäßig angewandt werden. Der Charakter solches Zaubers ist aber, je nach dem Geschlecht, sehr verschieden. Mann und Frau haben ihre eigne Behexungsfähigkeit, die in Formeln und Riten gekleidet in Erscheinung tritt und auch in ganz verschiedener Weise auf den Körper des Behexten wirkt, weil der Glaube an die männliche oder weibliche Zauberkraft ganz verschieden gefärbt ist. Die Hexerei der Männer ist viel greifbarer und ihre Methoden können deutlich festgestellt werden. Sie bewegen sich in einem gewissermaßen rationalen System. Die übernatürliche Ausrüstung des Hexenmeisters beschränkt sich auf seine Fähigkeit, je nach Wunsch zu verschwinden, einen glänzenden Schein von seiner Person ausstrahlen zu lassen und sich mit gewissen Nachtvögeln zu verbinden. Im Grunde sind seine Mittel übernatürlich zu wirken recht armselig, wenn wir sie mit dem vergleichen, was einer weiblichen Person in dieser Hinsicht zugeschrieben wird. Eine rechte Hexe tritt ihre nächt-

[1]) Auf den südlich in der Nähe gelegenen Amphlettinseln dagegen befindet sich der Feldzauber hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, in Händen der Frauen. Unter den Eingeborenen der noch weiter südlich liegenden Dobuinseln und an den nordöstlichen Küsten der Dawsonstraße, im Entrecasteauxarchipel, spielen die Frauen eine überragende Rolle in der Zauberei.

lichen Unternehmungen als unsichtbares Doppelwesen an, fliegt durch die Luft oder erscheint oder als fallender Stern. Sie nimmt nach Belieben die Gestalt eines Glühwürmchens an, oder die eines Nachtvogels oder eines fliegenden Hundes; sie kann auf riesige Entfernungen hören und riechen und nährt sich von Leichnamen. Die Krankheit, welche Hexen anzaubern, ist nahezu unheilbar und verläuft sehr schnell, gewöhnlich führt sie sofort zum Tode. Ihre Entstehung wird herbeigeführt durch die Entfernung der inneren Organe des Opfers, welche die Hexe sofort verzehrt.

Der Mann als Hexenmeister nimmt dagegen nie etwas vom Fleisch seines Opfers, seine Macht ist lange nicht so wirkungsvoll und er kann nur allmählich hartnäckige Krankheiten anzaubern. Wenn es ihm gelingt nach Monaten oder Jahren ein Opfer zur Strecke zu bringen, so hat er Glück. Auch besteht die Gefahr, daß ihm ein anderer Hexenmeister ins Gehege kommt, den man etwa mietet, um eine Gegenhexerei anzustellen und damit das Opfer wieder gesund zu machen. Gegen eine Hexe die Hilfe einer Zunftgenossin anzurufen hat wenig Aussicht auf Erfolg.

Junge Hexen sind bei den Männern sexuell nicht weniger erwünscht als andere weibliche Wesen, ja sie sind dank ihrer persönlichen Macht und ausgeprägten Individualität von einem gewissen Nimbus umgeben. An der Anziehung, die eine junge, heiratsfähige Hexe auf das andere Geschlecht ausübt, braucht sie selbst keineswegs uninteressiert zu sein, da die Hexerei gelegentlich eine Quelle des Einkommens ist, und der persönliche Einfluß recht angenehm empfunden wird. Desungeachtet übt eine Hexe ihren Beruf nicht öffentlich aus, wie ihr männlicher Kollege. Sie kann zwar Bezahlung für Heilungen fordern, unternimmt es aber nie, einen Menschen gegen Entlohnung zu töten, was die Haupteinnahmequelle des Hexenmeisters bildet. Mag auch in der Regel eine Frau als Hexe bekannt sein, so nimmt das weder ihr Ehemann, noch irgend jemand anderes ausdrücklich von ihr an.

Weibliche Hexerei wird von der Mutter auf die Tochter vererbt, welche während ihres Heranwachsens durch verschiedene Zeremonien in diese Kunst eingeweiht wird. Im späteren Leben wird die weibliche Schwarzkunst manchmal durch weniger anständige Mittel aufgestachelt. Einigen Frauen schreibt man sexuelle Beziehungen zu übermenschlichen Wesen zu, die als sehr bösartig gelten uud „*Tauva'u*“ genannt werden. Sie bringen den Eingeborenen Epidemien und andere Übel. Die Frauen werden in diesen Künsten von ihnen unterrichtet und

derart beeinflußte Frauen sind besonders gefürchtet. Einige mir persönlich bekannte Frauen wurden deutlich als solche gekennzeichnet, die einen Nebengatten aus der Geisterwelt besaßen, namentlich die sehr intelligente und unternehmende Frau des Häuptlings von *Obweria*.

Soziologisch betrachtet liegt der wichtigste Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Zauber in der Tatsache, daß der Hexenmeister wirklich eine Art Beruf betreibt, während die Betätigungen der Hexe nur in der Einbildung der Eingeborenen leben. Der Hexenmeister kennt tatsächlich die Künste seines Berufes und wenn man sich an ihn wendet, so wird er die entsprechenden Mittel anwenden, etwa des Nachts irgendetwas auf den Weg seines Opfers legen, den Betreffenden in seiner Hütte zu erreichen suchen oder, wenn nötig, vielleicht sogar Gift gebrauchen. Die Hexe dagegen, obgleich sie die Rolle einer *Yoyova* (fliegende Hexe) spielt, fliegt weder herum noch kriecht sie in die Eingeweide der Menschen. Vielmehr versteht sie in Wirklichkeit nichts von Hexerei, da man ihr ja rein legendäre Künste unterschiebt.

Eine Anzahl geringerer Übel, darunter Zahnschmerz, gewisse Geschwülste und Gonorrhöe glauben die Männer auf dem Wege des Zaubers durch Frauen zu empfangen. Zahnschmerz gilt als weiblicher Spezialzauber und man ruft auch zu seiner Abwehr eine Frau herbei. Die Entstehung von Zahnschmerz schreibt man der zauberischen Macht zu, die eine Hexe über einen kleinen Käfer haben soll. Dieser Käfer, *Kim* genannt, soll demjenigen gleichen, der Löcher in die Taroknollen (kartoffelartige Knolle und wichtiges Nahrungsmittel der Eingeborenen) frißt. Die Ähnlichkeit der Erscheinungsform zwischen den Löchern in den Knollen und der Zahnkaries gilt den Eingeborenen als hinlänglicher Beweis dafür, daß ähnliche Wirkungen durch ähnliche Ursachen bedingt werden. Einer meiner Gewährsleute versicherte, daß er kleine schwarze Käfer aus dem Munde eines Mannes habe herausfallen sehen während eine Frau die Heilformel sprach.

Unter den erblichen Zaubersprüchen gibt es, wie wir sahen, solche, die nur von den männlichen Mitgliedern einer Sippe angewandt werden dürfen. Sind die Männer einer Generation ausgestorben, so kann eine Frau den Sippenzauber lernen, um ihn ihrem Sohn zu übermitteln. Die Ausübung des Zaubers bleibt ihr aber nach wie vor untersagt. Jedenfalls wird auf diesem Wege für die Forterbung der traditionellen Zauberriten gesorgt. Auch den Kriegszauber der Sippe darf eine Frau sich zwecks Weitervererbung einprägen, hingegen ist

die Erlernung der männlichen Hexerei den Frauen streng verboten und auch nicht notwendig, weil die Hexenkünste nicht zum Erbzauber einer Sippe gehören. Alles in allem wird die Stellung der Frau durch ihren Anteil an der Zauberei noch erheblich gestärkt.

Überblicken wir zum Schluß noch einmal das Leben einer Dorfgemeinde der Trobriandinseln, so sehen wir Männer und Frauen in gleichberechtigtem Nebeneinander ihren Alltag verbringen. Manchmal gehen sie gemeinsam zur Arbeit auf die Felder, oder zum Sammeln von Früchten in den Busch oder zum Fischfang an die Küste, ein andermal trennen sie sich und man sieht männliche und weibliche Arbeitsgruppen ihre besondere Tätigkeiten sorgfältig verrichten. In der Mitte des Dorfplatzes findet man hauptsächlich Männer, die miteinander die Ernteaussichten erörtern, eine Fahrt über See vorbereiten oder eine bevorstehende Zeremonie besprechen. Die Dorfstraße ist unterdessen von Frauen bevölkert, die mit Hausarbeit beschäftigt sind. Später gesellen sich die Männer hinzu, spielen mit den Kindern oder helfen bei irgendeiner Hausarbeit. Nicht selten schilt dabei die eine oder andere Frau ihren Mann, wenn auch gewöhnlich in harmloser Weise. Oft ist auch der Dorfplatz von einer gemischten Menge erfüllt, die festlich geschmückt und freudig bewegt ist. Die Frauen zeigen kokett die weichen Linien ihrer Körper und knistern mit ihren Grasröckchen, die in den frischen Farben golden, purpurn und hellrot leuchten. Die Männer nüchterner gekleidet, tragen eine steife Würde zur Schau und gehen wenig herum. Nur die Tänzer sind mit Schmuck beladen und voller Leben und Bewegung. Dann beginnt der Tanz, manchmal nur von Männern, manchmal auch von Frauen ausgeführt. Während der Tanz fortschreitet, bahnt sich zwischen den jungen Männern und Frauen ein gewisses Interesse für einander an — hier und da kommt es zu einer kurzen Unterhaltung, zu Lachen und Kichern, ohne aber im geringsten Grade indezent oder sexuell anstößig zu werden.

Hinter den Satzungen und Riten, hinter den langatmigen und feierlichen Zeremonien sehen wir also — wie überall in der Welt — das Spiel der persönlichen Leidenschaften und Interessen. Im übrigen zeigt uns die Gemeindeorganisation der Trobriandinsulaner trotz ihrer streng mutterrechtlichen Grundlage und des großen Einflusses der Frauen auf allen lebenswichtigen Gebieten den Mann als den Gestalter des Daseins und als Träger der Macht.

B. Besprechungen und Berichte.

Allgemeines.

Arno Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens insbesondere des Wirtschaftens. Eine positive Untersuchung über die Grundlage der Sozialwissenschaften. (Abhandlungen aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Halle-Wittenberg. Herausgegeben von G. Aubin, G. Jahn, H. Waentig. 3. Heft.) Halberstadt, H. Meyer's Verlag, 1925. 140 S. 7,50 Mk.

Den Kernpunkt der soziologischen Betrachtung bildet das Kausalitätsproblem. Es ist anzuerkennen, daß Verfasser in richtiger Weise von der Erörterung der psychischen Kausalität ausgeht. Die Psyche des Einzelmenschen stellt sich für ihn als eine Zentralstelle dar „zur einheitlichen Organisation der Reaktionen und Aktionen, welche dem Auftreten der Empfindungen und Vorstellungen folgen sollen". Diese psychischen Vorgänge faßt er als Anpassung auf, die er als „elementare Form der natürlichen Kausalität" bezeichnet (S. 52). Leider wird hier nicht in scharfer Weise, wie es nötig wäre, unterschieden, was auf die Einzelpersonen, was auf Kollektivitäten Bezug hat. Bei seiner Neigung zu abstrakten und begrifflichen Auseinandersetzungen wird über das Wichtigste hinweggegangen, nämlich darüber, wie die Kausalität des sozialen Geschehens sich in letzter Linie zusammensetzt. Darum versagt Verf. gerade in den Abschnitten, in denen über die Kausalität des sozialen Geschehens die Rede ist. Er klammert sich hier an gewisse mehr oder weniger überholte Wirtschaftstheorien und verliert sich schließlich in dem Schlußkapitel des Werkes völlig im Gestrüpp von Spekulationen über Dinge, die man oft schon viel besser formuliert gelesen hat.

Wenn Verf. wirklich dem Problem der sozialen Kausalität nachgehen wollte, hätte er sich nicht mit begrifflichen Auseinandersetzungen begnügen dürfen. Bei der Lektüre dieses, wie vieler ähnlicher „soziologischer" Werke, drängt sich einem der Vergleich mit dem Stand der Medizin vor hundert Jahren auf, als man die Probleme der Praxis rein auf den Boden der spekulativen Philosophie zu lösen suchte. Man hat sich in der Soziologie noch nicht genügend klar gemacht, daß sie ihr eigenes Erfahrungsreich besitzt, welches durchgearbeitet werden muß. Erst auf diesem Wege, oder „Umwege" — wenn man will — können ihre Bahnen schließlich in den Gipfel philosophischer Begriffe münden. Wenn man ein neues Haus errichtet, darf man nicht mit dem Dach beginnen, sonst bleibt man in der Luft hängen.

Verf. hätte das Problem von der Wurzel her anders anpacken müssen: er hätte

die sozialen Vorgänge zunächst in ihre Komponenten zerlegen sollen, also die verschiedenen Bedingheiten aufzuzeigen gehabt, von denen die Mitglieder einer Gruppe abhängig sind, z. B.: 1. Das geographische und soziale Milieu; 2. die Bedeutung der Konstitution der Individuen, aus denen eine Gruppe zusammengesetzt ist, die biologische Bedingheit der psychischen Vorgänge; 3. hätte er die verschiedenen Arten geselligen Zusammenschlusses, vor allem politischer, wirtschaftlicher und freundschaftlicher Natur usw. untersuchen müssen; er wäre dann 4. auf die Wechselwirkung unter den Gruppen übergegangen; und hätte 5. den gesamten historischen Prozeß untersucht; dabei hätte er 6. an dem Problem des Fortschrittes nicht vorübergleiten dürfen; und hätte schließlich 7. auch der Frage des Zufalles seine Aufmerksamkeit nicht versagen können. — Sehr wichtig wären die so überaus mannigfaltigen Arten der Führerschaft für das Kausalitätsproblem gewesen; sowie der Siebungsprozeß, das Echo, welches die Führerschaft findet usw. — Von all diesen eminent-soziologischen Fragen hören wir nichts, sondern einige mehr oder minder geistreiche Begriffsspaltereien, die im wesentlichen nicht an den Kern des Problems rühren, die nicht der Wirklichkeit selbst zu Leibe gehen.

Verf. ist unzweifelhaft ein guter Kopf; man hat den Eindruck, daß ihm die rechte Führung fehlte. Er macht wiederholt vortreffliche Anläufe, versagt aber dann, wenn es an die Lösung der Probleme geht. Vor allem scheint mir dieses Thema in seiner Verzweigtheit und bei dem heutigen Stande der Soziologie als nicht geeignet für eine Anfängerarbeit. R. Thurnwald.

Th. Ziehen, Allgemeine Psychologie. 3. Bd. der Quellenhandbücher der Philosophie. Hrsg. v. A. Liebert. 292 S. Berlin, Panverlag Rolf Heise, 1923.

In der auf 22 Seiten zusammengedrängten Einführung gibt Verf. in seiner bekannten klaren und übersichtlichen Art einen Abriß der Hauptprobleme und -richtungen der psychologischen Forschung, soweit dies zum Verständnis der im weiteren abgedruckten Lesestücke erforderlich erschien. Bei der Auswahl der letzteren war der Grundsatz maßgebend, vorzugsweise grundlegenden älteren Arbeiten großer Psychologen und Philosophen von prinzipieller Bedeutung einen Platz einzuräumen. Für den, welcher sich selbständig weiterzubilden wünscht, bieten die ausführlichen Literaturverzeichnisse eine willkommene Anleitung. In den Lesestücken gelangen 31 verschiedene Autoren, z. T. mehrfach, zu Worte. Friedrich Alverdes (Halle).

Biologisches.

E. Bleuler, Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung. VI + 152 S. Berlin, J. Springer, 1925.

Nach Auffassung des Verf. besteht das Lebendige aus einer Substanz, die chemisch wahrscheinlich nicht ganz bestimmt definiert sein muß, wenn sie nur Träger von Engrammen sein kann. Zur lebenden Substanz wird das physikalisch-chemische Gemisch erst durch die funktionierenden Engramme, die die eigentlichen Träger des Lebens im allgemeinen sowie die Gestalter des Individuums und der Arten sind; die Engramme erschaffen das Lebewesen aus dem Keim und lassen es funktionieren. Was also Leben und lebende Substanz von allem anderen unterscheidet, das ist die Mneme im Sinne Semon's.

Sowohl für wie gegen den Vitalismus fehlen nach Verf. die entscheidenden Beweise. (Ref. hält den Streit: „Mechanismus—Vitalismus“ für prinzipiell unlösbar; denn wenn auch eines Tages die lückenlose Kausalität jedweden biologischen Geschehens sich erweisen sollte, dann ist über die Prinzipien, die dieses Geschehen jeweils gerade auf diese und jene Weise ablaufen lassen, und über deren Zustandekommen noch nicht das Mindeste ausgesagt!). Verf. schließt für die Entwicklung der lebenden Welt einen bloßen Mechanismus oder den Zufall aus. An deren Stelle tritt ein zweckmäßiges Streben ganz analog dem psychischen, das sich aus der Mneme der lebenden Substanz von selbst ergibt. Für Verf. existiert in jedem Organismus eine „Seele“; sie ist aber nicht von außen her in die Substanz hineingefahren oder ohne Zusammenhang mit letzterer denkbar, sondern sie ist ein Funktionskomplex, eine mnemische Aktivität, die in ganz einfachem Zustande schon in der leblosen Welt vorkommt und erst in ihren komplizierteren Ausbildungen als Psychoide mit der Seele des Menschen und einem zielgerichtet handelnden Wesen vergleichbar ist und in ihrer höchsten Spezialisierung in der Rindenfunktion als Psyche erscheint.

Der von Verf. aufgestellte Begriff der Psychoide wird definiert also nicht als etwas körperliches oder statisches, sondern als Funktionskomplex, als die Gruppe der jeweiligen aktiven (ekphorierten) psychoiden Engramme samt den aktuellen Reizfunktionen. Bei den höheren Tieren hat die Psyche gegenüber der Psychoide eine gewisse Selbständigkeit erlangt, und beide Funktionsgruppen laufen in manchen Beziehungen nebeneinander; immerhin besitzen sie noch vieles Gemeinsame. Beide zeigen sie sich uns von zwei Seiten, einer strebenden, die Hauptziele bestimmenden, und einer mnemischen, die Wege angebenden. Die höchsten Funktionen der ersteren Seite sind die Instinkte oder Triebe, die der Psyche ebensowohl angehören wie der Psychoide. Deutlich scheiden sich Psychoide und Psyche hinsichtlich des Gedächtnisses. Zwar sammelt letzteres bei beiden Erfahrungen und dirigiert das Handeln nach Maßgabe derselben, indem es das Förderliche, das Wirkungslose und das Schädliche voneinander sichtet und so eine zweckmäßige Anpassung ermöglicht. Aber die Mneme der Rindenpsyche unterscheidet sich von der der Körperpsychoide hauptsächlich dadurch, daß schon wenige, ja einmalige Erfahrungen auf sie maximalen Einfluß haben können. In der Psychoide dagegen kann zwar innerhalb der vom Bauplan vorgesehenen Variationsbreite auch die Wirkung einer einzigen Erfahrung ganz prompt eintreten; die eigentlich handelnden Engramme aber sind in der Psychoide phylisch, jedem Individuum angeboren, und den Bauplan ändernd wirken in der Psychoide des Körpers nur solche Erfahrungen, die sich während sehr langer Zeiträume wiederholen.

Eine scharfe Grenze besteht zwischen Psychoide und Psyche nicht. Die Psyche (soweit sie bewußt ist) mußte zur Zeit ihrer Abzweigung (Spezialisierung) von der allgemeinen Urpsychoide in der Fähigkeit, die übrigbleibende Körperpsyche zu beeinflussen, beschränkt, ja, größtenteils von letzterer abgesperrt werden. Die Psyche reagiert ja nur auf individuelle Erlebnisse und auf diese sehr stark, und gerade auf solche darf die Psychoide anatomisch gar nicht und funktionell nur sehr bedingt antworten. So darf und kann die bewußte Psyche gar nicht in das Arbeiten der Psychoide hineinreden; sucht der bewußte Wille auf die Körperfunktionen Einfluß zu gewinnen, so erreicht er manchmal das Gegenteil des Gewünschen. Rindenpsyche und Psychoide sind trotzdem aber auch bei den höchsten Wesen noch keine Gegensätze. Die Psychoide hat sich im Nervensystem einen prompt arbeitenden Reaktions- und Gedächtnisapparat geschaffen; aber dessen Funktionen enthalten nichts, was

nicht schon vorher im Prinzip vorhanden gewesen wäre. Die Hirnrinde wiederum ist eine Spezialisierung des Nervensystems, die sich durch eine besonders hochgesteigerte Fähigkeit auszeichnet, die individuellen Erlebnisse als Engramme festzuhalten und bei Gelegenheit wieder zu ekphorieren und zu verwerten. Etwas prinzipiell Neues findet sich auch in der Hirnrinde (der Psyche) nicht; die Rindenpsyche ist nichts als ein in spezieller Richtung ausgebildeter Zweig einer Urseele, d. h. der mnemischen Funktionen in ihrer Gesamtheit vor Abzweigung des zentralnervösen Geschehens; die Psyche übernahm eine Anzahl Funktionen, die vorher der Urseele als Ganzem zukamen. Je tiefer nun ein Organismus auf der systematischen Stufenleiter steht, um so ausgedehnter hängen Psyche und Psychoide zusammen; die Pflanzen haben wohl überhaupt nichts ausgebildet, das der Psyche entsprechen könnte.

Wer das Buch mit Aufmerksamkeit liest, muß zu dem Ergebnis kommen, daß hier ein origineller Denker zu uns spricht. Nicht immer decken sich seine Ausführungen mit den gerade herrschenden Schulmeinungen, was aber noch nichts gegen die ersteren besagt. Seine Annahmen stehen und fallen mit einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ (Vererbung vom Soma aus veränderter Anlagen); deshalb tritt Verf. lebhaft für eine solche ein. Er führt aus, daß sie im Laufe sehr großer Zeiträume eine entscheidende Rolle spielen könnte, selbst wenn sie sich in unseren modernen Vererbungsexperimenten nicht nachweisen läßt. Denn bei diesen Experimenten stände uns ein wichtiger Faktor nicht zur Verfügung, der Faktor Zeit.

Friedrich Alverdes (Halle).

A. Basler, Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie. 154 S., 93. Textabb. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhdlg., 1925.

Verf. will mit vorliegendem Buch den ersten Schritt tun in dem Bemühen, der Morphologie der menschlichen Rassen eine gleichwertige Rassenphysiologie an die Seite zu setzen. Die Darstellung ist so gehalten, daß jeder Gebildete zu folgen vermag; für den Fachmann sind besonders die zahlreichen Literaturnachweise von Wichtigkeit. Die Rassenphysiologie wird definiert als die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen Körper insoweit, als sich in ihnen rassenmäßige Verschiedenheiten feststellen lassen. Behandelt werden einerseits die physiologischen Lebensvorgänge bei den Einzelindividuen verschiedener Rassen, betreffend Haut, Haare, Nägel, Blut und Blutkreislauf, Atmung, Ernährung, Stoffwechsel, Bewegung, Stimme und Sprache, Gesicht und übrige Sinne, Zentralnervensystem, Drüsen der inneren Sekretion, Längenwachstum, Fortpflanzung. Verf. hat alle erreichbaren Angaben zusammengetragen; daß diese oft lückenhaft und manchmal widersprechend sind, mag ein Ansporn dafür sein, auf diesem vielfach Neuland bedeutenden Gebiete weitere Forschungen anzustellen. In den späteren Abschnitten wird das Leben der Rassen in ihrer Gesamtheit und die Gesellschaftsbiologie abgehandelt, wobei Verf. an die bekannten Anschauungen über dieses Gebiet (Gobineau, Schallmayer, Chamberlain, Baur-Fischer-Lenz u. a.), anknüpft.

Einige wenige Punkte dieses sonst ausgezeichneten Buches dürfen aber nicht unwidersprochen bleiben. Verf. ist extremer Anhänger der Selektionstheorie; so sagt er (S. 138): „Wie also die Auslese dafür sorgt, daß neue Rassen entstehen, so verbessert sie diese auch ganz von selbst.“ Hat sich schon jemals der Schatten eines Beweises für eine derartig umfassende Behauptung beibringen lassen? Wenn Verf. die Vermutung äußert (S. 37), die helle Hautfarbe der nordischen Rasse sei durch

sexuelle Zuchtwahl entstanden, so ist der Rassenforschung mit einer solchen an die Heroenzeit der Abstammungslehre gemahnenden Hypothese in keiner Weise gedient! — In den modernen Kulturstaaten unterscheidet Verf. 4 Klassen: Führer, Bürger, Arbeiter und Proletarier. Bezüglich der letzteren, welche nicht im Sinne des heutigen politischen Schlagwortes verstanden, sondern von den Arbeitern scharf unterschieden werden, gibt er an (S. 132): „Das Proletariat ist die Kloake, in die alle diejenigen versinken, welche für die menschliche Gesellschaft unbrauchbar oder schädlich sind.... Die Proletarier stehen psychologisch den Naturvölkern näher als den übrigen Gesellschaftsklassen der eigenen Nation." Es ist kaum zu glauben, daß hier die Angehörigen der Naturvölker, deren Handeln doch auf Schritt und Tritt durch selbsterrichtete Bindungen und Schranken geregelt und eingeengt wird, in Parallele gesetzt werden sollen mit dem Auswurf der europäischen Kultur, den meist nichts hemmt als die äußere Gewalt! Es gibt wohl allmählich kaum etwas zwischen Himmel und Erde, das die Autoren dem „Naturmenschen" nicht schon nachgesagt hätten; bald ist letzterer ein Ausbund von Tugend und sonstiger erfreulicher Eigenschaften, bald aber ein Ausbund von Schranken- und Hemmungslosigkeit! Es liegt dies daran, daß der angebliche „Naturmensch" der Autoren in Wahrheit gar kein „Natur-", sondern im höchsten Maße ein „Retortenmensch" ist, ein Homunkulus, gezeugt im Laboratorium resp. am Schreibtisch oder vor Museumschränken, wobei Rousseau wohl stets als der geistige Vater (oder inzwischen Großvater) anzusprechen ist. Sehr zu seinem Heile befindet sich nun unser „Natur-" d. h. „Retortenmensch" in einem beständigen Kampf mit Naturgewalten, wilden Tieren und anderen Menschen (S. 17, 138, 139); würden diese Kämpfe ausfallen, so würde auch die natürliche Auslese nachlassen und die Rasse unseres „Naturmenschen" sich verschlechtern. Man fragt sich nur, was das für Naturgewalten sind, die auf dem Naturmenschen (wenigstens in Büchern, mit solcher Schwere lasten, daß immer nur gerade die Tüchtigsten dem Verderben entgehen; man fragt sich, wo nur all die vielen wilden Tiere herkommen, mit denen (ebenfalls wenigstens in Büchern) der „Naturmensch" ununterbrochen kämpfen muß; und was den Kampf gegen Mitmenschen betrifft, so wäre es doch wohl lohnend, einmal zu untersuchen, ob nicht in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten die einzelnen Angehörigen der Kulturvölker ebensoviel Zeit auf den Kampf und seine Vorbereitung verwendet haben wie die Angehörigen der Naturvölker. Es scheint dem Ref. an der Zeit, mit der traditionellen Auffassung von der Bedeutung der „natürlichen" und „geschlechtlichen Zuchtwahl" und des „Kampfes ums Dasein" beim „Naturmenschen" endlich einmal zu brechen. Ein „Ignoramus" ist hier meist besser am Platze als eine weit ausgreifende Hypothese. Wohl niemand wird auf den Gedanken kommen, bei den heutigen Kulturvölkern wirkten Straßen-, Eisenbahn- und Betriebsunfälle in industriellen Anlagen, Schiffsuntergänge, Luftschiffabstürze, Unglücksfälle beim Sport, Mordanschläge u. dgl nicht nur rasseerhaltend, sondern sogar rasseverbessernd, weil nämlich immer nur die Gewandtesten, Zähesten und „Tüchtigsten" lebend aus solchen Ereignissen entrönnen; warum sollen dann aber alle diejenigen Unfälle, welche im Urwald oder in der Steppe geschehen können, plötzlich rassezüchtende Eigenschaften besitzen? — Wenn übrigens Verf. bezüglich der Staaten angibt, sie seien „aus menschlicher Willkür entsprungene Bildungen" (S. 145), so ist dies zum mindesten leicht mißverständlich ausgedrückt; denn Raum für echte „Willkür" ist im sozialbiologischen Geschehen des Menschen nicht gelassen!

Zum Schluß möchte Ref. betonen, daß sich seine Kritik nicht gegen das Werk als Ganzes, sondern nur gegen die angeführten, mehr peripheren Punkte richtet,

die sich bei einer Neuauflage leicht korrigieren ließen. Das Buch ist, als Ganzes genommen, sehr lesenswert und belehrend sowohl für den Laien wie für den Fachmann.
Friedrich Alverdes (Halle).

R. Sommer, Tierpsychologie. 252 S., 14 Taf., 4 Textabb. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. Geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Von der Psychiatrie ist für die Psychologie des Menschen und der Tiere noch sehr vieles zu erhoffen; denn mit der Fruchtbarmachung der Psychiatrie für die vergleichende Psychologie stehen wir erst an einem Anfang. Die Psychiatrie befaßt sich bekanntlich mit Personen, deren wichtigstes Organ, das Gehirn, erkrankt ist und bei denen die psychischen Äußerungen infolgedessen allerlei Ausfallserscheinungen und Abweichungen zeigen. Aus der Eigentümlichkeit der psychischen Abläufe bei Geisteskranken und der Abgrenzung dieser Besonderheiten gegenüber den noch intakt gebliebenen Gehirnfunktionen lassen sich wichtige Schlüsse auf die Tätigkeit des gesunden Gehirns ziehen. Der Psychiater hat also dies als ungeheures Plus vor allen denjenigen Psychologen voraus, welche am Schreibtische ihre Resultate „erphilosophieren", daß er in viel größerer Naturnähe arbeitet als letztere.

Die vorliegende „Tierpsychologie" besitzt nicht zuletzt deshalb einen besonderen Wert, weil sie aus der Feder eines Psychiaters stammt. Denn hierdurch gelangen vielfach Zusammenhänge zur Erörterung, die den Nicht-Psychiatern bisher verborgen geblieben waren. Daß außerdem Verf. ein ausgezeichneter Tierkenner ist, ergibt sich aus den von ihm mitgeteilten eigenen Beobachtungen. Besonders wertvoll sind die Ausführungen über Säugetiere, und auf sie sind auch mehr oder minder die theoretischen Erörterungen zugeschnitten; kurzer behandelt werden die übrigen Wirbeltiere (Vögel, Reptilien, Amphibien, Fische) und die Wirbellosen. Als Ziel schwebt Verf. vor, Physiologie, Anatomie, Psychologie und Psychopathologie miteinander zu verbinden, um auf diesem breiten Fundament eine vergleichende Tierpsychologie zu schaffen; Voraussetzung für eine solche bleibt stets ein genaues Studium einerseits der Morphologie und andererseits der äußeren Lebensverhältnisse der betreffenden Tierarten.

Den Höhepunkt des theoretischen Teils bildet nach Ansicht des Ref. der Abschnitt „Verstand". Wenn man bei diesem Worte von vornherein nur an abstrakte Begriffe denkt, so schaltet man die bei den Tieren außerordentlich zahlreichen Fälle von anschaulichem Verstehen völlig aus, so daß die Kluft zwischen Mensch und Tier unüberbrückbar wird. Doch ist es dem Psychiater geläufig, daß es bei gewissen schwachsinnigen Menschen trotz des starken Mangels an abstrakten Begriffen einen Verstand im Gebiet der Gegenstandsvorstellungen gibt, der die Betreffenden trotz des Fehlens der Abstraktion, zu vielen Arbeitsleistungen befähigt. An den Anfang aller Tierpsychologie setzt daher Verf. den Satz: „Es gibt Verstand ohne abstrakte Begriffe" (S. 83). Verf. bezeichnet es als einen charakteristischen Zug der rationalistischen Psychologie, daß sie das Sinnenleben als etwas Niedriges und Verstandesloses bezeichnet. Mit dem Dünkel der höheren geistigen Beschaffenheit sind dabei häufig moralisierende Nebenideen über die Sinnlichkeit verquickt. Verf. hat demgegenüber eine ganz andere Auffassung über das Sinnenleben gewonnen.

Die Entstehung von Gegenstandsvorstellungen aus den taktilen Sinnesempfindungen mit Hilfe von Tastbewegungen ist eine der wichtigsten elementaren Verstandesleistungen, obgleich hier von abstrakten Begriffen nicht die Rede sein kann (S. 85). Wie die Erfahrungen bei Blinden zeigen, sind Objektvorstellungen und

optische Empfindungen zwar empirisch, aber nicht notwendig miteinander verknüpft (S. 87). Ein Fortschritt in der Verstandestätigkeit der Tiere geschieht, sowie in die Gegenstandsvorstellung außer den taktilen Elementen solche optischer und akustischer Natur eintreten (S. 88). Gegenstandsvorstellungen mit situationsgemäßen Bewegungsreihen machen einen wesentlichen Teil des praktischen Verstandes aus (S. 89). So können beim Menschen im Falle mittleren Grades angeborenen Schwachsinns abstrakte Begriffe (z. B. Zahlbegriffe) völlig fehlen, trotzdem vermag der Patient eine große Reihe von Verrichtungen (Geschirr tragen und spülen, Kartoffeln schälen, Stube kehren usw.), bei denen motorische Assoziationen auf Gegenstandsvorstellungen in Betracht kommen, richtig auszuführen. Eine der wichtigsten Aufgaben der Tierpsychologie besteht also darin, zu prüfen, wie weit mit Gegenstandsvorstellungen zweckmäßige Bewegungen im einzelnen Fall verknüpft werden können. Wird eine Gegenstandsvorstellung in der Weise vervollständigt, daß ein bisher nicht einbeschlossenes psychisches Moment, z. B. aus der optischen oder akustischen Sphäre, hineingezogen wird, so spricht Verf. von assoziativer Komplexbildung. Es ist sehr wichtig, daß auch in ihr eine Form von Verstand gegeben ist, die von Begriffen unabhängig ist (S. 90).

Den Begriff Instinkt möchte Verf. ganz beseitigt gesehen (S. 81, 203). Er glaubt, dies könne durch das Studium der in den Organismen gegebenen Reiz-Bewegungs-Systeme geschehen, bei denen durch Reizung von bestimmten Sinnesflächen — infolge einer präformierten Anlage von Nerven- und Muskelapparaten — bestimmte Impulse und Bewegungsmechanismen ausgelöst werden. Ref. kann hier nicht zustimmen. Der „Instinkt“ ist, genau so wie der „Verstand“, ein unentbehrlicher Hilfsbegriff; weder beim einen noch beim anderen ist man genötigt, an irgendwelche übernatürlichen mystischen Agentien zu denken. Die Begriffe „Instinkt“ und „Verstand“ können also sehr wohl lediglich als zusammenfassende Symbole für diejenigen inneren (psychischen und physiologischen) Faktoren dienen, welche einerseits die „Instinkt-“, andererseits die „Verstandestätigkeiten“ herbeiführen. Nichts steht im Wege, daß man sich bei beiden Tätigkeitsformen immer nur Vorgänge denkt, welche an den in den Organismen gegebenen Reiz-Bewegungs-Systemen ablaufen. Übrigens ist Verf. selbst beim Ausschalten des Instinktbegriffes nicht ganz konsequent; er nennt das Brüten der Vögel eine „triebartige Tätigkeit“ (S. 121, 123); was aber ist ein „Trieb“ anderes als ein „Instinkt“?

Nicht einverstanden ist Ref. auch mit den Ausführungen über „Gewohnheiten“ bei Tieren (S. 95, 138). Verf. bringt als Beispiele insbesondere Fälle, wo Wildtiere unmittelbar vor Reitern oder Wagen den Weg derselben kreuzen; er sieht in solchen Vorkommnissen mehr als Zufälle und nimmt bei den betreffenden Tieren „Zwangsassoziationen“ an, vor einem sich dahinbewegenden Lebewesen noch rasch vorbeikommen zu müssen. (Auf Ossendowski, dessen Angaben so vielfach angezweifelt werden, hätte man hier als wichtige Quelle übrigens ganz gut verzichten können!) Auch wenn ein Zugpferd sich nach einer Fahrt wälzt (wenn also seine Haut schweißig und durch das Geschirr mehr oder minder gescheuert und gedrückt ist), soll eine „Gewohnheit“ vorliegen (S. 139). Ref. möchte jedoch den letzteren Begriff in viel engerem Sinne gebraucht sehen; denn sonst gelangt man leicht dazu, schließlich bei jeglicher Triebhandlung (Nahrungserwerb, Paarungserscheinungen, Brutpflege, Spiel usw.) von „Lebensgewohnheiten“ zu sprechen. Nach Ansicht des Ref. ist das Kriterium der „Gewohnheit“, daß eine individuell erworbene Variante des Verhaltens vorliegt, z. B. wenn ein Tier, das an einem bestimmten Orte mehrfach gefüttert

wurde, nun dort auch später nach Futter sucht, selbst wenn daselbst keines mehr vorhanden ist. Als durch „Gewöhnung" verursacht ist fernerhin folgendes anzusprechen: nach Lloyd Morgan versucht eine Henne, die mehrfach untergeschobene junge Entlein ausbrütete und aufzog, später, wenn man ihr ihre eigenen Jungen beläßt, diese ins Wasser zu locken oder zu treiben.

Immer noch höchst aktuell sind die Ausführungen über die klopfsprechenden Tiere, speziell die Krall'schen Elberfelder Pferde (S. 97, 125, 143). Die letztgenannten Experimente erscheinen dem Verf. vom methodischen Standpunkte besonders darin bedenklich, daß von vornherein Prüfungen angestellt wurden, die in das Gebiet der abstrakten Begriffe im rationalistischen Sinne gehören, während eine eingehende Untersuchung der einfachen psychischen Reaktionen, besonders der optischmotorischen, und des optischen Gedächtnisses fehlte (S. 125). Eine an die Tafel geschriebene Wurzelrechenaufgabe bedeutet für den menschlichen Verstand eine Reihe von Zahlen und Zeichen; für die optische Auffassung des Pferdes dagegen bedeutet sie nach Verf. sehr wahrscheinlich nur ein kompliziertes optisches Bild mit einem Wechsel von Hell und Dunkel, bei dem Abstraktionen nicht geschehen (S. 146). Nach Verf. erscheint es notwendig, das Problem der rechnenden Pferde erneut in der Weise zu prüfen, ob sich bestimmte komplizierte, aber für den menschlichen Verstand sinnlose optische Reize, z. B. eine Tafel mit verwickelten Figuren, durch Unterricht (Dressur) bei dem Pferde mit bestimmten Bewegungsreihen (Klopfzeichen) assoziativ verbinden lassen.

Nur kurz werden die wirbellosen Tiere behandelt. Empfindung und Gedächtnis will Verf. nur dort anerkennen, wo Nervenzellen morphologisch gegeben sind (S. 75, 188). Dem ist entgegenzuhalten, daß manche einzelligen Wimperinfusorien (die kein Nervensystem besitzen) viel prompter und exakter auf äußere Reize reagieren als Tiere, welche über Nervenzellen verfügen. Auch hat sich gezeigt, daß das Wimperinfusor Paramaecium durch Übung lernt, in einem Kapillarrohr unter Abbiegen seines Körpers immer rascher die Kehrtwendung auszuführen; ein derartiges Erinnerungsvermögen hält bei Paramaecium 30 Minuten an (Day und Bentley 1911). Verf. sagt, es sei anthropozentrisch gedacht, wenn man bei den Wirbeltieren die seelischen Funktionen lediglich in der Großhirnrinde suchen wolle (S. 185); ist es aber nicht genau so anthropozentrisch oder richtiger gesagt metazoozentrisch (Metazoen = vielzellige Tiere, im Gegensatz zu den Protozoen = Einzellern), wenn man annimmt, Empfindung und Gedächtnis setze Nervenzellen voraus? — Bei Besprechung der Insekten und Spinnen sind dem Verf. ein paar Mißverständnisse und Irrtümer untergelaufen. Ganz abwegig ist die Angabe, die Insekten besäßen acht Paar Mundwerkzeuge und einen Kiefertaster (S. 190). Wenn die Ameisenkönigin nach dem Hochzeitsfluge die Flügel abwirft, so „vollzieht" sie damit noch keineswegs „die Umbildung zur Form der Arbeiterinnen", wie Verf. sagt (S. 200). Das Zentralnervensystem der Spinnen ist im Vergleich zu demjenigen der Skorpione nicht etwa „sehr einfach" (S. 203); vielmehr ist bei den Spinnen aus der, stammesgeschichtlich gesehen, ursprünglicheren Ganglienkette durch Konzentration eine einheitliche Masse geworden, deren einzelne Ganglien man jedoch bei geeigneter Präparation noch deutlich erkennen kann.

In einem der letzten Kapitel legt Verf. den Grundstein zu einer vergleichenden Psychopathologie der Menschen und Tiere. Besprochen werden Krampf, Katatonie, Verwirrtheit, normale und pathologisch gesteigerte Affekte, Sinnestäuschungen und Wahnideen (deren Vorkommen Verf. z. B. auch beim Pferde fest-

stellt) und psychogene Neurosen. Hier stehen wir naturgemäß erst an einem Anfang; weitere Forschungen versprechen reichen Gewinn. Eine Gefahr — die vom Verf. vermieden wurde — lauert hier allerdings, nämlich die, daß die Untersucher unter der Voraussetzung mit ihren Arbeiten beginnen, man müsse Erscheinungen, die beim Menschen „nur noch" im geisteskranken Zustande vorkommen, allemal bei Tieren auch im normalen Verhalten nachweisen können. Eine solche Auffassung mag für vereinzelte Fälle zutreffen; verallgemeinert wäre sie unhaltbar. Denn sie setzt voraus, daß das Tierreich in einer linear fortschreitenden Rang- oder Stufenfolge anzuordnen und daß der Mensch in jeder Hinsicht als die „fortgeschrittenste" Spezies und also als „Krone der Schöpfung" anzusprechen wäre.

Als Gesamturteil ist über das Buch zu sagen, daß es sowohl für Fachleute aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen als auch für Laien ungemein belehrend ist und eine Fundgrube der Anregungen darstellt. Die Ausstattung ist, besonders drucktechnisch, vorzüglich. Friedrich Alverdes (Halle).

Veranlagung und Umwelt.

J. Kaup, Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend, 115 S., 64 Taf. München, Verlag der Gesundheitswacht, 1925.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Eintreten für den „nordischen Menschen", wie es in Deutschland insbesondere nach dem Kriege von Seiten mancher Rassenhygieniker (Lenz, Günther u. a.) geschah, eine Gegenbewegung derjenigen Volkselemente auslöste, welche als „nicht-nordisch" zugleich als „minder wertvoll" gekennzeichnet wurden. Kaup macht sich zum Wortführer dieser Bewegung. Da er einige neue Gedanken in die Diskussion zu bringen weiß, so verdient seine Schrift hier besprochen zu werden, obwohl sie an vielen Stellen reichlich polemisch ist. Anzuerkennen ist im übrigen das Bestreben des Verf.s, einerseits zwischen den deutschen Volksstämmen keinen Streit um die Zugehörigkeit zu mehr oder minder „wertvollen" Rassen (zur nordischen, dinarischen, ostischen usw. Rasse) aufkommen zu lassen und andererseits das Interesse an der körperlichen Ertüchtigung unseres Volkes in weiteste Kreise zu tragen.

Den extremen Vertreter der selektiven Rassenhygiene (z. B. Lenz) ist vorzuwerfen, daß sie über der Erbmasse (dem Keimplasma) das Individuum vergessen (vgl. hierzu die Kritik über Baur-Fischer-Lenz, diese Zeitschr., Heft 2, S. 160). Es kann unmöglich für die zukünftigen Generationen bedeutungslos sein, wie der körperliche Zustand der heutigen Generation ist. Man braucht noch keineswegs ein Anhänger der „Vererbung erworbener Eigenschaften" zu sein, um doch zuzugeben, daß eine „Nachwirkung" günstiger oder ungünstiger Lebenslagen auf möglicherweise viele Generationen hinaus von größtem Einfluß sein kann. Kaup hat sich für Annahme einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" entschieden und bekämpft von diesem Standpunkte aus die Lehre, daß die Rassenanlagen unabänderliche Größen seien.

Verf. sagt also, gleichartiges Milieu schaffe — selbst bei verschiedenen Rassen — gleichartige Körpermerkmale. So soll im Gebirge bei Germanen, Romanen, Slaven und Finno-Ugriern der Schädel kurzköpfiger werden (S. 29). Reichlich primitiv wirkt dabei die von Ranke übernommene Erklärung, daß die beim Bergsteigen dauernd

veränderte Körper- und Kopfhaltung im Verlaufe vieler Generationen einen umbildenden Einfluß auf die Schädelgestalt ausüben dürfte. Auch die vielerseits zitierte Angabe von Boas, daß in Amerika die Nachkommen von Süditalienern und Ostjuden hinsichtlich des Schädelindex einander ähnlich würden, wird hier aufgeführt; es ist aber zu bemerken, daß diese Angaben von anderer Seite bestritten werden (Schiff, Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. Bd. 10, S. 778, 1913). Blondes und dunkles Haar wird nach Verf. durch Klimawirkung erzeugt; die in Mittel- und Süddeutschland so häufige Erscheinung des Nachdunkelns der Haare im Laufe des Entwicklungsalters sei durch klimatische Einflüsse zu erklären (S. 37). Die blonden schwedischen und dänischen Kinder dunkelten nicht nach, die blonden süddeutschen Kinder besonders stark. Das fortwährende Nachdunkeln verursacht nach Verf. kleine Verstärkungen der Haarpigmentierung von Generation zu Generation, die nach und nach erblich fixiert werden. Man sieht, hier ist das europäische Rassenproblem einmal von einem ganz anderen Standpunkte aus aufgefaßt. Verf. ist der Anschauung, daß germanische Menschen in gleicher Weise im ganzen deutschen Siedlungsgebiet leben; Klimaeinflüsse hätten einige äußere körperliche Merkmale in Nord und Süd, in West und Ost verschieden gestaltet und hierdurch würden verschiedene Rassen vorgetäuscht.

Weitaus konstanter als die äußeren Körpermerkmale soll die Physiognomie der verschiedenen Rassen sein (S. 45). Dieser „Rassenausdruck" ist bei Germanen, Romanen, Slaven, Mongolen und Juden verschieden; der germanische Gesichtsausdruck, die Facies germanica, ist der Ausdruck der faustisch-germanischen Seele. Entsprechend sollen bei den Juden nicht die Körpermale, sondern die Facies judaica und die typische Wesens- und Charakterart unveränderliche Rassenmerkmale sein (S. 47). Hierzu ist zweierlei zu bemerken. Es geht nicht an, den Gesichtsausdruck in dieser Weise von den übrigen Körpermerkmalen zu trennen. Denn letztere sind ja durchaus nichts Unbelebtes, sondern ebenfalls Manifestationen lebendiger Kräfte. Andererseits darf das traditionelle Element bei der Prägung des Gesichtsausdruckes eines ganzen Volkes — neben dem erb- und rassemäßig Bedingten — nicht verkannt werden. Wenn Verf. sagt, daß „eine Facies germanica allen deutschen Stämmen, ob heller oder dunkler, in hohem Grade gemeinsam ist" (S. 45), so schwebt ihm offenbar gerade der traditionell aufgeprägte Gesichtsausdruck vor. Ein jedes Volk hat neben Kleidung, Barttracht usw. etwas Typisches in Gebärden und Haltung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das rein traditionell ist; das Einzelindividuum vermag also in dieser Beziehung „umzulernen", wenn es sich aus den Einwirkungen der einen Volkstradition in diejenige eines rassenmäßig nicht allzufernstehenden Volkes begibt. (Auf diese Weise wird aus dem „typischen Deutschen" oft sehr rasch ein „typischer Amerikaner" mit allen Charakteren der Körperhaltung und des Gesichtsausdruckes, speziell der Augenpartie und des Mundes.) Absichtlich und unabsichtlich bildet sich das Individuum nach dem ihm vorschwebenden „Idealtyp" selbst; dieser letztere kann in verschiedenen Schichten und Berufen ein- und desselben Volkes ein verschiedener sein (in Deutschland vor und nach dem Kriege: der Gelehrte, Offizier, Feldwebel, Verbindungsstudent, Verwaltungsbeamte, Wandervogel). Im Laufe der Zeit vermag der „Idealtyp" zu wechseln (der Gelehrte in den achtziger Jahren vielfach mit wallendem Haupt- und Barthaar, heute nicht selten glattrasiert; hiermit im Zusammenhang ein Wechsel in der ganzen Gesichtshaltung). All' die verschiedenen in einem Volk vertretenen Typen umschlingt dann aber auf Grund des unlösbaren Beieinanderwohnens doch ein gemeinsames Band, welches eine deutliche Abgrenzung gegenüber anderen Völkern bildet. Es ist also, um es nochmals hervorzuheben,

gerade der Gesichtsausdruck eines Volkes nicht nur rassenmäßig, sondern auch — und zwar ganz besonders stark — traditionell bedingt.

Was im übrigen die ganzen Auseinandersetzungen des Verfs. über das Thema „Rasse" so unpräzise erscheinen läßt, ist dies, daß er nicht genügend zwischen Volk (Nation) einerseits und Rasse andererseits unterscheidet. Die neueren Rasseforscher hatten uns die Unterschiede zwischen diesen beiden Begriffen kennen gelehrt; Verf. tut alles, um sie wieder zu verwischen.

Beachtenswert erscheint, was Verf. über die bisherigen Untersuchungen hinsichtlich der rassenmäßigen Zusammensetzung der verschiedenen Gesellschaftsschichten innerhalb eines Volkes sagt (S. 47). Nach Verf. kranken diese Untersuchungen an einem Hauptfehler: sie bringen nur Material aus Gebieten Deutschlands, in denen die dort dauernd seßhafte Bevölkerung überhaupt kurzköpfiger ist als die viel weitergehende Mischung der höheren Stände aus norddeutschen und süddeutschen Elementen. So sind natürlich die Universitätsprofessoren von Erlangen als eine Mischung der verschiedenen deutschen Elemente langköpfiger als die mittelfränkische Bevölkerung, die Professoren und Offiziere von Dresden langköpfiger als die Bevölkerung Dresdens und Sachsens überhaupt. Dagegen würde eine Untersuchung in Kiel ergeben, daß die Professoren der Universität als Mischung verschiedener Elemente des deutschen Siedlungsgebietes kurzköpfiger sind als die nahezu langköpfige Bevölkerung Schleswigs.

Ein Zitat aus Spengler durfte — neben einem solchen aus Goethe — nicht fehlen (S. 40). Leider hat Verf. gerade einen höchst verunglückten Spengler'schen Gedankengang ausgewählt: „Eine Rasse hat Wurzeln. Rasse und Landschaft gehören zusammen. Eine Rasse wandert nicht. Dort, wo die Heimat ist, bleibt auch eine Rasse mit ganz wesentlichen Zügen des Leibes und der Seele. Ist sie dort nicht zu finden, so ist sie nirgends mehr. Die Landschaft erhält eine geheime Gewalt über das Pflanzenhafte." („Das Pflanzenhafte"? Jawohl, so und nicht anders steht es geschrieben!) Hier liegt eine ganz unzulässige Verallgemeinerung vor: es ist richtig, daß eine Rasse zugrunde geht, wenn sie sich in ihr nicht zuträgliche Klimate begibt; daß aber Rassen auch weit getrennt von ihrer „Heimat" blühen können, zeigen allein schon die Weißen in Amerika, Australien und Südafrika, die Juden usw. (Was heißt übrigens hier „Heimat" einer Rasse? Dort, wo sie in das Licht der Geschichte trat? Wo ihre Spur durch archäologische und prähistorische Funde nachgewiesen ist? Wo ihre hypothetische „Urheimat" liegt?).

Auf etwas gespanntem Fuße steht Verf. leider mit Zoologie und Vererbungslehre. Wenn er S. 24 sagt: „Der Mensch seit der Steinzeit ist als eine „Spezies", nicht als eine Art oder Gattung zu bezeichnen", so ist hierzu zu bemerken, daß „Spezies" und „Art" dasselbe ist. Richtig wäre die Aussage etwa in der Form: „Die menschlichen Rassen sind Varietäten derselben Spezies (Art), nicht verschiedene Arten oder gar Gattungen." Unverständlich ist der Satz (S. 40): „Der praktische Tierzüchter hat nach außerordentlich umfangreichen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte den Begriff der Rasse innerhalb der Spezies wesentlich eingeschränkt." Ebensogut könnte man sagen: „erweitert", was allerdings nicht minder unscharf wäre. Die moderne Erblichkeitslehre hat gezeigt, daß zum Zustandekommen der äußeren Merkmale stets ein Zusammenspiel sowohl entsprechender Erbanlagen wie einer adäquaten Lebenslage (der „Realisationsfaktoren" Roux') erforderlich ist. Fehlt entweder die dazugehörige Anlage oder der realisierende äußere Faktorenkomplex, so kann keine Macht der Welt die gewünschte Eigenschaft hervorzaubern. Anlagen-

mäßige Unterschiede zwischen den Individuen bezeichnet nun der Erblichkeitsforscher wohl auch als „rassenmäßige" Verschiedenheiten; in diesem Sinne könnte man, wenn man wollte, von einer „Erweiterung" des Rassebegriffes sprechen. Wenn nach Verf. der Tierzüchter sagt: „Das Tier ist auch ein Produkt der Scholle", so ist dies ganz einseitig; denn die Tiere sind stets nur das Produkt des Zusammenwirkens der inneren (im Organismus gelegenen) und der äußeren Faktoren, wobei die inneren Faktoren in weit höherem Maße den Gang des Lebensgeschehens bestimmen als die äußeren. (Sonst dürften z. B. während des Frühlings in einem kleinen Teiche aus den dort befindlichen Eiern nicht Frösche, Fische, Schnecken, Käfer und sonstige Insekten, Würmer usw. usw. entstehen, sondern es könnte pro Weiher resp. pro Winkel eines Weihers nur je eine Tierart auftreten; ebenso konnte es an jedem Ort der Erde immer nur je eine Tierspezies geben!) — Unter „Modifikationen" versteht man in der Erblichkeitslehre nicht nur „kleine Abweichungen" (S. 113), sondern alle diejenigen Variationen, welche sich als reine Phänovariationen, d. h. als rein milieubedingt, ohne Änderung der Erbmasse erfolgend, erweisen.

Einen erheblichen Teil des Buches nehmen im übrigen die Auseinandersetzungen über Leibesübungen und über eine einzuführende Konstitutionsdienstpflicht ein.

Friedrich Alverdes (Halle).

Arthur Kronfeld, Zur Phänomenologie des Triebhaften. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 92, Heft 3/4, S. 379—395. Berlin, Julius Springer, 1924.

Das erlebnismäßig Gemeinsame von Antrieb, Impuls, Einfall, Trieb, Drang, Sucht, Zwang zentriert sich um die Triebhaftigkeit. „Über sie als seelisches Phänomen bleibt, ungeachtet der gegenwärtig hohen Durchbildung der Trieblehre, deskriptiv mancherlei zu fragen." Verf. beschränkt sich im folgenden auf das tatbestandmäßig Beschreibbare. Die triebhaften Seelenregungen heben sich aus der Affektivität heraus durch ihre Stellung zur motorischen Reaktion. Das Moment der Triebhaftigkeit kann erlebnismäßig oft nicht von den motorischen Intentionen unterschieden werden und von der Innervationtendenz, soweit diese seelisch repräsentiert ist. Bei den Affekten besteht die Lust-Unlusttönung mit Bezug auf ein gegenwärtiges Objekt. Im Triebe bezieht sich die Lustqualität auf die Zukunft und realisiert sich in der Reaktion. Dadurch rückt alles Triebhafte in die Nähe der Strebungen, Begehrungen und Willensphänomene. Im Gegensatz zu diesen tritt aber beim Triebhaften das Bewußtsein der Aktivität des Ich zurück. Nicht „Ich will", sondern „Es treibt mich" ist der erlebnismäßige Grundzug. Die Bindungen der Triebe an körperliche Eigenzustände und Verhaltensweisen gilt auch für die deskriptive Seite, wenigstens der vitalen Triebe, nicht aber für nahestehende, geistig-seelische Ereignisse (Sehnsucht, Liebe, Macht, Streben, Geltungswille, Entsagung), welche vielleicht aus der Triebsphäre auszuscheiden sind. Die körperlichen Bindungen sind im Trieberleben wohl immer mitrepräsentiert, aber sie erschöpfen es in keinem Falle. Ein Spannungsfaktor wohnt dem Triebhaften auch phänomenologisch inne, vor allem wird er als „Gerichtetsein" „Bereitschaft", „Tunwerden" erlebt. Deskriptiv sind drei Gruppen psychomotorischer Aktion zu unterscheiden: 1. die reflektorischen, zu denen im weiteren Sinne auch die Instinkte und Tropismen zu rechnen sind. 2. Die Triebreaktionen. 3. Die planvoll gewollten Handlungen. Das Trieberleben hat vor dem reflektorischen einen vorstellungsmäßigen Inhalt voraus, von dem aber zweifelhaft ist, ob er den spezifischen Triebcharakter ausmacht. Wo Antrieb ist, da ist das reflektorische Geschehen bereits

von einer höheren Form von Reaktion überbaut, ist die Matrix von Triebhandlungen gegeben. Phänomenologisch gehören die Momente der Spannungsunlust und der erlebnismäßigen Vorwegnahme der Entspannungslust zum Wesen des Triebhaften. Die weiteren Determinanten dieses Erlebens, Bewegungsentwurf und Aktivität sind schwankend. Was die Triebhandlung von der reflektorischen unterscheidet, ist die Vorwegnahme des Erfolges der Triebhandlung im Erleben des Triebes. Triebe haben wie die Willenshandlungen intentionalen Charakter. Bei der Willenshandlung treten außer Ziel und Erfolg auch die Mittel der Erreichung im reflektierenden Bewußtsein auf. Demgegenüber sind die Triebe relativ unwillkürlich und planlos. — Das Gefühl des Erleidens, des Überwältigtwerdens durch den Drang ist bezeichnend für das Drangerleben. Beim Drange liegt die Richtung in bezug auf die entspannenden Funktionen der Motorik nicht mit der gleichen Eindeutigkeit fest wie beim Triebe. Gemeinsam ist beiden die Erfolgsvorstellung der Entspannungslust. Suchten teilen mit dem Drange fast alle phänomenologischen Eigenschaften, aber sie haben eine eindeutige Zuordnung der Erfolgsvorstellung zur Reaktionsart. Sie sind echte Perversionen, wofern man unter Perversionen alle triebhaften Tendenzen zu einem Lustgewinn versteht, der an ein Symbol geknüpft ist. Trieb-, Drang- und Suchtvorgänge können zn Automatismen mechanisiert werden. — Bei den Zwangsantrieben ist das Aktivitätsgefühl verloren, es herrscht reine Wehrlosigkeit und Fremdheit mit Bezug auf das Impulserleben. Es fehlt das Lustmoment der Erfolgsvorstellung. — Bei der Kurzschlußhandlung fehlt das Erleben von Lusttendenzen oder Unlustweisen, es besteht keine Zwangsläufigkeit im Sinne eines mangelnden Aktivitätsgefühls. Die Erfolgs- und Zielvorstellung ist vorhanden. Es bedarf nichts weiter als einer besonders innigen Verschmelzung oder einer besonders erleichterten Ansprechbarkeit von antizipierter Bewegungsvorstellung und einleitend-expressiven Innervationstendenzen, um die Impulsabläufe, die Kurzschlußhandlung in Spiel zu setzen.

Verf. möchte mit seinen schwierigen Ausführungen dazu beitragen, forensisch zweifelhafte Fälle psychologisch genauer zu erfassen. Außerdem glaubt er das Verständnis der katatonischen Psychomotorik zu fördern. Dr. Bolte (Bremen).

O. Kühne, Soziale Auslese oder soziale Anpassung? Das Grundproblem jeder Sozialpolitik. Versuch einer objektiven Begründung des allgemeinen Prinzips der Sozialpolitik. 158 S. Greifswald, Verlag Ratsbuchhdlg L. Bamberg, 1925.

Erfreulich wirkt die Anschauung des Verf., daß der Mensch, auch als Glied einer Gesellschaft, in erster Linie Naturprodukt bleibt; es folgt nach ihm daraus, daß das bisherige ängstliche Festhalten an der starren Scheidung von Natur- und Geisteswissenschaften angesichts der Gesellschaftswissenschaft jeden Sinn verlieren muß (S. 5). Man kann es nur begrüßen, wenn die Staatswissenschaftler Fühlung mit der Biologie suchen; allerdings muß gewarnt werden, nicht ohne gediegene Sachkenntnis auf beiden Gebieten mit einer zwischenwissenschaftlichen Synthese von Staatswissenschaften und Biologie beginnen zu wollen.

Verf. prüft, inwieweit die beiden Prinzipien: Auslese und Anpassung, deren Rolle von seiten der Biologen hinsichtlich ihres Einflusses auf die stammesgeschichtliche Entwicklung der gesamten Organismenwelt immer noch umstritten wird, auf sozialpolitischem Gebiete Gültigkeit besitzen. Er kommt zu der Auffassung, daß Auslese und Anpassung einander nicht ausschließen, sondern sich gegenseitig ergänzen; die soziale Schichtung eines Volkes und die Eingliederung des Individuums in einen bestimmten Beruf oder eine Klasse ist wohl eine Art Auslese; doch findet

letztere nicht etwa in der scharfen Form statt, daß eine mehr oder minder große Zahl von Individuen „ausgemerzt“ wird, sondern dort, wo der Einzelmensch auf Grund seiner Veranlagung hingelangt und Wurzel zu fassen vermag, dort paßt er sich schließlich vollständig an. Soziale Auslese führt also zu einer vollkommneren sozialen Anpassnng (S. 140). Mit Recht legt Verf. besonderen Wert darauf, daß körperliche und geistige Eigenschaften sowohl des Individuums wie der Rassen Sache einer erblichen Veranlagung sind; er bemängelt, daß dies ebensosehr von den Vertretern der „idealistischen“ (Natorp) wie der „materialistischen“ (Marx) Weltanschauung meist ganz übersehen worden ist (S. 63). Doch bleibt in dieser Hinsicht Verf. selbst nicht ganz konsequent, da er dem Willen und der Selbstbestimmung die Fähigkeit zuschreibt, den Menschen aus dem „Determinismus“ zu lösen (z. B. S. 37). Ist aber der Wille des Menschen denn nicht durch seine geistige Veranlagung bedingt;? Dies Problem scheint Verf. nicht ganz zu Ende durchdacht zu haben!

Auf biologischem Gebiete finden sich leider einige Fehler, die unbedingt hätten vermieden werden müssen. Wenn er Haecker, Tower, Lenz neben Kammerer als Kronzeugen für die „Vererbung erworbener Eigenschaften“ anführt (S. 45), so ist dies unverzeihlich! Die Definition der Mutation als „große erbliche Änderung“ (S. 43) ist längst überholt; man bezeichnet als solche jede Änderung der Erbanlagen. Mutation wird nach Lenz auch als Idiovariation bezeichnet; man versteht hierunter, wie gesagt, jede Anlagenänderung, nicht nur die Keimverderbnis (Blastophthorie), wie Verf. angibt. Von A. Elster, den Verf. übrigens häufig zitiert, hat er folgende Irrtümer übernommen: S. 105 wird gesagt, das Syphilisgift werde durch die „Erbmasse“ übertragen; dies ist nicht der Fall, sondern es findet eine Infektion des Kindes durch die Mutter in der Weise statt, daß die Syphiliserreger durch das Blut übertragen werden. Nicht „Stickstoff“ wird bei der menschlichen Atmung produziert (wie S. 71 behauptet wird), sondern Kohlensäure. Der Stickstoff ist ein indifferentes Gas, welches etwa 79 Volumenprozent der atmosphärischen Luft einnimmt. — Unter den nicht eben seltenen Druckfehlern ist wohl der unangenehmste: „Gobinson“ statt „Gobineau“ (S. 65).

Überraschenderweise klingt das Buch mit einem Eintreten für die pazifistischem Idee aus (Anpassung gegen Auslese!); es scheint dem Ref. aber, daß nach den außenpolitischen Erfahrungen der letzten Jahre gerade wir Deutschen am wenigsten Veranlassung haben, uns pazifistischen Gedankenspielereien hinzugeben!

Friedrich Alverdes (Halle).

H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 6. Aufl. 504 S., 27 Karten, 539 Abb. München, Verlag J. F. Lehmann, 1924.

—, Kleine Rassenkunde Europas. 213 S., 20 Karten, 353 Abb. München, Verlag J. F. Lehmann, 1925.

Beide Werke bilden eine gute Einführung in die Rassenkunde und sind geeignet, auch weite Kreise für dieses Forschungsgebiet zu interessieren. Im Anschluß an andere Autoren unterscheidet jetzt auch Verf. 5 europäische Rassen; die nordische und die dinarische behalten bei ihm diese Namen bei; die mediterrane jedoch nennt er (wie schon in den früheren Auflagen des erstgenannten Buches) die westische, und die alpine heißt die ostische. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Umbenennungen glücklich gewählt sind. Die fünfte europäische Rasse, auf die man erst in neuerer Zeit aufmerksam wurde, heißt hier die ostbaltische; andere Autoren nennen sie wohl auch die mongolide oder Ostrasse.

Gefühlsmäßig steht Verf. ganz auf Seiten der nordischen Rasse; er folgt hier den bekannten Gedankengängen von Gobineau, Chamberlain, Grant u. a. Bei allen Nationen des indogermanischen Sprachkreises gingen die entscheidenden Impulse zu kultureller Blüte von nordischen Menschen aus; ein Verfall trat immer im Gefolge einer „Entnordung" auf. Sollen die heutigen, nordisch bedingten Nationen vor dem Schicksal des antiken Griechenlands und Roms bewahrt bleiben, so ist auf eine „Wiedervernordung" durch Hebung der Geburtenziffer der entsprechenden Volksteile zu sinnen. Friedrich Alverdes (Halle).

Die Persönlichkeit.

Im Allgemeinen.

Emil Ludwig, Genie und Charakter. 20 männliche Bildnisse. 281 S. Berlin, Ernst Rowohlt-Verlag, 1925.

Die Auswahl der Persönlichkeiten (Friedrich der Große, Stein, Bismarck. — Stanley, Peters, Rhodes. — Lenin, Wilson, Rathenau. — Lionardo, Shakespeare, Rembrandt. — Voltaire, Byron und Lassalle, Goethe und Schiller. — Dehmel, Bang, Sendler) weist auf die Tendenz des Buches hin, noch deutlicher das Voltairesche Motto: „Bei mir sind, wie Sie wissen, die großen Männer die ersten, die Kriegshelden die letzten. Groß nenne ich Männer, die sich im Nützlichen oder im Erbaulichen hervorgetan haben; die andern, die Provinzen verheeren und erobern, sind bloß Helden." Zum Muster hat sich Ludwig den Plutarch genommen, von dem er in der Vorrede sagt: „Der modernste unter allen Porträtisten ist jetzt gerade 1800 Jahre tot, er hieß Plutarch und war, paradox genug, ein Böotier. Aber in Wahrheit war er ein Athener an Kultur, Franzose an psychologischer Verve, Engländer an Puritanismus, an Gründlichkeit ein Deutscher." Mit der Gründlichkeit Plutarch's ist es ja nun leider nicht so weit her gewesen; hat man doch im Scherze von ihm behauptet, er würde im Interesse der höheren dichterischen Wahrheit keinen Moment gezögert haben, Pompejus bei Pharsalos siegen zu lassen, wenn nur dadurch sein Charakter eindrucksvoller und glaubhafter hervorgetreten wäre. Ganz so subjektiv, wie man hiernach erwarten sollte, ist freilich Ludwig nicht trotz sachlicher Unrichtigkeiten, die ihm unterlaufen („mit 35, als Bismarck der Standesherr (?) seine ersten politischen Schritte tat"). Die ganze geistige Haltung erinnert an biographische Aufsätze Maximilian Hardens, wenn auch der Stil weniger maniriert ist. Besonderes Interesse werden die Bilder Stanleys und Cecil Rhodes erwecken, am meisten Widerspruch die Art, wie Lenin, Wilson und Rathenau geschildert werden. Bolte (Bremen).

Hans Zeman, Verbreitung und Grad der eidetischen Anlage. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 96, S. 208—273, 1924.

Zweck der Arbeit ist die Beibringung vergleichbaren Materials zu den Marburger Untersuchungen Jaensch's, um die Frage zu entscheiden, ob das Eidetikermaterial in Marburg und Wien gleichartig oder verschieden strukturiert sei. Daraus ergab

sich für die Auswahl der Versuchspersonen und der Methoden eine enge Anlehnung an die Marburger Untersuchungen. Insgesamt prüfte Zeman 200 Vpn., von denen 160 Mittelschüler im Alter von 10—18 Jahren waren, 9 Hochschüler zwischen 18 und 24 Jahren, ebensoviele ältere und 22 Bürgerschüler zwischen 11 und 14 Jahren, von denen 15 etwas zurückgeblieben waren. Fast die Hälfte der Vpn. war weiblichen Geschlechts.

Die Definition, die Zeman über subjektive optische Anschauungsbilder gibt, ist die von Fischer-Hirschberg mit unwesentlichen Abweichungen.

Von den 200 untersuchten Personen waren 61,5 % Eidetiker im engeren Sinne, d. h. sie hatten subjektive optische Anschauungsbilder; 26,5 % waren außerdem latente Eidetiker nach der Auffassung der Jaensch'schen Schule.

Im Mittelschulalter überwog die eidetische Anlage bei den weiblichen Versuchspersonen. Besonders stark trat sie bei den 15 etwas zurückgebliebenen Bürgerschülern hervor, von denen 13 = 87 % subjektive optische Anschauungsbilder hatten, eine Bestätigung der Annahme M. Zilligs, nach der ausgeprägte eidetische Anlage unter Kindern und Jugendlichen niederer Intelligenz- und Bildungsstufen weiter verbreitet scheint. Im Ganzen stimmen die in Wien gewonnenen Zahlen mit den Marburger etwa überein.

Innerhalb der subj. opt. Ansch. Bilder traten allerlei Verschiedenheiten auf, namentlich in bezug auf die Farben, die sowohl urbildmäßig, wie komplementär wie grau wie in Mischungen dieser Arten gesehen werden konnten. Gemeinsam war ihnen lediglich der große Detailreichtum. Die urbildmäßige Farbe war am stärksten bei der obersten Deutlichkeitsstufe. Aus dem Umstande, daß sich in einzelnen Fällen graue Ansch. Bilder durch Störungsreize in urbildmäßige umwandeln lassen, zieht Zeman den Schluß, daß es sich bei den Graubildern nicht um Farbenblindheit im subj. opt. Ansch. Bilde handle. Theoretisch wichtig scheint, daß subj. opt. Ansch. Bilder von einfachen Farbquadraten in einzelnen Fällen nicht zu erhalten waren, wo komplizierte Bilder deutliche subj. opt. Ansch. Bilder hervorriefen. Vielleicht hängt das mit dem verschiedenen Interesse zusammen, das dem Bilde entgegengebracht wird; zugleich ist es aber auch ein Beweis für die Annahme, daß das Farbquadrat als Gradmesser für eidetische Anlagen nicht in Frage kommt. Dazu eignen sich besser die Art des Farbensehens, die Fähigkeit mit offenen Augen im hellen Raum subj. opt. Ansch. Bilder zu erzeugen und die Fähigkeit, solche Bilder willkürlich hervorzurufen.

Dem Typus des „latenten Eidetikers" steht Zeman skeptisch gegenüber. Als latent eidetisch werden jene Vpn. bezeichnet, deren Nachbilder nicht proportional der Entfernung der auffangenden Fläche wachsen, die also dem Emmert'schen Gesetz nicht genügen. Im ganzen ergab sich, daß die Wiener Eidetiker gegenüber dem Emmert'schen Gesetz sich ebenso verhielten wie die Marburger. Nimmt man die latenten Eidetiker hinzu, so fanden sich im Alter von 11—16 Jahren keine Individuen, denen jede eidetische Komponente fehlte. Das Verhältnis der eidetischen Anlage zur Pubertät ist noch nicht geklärt, „weil bei den Knaben, wo die Pubertät später auftritt als bei den Mädchen, umgekehrt der höchste Grad von Eidetik früher" erreicht wird als bei den Mädchen.

Die Wiener Eidetiker gehörten überwiegend dem Basedowoidtypus an; rein fand sich dieser Typ selten, der reine Tetanoidtyp dagegen gar nicht; insofern besteht ein gewisser Unterschied gegenüber den in Marburg gefundenen Verhältnissen.

Dr. Langelüddeke (Hamburg).

Abartige.

Galant (Moskau), Die Fragebogenmethode bei der Untersuchung tätowierter Verbrecher. Monatsschr. f. Kriminalpsychol. u. Strafrechtform, 15. Jahrg., S. 31—38, 1924.

Verf. behauptet, daß Tätowierungen in seltenen Fällen die Psyche von Grund aus revolutionieren und in keinem Falle ohne jeden Einfluß auf das psychische Leben des Individuum bleiben. Er könne allerdings seine Behauptungen nicht handgreiflich beweisen, sondern wolle nur auf das Problem aufmerksam machen und es biopsychologisch beleuchten. Der Ursprung des Tätowierens bei den Wilden der Urzeit sei das Sichschmücken in Nachahmung der Natur (!). Die Tätowierung spiele im Staats- und Gesellschaftsleben der wilden Völkerschaften eine ungeheuere Rolle und beherrsche fast alle Zweige der sich entwickelnden Kultur der Wilden. Die ganze Erdkugel sei eine Zeitlang von der Manie der Tätowierung betroffen gewesen. Die Tätowierung könne zu Mordtaten führen, z. B. töten die Wilden auf den Nukuorinseln Kinder, die von nicht tätowierten Müttern geboren sind. — Viele Tätowierungen haben zur Steigerung der Libido geführt. Wenn ein Tätowierter nackte, reich kolorierte Weiber auf Armen und Brust eingegraben habe,[1]) rege ihn solche erbauliche Malerei oft geschlechtlich an und könne ihn unter Umständen zu sexuellen Exzessen bis zur Vergewaltigung führen; kriegerische Symbole können bis zum Mord treiben. Ein ausführlicher Fragebogen schließt die Abhandlung. Verf. stellt nach des Ref. Meinung das Problem um; er fragt nicht, ob die Psyche der Tätowierten besondere Merkmale aufweist, die ihnen die Tätowierung als etwas erstrebenswertes erscheinen lassen, sondern ob die Tätowierung an sich auf die eigene Psyche besonders wirkt. Nicht die vielen Tätowierungen führen zu einer Steigerung der Libido, sondern die eigene Libido führt zur Tätowierung; die mitunter obszöne Malerei soll Andere zu geschlechtlichen Vorstellungen anregen; geschlechtliche Exzesse kommen jedoch nicht von der Tätowierung, sondern entspringen der libidinösen Veranlagung des betr. Individuums. Die kriegerischen Symbole führen nicht zum Mord, sondern die rohe Veranlagung führt zur entsprechenden Tätowierung und zum Mord. Die durch keine Kasuistik belegten Anschauungen des Verf. erscheinen reichlich kritiklos.

Dr. Rehm (Bremen).

---

[1]) Hiergegen ist einzuwenden, daß die Tätowiermuster bei Naturvölkern ganz anderer Art sind, als bei Kulturvölkern. Bei den ersteren sind es häufig geometrische Muster, die verwendet werden. Die Tätowierung dient auf den mikronesischen und polynesischen Inseln der Südsee als Rangauszeichnung. Die Tätowierung bei Naturvölkern muß deshalb unter ganz anderen Gesichtspunkten betrachtet werden, weil diese nackt gehen. Bei den sonst bekleideten Europäern fällt die Tätowierung nur bei solchen Personen und Personengruppen ins Gewicht, die sich entblößen, wie Prostituierte oder Urninge. Dazu tritt noch snobistische Nachahmung von Naturvölkern gelegentlich von Modeströmungen oder endlich das Verlangen nach auch körperlicher Hervorhebung der Persönlichkeit, wie z. B. bei der Tätowierung von Soveränen. Dem Verf. mangelt überhaupt die grundlegende Kenntnis des Tatsachen-Materials. [Der Herausgeber.]



Heinrich Fischer, Prof., Gießen, Die Wirkungen der Kastration auf die Psyche. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. 94. Bd., 2/3. Heft, S. 275 bis 300. Berlin, Julius Springer, 1924.

Die Kastration hat soziologisch eine mehrfache Bedeutung. Sie zeigt experimentell den Zusammenhang zwischen Körperbau und Charakter und fördert dadurch die Erkenntnis bestimmter naturgegebener Körperbau- und Charaktertypen, die für die Gesellschaft nicht ohne Bedeutung sind. Aber auch die eigentlichen (künstlichen) Kastraten haben in den verschiedensten Zeiten und Ländern eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Der Name Eunuch war in Byzanz geradezu gleichbedeutend mit Kammerherr. Dadurch sind übrigens der geschichtlichen Auffassung manche Irrtümer untergelaufen. Manche sogenannten Eunuchen sind zweifellos nicht kastriert gewesen und dürfen daher für die Psychologie des Kastraten nicht als Beispiele herangezogen werden, wenn nicht die Kastration sicher nachgewiesen ist oder aus dem Körperbau mit Sicherheit erschlossen werden kann. In neuerer Zeit hat das Kastrationsproblem aufs neue größeres Interesse bekommen, da in manchen Staaten die Sterilisierung Minderwertiger gesetzlich eingeführt worden ist und vermutlich bald von anderen Ländern übernommen werden wird.

Bisher liegen in der psychiatrischen Literatur wenig exakte Untersuchungen über die Wirkungen der Kastration vor. Das bedeutendste Werk war bisher das Buch Pelikan's: „Gerichtlich-medizinische Untersuchungen über das Skopzentum in Rußland". Pelikan schreibt ungefähr folgendes: In der Übergangsperiode der Pubertät, in der eine ganze Reihe neuer Empfindungen und Anschauungen im Jüngling erwachen, in der er seine Pflichten und Beziehungen zur Gesellschaft anders begreift, in der sich die Neigung zum anderen Geschlecht fühlbar macht, bleibt dem im Kindesalter Verschnittenen alles dieses fremd. Er verspürt nicht die Regung edler Triebe und kennt keine bürgerlichen Pflichten. Ihm steht keine Zukunft bevor. Das ihm durch die Entmannung aufgezwungene Leben ordnet ihn in die Lebensverhältnisse und Einflüsse seiner Sekte ein und unter, fesselt ihn instinktiv an die Sekte, nimmt ihm das Glück des Familienlebens, die Männlichkeit und den höheren Flug der Phantasie, wogegen sich bei ihm Laster wie Selbstsucht, Falschheit, Hinterlist, Habsucht und Schlauheit entwickeln. Kein wissenschaftliches, künstlerisches oder poetisches Erzeugnis stammt von einem Kastraten. Bei Bewertung der Pelikan'schen Untersuchungen ist zu berücksichtigen, daß bei den Skopzen ein besonders geartetes Milieu auf die Psyche einwirkt, welches einen vereinheitlichenden Reiz für die Mitglieder der Sekte darstellt. (Auch ist wohl anzunehmen, daß es sich zum Teil um von Haus aus abartige Persönlichkeiten handelt. Ref.) Neben den „Lastern" (wie bei anderen Sektierern, Ref.) werden ihre Arbeitsliebe, Eifer, Pünktlichkeit und Sauberkeit erwähnt.

Verf. berichtet über 3 Männer, welche im 23., 27. und 28. Jahre kastriert wurden. Mit der Kastration fiel nicht nur die Erotisierung des Trieblebens fort, sondern auch andere Qualitäten der affektiven Resonanz, während es gleichzeitig durch diese Ausfälle zu einer ausgesprochenen Labilität des Temperamentes, zur psychästhetischen Proportion des Schizoiden kam, wie immer dann, wenn die Spannungen des Temperamentes nicht genügend durch affektive Färbungen gebunden und ausgeglichen werden. Als Parallele zum schizoiden Temperament fanden sich auf körperlichem Gebiete mangelhafte Stamm- und Terminalbehaarung bei oft reichlichem Kopfhaar, und Pigmentarmut der Haut. Die beiden ersten Fälle bekamen

epileptische Anfälle. Aus diesem Grunde und weil die Kastration durch Schaffung eines schizoiden Temperamentes den Menschen noch unsozialer macht, verwirft Verf. die Kastration Minderwertiger. Der erste Fall, ein Sittlichkeitsverbrecher, von einem Sonderling und einer verrufenen Mutter abstammend, ist kaum als beweiskräftig anzusehen. Das Auftreten epileptischer Krämpfe und zunehmende Entartung des Charakters, kann man in den zwanziger Jahren bei solchen abnormen Individuen auch ohne Kastration oft genug beobachten.

Der vierte mitgeteilte Fall betrifft einen 26jährigen Mann, der infolge Schädelbruchs und Verletzung des Hirnanhangs von Späteunuchoidismus mit Hodenschwund befallen wurde.

Verf. kommt zu dem Schluß, daß Temperament und Charakter der Kastraten wesentliche Übereinstimmungen mit denen der Eunuchoiden zeigen und daß beide gewisse Beziehungen zur Epilepsie haben. Mit Recht bekämpft Verf. den Standpunkt der Versorgungsämter, die den Verlust beider Hoden mit 30%, den eines Beines mit 50% bewerten.

Auf die interessanten rein medizinischen Ausführungen des Verf., insbesondere die Behandlung der Kastrationsfolgen und des Eunuchoidismus, kann hier nicht eingegangen werden. Bolte (Bremen).

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

Wolfgang Köhler, Komplextheorie und Gestalttheorie. Antwort auf G. E. Müller's Schrift gleichen Namens. (Komplextheorie und Gestalttheorie. Ein Beitrag zur Wahrnehmungspsychologie. Göttingen, 1923.) Psychol. Forschung VI, S. 358—416, 1925.

Die von Anfang bis zum Schluß polemisch eingestellte Arbeit verdankt ihr Entstehen dem Streit zwischen Komplex- und Gestalttheoretikern, der seit der Begründung der Gestalttheorie durch Wertheimer und ihrer Fortführung durch Koffka und andere nie ganz geruht hat. Fs würde viel zu weit führen, sollten hier alle angeführten Meinungsverschiedenheiten aufgezählt werden. Köhler hat eine Gliederung in drei Hauptabschnitte vorgenommen. Im ersten bespricht er die Komplextheorie, wie sie von G. E. Müller vertreten wird. Danach sollen die Elemente von Wahrnehmungskomplexen durch die kollektive Aufmerksamkeit zu einem Ganzen zusammengefaßt werden. Die „koll. Auffassung muß gegenüber singularem Erfassen von Gliedern als die höhere Leistung angesehen werden, welche eine „stärkere Anspannung“ erfordert“. Die Betätigungen der Aufmerksamkeit rechnet Müller zu den superkortikalen Prozessen und schreibt sie einem besonderen „Aufmerksamkeitsapparat“ zu. Die Begriffe „Komplex, Einzelglied, Element“ sind für ihn relativ, Die koll. Auffassung hängt von „Kohärenzfaktoren“ ab, die primär (abhängig von den Elementen), aber auch „empirisch“ (Gewöhnung usw.) sein können. Bedingung der letzteren sind „Kollektivdispositionen“, d. h. gelernte Fähigkeiten der Auffassung, die von M. anscheinend schon als physiologisch angesehen werden. Physiologisch werden 3 Zonen unterschieden, eine periphere von der Retina zur zentralen Sinnesfläche, eine formative, in der besonders die Aufmerksamkeit tätig ist und in der auch die Kollektivdispositionen ihren Ort haben, und eine dritte der Re-

sidualzentren, in denen die eigentlichen Gedächtniswirkungen auftreten. Die Formauffassung soll nach der Komplextheorie „durch vor der Bewußtseinssphäre stattfindende Vorgänge zustande kommen". Neben den psychologischen Kohärenzfaktoren nimmt M. auch physiologische Kohärenzen an, die benachbarte und gleiche Erregungen von vornherein in einen funktionellen Zusammenhang bringen.

Der zweite Teil der Arbeit enthält eine Kritik der Komplextheorie. Gegen diese sprechen einmal die ihr selbst anhaftenden Widersprüche, so etwa jener, daß einmal die koll. Aufmerksamkeit Elemente zu einem Komplex zusammenschließen soll, ein anderes Mal dagegen derselbe Prozeß schon vor dem Bewußtwerden vor sich gehen soll, so daß die Aufmerksamkeit ganz ausgeschaltet wird. Andere Widersprüche werden später besprochen. Weiterhin sprechen gegen die Komplextheorie Erfahrung und Experiment. Die Erfahrung lehrt, daß es trotz angestrengter koll. Aufm. nicht gelingt zwei im Raume eng zusammenliegende Dinge (etwa einen Stein auf einem Blatt Papier) in eins zusammenzufassen. Ferner: In einer mehrdeutigen Zeichnung geht eine der möglichen Fassungen, die mit aller Kraft der koll. Aufm. festgehalten wird, oft gegen unseren Willen in eine andere über. Wäre die Komplextheorie richtig, „so müßte die Zeit maximaler koll. Aufm. für ein Gebiet mit der Zeit fester Gestaltung dieses Gebietes zusammenfallen". Ein weiteres Beispiel: Das Wort „Charlottenburg", das uns als Einheit erscheint, enthält 14 Unterkomplexe. Es ist nicht möglich, daß diese zugleich aus ihren Elementen durch die koll. Aufm. zusammengefaßt werden. Und will man das Zustandekommen eines solchen Gesamtkomplexes durch physiologische Kohärenzen erklären, so wird die Theorie wieder aufgehoben. K. widerspricht ferner der Behauptung M.'s, die koll. Aufm. sei im Vergleich zur einzelnen eine höhere Leistung. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß es dabei auf etwas ganz anderes ankommt. Schließlich das Experiment: Hier hat M. als Teile nur solche Gebilde betrachtet, die von vornherein schon eine gewisse Selbständigkeit besitzen, z. B. die 1 und die 0 in 10. K. zeigt an Beispielen, daß man die Teile ganz anders haben kann, als im Komplex, wenn man nämlich Teile nimmt, die nicht als natürliche Glieder des Gesamtgebildes erscheinen. Teile des Violinschlüssels z. B. sind unter sich weniger fest assoziert als der ganze Violinschlüssel mit dem Baßschlüssel oder dem Bilde der Notenlinien. An Teilen des Violinschlüssels zeigt K. auch, daß die singulare Auffassung unter Umständen viel schwerer ist als die kollektive.

Im dritten Kapitel werden dann Komplextheorie und Gestalttheorie einander gegenübergestellt. Aus diesem greife ich den Abschnitt heraus, in dem K. seine dynamische Auffassung gegen die Bedenken M.'s verteidigt (S. 408 ff.). Die Annahme streng isolierter Leitungen von einzelnen Erregungselementen genügt nicht. Es müssen Querkommunikationen bestehen, durch die „der funktionelle Verkehr des gesamten Geschehens" vermittelt wird. „Wenn das System (von Erregungsleitungen, Ref.) nicht in gegenseitig isolierte Elementarsysteme zerfällt, so ist es im allgemeinen von einem kontinuierlichen Gefüge von Spannungen und Drucken vollkommen durchzogen. Weshalb verschiebt ein lokales Geschehen den Zustand im Nachbarbereich und umgekehrt? Weil die vorhandenen Spannungen nicht im Gleichgewicht sind. Hört die „Beinflussung" auf, nachdem sie „einander beeinflußt" haben? Nicht im mindesten, die gegenseitige Zustandsänderung, fortwährend selbst verändert, setzt sich dauernd fort, so lange das Gleichgewicht nicht erreicht ist. Sind im Gleichgewicht die Zustände voneinander unabhängig und selbständig . . .? Durchaus nicht, das sagt schon das Wort „Gleichgewicht"; denn nur insofern jetzt die vorhandenen

Spannungen relativ zueinander keine Veränderungstendenz mehr haben, bleiben gerade die Zustände, Vorgänge und Spannungen erhalten, in denen sich das Gleichgewicht aufrecht hält, und das Gleichgewicht hat seine Realität eben in diesem dynamisch-stabilen Gefüge." Das führt dann zu der Folgerung, „das Spannungsgefüge durch den Systembereich" habe „als ganzes fortwährend eine Richtung, von der es nicht abweicht. In jedem folgenden Zeitpunkt nähert es sich mehr dem Zustand maximaler Ausgleichung im ganzen, der für die gegebenen Systembedingungen überhaupt erreichbar ist, und wenn nicht Trägheitswirkungen es über diese ausgezeichnete Lage hinausschießen lassen, so kommt es in dieser einen dynamischen Lagerung zum stationären Verharren. So wenig ist das aus selbständigem lokalen Geschehen zu verstehen, so sehr kommt es auf das ganze Gefüge an, daß, in lokalen Bereichen betrachtet, die einzelnen Spannungen hier und da vielmehr anwachsen, wenn nur dabei im ganzen das Spannungsgefüge stabile Lagerung annimmt. Es gibt keine unabhängigen Teile im einem solchen Gesamtgeschehen". Dieses Spannungsgefüge ist „Realität", da es nur als Ganzes existieren kann. Aus diesen Anschauungen sucht K. auch die von Wertheimer aufgestellte Prägnanzregel abzuleiten.

Der Kampf, für den die vorliegende Arbeit ein Dokument ist, ist von der allergrößten prinzipiellen Bedeutung für die Psychologie. Daß er zugunsten der Gestalttheorie entschieden werden wird, wenn diese auch zurzeit noch gewisse Lücken auszufüllen hat, läßt sich m. E. nicht mehr bezweifeln.

Langelüddeke (Hamburg).

W. Böhmig, Assistenzarzt d. Univ.-Nervenklinik Halle a. S., Zur Phänomenologie der Tapferkeit. Archiv f. Psychiatrie, Bd. 73, 5, S. 581—591. 1925.

Verf. gibt zunächst die Begriffsbestimmung von Mut und Tapferkeit. Mut ist eine Charaktereigenschaft, die man hat, oder die man nicht hat. Tapferkeit kann eine Ausdrucksform des Mutes sein. „Tapferkeit heißt: sich einer gefahrvollen Situation gewachsen zeigen, —". Deutlicher noch: „Der Gegensatz von Mut ist Angst, von Tapferkeit — Feigheit." Es ist schwer, aus dem äußeren Verhalten eines Menschen zu entscheiden, ob er Mut hat, oder nicht. Meisterung der Mimik und Gestik läßt leicht eine Besonnenheit vortäuschen, die im Grunde doch nur beherrschte Angst ist. Recht instruktiv stellt Verf. nun vier Gruppen auf, die aber nicht als starres Schema aufgefaßt werden sollen.

A. Tapferkeit des einzelnen.

Zunächst zwei Gruppen, bei denen es sich handelt um „reflexionslosen" Mut:

I., 1. Mut ist völlige Nichtachtung der Gefahr, aber nicht etwa Gleichgültigkeit ihr gegenüber, diese würde irgendein resignierendes Moment in sich schließen, Nichtachtung des Wertes, der auf dem Spiel steht. Der Mut ist aber frei von jeder derartigen Negation, wie von jeder Reflexion. Er ist einfach Kraftbewußtsein. Tatkräftige, verantwortungsfreudige Menschen besitzen diesen Mut, prahlen aber nicht mit ihrer Stärke, sind auch nicht kühn oder verwegen oder ehrgeizig (Parsival-Siegfried-Egmont-Naturen). Geradlinige, unkomplizierte Charaktere mit kindlichem Einschlag. Daher nimmt sich der Dichter ihrer nur selten an, sie lassen das dramatische Moment vermissen. „Mut als Selbstverständlichkeit schließt Phantasiebegabung aus, da sie die unbeirrte Glaubenskraft des Mutes mit Vorstellungsbildern und Reflexionen allzusehr beschweren würde. Verf. zweifelt, ob es Menschen gibt, die während der ganzen Lebensdauer unter diese Gruppe einzureihen wären. Das Kraftbewußtsein

des Menschen hängt zu sehr von äußeren und inneren Faktoren ab, die sich wandeln, um dauernd das gleiche zu bleiben

I., 2. Die Übermütigen, die Draufgänger und Stürmer. Sie nehmen die Gefahr nicht nur infolge eines inneren Müssens auf sich, wenn sie sich ihnen bietet, sondern sie suchen sie bewußt. Sie haben nicht nur Kraftbewußtsein, sondern Kräfteüberschuß (Einschlag von sportmäßigem Ehrgeiz). Verf. weist auf das Märtyrertum der ersten Christen hin, die die Marter suchten, um sie bestehen zu können (vgl. Böhmig, Massenpsychologisches aus kathol. Kirche und Sozialdemokratie, Archiv f. Psychiatrie 70, ferner Hebbel's Holofernes, Schütte in Lön's Werwolf).

Diese beiden ersten Gruppen werden mit den beiden letzten verbunden durch Gruppe:

I., 3. den „Mut der Verzweiflung". Hier handelt es sich nicht um Mut, sondern um Tapferkeit während eines höchstgespannten Affektes von häufig kurzer Dauer (Harras der kühne Springer, Simson). Diese Tapferkeit ist nur eine sehr bedingte: „lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende". Verf. reiht den Mut der Verzweiflung hier ein, weil diese Art der Tapferkeit mehr blitzartig, als überlegt erfolgt, also ohne Reflexion. Die Reflexion macht nun im Gegensatz zu den beiden ersten Gruppen das Wesen der beiden folgenden aus. In diese beiden Gruppen gehören die Nichtmutigen, die die Gefahr aber doch tapfer auf sich nehmen, wenn kein anderer Ausweg bleibt. Sie verbrauchen mehr Kräfte, als die unter I., 1 und I., 2, weil sie nach außen und nach innen kämpfen müssen, da sie die Angst während der ganzen Handlung in Schach zu halten haben.

II., 1. Die Einstellung der Gefahr gegenüber ist kritisch, das Für und Wider wird erwogen. Das tapfere Verhalten beruht dann nicht auf Mut, sondern auf Entschlossenheit (voraus ging ein bewußter Entschluß!). Die zu erwartende Aufgabe wird aber mit ganzer Kraft und „willig" übernommen (im Gegensatz zur letzten Gruppe). Hierher gehören die Pflichtmenschen, die wissen um was es geht, ihnen ist der Erfolg nicht Gewinn eines gefahrvollen Spiels, sondern Verdienst schwerer Arbeit. Sie sind besonnener, als der reflexfreie Mutige, daher aber auch Überraschungen weniger ausgesetzt.

II., 2. Diese Gruppe schließt die eigentlich Furchtsamen ein. Die eigentliche Triebfeder ihrer Tapferkeit ist Angst. Der innere Antrieb ist kein „Ich will", sondern ein: „Ich muß wohl oder übel". „Der Tapfere der vorigen Gruppe will hindurch, dieser will heraus aus der Gefahr" (Kriegsneurotiker). Die Tapferkeit der Furchtsamen ist am allerunbeständigsten, ihr Erfolg der schwächste, weil der entscheidende Augenblick nicht vom Willen gesucht, in der Angst nicht klar erkannt, sondern vom Zwang für Umstände herbeigeführt wird.

B. Tapferkeit der Masse.

Mutig kann die Masse nie sein, da sie immer „heterogen" zusammengesetzt ist in der Qualität ihrer Tapferkeit. Sie potenziert nur die Tapferkeit des einzelnen durch das Beispiel der anderen und der Führer. Die Masse wird von dem Beispiel um so leichter ergriffen, je eindrucksvoller es ist. Daher ist es schwerer, die Masse zum zähen Ausharren in gefährlichen Situationen zu bewegen, als etwa zu einer tapferen Tat hinzureißen.

Zum Schluß fragt sich Verf., welche Gruppe sich nun zum Führer eignet. Er versucht die Lösung so, daß er nach Oberführer und Unterführer scheidet. Der Oberführer ist verantwortlich für das Ganze, mithin hat er alle Zwischenfälle zu bedenken,

er muß die Sachlage völlig übersehen und beherrschen. Dazu eignen sich Menschen der Gruppe I nicht, sie tragen kein reflektives Moment in sich. Am besten eignen sich Menschen der Gruppe II, 1. Für die Unterführer scheiden zwar diese Charaktere nicht aus, doch eignen sich auch hier gut die der Gruppe I.

Die Ausführungen des Verf. sind an sich schon so knapp und doch klar verständlich, daß es wirklich schwer fällt, diesen Extrakt im Referat noch weiter einzudicken. Nicht berücksichtigt scheint uns der Verf. die Tapferkeit des Fatalisten zu haben (also des Islamen, zum Teil des russischen Soldaten). Reflektierendes Abwägen des Für und Wider kommt hier nicht in Frage. Um Mut im Sinne des Verf. handelt es sich auch nicht. Es ist weder Kraftbewußtsein, noch Kräfteüberschuß, was diese Art der Tapferkeit bedingt. Sie schließt ein resignierendes Moment in sich ein: „Es soll wohl so sein." — „Nitschewo". — Aber daß es sich auch hier um Tapferkeit handelt, läßt sich nicht bestreiten. — Gehört auch die Arbeit der Hauptsache nach in das Gebiet der Individualpsychologie, so mußte doch eingehender auf sie hingewiesen werden, da sie über seelische Eigenschaften und Ausdrucksformen handelt, die von größter Bedeutung für das gesellige Beisammenleben sind.

Dr. Carl Timm (Lübeck).

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Franciska Baumgarten, Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland. 148 S. München, Oldenbourg. 3,60 Mk.

Die verdienstvolle Verfasserin gibt einen Überblick über die zur Zeit in Rußland auf dem Gebiete der Arbeitswissenschaft und Psychotechnik geleistete Arbeit.

Nach den neuesten Angaben sollen sich gegenwärtig etwa 60 Stellen mit der wissenschaftlichen Erforschung der Arbeit befassen; 22 davon führt die Verfasserin an. Die wichtigsten unter diesen sind das Zentralarbeitsinstitut in Moskau (Leiter: Gastew), das Institut für Gehirnforschung in Petersburg (Bechterew), das Arbeitsinstitut in Charkow mit einer physiologischen (Danilewskij) und einer psychotechnischen Abteilung (Dunajewskij) und das Institut für wissenschaftliche Arbeitsorganisation in Kasan (Burdjanskij)? Daneben sei noch die psychotechnische Abteilung am neurologischen Institut der Universität Moskau genannt, die sich unter der Leitung von Rossolimo durch die Nüchternheit der Problemstellung auszeichnet.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht möglich; es sei nur darauf hingewiesen, daß man in Rußland infolge des Fehlens von Verbindungen mit den westlichen Ländern zunächst ganz auf sich selbst angewiesen war. Manches, was unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse entstand, ist deshalb für uns nichts Neues. Vieles ist aus dem Stadium des Plänemachens nicht herausgekommen, und die Pläne selbst muten manchmal recht phantastisch an. Oft kann man sich auch des Eindruckes nicht erwehren, als ob die politische Stellungnahme die Pläne und die Ergebnisse beeinflußt haben könnte. Immerhin ist doch auch recht viel nützliche Arbeit geleistet worden, und eine eifrige Propaganda, die die wissenschaftlichen Ziele einer Arbeitsorganisation vielfach mit dem Kommunismus identifizierte, hat es dahin gebracht, daß die W.A.O. (Wissenschaftliche Arbeitsorganisation) den Charakter einer großen sozialen Volksbewegung angenommen hat.

Aus den psychotechnischen Arbeiten sei nur erwähnt, daß Spielrein und seine

Mitarbeiter (Moskau) behaupten, die bisherigen Methoden der Berufsanalyse (Erhebungs- und Ausfragemethode) genügten nicht; es sei vielmehr nötig, den Beruf, den der Psychologe wissenschaftlich untersuchen wolle, selbst zu erlernen. Die Verfasserin hat jedoch unter den auf diese Weise aufgestellten Berufspsychogrammen neue Momente nicht finden können und vermißt namentlich ein Eingehen auf charakterologische Fragen ganz.

Wertvoll erscheinen der Verfasserin der Plan des Moskauer Instituts, eine einzige Berufstätigkeit nach allen Richtungen hin zu untersuchen (worin man ihr zustimmen muß), der Plan der Philosophen in Kasan, eine Klinik zur Hebung der Lebensfreude zu schaffen oder der Plan des Charkow'schen Instituts, das Problem der Begabung nach Tiefe und Breite zu untersuchen. Daß der zweite dieser Pläne, die Schaffung einer philosophisch geleiteten Klinik, zu einem Mißerfolg führen würde, scheint mir sicher. Kant hat ja auch die Ansicht vertreten, der Philosoph sei der einzig geeignete Arzt für den psychisch Erkrankten; das letzte Jahrhundert hat bewiesen, daß seine Ansicht falsch war.

Das Buch ist ein interessanter Beleg für die nachrevolutionäre Mentalität in Rußland. Als solchen möchte die Verfasserin ihn aufgefaßt haben.

Langelüddeke (Hamburg).

I. **Dräseke**, Dr., Nervenarzt und Schularzt und **Otto Herms**, Hilfsschulleiter, Richtlinien für die Berufsberatung der körperlich und geistig Schwachen. Nr. 79 der Sonderreihe „Am Scheidewege", Berufsbilder. 71 S. Hermann Paetel, Verlag G. m. b. H., 1921, Berlin-Wilmersdorf.

Das Buch hat für den Soziologen mehr Interesse, als man nach dem Titel erwarten sollte. Es handelt sich nicht um die Berufsberatung eigentlicher Krüppel, sondern solcher Kinder, welche durch irgendwelche körperliche oder geistige Mängel für bestimmte Berufe nicht in Betracht kommen. Solche Defekte sind oft wenig auffallend und zahlreicher, als der Laie denkt. Über 12 % der Hamburger Volksschüler (etwa 1700) wurden aus der III. oder einer noch tieferen Klasse konfirmiert; dazu kommen noch mindestens ebensoviel Hilfsschulkinder. Für die Eltern dieser Kinder ist das vorliegende Buch in erster Linie bestimmt.

Bei der Berufsberatung ist manchmal allzu einseitig auf bestimmte geistige und körperliche Fertigkeiten Wert gelegt worden, die durch experimentelle nicht immer eindeutige Prüfungen festgestellt wurden. Der ärztliche Verf. weist in einfacher und klarer Weise, wie es nur der erfahrene Praktiker vermag, auf die wesentlichen Gesichtspunkte hin, welche die Berufswahl entscheiden müssen. Aus seiner liebevollen Versenkung in die Einzelheiten der Berufsanforderungen und Berufsschädlichkeiten und ihren Beziehungen zu der körperlichen und geistigen Konstitution entsteht ein eindrucksvolles Bild von Siebungsvorgängen, welche den Gesellschaftsaufbau nicht unwesentlich mitbestimmen. Bei der Besprechung der geistig Schwachen wäre es vielleicht nützlich gewesen, noch stärker die Bedeutung des Gemüts und Willens für das praktische Leben hervorzuheben; denn zweifellos scheitern mehr Jugendliche infolge moralischer Defekte, als infolge mangelhafter Intelligenz, und manche fast Schwachsinnige erringen durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit eine auskömmliche Stellung.

Das gehaltvolle Buch wird seinen Zweck nicht verfehlen. Für die sicher bald zu erwartende Neuauflage wäre zu wünschen, daß der Titel so geändert würde, daß

sich auch Eltern scheinbar gesunder Kinder veranlaßt sähen, daß Büchlein zu Rate zu ziehen. Vielleicht wäre auch durch Anwendung gelegentlichen Fettdruckes, das Buch für den flüchtigen Leser noch eindrucksvoller zu gestalten.

Bolte (Bremen).

Ehe und Familie.

Erwin Stransky, Prof. Dr., Über Ehescheu. Wien u. Leipzig, Verlag von Moritz Perles, 1924.

Verf. untersucht die Ursachen der Ehescheu. Er findet sehr verschiedene Typen Ehescheuer mit individual- und sozialpsychologischen Motiven und zwar bei beiden Geschlechtern verschieden. Als Untergruppe der männlichen individualpsychologischen Typen werden erstens die Höchstbegabten und zwar Psychopathen und Normale genannt. „Je mehr Zeit und Energie der Mann aufwenden muß, um den individualpsychologischen Prätentionen der Ehefrau gerecht zu werden, desto mehr muß er seinem Werke und der Menschlichkeit davon entziehen.“ Das begründet die Ehescheu dieser Typen. Darunter sind auch solche, die einem Berufe dienen, der erhebliche Ansprüche an das Ethos und die Arbeitskraft seines Trägers stellt (z. B. Ärzte). Ferner gehören Typen hierher, bei denen individuelle Lebensschicksale eine sekundäre Abneigung gegen das Weib erzeugt haben, ferner solche, bei denen eine seelische Bindung an ein unerreichbares Weib oder auch, unter meist pathologischen Verhältnissen, eine Bindung ohne Personifikation, oder schließlich eine bewußte oder unbewußte Fesselung an Frauen des eigenen Blutkreises besteht. Ferner kann Verwöhnung und Bequemlichkeit (einzige Söhne!) ein durch unsoziale Einzelerziehung geförderter Narzismus, Furcht vor dem eigenen polygamen Trieb, zur Ehescheu führen. Als Pseudo-Ehescheu bezeichnet Verf. solche Fälle, in denen wegen Krankheit und Belastung ein Mann Weib und Nachkommenschaft nicht gefährden will. — Die Ehescheu beim weiblichen Geschlecht ist seltener psychologisch verstehbar. Zuweilen ist hier die Ehescheu nicht echt, bedeutet eine Maskierung des Nichtgeheiratetwordenseins, da das betr. Weib (z. B. hochwertige Mädchen, einzige Töchter) zu wählerisch war. Überstarke Bindung an einen unerreichbar gewesenen Mann, unbewußte erotische Fixation an den Vater oder andere Angehörige können eine Rolle spielen. Seltener sind beim Weib berufliche oder soziale Momente, besonders selten polygame Neigungen ein Ehehindernis. — Von psychopathologischen Typen erwähnt Verf. beim Mann Zwangsneurotiker, willensschwache Psychoneurotiker und Psychopathen verschiedener Färbung, konstitutionell verstimmte Paranoide, paranoid-schizoide Persönlichkeiten (zu denen ein gut Teil der Weiberfeinde, ferner solche gehören, die aus pseudoreligiösen Motiven ohne Zölibatspflicht nicht heiraten wollen). Sexuale Gefühlsanomalien, sexuelle Impotenz, virile Frigidität geben weitere Momente für Ehescheu. Bei Weibern finden sich neuropsychotische Typen ähnlicher Färbung mit femininen Besonderheiten (abnorm erhöhte Eifersucht — Angst vor dieser, neurotische Angst vor dem Kinde, Frigidität, besonders unter den Hysterischen, psychosexueller Infantilismus, seelisch echte Mannweiber). Näher geschildert wird ein „Brunhildentypus“ mit seelischer Zerrissenheit und Zwiespältigkeit und häufiger Auswirkung in hysteriforme Krankheitserscheinungen, der eine ausgesprochene Ehescheu, von allem aus Widerwillen, dem Mann als schwächeren Teil zu erliegen, zeigt. Nur kurz ge-

streift werden, da die Dinge vom Gesichtspunkt des Psychiaters und des praktischen Psychologen geschildert werden, die soziologisch bedingten Ursachen. Unsozial eingestellte Erziehung, Scheu vor Unterordnung oder vor dem Kinde, sind derartige Momente. Diese „dekadente" Art des Egozentrismus ist eine der Triebkräfte der als „unsozial" verschrieenen Auswüchse der Frauenrechtsbewegung. Auch kommt es unter Einfluß der Großstadtzivilisation zu einer Fehleinstellung der weiblichen Instinkte. Kurz gestreift wird zum Schluß die Bekämpfung der Ehescheu. W. Runge (Kiel).

W. Scheidt, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (Familienanthropologie). 216 S., 11 Textabb. München, Verlag J. F. Lehmann, 1923.

—, Familienbuch. Anleitung u. Vordrucke zur Herstellung einer Familiengeschichte. München, Verlag J. F. Lehmann, 1924.

Die „Familienkunde" will Verständnis für Wesen, Aufgaben und Wert einer naturwissenschaftlichen Familienforschung wecken; eine solche ist wohl zu unterscheiden von der mit historischen Hilfsmitteln arbeitenden Genealogie, und beide Disziplinen haben sich gegenseitig zu ergänzen. Naturwissenschaftliche Familienkunde (Familienanthropologie) wird definiert als die vergleichende Betrachtung der naturwissenschaftlich erkennbaren Eigenschaften einer Gruppe von Menschen, welche miteinander blutsverwandt sind, mit dem Ziele, die Gleichheit oder Verschiedenheit dieser Eigenschaften in Beziehung zu setzen zu Verwandtschaftsart und -grad der beobachteten Personen oder zu der ihnen eigentümlichen Lebensweise. Die Darlegungen des Verf. stützen sich auf die neuesten Ergebnisse der Vererbungslehre. Dem theoretischen Teil schließt sich ein praktischer Teil an, in welchem Anleitung für die Ausübung der Familienforschung gegeben wird.

Das „Familienbuch" ist im Anschluß an die „Familienkunde" geschaffen worden. Es ist bestimmt, die Aufzeichnungen sowie Lichtbilder aufzunehmen, welche dem für das Studium seiner eigenen Familie Interessierten zu Gebote stehen. Beide Bücher erscheinen geeignet, den Familiensinn zu wecken und zu befestigen und damit Gutes zu stiften. Friedrich Alverdes (Halle).

Führer und Masse.

Karl Reininger, Über soziale Verhaltungsweisen in der Vorpubertät. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, hrsg. von Charlotte Bühler und Viktor Fadrus, Heft 2, 112 S. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien, Leipzig, New York, 1924.

Für die psychischen Erscheinungen und Vorgänge der Gesellung ist überraschend wenig exaktes Material gesammelt worden. Die vorliegende Arbeit bringt Untersuchungen an Kindern in der Vorpubertät, die nicht bloß von pädagogischem Interesse sind, sondern auch einen wichtigen Beitrag zum Aufbau einer induktiven Sozialpsychologie bieten. Sie stellen einen großen Fortschritt gegenüber Moede's „experimenteller Massenpsychologie", (von 1920) dar und gehen auch weit über die Beobachtungen von Katz hinaus, der die Ergebnisse der zoologischen Beobachtungen

von Schjelderup-Ebbe an Knaben nachprüfte (vgl. Alverdes im 1. Heft dieser Zeitschrift S. 54ff.).

Hier wird das Ergebnis von sorgfältigen Beobachtungen ausgebreitet, die ein Jahr lang an elfjährigen Knaben einer Schulklasse durch ihren Lehrer vorgenommen wurden. Er wendete eine andere Methode als Moede an. Statt, wie letzterer, Experimente mit einer fest umschriebenen Versuchsanordnung vorzunehmen, bedient er sich ausschließlich der Beobachtung. Bei sozial-psychologischen Untersuchungen wird man letzterem Verfahren zweifellos den Vorrang deshalb geben dürfen, weil auf diese Weise das Verhalten unbefangen bleibt und in seiner Vielgestaltigkeit zum Ausdruck kommen kann.

Verf. entwirft zuerst eine Charakteristik der einzelnen Schüler in dem richtigen Gefühl, das alle psychischen Erscheinungen der Gesellung in letzter Linie durch die Eigenart der einzelnen Personen bestimmt werden. Wie wichtig das ist, zeigt sich in der Tat bei allen Untersuchungen.

Zwei Hauptarten von Gesellungen unterscheidet R.: Gruppe und Masse. Als Gruppe bezeichnet er den kameradschaftlichen Zusammenschluß, die Freundschaft einige weniger. In der Gruppe wird jedes einzelne Mitglied nach seinem Können und Verhalten betrachtet und gewertet. Der Einzelne erstrebt die Anerkennung des Anderen, er hat das Bestreben „oben“ zu sein, er will gut gewertet werden. Als Beurteilungsgrund kommt das Können auf dem betreffenden Sondergebiet (Fußball, Schach) in Betracht, verbindet sich jedoch mit dem Urteil über die Gesamtpersönlichkeit. Das Hauptinteressegebiet, das gruppenbildende Prinzip ist allen Mitgliedern mehr oder weniger klar bewußt. In der Gruppe entwickelt sich ein Wetteifern, ein Rivalisieren, aus dem sich eine gewisse Staffelung unter den Mitgliedern ergibt, die jedoch nicht zu einem Zerfall der Gruppe führt, sondern im Gegenteil das Gefühl der „Ganzheit verstärkt und zur Dauerhaftigkeit der Gruppe beiträgt. Aus einem solchen Gemeinschaftsempfinden hebt sich die Gruppe von der Umwelt ab und verteidigt ihren Bestand. — Anders die Masse; für sie ist der Mangel jeglicher inneren Konstanz charakteristisch. Die Massenbildung findet durch Ursachen und Ereignisse statt, die in der Regel nicht im Individuum oder in einer Individuengruppe beruhen, sondern von außen her eine Situation schaffen. Eine solche drängt nach Lösung und fordert ein im wesentlichen gleichgerichtetes Verhalten bei jedem Einzelnen: z. B. Abwehr, Begeisterung. Es handelt sich also um eine „parallele“ Reaktion von Menschen, die einer gleichen Milieuwirkung ausgesetzt sind. Verf. folgert noch weiter, das sich alle oder wenigstens die Mehrheit derer, welche die Masse bilden, der gegebenen Lebenslage gegenüber als unzulänglich, als anlehnungs-, führungsbedürftig empfinden. Das Mitglied der Masse wird nicht als Individualität gewertet, sondern nur danach, wie weit es sich der allgemeinen Einstellung anpaßt, sich einordnet und somit dem gemeinsamen Streben förderlich erscheint. Der Führer der Masse übt eine ganz andere Funktion aus, als der der Gruppe. Denn der Massenführer hat nur den Weg für das psychische Ziel der gleicheingestellten und gleicheinseitig gerichteten Angehörigen der Masse zu weisen, die ihm geschlossen, nahezu kritiklos folgt. Der Gruppenführer dagegen muß vor der Kritik der Gruppenmitglieder bestehen können, ehe er die Führerfunktion ausübt. Diese Unterscheidungen sind auch für die allgemeine Soziologie von Bedeutung.

Der ganze soziale „Chemismus“ tritt weiterhin in eine Reihe wichtiger Erscheinungen und Einwirkungen des Zusammenlebens hervor. Dazu rechnet R zunächst das Übereinander und Untereinander der Knaben Hier treffen die Beobach-

tungen des Verf.s mit denen von Katz und Schjelderup-Ebbe zusammen (vgl. dazu auch S. 54 des 1. Heftes). In der Regel zeigt der Überlegene kein besonderes Interesse daran, einen deutlich Unterlegenen seine Macht zu zeigen. Der Unterlegene dagegen sucht verschiedentlich die Aufmerksamkeit und Anerkennung des Überlegenen zu erreichen. Zwischen Kindern mit sehr verschiedener Stellung in der herrschenden Rangordnung besteht in der Regel kein dauernder Kontakt. Ist dagegen der Abstand zweier Schüler in der Rangordnung nicht bedeutend, so führt das entweder zu einem Rivalisieren oder zu einem freundschaftlichen „Miteinander“. Das Rivalisieren kann sowohl auf freundschaftlicher wie auf gegnerischer Grundlage vor sich gehen, es nimmt die Richtung des Wetteifers an oder trägt den Charakter des Kampfes, des Ringens um die Macht. Ein bemerkenswerter Unterschied in der Kampfesmethode zeigt sich jedoch zwischen solchen Kindern, die in der Rangordnung obenan sind und denen, die zu den letzten zählen, die vom selbständigen Handeln abgedrängt wurden, vom Handeln vielleicht überhaupt; die ihr eigenes „Ich“ nicht so sehr in der Welt der Tatsachen erleben, als vielmehr in der Phantasie. Während sich bei den ersteren der Kampf sachlich und in der ritterlichen Form abspielt, wird er unter letzteren vielfach mit Worten geführt, die manchmal in einen phantastischen Schwall auslaufen oder zu wilden Affektausbrüchen führen.

Das Miteinander bringt die Bildung kleinerer freundschaftlicher Zusammenschlüsse innerhalb der weiteren Gesellungsformen, etwa in der Gruppe, mit sich. Solche Freundschaften zählen selten mehr als vier Mitglieder. Der Freund wird infolge der Wirkung seiner Gesamtpersönlichkeit gewählt. Von ihm ist der Spielkamerad zu unterscheiden, der vielfach wegen brauchbarer oder schätzenswert erscheinender besonderer Eigenschaften oder Fähigkeiten gewählt wird. Hat der Spielkamerad auf seinem Gebiete nichts mehr zu leisten, dann verläßt man ihn, um zum Freund zurückzukehren. — Die letzten Gründe für die Freundschaft dürften wohl in einer Ergänzungsbedürftigkeit auf dem Boden vorwiegender Gleichwertigkeit zu suchen sein, während der Spielkamerad hauptsächlich wegen seiner Spezialleistung herausgesucht wird. Diese kleinen Gruppen bilden Mittelpunkte, denen sich andere Individuen gelegentlich ankristallisieren. Sie können so zur Ursache für die Bildung größerer Gemeinschaften werden.

Das Gegeneinander fand der Verf. weniger ausgeprägt unter den Höheren als unter den Tiefstehenden. Wo es unter den Oberen hervortritt, zeigt es sachliche Art; der gehässige Charakter wurde nur bei den Tieferstehenden beobachtet, wohl als Reaktion auf die ihnen zum Bewußtsein gebrachte „Minderwertigkeit“. Namentlich tritt bei den Unteren Über-schätzung gepaart mit Unterschätzung des Gegners in Erscheinung. Freundschaften von Führern wurden nicht beobachtet. Anfängliche Rivalität endete stellenweise mit der deutlichen Unterordnung des anderen.

Nicht übergangen werden dürfen die Einsamen. Es sind selbständige Persönlichkeiten, die aber nicht die Fähigkeit besitzen einer Gruppe sich einzuordnen oder eine solche nach ihrem Willen zu bilden. Ihnen fehlte die Eignung als aktive Führer aufzutreten, es mangelte ihnen das geeignete Milieu. Keiner von den Einsamen war dies aus eigenen Wunsch, sondern nur der Not gehorchend.

Erst nach Erörterung all dieser Beziehungen ist es möglich, die Bedeutung und Funktion des Führertums festzustellen. Sie ergibt sich aus der Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft und umgekehrt: aus dem Verhalten der Gemeinschaft zum Einzelnen. Verf. scheint (S. 54) in richtiger und allgemein gültiger Weise als wesentlichen Zug im Streben eines Kollektivums die allgemeine Tendenz aufzu-

fangen: „wir möchten spielen!" zunächst ganz unbestimmt was und wie „wir möchten zeichnen, arbeiten . . ." Haben die Kinder nun die äußere Möglichkeit, ihrem Wunsche entsprechend zu handeln, so stehen sie, führerlos, der Sache meist ohnmächtig gegenüber. Parallel mit dem auf den begehrten Gegenstand gerichteten Wunsche läuft auch das Verlangen nach Organisation, nach Führung. Der wirkliche Führer kann und darf dieses allgemeine Wollen auf seine spezielle Form bringen, durch die das unbestimmte Streben des Kollektivums Tat werden kann. Der Führer erscheint als derjenige, welcher die geheimen Aktionskräfte der anderen merkt und dadurch konkretisiert, daß er sie in bestimmte Bahnen lenkt, sie „anwendet", verwirklicht. Die Art dies zu tun ist ausserordentlich verschieden, ebenso auch der Wiederhall, der solchen Anregungen wird. Manchmal stellt sich der Führer fremden Gedanken und Anregungen nahezu willen- und bedenkenlos zur Verfügung. Seine eigene Persönlichkeit geht in der, den geheimen Aktionskräften entspringenden, Illusionen und Begeisterungen beinahe völlig auf. Solche Fälle bieten den Ansatz zu dem, was Verf. „magisches" Denken nennt (vgl. S. 53). Verf. meint, daß in der Vorpubertät dem Führer primitiver, massenähnlicher Kollektiva eine fast unbeschränkte Einflußmöglichkeit gewährt wird, solange er erfolgreich ist. Der Mißerfolg in Kollektivum führt zur Verdammung dessen, der seine Erwartungen enttäuscht, es „betrogen" hat. In der Tat scheint hier ein Anklang an den Glauben vom Besitz besonderer Zauberkräfte vorzuliegen, wie sie Naturvölker als *Mana* der Adelsschicht angehörigen Häuptlingen oder Fürsten zuschreiben (vgl. Thurnwald's Artikel „Häuptling", „König", „Mana" im Reallexikon der Vorgeschichte, hrsg. v. Max Ebert, 1925). Die Wirkungsweise dieser geheimen Aktionskräfte und ihre Übernahme durch sie realisierende Persönlichkeiten illustriert Verf. mit einer Reihe von Beispielen. Bei ungenügender Übereinstimmung mit dem kollektiven Streben verliert der Führer den Anhang, wenigstens für den einen Fall. Das Kollektivum kann und will aber nicht führerlos bestehen. Es erwartet oder sucht wieder den erfolgsicheren Führer. Dabei ist zu beachten, daß der Führer trotz seiner Sonderstellung kein Souverän ist, der über das Kollektivum und die in diesem wirksamen Kräfte willkürlich verfügen kann. Die besondere Stellung in der Gemeinschaft darf der Führer nicht zu persönlichen, der Gemeinschaft fremden Zwecken, gebrauchen, sondern nur dazu, wozu sie ihm gegeben erscheint: der Gemeinschaft zu nützen. Solange er sich in diesem Rahmen hält, sind ihm reichlich Willkürlichkeiten erlaubt. Er ist der Typ des sog. aufgeklärten Despoten, wie man ihn namentlich auch unter der niedrigen Häuptlingschaft der Naturvölker vertreten findet. — Folgendes scheint für den Führer Bedingung zu sein: 1. Beweglichkeit, Tatkraft und ein gewisser Wille zur Macht; 2. ein Vordenken und Vorhandeln für die Gemeinschaft, sowie die Übernahme der Verantwortung für die Anregungen und Handlungen; 3. die Fähigkeit, eine gegebene Situation mit instinktiver Sicherheit zu erfassen. Das kommt sowohl für das Ergreifen der Führerstellung selbst in Betracht, als auch für die einzelnen Vorschläge und Taten. Hier muß das Mögliche getan und dem Mißerfolg aus dem Wege gegangen werden, um das Vertrauensgefühl zu erhalten. Die Sonderstellung des Führers innerhalb der Gemeinschaft ist im Wesentlichen die des allgemein anerkannten Sachverständigen für alle Situationen, die für die Gemeinschaft in Betracht kommen, einseitiges Können ist keineswegs nötig. Die Anerkennungen eines Führers bringt auf Seite der Geführten Gefolgschaft und Unterordnung mit sich. Und zwar sowohl in der Gruppe wie bei der Masse. In der Gruppe ist die Unterordnung mehr oder weniger klar begründet. Von denen, die in der Rangordnung vom Führer sehr

weit entfernt sind, wird die Führung als Autorität empfunden; auf Seite der ihm in der Rangordnung Nahestehenden findet ein bewußtes Eingehen auf des Führers Unternehmungen statt, das aber von einer gewissen Selbständigkeit begleitet wird. Diese Selbständigkeit dem Führer gegenüber mündet teilweise in einer ruhigen selbstgewissen Sonderung, teilweise in einer Opposition aus, die entweder Anregungen gibt, Wetteifer und Rivalität auslöst, oder zu Spaltungen, zum Ausscheiden aus der Gruppe hinleitet.

Die Beobachtungen R.'s haben natürlich ihre große pädagogische Bedeutung, auf die in diesem Zusammenhang jedoch nicht eingegangen werden soll. Das Verdienst seiner Arbeit sehen wir vom Gesichtspunkt dieser Zeitschrift auf soziologischem Gebiet. Verf. gewinnt aus zahllosen einzelnen Beobachtungen an den Kindern eine Reihe von Verhaltungsweisen, die auch ihre Bedeutung für das gesellige Leben der Erwachsenen haben. Der Vorteil bei solchen Beobachtungen an Kindern besteht darin, daß hier die Dinge einfacher und übersichtlicher liegen. Alle die Formen und Erscheinungen kehren in dem Leben der Erwachsenen wieder, nur sind sie hier durch die historische Tradition der Verbände und Gruppen, sowie durch sexuelle Momente und Interessen außerordentlich kompliziert. — Neben den allgemeinen biologischen Voraussetzungen der Gesellung gehören die Beobachtungen an Jugendlichen (neben denen an Naturvölkern) zu den wichtigsten allgemeinen Tatsachen, auf denen sich eine Erkenntnis der Triebe und Grundformen der sozialpsychischen Vorgänge aufbauen muß. Man darf Verf. dazu beglückwünschen, daß er die erste Grundlage für eine Sozialpsychologie der Vorpubertät geschaffen hat. Die Bühler'sche Schule hat hier eine ausgezeichnete Arbeit vorgelegt, welche die größte Beachtung auch im Kreise der Soziologen erheischt. Thurnwald.

Gesetzgebung.

M. Hollenderski (Psychiat. Klinik d. Univ. Königsberg), Zur Alkoholstatistik in den Jahren 1917—21. Archiv f. Psychiatrie, Jahrg. 22, Bd. 65, S. 587—596.

Eine zusammenfassende Tabelle bringt die Statistik der Alkoholpsychosen an der Königsberger Universitätsklinik vom 1. August bis zum 31. Juli 1921. Den Tiefpunkt erreicht die Aufnahmekurve im Jahre 1917/18, um dann aber 1918/19 bereits wieder leicht anzusteigen und so die weitere Entwicklung anzukünden. Daraus geht also hervor, daß nach den Aufnahmen der Königsberger Klinik eine starke Abnahme des Alkoholismus während des Krieges in Königsberg festzustellen ist, daß dagegen in der Nachkriegszeit ein starkes Anwachsen zu verzeichnen ist, das sich im Jahre 1920/21 darin ausdrückt, daß wegen Alkoholpsychose bereits etwa wieder die Hälfte der Friedenszahl aufgenommen wurde. Eine zweite Tabelle zeigt die Beteiligung der Militärpersonen an diesen Zahlen. Während die Aufnahmezahl der Militärpersonen wegen Alkoholismus dauernd zurückgeht, bleibt die Aufnahmeziffer der Zivilpersonen verhältnismäßig konstant. Dann werden Einzelheiten der Statistik besprochen und sie wird mit entsprechenden Zahlen anderer Autoren verglichen, die im wesentlichen dasselbe besagen. Verf. fordert, daß man im Kampfe gegen den Alkoholismus die Konsequenzen aus den Erfahrungen der Kriegszeit zieht. Diese sind:

1. Strenge gesetzgeberische Maßnahmen führen zur Abnahme des Alkoholismus.
2. Gesetzgeberische Maßnahmen können nur wirken, wenn sie lange Zeit hindurch in Kraft bleiben, d. h. solange bis der durch sie hervorgerufene Zustand für das Volk zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Carl Timm (Lübeck).

Zeitströmungen.

Stanley Rice, The Challenge of Asia. 256 S. in 8°. London, John Murray, 1925.

Die Erregung, die den Fernen Osten durchzieht, hat bereits im Jahre 1922 ein hervorragender nordamerikanischer Berichterstatter, Frazier Hunt, anschaulich dargestellt (*The Rising Temper of the East; sounding the human note in the worldwide cry for land and liberty. Indianapolis, Bobbs-Merrill Company*; 248 S.). Er legte dar, daß es in China wie in Sibirien und in Korea gegen Japan gährt; ebenso auf Hawaï, in Mexico und im lateinischen Amerika gegen die nordamerikanische Union; desgleichen in Ägypten wie in Indien gegen England, und daß der Nationalismus der überseeischen Völker sich in Japan gegen die Weißen, in Australien gegen die Gelben richtet. Sein Schluß lautet, daß die auf Gewalt ruhende Beherrschung von einer Milliarde Farbiger durch die Weißen zu Ende zu gehen droht.

Dieser auf politische Freiheit und auf materielle Errungenschaften ausgehende Geist der östlichen Völker entspricht dem Vorbilde, das ihnen die nationalistisch gesinnten Völker Europas boten. Er beruht auf einem starken Empfinden der eigenen Art der bisher unter der Leitung Europas stehenden Völker und, was die Mohamedaner angeht, überdies auf der lebenden Kraft ihrer religiösen Gefühle, wodurch der gegenwärtige Kampf Frankreichs um Marokko in seinen möglichen Folgen besonders bedeutsam wird.

Im vorliegenden interessanten Buche schildert ein vormaliger Beamter der indischen Verwaltung, wie die Völker des Fernen Ostens in zunehmendem Maße in eine Abwehrstellung gegen Europa gerieten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte Europa vermöge seiner militärischen Überlegenheit zu Lande und zur See, seiner wissenschaftlichen und technischen Mittel, seiner politischen wie organisierenden Begabung, und seiner ungeheuern wirtschaftlichen Tatkraft Asien erobert. Doch hat es damit zugleich den fremden Völkern auch das Ideal der nationalen Macht und die Einsicht offenbart, daß diese Macht auf völkischem Reichtum beruht. Die Früchte dieser Lehren reiften zuerst im japanisch-chinesischen Kriege 1894/95, im japanisch-russischen Kriege 1904/5 und im Verhalten Japans seit 1914.

Bereits der japanische Sieg über China weckte das Selbstgefühl mancher fernöstlicher Kreise. Kurze Zeit nachher begann eine Gährung in Indien, die, durch Aufsätze des L. Tilak geschürt, 1897 einen Aufstand bewirkte. Hatte eine asiatische Macht das ihr an Bewohnern zehnfach überlegene China niederzuringen vermocht, so schien es eben indischen Patrioten möglich, daß ihr eigenes, hunderte von Millionen zählendes Volk, bei einiger Entschlossenheit und Schulung etliche hunderttausend Weiße außer Landes treibe. Die gebildeteren Schichten begnügten sich mit der Einführung mancher Reformen, aber die national gesinnten Kreise stellten in zunehmendem Maße den Anspruch Großbritanniens, Indien zu beherrschen, sowie die Vorherrschaft Europas überhaupt in Frage.

In China erstrebte eine Partei die politische Erneuerung des Reiches; als aber die Konservativen die Übermacht behielten, und es infolgedessen im Jahre 1900 zum Boxeraufstand gegen die „weißen Teufel“ kam, wurde China, diesmal durch die vereinigten Großmächte, neuerlich niedergegangen. Alsbald erwies dagegen Japan, indem es 1905 Rußland besiegte, endgültig seine staatliche Überlegenheit.

Ein knappes Jahrzehnt später folgte der Weltkrieg, in dem die weißen Völker den farbigen, unter Inanspruchnahme ihrer Truppen, ihre eigene Besiegbarkeit vordemonstrierten. Nach Beendigung dieses Krieges verkündeten nun die Sieger das Selbstbestimmungsrecht der Völker, schränkten aber diesen Grundsatz auf die mit ihnen verbündeten westlichen Völker ein und brachten für die Randgebiete der weißen Erdteile sowie für Südafrika und für die Südsee (vgl. Demangeon, L'Empire Britannique, Paris, 1923, S. 216 und 223) ein System von politisch-militärischen Mandaten zur Geltung. Erregte nun die Lehre von der völkischen Selbstbestimmung das lebhafteste Interesse der von Weißen kolonisierten Länder, so empfanden diese zugleich die praktische Einschränkung des aufgestellten Grundsatzes äußerst peinlich. Dieses Verhalten der europäischen Mächte und ihre schon im 19. Jahrhundert bewiesene Gepflogenheit, nur mit den militärisch starken Nationen zu rechnen, schwache Völker dagegen zu mißachten und zu vergewaltigen, schuf eine Lage, deren Folgen wir jetzt erleben.

Japan war der Zwang, der es im Jahre 1853 von amerikanischer Seite genötigt hatte, sich dem Abendlande zu öffnen, sehr zu Herzen gegangen, und es begann, sich deshalb bewußt zu europäisieren, um nicht zu einem Ausbeutungsobjekt der Weißen zu werden. Dieser heroische Entschluß, dem das ganze Volk sich unterwarf, entsprang seinem Streben nach Widerstand. Dabei boten sich ihm, von seinem eigenen Mute abgesehen, eben die Hilfsmittel dar, auf denen die Überlegenheit der Weißen beruhte. Durch unverdrossenen Eifer und Disziplin erzielte es auf dem gewählten Wege verblüffende Erfolge und erreichte in einem knappen halben Jahrhundert seine Anerkennung als Weltmacht. China dagegen hatte seine Verteidigung gegen Europa nur mit halbem Herzen in Erwägung gezogen, zumal seine in der Minderheit stehenden Reformer in beständigem Kampf mit den weit überwiegenden Konservativen lagen. Daher kam es dort nur zu unzulänglichen Reformversuchen und das Reich blieb widerstandsunfähig gegenüber der verachteten und gehaßten weißen Kultur.

Japan hat seinen kriegerischen Aufstieg zielbewußt und mit zäher Tatkraft von langer Hand vorbereitet. Sein Feldzug gegen China war sozusagen eine Vorübung für den Kampf mit dem eigentlichen Gegner, Europa-Amerika. Östlicher Realismus, verschwiegene Hoffnungen, Mut der Selbstaufopferung und ungemeine Umsicht kamen ihm dabei zugute. Wurde es durch das benachbarte asiatische Festland zu Eroberungen verlockt, so fehlte solcher Antrieb den unkriegerischen Chinesen. Sie begnügten sich mit der Ablehnung der europäischen Art, blieben im übrigen ihrer konservativen Erziehung und ihrem System der Prüfungen, welche die öffentliche Laufbahn eröffneten, getreu, verachteten das fremde ursachenkundige Wissen und Können und beließen ihr Militär wie es war; „China hielt es für ausreichend, einige wenige Kriegsschiffe zu kaufen und einige sonstige oberflächliche Reformen vorzunehmen“, sagt Rice (S. 144). Hinter seiner zerklüfteten Regierung stand aber der reaktionäre Block eines zu Aufständen geneigten Volkes.

In Indien war der Aufstand von 1907, der von begeisterten Jünglingen ohne jeden militärischen Rückhalt unternommen wurde, einer Unterschätzung der abend-

ländischen Zivilisation entsprungen. Diese Junginder verneinten die Überlegenheit der materialistisch gesinnten und gegenüber den geistigen Schätzen des alten Indiens gleichgültigen Engländer, die ihr Land beherrschen. Demgemäß verursachte auch die Ausnahmestellung der nach Südafrika in Arbeit ziehenden Inder in ihrer Heimat Empörung. (Vgl. auch hierüber Demangeon, a. a. O., S. 218 ff.) Im Kampf für diese Heloten des britischen Weltreiches erwuchs Gandhi [1]) zum Nachfolger Tilaks. Mit Nachdruck weist anderseits Rice darauf hin, daß die zahlreichen jungen Ostasiaten die europäische Hochschulen besuchen, von der ihnen zugänglichen Großstadtkultur des Westens nichts weniger als erbaut sind; sie leben hier, um zu lernen; dabei beobachten sie die Schwächen des Abendlandes und stapeln das erworbene Wissen auf für kommende Tage, da Asien in die Lage kommen werde, seinen eigenen Wert zu erweisen.

Was aber die Verschiedenheit der Anlagen angeht, welche die abendländischen und die östlichen Völker scheiden, wird ihre Erkenntnis wohl allmählich hüben wie drüben wachsen. Vorbildlich ist, um den Bemerkungen von Rice zu folgen, die rezeptive Duldsamkeit Indiens, wo vier große Religionen, deren Vorstellungen und ethischen Auffassungen grundverschieden sind, nichtsdestoweniger ruhig nebeneinander bestehen. Vermöge des duldsamen Verständnisses für das Fremde liegt den Indern auch die Übernahme abendländischer Einflüsse näher, als etwa Chinesen oder Arabern, die sich gegen fremde Kulturschöpfungen grundsätzlich abweisend verhalten. Die Begriffe der weltlichen Philosophie finden in Indien ebenso Eingang, wie soziale Bestrebungen für Kastenfremde, für Proleten, für Strafgefangene, obgleich es an wirksamen Organisationen der Wohlfahrtspflege gebricht; auch die indische Malerei nähert sich der realistischen Darstellung des Westens an. Während sich Indien so dem abendländischen Geiste nur allmählich anzupassen beginnt, übernimmt Japan vieles schlankweg, so auch unsere Musik, in deren Geist Kompositionsversuche gemacht werden, von der die Violine übernommen wird und deren Notenschrift Verbreitung findet. Auf dem Gebiete des Wissens hat der Westen den kritischen Geist und die Tatsachenforschung wesentlich belebt. Im ganzen wird die geistige Annäherung des Westens und des Ostens beiderseits die „Kenntnis des Besten verbreiten, das beide Kulturkreise zu bieten haben“ (S. 212).

So ist der Osten durch westliche Einflüsse in mancher Hinsicht, vor allem auch politisch, aus seiner Ruhe gebracht worden, obgleich er zu seinem Glück noch nicht der Unrast und Veränderungssucht erliegt, die unser Leben ergriffen hat. Tiefgreifende Unterschiede zwischer dem Abendlande und dem Osten walten eben noch vor.

Vor allem ist dem Wesen des Orientalen der Individualismus und Voluntaris-
us fremd, der im Abendlande alle innern Dämone zu entfesseln geeignet ist.

Der Pflege der Persönlichkeit haben bei uns, wie Rice hervorhebt, das Christen-
sowie die Traditionen des klassischen Altertums starken Vorschub geleistet.
abe das Christentum seine Eroberungen im Wesen nach dem Westen zu er-
c; im fernen Osten erhielten sich fest eingewurzelte Religionen, in denen ein
g von Unpersönlichkeit lebt, der, wie schon Percival Lowell in seinem Buch „Die Seele des Fernen Ostens“ hervorgehoben hat, die Ostasiaten kennzeichnet. Der strenggläubige Hindu verehrt in der Gottheit eine unpersönliche Allgewalt, den Schöpfer aller Dinge, den Erhalter des Guten und den Zerstörer des Bösen. Der

[1]) Siehe hierzu die Besprechung in Heft 1 dieser Zeitschrift S. 101. [Der Herausgeber.]

Geist des Menschen ist ein Teil dieser Kraft. Er besitzt ein Maß von freiem Willen; dessen Gebrauch bedingt seine Wiedergeburt und ihre Umstände, und zwar kehrt er so lang auf die Erde zurück, bis seine Seele von den Schlacken des Erdenlebens gereinigt ist und damit in das All-Eine wiederkehrt. Der Hindu strebt vermöge dieser Auffassung der Unpersönlichkeit zu und erstrebt eine Loslösung von den irdischen Banden der Persönlichkeit. Auch das buddhistische Versinken ins Nirwâna ist die Wiederaufnahme des Einzelnen in das Göttliche; nur ist sie gemäß Buddha durch Leid und auf Grund der Befreiung von allen Begierden zu erreichen.

Dieser unpersönlichen Auffassung der irdischen Vorgänge entspricht es, daß im Fernen Osten nicht der Einzelne, sondern der Familienverband, die Großfamilie oder Hausgenossenschaft (*joint family*) die Grundlage der Gesellschaft bildet, und daß die geistige Verknüpfung mit den Vorfahren wie mit den Lehren der alten Weisen gewahrt wird. Das Werk von Guénon, *Introduction générale à l'étude des doctrines hindoues* (*Paris* 1921) und seine im ersten Heft dieser Zeitschrift (S. 101) angezeigte Schrift „*Orient et Occident*“ betonen nachdrücklich den im Gegensatz zum Abendlande scharf „traditionalistischen“ Charakter der östlichen Kultur. Den durch die gesellschaftliche und politische Verfassung des Fernen Ostens geknüpften starken Banden der Familie stehen die Beziehungen zu den sonstigen Angehörigen der eigenen Nation nach, so daß in China die Vorstellung, daß der Dienst des Herrschers Dienst an der Nation sei, nicht aufkam. Der Begriff des „Vaterlands“ ist nach Rice sowohl in Indien wie in Japan ein Ergebnis westlicher Einflüsse. Mit dem Familiensinne hängt die Bedeutung der kindlichen Pietät, die im Osten gesellschaftlich eine sehr große Rolle spielt, zusammen. Die Grundlage der asiatischen Ethik ist Ehrfurcht vor den Vorfahren. Auch hiedurch wird die eigene Persönlichkeit gebändigt; die traditionelle Verehrung begründet eine innere Abhängigkeit, welche die Persönlichkeit sozusagen vom Verehrenden auf den Verehrten überträgt. Folgsamkeit, Schutz alles Überlieferten, der konservativen Gesinnung entspringende Untertänigkeit der Dienenden und Überhebung der Herrschenden ergeben sich hieraus und steigern sich bis zu der bekannten indischen Vorstellung, daß schon der Schatten eines niedrig gestellten Volksgenossen Höherstehende durch Berührung ihrer Schatten verunreinigt. Im ganzen hat aber das indische Kastenwesen die Vorstellung begründet, daß Brachmânen, die Angehörigen der obersten Kaste, die höchsten Vertreter des Menschentums sind.

Gleich dem europäisch-amerikanischen Kultus der Persönlichkeit tritt im Osten auch die Hochschätzung der Wahrheit, die allerdings auch bei uns mitunter in beklagenswerter Weise in den Hintergrund gerät, zurück. Immerhin werden bei uns Verrat und Falschheit öffentlich gebrandmarkt, soweit nicht Politik mit im Spiel ist; in Asien wird dagegen manches derartige Mittel bloß danach eingeschätzt, ob es zum Ziel führt. So arbeiten kleine Händler ohne weiteres mit falschem Maß und Gewicht, und das Verhalten vor Gericht wird vielfach vom Standpunkte eines Kampfes zwischen den Prozeßgegnern betrachtet, wobei auch ein durch falsche Zeugenschaft bewirkter Erfolg mit Ruhe genossen wird. Wenn dagegen in China im Handel Treu und Glauben beachtet wird, so gilt dafür dort im diplomatischen Verkehr wie im Krieg jedes Mittel für erlaubt (S. 232—234). — So erscheinen auch der abendländischen Auffassung z. B. die Unwahrhaftigkeit der russischen Diplomatie sowie die in Osteuropa um sich greifende Anwendung ethisch verpönter Mittel im Nationalitätenkampf als „östliche“ Züge.

Demokratie in der Politik scheint nun im Abendlande auf dem Individualis-

mus zu beruhen und deshalb den Grundsätzen der Ehrfurcht vor überkommenen Autoritäten zu widersprechen. Gleichwohl erstrebt die jungindische Bewegung Demokratisierung des Landes und Nationalisierung der Verwaltung! In dieser Hinsicht betont nun Rice, daß eine Verringerung des britischen Einflusses in Indien nur bewirken würde, daß die Brachmanen das Land beherrschen und daß sie vermöge ihres Jahrtausende alten Ansehens im Volke eine wahre Demokratie keinesfalls aufkommen lassen würden. Und „wenn die Briten Indien verließen, so könnte dies das Zeichen für eine allgemeine Austreibung der Weißen aus Asien sein; an ihre Stelle würde aber, was die politische Führung angeht, unfehlbar die Vorherrschaft Japans treten."

Eine vielerörterte wirtschaftliche Frage ist die Konkurrenz Asiens. Der Asiate gilt als ein besserer, ausdauenderer und wohlfeilerer Arbeiter als der weiße Mann und erträgt leichter Härten des Klimas. Gleichwohl hat der Strom der Asiaten, die als Arbeiter außer Landes ziehen, wie Rice betont, nichts Bedenkliches, so lang sie nicht besser organisiert sind und über fähige Führer verfügen. Auch ist zu beachten, daß die eigenen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten von Indien und China noch unbegrenzt, und auch die von Zentralasien wie Sibirien sehr groß sind. Wenn daher die Völker Asiens die wirtschaftlichen Hilfsmittel Europas anzuwenden lernen und eine seinem Vorbild nachstrebende Verwaltung einsetzen, so wird die Intensivierung ihrer eigenen Wirtschaft noch Millionen Raum bieten und zugleich ihren Außenhandel außerordentlich ausdehnen. Nun weiß wohl der gebildete Asiate sehr wohl, daß Europas bisherige Vorherrschaft auf seinem Wohlstande und dieser auf wissenschaftlich-technischen Errungenschaften beruht, allein die Asiaten sind, wie Rice meint, zu sehr auf Wahrung ihrer Würde bedacht, als daß sie allgemein auf einen Wettbewerb mit dem Auslande und auf das Ausbeuten der Arbeiter ausgehen würden. Auch sei nicht aus dem Auge zu verlieren, daß der Orientale ererbten konstanten Gepflogenheiten weit mehr ergeben ist, als der Europäer, in dessen Geist und Seele die variablen Elemente, und daher Bildsamkeit und Anpassung neuartigen und unvorhergesehenen Verhältnissen gegenüber vergleichsweise weit größer sind. Die äußerliche Verwestlichung Japans ist eine Ausnahme gegenüber dem, was von China, Indien oder gar von Persern und Arabern in dieser Richtung zu erwarten wäre. Eine geistige und seelische Umstellung Asiens im Sinne der abendländischen Kultur setzt einen innerlichen Wandel voraus, der, soweit er überhaupt möglich wäre, ungemein lange Zeiten erfordern würde.

Lloyd George hat gelegentlich darauf hingewiesen, daß der moderne Chinese durch den Westen verdorben werde; seine Ideale und sein Denken gewännen nicht durch das, was sie von der westlichen Zivilisation lernen; Studenten, die aus der Ferne heimkehren, seien ihrer Kultur, ihren Überlieferungen und ihrer milden Religion entfremdet. Dazu kommt, daß das gegenwärtige Rußland junge Chinesen systematisch nach Moskau zieht, um sie mit den dort herrschenden Grundsätzen zu erfüllen und sie dann als Propagandisten zu verwenden, die China als politisches Werkzeug der Bolschewikenführer benutzbar machen sollen. In den mannigfachen Agenten Moskaus, die in China als Wühler tätig sind, entstehen für ganz Europa höchst gefährliche Förderer des dortigen Nationalismus dessen lebendigste Vertreter, wie schon Bertrand Russel nach seinem Pekinger Lehrjahre (*The problem of China*) berichtet hat, auch in China die Studenten sind.

Eugen Schwiedland (Wien).

H. H. Powers, The Receding Tide of Democracy. „The Atlantic Monthly". S. 456 ff. April 1924.

Der Glaube an die Demokratie hat in Amerika vielleicht unter Wilson gegen Kriegsende seinen Höhepunkt erreicht. Seitdem ist eine gewisse Ernüchterung in einigen Köpfen eingetreten, wofür die nachstehenden Betrachtungen über eine „rückflutende Welle in der demokratischen Stimmung" der Welt Zeugnis ablegen.

Verf. weist zunächst darauf hin, daß die Gründer des amerikanischen Staates im 18. Jahrhundert die Leitsätze der Demokratie nicht ohne Mißtrauen annahmen. Diejenigen, welche die Demokratie als die einzige Möglichkeit einer Staatsform überhaupt ansahen, waren sehr in der Minderzahl gegenüber denen, die sie nur mehr oder weniger wünschten. Die europäischen Staatsmänner verhielten sich völlig ablehnend, selbst in England waren ihrer nur wenige, die mehr in ihr sahen als einen nützlichen Wechsel auf die unantastbare Machtstellung des Herrschers. Demagogische Demokratenhetze war in England damals so üblich wie ein Jahrhundert später in Deutschland. Und diese Haltung war nicht unberechtigt: der historische Betrachter sah dort, wo man die Demokratie erprobt hatte, nur Mißerfolge; alle Ansätze endeten in Blut und traurigen Rückfällen, — und die einzige praktisch durchgeführte Demokratie, die Schweiz, stellte einen solchen Sonderfall dar, daß sie zu Vergleichen nicht taugte. Erst mit der französischen Revolution beginnt das eigentlich demokratische Zeitalter und der Wechsel der Gefühle. Der große Erfolg war Amerika: man sah ein starkes Gemeinwesen mit wunderbarer Lebenskraft aus dem Bürgerkrieg hervorgehen, ohne Rückfälle in das Alte, ohne Auswüchse des Neuen. Wichtiger als die Anerkennung in Europa war die nun folgende Abschüttelung fremder Herrschaft im ganzen lateinischen Amerika und die Nachbildung der nordamerikanischen Staatsform. Frankreich schließt sich an, die großen Gebiete von Kanada und Australien zeigen unzweifelhafte Zeichen für eine demokratische Zukunft. Selbst China gesellt sich in die Gruppe der Staaten demokratischer Richtung. Weniger sichtbar, doch um so bedeutsamer erfolgt die Umstellung in Staaten mit äußerlich fortbestehender Monarchie: vor allem in England, und unter dem Zwange dieser Tatsache werden nun überall freiwillig oder gezwungen Zugeständnisse gemacht, dem Volke verfassungsgemäß Rechte verbrieft, dem Umfange nach zwar verschieden, aber überall zielbewußt. So in Rußland 1905, in der Türkei 1908, bald auch in Japan und Persien. Die Welt war dem demokratischen Gedanken gewonnen. Zwar kamen Fehlschläge vor, der Glaube an die Demokratie artete gelegentlich in kindliches Vertrauen aus, so bei der Erteilung des amerikanischen Bürgerrechts an die Neger oder bei der Überlassung gewisser englischer Kolonien an die Eingeborenen zur Selbstverwaltung. In der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Weltkrieg mäßigte sich das Tempo etwas, es zeigte sich die Unmöglichkeit freier Negerrepubliken und ähnlicher Einrichtungen, es zeigte sich eine wachsende Neigung zu Streiks und Stockungen in den volksregierten Staaten des Kontinents. Aber man gab die Hoffnung nicht auf, und wenn Haiti, Liberia und Nicaragua der Anarchie verfielen, so erschlossen sich dafür andere weite Gebiete der demokratischen Idee. Der Weltkrieg sollte die Menschheit endgültig für die Demokratie reif machen, neue Kriege glaubte man durch sie für immer zu verhüten. Noch vor Kriegsende fiel die russische Autokratie, das stärkste Bollwerk gegen die freie Auswirkung demokratischer Gedanken, später entthronte Deutschland seine Fürsten, sogar die Türkei ersetzte den Sultan durch einen Präsidenten.

Doch läßt sich dieses Stürzen von Thronen eher mit einem Feuerwerk ver-

gleichen, als mit einer gewonnenen Schlacht. Mit den Herrschern fielen zwar endgiltig ihre Vorrechte — dieser Erfolg bleibt — aber im übrigen folgten für die Demokratie große Niederlagen: sie hat weite Gebiete verloren, und auch dort, wo sie äußerlich noch fort besteht, fehlt das Vertrauen in sie.

Rußland war Autokratie und ist es jetzt wieder. Ob schlimmer oder besser als vorher, bleibe hier unerörtert. Die langsame aber beharrliche Entwicklung demokratischer Gedanken, die nach dem verlorenen japanischen Kriege in Rußland einsetzte und sicher zu großen Erfolgen geführt hätte, wurde durch den Weltkrieg jäh abgebrochen. Die verfassungsgemäße Volksvertretung, die man dem schwachen Zaren abgerungen hatte, war zwar in den meisten wichtigen Fragen wie Außenpolitik, Finanzen, Heer, ohne Einfluß, doch hätte sie sich aus der Begrenzung heraus entwickeln können, denn sie hatte die Kontrolle über den Staatsschatz, und das hätte genügt, um mit Klugheit endlich unbegrenzte Zugeständnisse zu erreichen. Aus dem Kampf zwischen Premierminister und Duma ging letztere als eine zusammengeschlossene und glänzend disziplinierte Gemeinschaft hervor, und sie war es, die 1917 mit Miljukoff an der Spitze in geschlossener Front die Autokratie überwand. Das Schicksal Rußlands schien gesichert, aber mit der Revolution glitt alles davon, und nach Miljukoff kam Kerenski und dann Lenin. Er hat wie kein Mann unserer Zeit ungeheure Fähigkeiten bewiesen, sich nie vom Strome treiben lassen, sondern konsequent sein Gedankensystem zu verwirklichen gesucht, das weder von der Situation geboren noch von den Ereignissen je begünstigt war. Er selbst sagte, daß sein Experiment mit Rußland vielleicht ein Mißgriff sei, wunderbarerweise wurde es beinahe ein Erfolg. Lenin war und blieb Kommunist. Für ihn war Demokratie eine List des Kapitalisten, um die Aufmerksamkeit des Volkes von sich und seinen Zwecken abzulenken und es sich doch letzten Endes dienstbar zu machen. Lenin glaubte, daß die Masse des Volkes die Bedingungen für die eigene Wohlfahrt nie begreifen lernen wird, daß sie durch wenige geniale und erkenntnisreiche Führer gelenkt werden muß. Die Ziele des wahren Kommunismus sollen nicht durch das Volk selbst durchgesetzt werden, sondern nur durch seine erleuchtetsten Führer, die jedoch auch über den Kopf des Volkes hinweg, sogar gegen seinen Willen handeln dürfen. Rußland ist also für die Demokratie verlorenes Gebiet.

Auch Italien ist für den demokratischen Gedanken nahezu verloren. Der antidemokratische Charakter der dortigen Umwälzung ist verdunkelt durch ihre friedliche Form. Die Organisation der Faszisten ist eine der größten modernen Heldentaten: Mussolini nützte die natürliche Einstellung der Jugend gegenüber umstürzlerischem Radikalismus klug aus. Er schuf ohne Gesetz eine Art von Überregierung, die doch alle Autorität im heutigen Italien in sich vereinigt. Führte diese Revolution, — zur Demokratie? Die Quelle der Autorität ist Mussolini; und er zögert keinen Augenblick, seine Macht zu gebrauchen. Die Dauer einer solchen Autorität bedingt bemerkenswerte Eigenschaften auf Seiten Mussolinis, aber auch zugeich eine tiefe Abkehr des Volkes vom demokratischen Gedanken.

Ein ähnliches Bild bietet Spanien, wo die hoffnungslos korrupte und unkompetente Regierung fast unmerklich einer Militärdiktatur Primo di Rivera's wich. Das Kriegsrecht wurde proklamiert, und der Generaldiktator machte Generäle zu Statthaltern und Gouverneuren in der Provinz. So wird das Land jetzt ungestört von einer kleinen Gruppe regiert, und die Spanier, die noch vor 100 Jahren bis zur Verzweiflung um ihre Freiheit kämpften, sehen in völliger Apathie dieser Entwicklung zu.

Versuche zu einem demokratischen System im Österreich vor dem Kriege

scheiterten kläglich: die Verfassung von 1905 strebte eine streng gerechte Beteiligung aller Volksstämme am Parlament an, das dann vier Jahre bestand, tatsächlich aber gar nichts erreichte, weil jeder Minderheitsvertreter auf seinem Vetorecht bestand. Alle großen allgemeinen Gesichtspunkte verschwanden vor dem Gegensatz der Rassen und der Versuch, auf streng demokratischer Grundlage eine Brücke zu errichten, mißlang.

Der Eintritt Griechenlands und der Türkei in den Kreis der — scheinbar — demokratischen Republiken wurde von vielen Amerikanern mit großer Freude begrüßt. Aber auch hier zwingt eine genaue Betrachtung der Ereignisse zu vorsichtiger Zurückhaltung: auch hier scheint das ausschlaggebende Moment in den Persönlichkeiten der Führer zu liegen, — nicht in einer demokratischen Grundhaltung des Volkskörpers.

Die junge Republik Deutschland wiederum, meint Verf. weiterhin, hat eine zu abnorme Entstehung, als daß man schon jetzt irgendeine, dem demokratischen Gedanken günstige Entwicklung voraussagen könnte, — nur soviel zeigt die Betrachtung: die Demokratie hat auch hier keine besonderen Eigenschaften bewiesen, durch die schwierige Situationen gemeistert worden wären. Vielmehr kam Deutschland durch die Demokratie bis an den Rand eines hoffnungslosen Abgrunds, — ob es bei einer anderen Staatsform besser gewesen wäre, kann man nicht entscheiden, — schlechter konnte es jedenfalls kaum sein!

Das genaue Studium der alten Demokratien: England, Frankreich, Amerika, würde interessante Aufschlüsse bringen. Dort sind unzweifelhaft große Erfolge des demokratischen Systems, aber doch auch beunruhigende Verfallserscheinungen festzustellen. Das System der Mehrheitsregierung, die Stärke und Stütze des Staates, beginnt verloren zu gehen, und eine kleinliche Parteipolitik mit Programmen, Blocks und Spaltungen setzt ein. Auch der Klassenkampf verschärft sich.

Nichts unmittelbar Neues geht aus all dem hervor; die Mißstände sind alt wie die Sache selbst, sie beruhen zum Teil in der allgemein menschlichen Haltung von Selbstsucht und Unwissenheit, in der Undiszipliniertheit von Individuen und Gruppen. Die eigentliche Ursache für den Verfall der Demokratie scheint darin zu liegen, daß sich nicht nur in den Ländern mit undemokratischer Verfassung, sondern auch in denen mit ausgesprochen demokratischer Einstellung, wie z. B. in England, eine Ablehnung des mechanischen Mehrheitsprinzips zeigt. Diese Ablehnung mag in was immer für einer Form in Erscheinung treten, — im Grunde macht sie den Eindruck einer Hinneigung zu Gesetzlosigkeit und Anarchie. Demokratie kann nur bei ehrlicher, unbedingter Annahme des Mehrheitswillens bestehen, sie ist nichts anderes als Mehrheitsherrschaft, — wie Autokratie nichts anderes als Minderheitsherrschaft ist, und jedes von beiden Systemen hat seine Vorzüge und Nachteile.

Ein Vetorrecht der Minderheit droht überall die Demokratie zu ersticken, mag es auch durch seine patriotisch oder idealistisch-individualistisch gefärbte Pose kurze Zeit sich irgendwo halten. Es ist das Recht des Individuums auf „sein Steckenpferd", das es sich um alles nicht nehmen lassen will — sollte auch der Himmel darüber einfallen!

Die Frage bleibt, ob wir noch an die Demokratie glauben und fähig sind zu freudiger Unterordnung unter die Entscheidung durch den Mehrheitswillen und ob wir diesen als weise oberste Instanz verehren können.

M. von Staehr (Heidelberg).

Erich Obst, Russische Skizzen. 174 Abbildungen und eine Karte. 251 S. Berlin-Grunewald, Kurt Vowinckel Verlag, 1925. Leinen geb. 8,50 Mk.

Die vorliegenden Skizzen sind ein Abdruck von Reisebriefen, die in Tagesblättern und in der Zeitschrift für Geopolitik veröffentlicht wurden. Die formvollendeten und gediegenen Aufsätze werden in erster Linie dem Geographen und Geopolitiker, aber auch dem Soziologen willkommen sein und ergänzen in mancher Hinsicht das Wiedenfeld'sche Buch über Lenin und sein Werk. Die große Anschaulichkeit der Darstellung wird noch erhöht durch die beigegebenen vortrefflichen Abbildungen. Der Verf. hat von Moskau aus das Nordgebiet bis zur Murmanküste und dann die Ukraine und Krim bereist, später fuhr er die Wolga hinunter, machte Streifzüge durch den Kaukasus und kehrte dann über Moskau nach Deutschland zurück. Trotz des Bestrebens des Verf. nicht bloß eine negative Kritik der Zustände zu liefern, sondern auch den positiven Leistungen der Sowjetregierung gerecht zu werden, liegen dunkle Schatten auf dem von ihm entworfenen Gemälde. Infolge der Nachwirkungen des Krieges und der von der Entente geschürten Bürgerkriege, liegt das ganze Wirtschaftsleben tief darnieder und die Maßnahmen der Regierung, die nicht in erster Linie von wirtschaftlichen, sondern politischen Gesichtspunkten ausgingen, haben die Verhältnisse noch verschlimmert. Das gilt für alle Wirtschaftszweige. Selbst die Naphtaproduktion, die vor dem Kriege 18,3% der Weltproduktion darstellte, ist jetzt nur noch an ihr mit 2,4% beteiligt. 2000 Bohrlöcher liegen brach. Dabei ist der jährliche Petroleumverbrauch Rußlands weit unter die Hälfte gesunken, die Ausfuhr minimal, so daß nur etwa $^{2}/_{3}$ der Produktion abgesetzt werden kann. Während früher der russische Staat 15—20 Millionen Rubel allein aus der Vergebung der Mutungsrechte bezog und die Naphtaindustrie Riesengewinne erzielte, schloß das letzte Wirtschaftsjahr 1923/24 mit einem Defizit von $4^{1}/_{2}$ Millionen Goldrubel. Ähnlich oder vielmehr noch schlimmer steht es in dem Kohlen- und Industriegebiet des Donjezrevier (2,5% der Friedensproduktion!). So unglücklich die volkswirtschaftlichen Maßnahmen der Sowjetregierung vom rein ökonomischen Standpunkt aus erscheinen, so geschickt ist ihr Vorgehen auf politischem Gebiete. Wirtschaftliche Nachteile werden bewußt in den Kauf genommen. Die letzte Messe in Nischni Nowgorod hatte nur einen Umsatz von 75 Millionen Goldrubel gegenüber 200 Millionen Goldrubel im Vorjahre, weil man alle europäischen Firmen mit vollem Bewußtsein der verhängnisvollen Wirkung ausgeschlossen hatte. Aber der politische Zweck wurde erreicht: Tausende von Asiaten kehrten in die Heimat zurück mit der festen Zuversicht, daß Sowjetrußland alles das aus eigener Kraft zu liefern imstande sei, was man bislang aus dem kapitalistischen Westen beziehen mußte; daß es nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich außerordentlich stark sei. — Mit Zuckerbrot und Peitsche, durch kluges Entgegenkommen und Schonung nationaler Empfindlichkeiten, vor allem aber gestützt auf ein schlagfertiges Heer und eine politische Polizei, die den Vergleich mit der alten zaristischen nicht zu scheuen braucht, hat die Regierung den Widerstand der widerstrebenden Völker, Klassen und Individuen überwunden. Am besten scheint ihr das vorläufig bei der ukrainischen Landbevölkerung gelungen zu sein, natürlich nicht bei den alten Großbauern und Magnaten. Dem vorrevolutionären Kleinbauern hat sie eine Vergrößerung seines Bodens um 50% zugestanden und dem Landlosen ein bis zwei Deszjatinen pro Seele zugesprochen, bei schlechtem Boden mehr. Die Erziehung zum Kommunismus wird mit allen direkten und indirekten Mitteln versucht. Ein Darlehn wird grundsätzlich einem einzelnen Bauern nicht gewährt. Man muß sich zu einer bäuerlichen Genossenschaft

zusammenschließen, um durch deren Vermittlung Kredit zu erhalten. Wenn er mit Maschinen arbeiten will, die ihm sonst unerschwinglich sind, so muß er seinen Besitz mit den Ackerflecken der anderen Bauern zu einem Kollektivgut zusammenwerfen und das Land nach gemeinsam beratenem Plan bearbeiten. Das Endziel ist eine sozialistische Kommune mit Gemeinschaftsküche, gemeinschaftlichem Speisezimmer, Kindergarten usw. unter einem gewählten Vorsitzenden. Die Erfolgsmöglichkeiten des Kommunismus sind deshalb so schwer abzuschätzen, weil in Rußland für sozialpolitische Experimente eine Hunger- und Elendgrenze in keiner Weise besteht. Bei seinem Drang zum Mystizismus und Märtyrertum kann der Russe erdulden, was in Europa unerträglich sein würde. Der Kirchenbesuch ist in der Ukraine im Gegensatz zum Norden immer noch sehr lebhaft. — Erfreulicher als die Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet ist die Förderung, welche die Regierung der Wissenschaft angedeihen läßt, wenigstens der nicht ausgesprochen antikommunistischen. Die Leiter des Staates wissen, daß sie ohne die Unterstützung der geistigen Arbeiter nichts erreichen können. Das als Hauptstadt entthronte Petersburg hat durch seine alten Forschungsinstitute, durch 16 zum Teil neugegründete „Hochschulen", immer noch eine große Bedeutung. Für das Haushaltsjahr 1924/25 sind 22 wissenschaftliche Expeditionen bewilligt worden, die hauptsächlich der Erschließung des Landes dienen sollen. Auf dem Gebiete der Heimatkunde erscheint Rußland geradezu vorbildlich. Aber auch auf dem Gebiete des Wissenschaftsbetriebes finden wir dunkle Schatten. Das an und für sich anerkennenswerte Bestreben, dem Arbeiter die Hochschulbildung zugängig zu machen, hat zur Gründung von Arbeiterfakultäten geführt, die ihre Hörer in einem vierjährigen Kurs universitätsreif machen wollen. Diese so ausgebildeten Arbeiterstudenten (die sogenannten Rabfaki) sollen fortan 80—90 % der Universitätshörer, deren Zahl begrenzt ist, ausmachen. Die Studenten bürgerlicher Herkunft sind also jetzt in ähnlicher Weise in ihren Bildungsmöglichkeiten beschränkt, wie es unter dem Zarenregiment die Juden waren. Diese Mißachtung und Brachlegung der bürgerlichen Intelligenz wird sich zweifellos auf die Dauer rächen. Die Bezahlung der Professoren ist in Petersburg meist unzureichend; aber durch gleichzeitige Bekleidung mehrerer Ämter gelangen die meisten zu einem erträglichen Gehalt. In Kijew muß sich aber ein Mitglied der Akademie mit 48 Rubel (Kaufwert etwa 50 Reichsmark) monatlich begnügen!

Den Spuren deutschen Wirkens begegnen wir in den Schilderungen des Verf. überall, sei es daß wir auf der Murmanbahn fahren, die von deutschen Kriegsgefangenen durch die Sümpfe gebaut wurde, oder die hungernden Deutschen im Wolgagebiet sehen oder die blühenden Kolonien bei Odessa (100000 Kolonisten) oder im Kaukasus besuchen. Das bekannte Helenendorf in Aserbeidschan hat sich neuerdings fast ganz auf den Weinbau verlegt. Nicht mit Unrecht frägt sich Verf., ob es richtig war, alles auf diese eine Karte zu setzen, da der Weinkonsum in den nächsten Jahren wesentlich sinken wird. Die deutsche Oberrealschule in Tiflis ist neuerdings von den Sowjets beschlagnahmt worden. — Am wenigsten ist es Rußland gelungen, Georgien für sich zu gewinnen. Hier empfindet jeder georgisch-national und wünscht gefühlsmäßig eine Trennung von dem moskowitischen Rußland. Den europäischen Völkern fühlt sich der Georgier geistesverwandter als den Moskowitern, die mit roher Gewalt die Andersdenkenden in Schach halten. Bolte (Bremen).

Eine Kultur im Spiegel der andern.

Taine, Die schönsten Essays von Taine. Mit einem Nachwort von Joseph Hofmiller. 295 S. München, Albert Langen (ohne Jahreszahl).

Künstlerische Form ist dem wissenschaftlichen Rufe fast immer nachteilig. Das gilt auch für Taine, obgleich sein Volk mehr als andere Völker Wert auf Äußerlichkeiten legt. Seine zeitweilige große Popularität hat die Milieulehre in Literatenkreise getragen und in den Augen der Wissenschaft diskreditiert, so daß manchmal ganz vergessen wird, daß Taine auf die Bedeutung der Rasse mit allem Nachdruck hingewiesen hat, ein Verdienst, das dadurch nicht verkleinert wird, daß er nicht der erste war, der diesen Begriff für die Erklärung historischen Geschehens benutzte, daß seinem Verfahren Unklarheit und Schematismus anhaftet und daß zuweilen sein Temperament mit ihm durchging.

Der vorliegende Band stellt die edelste wissenschaftliche Unterhaltungslektüre dar, und ist geeignet, den soziologischen Leser darauf hinzuweisen, wieviele Anregungen aus den Werken Taines noch zu holen sind, in denen ein Tatsachenmaterial verarbeitet ist, das uns anderweitig schwer zugängig ist. Ich weise z. B. auf den Aufsatz über Fléchiers „Memoires sur les Grands Jours“ hin. Ein königlicher Hofprediger mit den angenehmsten Umgangsformen schildert hier leichtfertig spöttelnd die erstaunlichen Zustände eines entarteten Feudalismus in der Auvergne. Gegen die dortigen kleinen Feudalkönige erhoben sich „12000 Klagen“, so daß 1665 ein außerordentlicher Gerichtshof (Grands Jours) eingesetzt wurde. Die Feudalherren waren sich ihrer Schuld so sehr bewußt, daß bei der Ankunft der Richter eine fast allgemeine Flucht des Adels entstand. Der Graf von Montvallat, „ein sehr milder und guter Herr“ blieb, da er sich für unschuldig hielt, so klein waren seine Vergehen. Allerdings ließ er Mörder und Sittlichkeitsverbrecher gegen entsprechende Bezahlung frei ausgehen und machte sein Hochzeitsrecht geltend oder verkaufte es gegen die Hälfte der Mitgift der Braut. Wie nun gar die anderen Herren aussahen, muß man im Original nachlesen.

Oder man lese die Besprechung der „Reise in Spanien von Frau von Aulnoy“ (1679). Über das damalige Spanien ist viel geschrieben worden, aber wohl selten so eindrucksvoll. Als Probe bringe ich nur die Schilderung des Hofzeremoniells, bei dem man unwillkürlich an primitive Häuptlinge denkt, die durch Tabu-Vorschriften und Zeremoniell erdrückt werden. „Dieselbe überspannte Einbildungskraft, die den Fürsten unter so vielen Ehrerweisungen und Dienstleistungen wie einen Gott auf den Thron erhebt, kerkert ihn in ein Zeremoniell ein, das das Ansehen eines Dogma besitzt. Philipp III. ist an der Rose gestorben, weil ein zu heißes brasero (Kohlenbecken) sein Gesicht erhitzte und weil der Herr, der durch die Etikette beauftragt war, das brasero zu bedienen, nicht da war. Die junge Königin fiel vom Pferde herunter, und weil ihr Fuß im Steigbügel hängen blieb, wurde sie am Boden fortgeschleift, ohne daß ihr jemand zu Hilfe zu kommen wagte, weil der Mensch, der die Königin berührt, des Todes schuldig ist. Zwei Herren haben alle Rücksichten beiseite gesetzt, haben sie gerettet und sich sogleich mit verhängtem Zügel geflüchtet und in einem Kloster verborgen, um den Gnadenbrief zu erwarten. Wenn es 10 Uhr schlägt und die Königin beim Abendessen sitzt, beginnen ihre Frauen, ohne etwas zu sagen, ihr das Haar aufzulösen, andere ziehen ihr unter dem Tisch

die Schuhe herunter und man bringt sie zu Bett: „sie mag wollen oder nicht". So ist alles Tun des Königs reglementiert, der eheliche und der außereheliche Verkehr, die Reisen und das Kirchengehen. „Seine Diener, seine Wagen, sein Beichtvater sind Automaten und er selbst ist der größte Automat von allen."

Das 19. Jahrhundert in Frankreich wird in dem bekannten Balzac-Essay und in einem fragmentarischen Schulroman behandelt. Bolte (Bremen).

Gustav Lüddemann, Entgegengesetzte Denkwelten. Eine philosophisch-politische Studie über die grundsätzliche Verschiedenheit der englischen und deutschen Denkart. 164 S. Halle (Saale), Buchhandlg. des Waisenhauses 1925.

Die vorliegende Schrift will die innigen Beziehungen zwischen Philosophie und Nationalcharakter darlegen und zeigen, daß die Philosophie in der Tat den Namen der Königin der Wissenschaft verdient, daß sie die Fundamente aller Wahrheit und Kenntnis enthält und wir von ihr mehr abhängig sind, als wir es gewöhnlich glauben. Die großen Denker haben richtunggebend auf das Volksdenken gewirkt, die klaren Ausprägungen aufgestellt, die Ziele entwickelt, von denen alle durchdrungen wurden und die dem Denken der Allgemeinheit den Weg gewiesen haben.

In England stellte Baco als Aufgabe der Wissenschaft fest: Nicht vom eigenen Denken ausgehen, sondern von den Gegenständen, sie untersuchen, und dann das Gewonnene zu Resultaten verarbeiten, die auf der Beobachtung fußen, aus ihr hervorgegangen sind und mittels des Denkens verarbeitet sind. Was wir aber nicht wahrnehmen und beobachten können, das Übernatürliche, müssen wir hinnehmen, als ein uns von Gott Geoffenbartes. Dadurch hat Baco der christlichen Offenbarungsreligion ihr Recht und ihre Stellung zugewiesen. Sie tut uns die sittlichen Ziele kund, und nach diesem Maßstab hat sich der Mensch in seinem Handeln zu richten. Wenn wir das Tun und Handeln des Menschen erforschen, so stellen wir fest, welche Triebe ihn beherrschen: Das Eigenwohl und das Gemeinwohl. Auf diesen neugelegten Fundamenten, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, haben Hobbes und Locke weitergebaut. Alles Seiende ist nach Hobbes körperlich. Es gibt drei Grundarten von Körpern:

1. Natürliche Körper, die Gegenstände um uns in der Natur.
2. Der Mensch, der vollkommenste natürliche Körper.
3. Künstliche Körper, d. h. die Staaten.

Ein allgemeingültiges Erkennen ist nur durch die Sprache möglich. Mit Namen fassen wir unsere Vorstellungen zusammen und können wir Erfahrungen verallgemeinern. Am Begriffe der Offenbarung hält Hobbes fest. Man müsse die offenbarten Wahrheiten ungekaut hinunterschlucken, wie der Patient die vom Arzt verschriebenen Pillen. Als Motiv des Handelns erkennt Hobbes nur den Egoismus an und erklärt auch das soziale Handeln aus ihm. Um den Kampf aller gegen alle aufzuheben, ist eine feste Staatsgewalt nötig. Auf einen Mann oder eine Versammlung, immer aber auf einen Willen muß die Macht aller übertragen sein, indem jeder Staatsbürger sich seines ursprünglichen Rechts begibt und Untertan der herrschenden Gewalt wird und dem Staatsgesetze gehorcht. Damit nicht der Gehorsam der Untertanen sich durch den Einfluß der Religion zweiteilt, muß der Staat auch die religiöse Betätigung des Bürgers regeln. Der Untertan muß den Dogmen und Gebräuchen wenigstens äußerlich zustimmen. Hobbes gibt also eine charakteristische Lehre von der Zweckbestimmung des Staates Seine Gedanken sind zu festen Bestandteilen der englischen

Denkart geworden und haben den englischen Volkscharakter aufs weitgehendste beeinflußt. „Staatsbürgerliche Gesinnung mußte sich von selbst bilden bei einem Volk, daß diese Vorstellungen über den Staat, sein Wesen, seine Bedeutung in sich aufnahm". — Locke, der wichtigste und einflußreichste der englischen Denker hat die Lehren seiner Vorgänger zum Abschluß gebracht. Er stellt eine Beziehung zwischen Offenbarung und Vernunft her, indem er behauptet, daß nicht nur Erfahrung und Vernunft, sondern auch der Glaube an die Offenbarung wahre Erkenntnis vermittelt. Die Vernunft muß aber entscheiden, was als Offenbarung anzusehen ist. Die Offenbarung kann nicht vernunftwidrige Wahrheiten enthalten, wohl aber übervernünftige Wahrheiten. die von der Erfahrung der Sinne unabhängig sind, wie z. B. die Sätze von den Wundern und der Auferstehung. Seine Erkenntnislehre ist bekannt. Die Lehre vom Wollen und Handeln führt Locke über Baco und Hobbes hinaus. Er ersetzt den Trieb als Motiv zum Handeln durch das Ziel des Handelns. Der Wille des Menschen ist frei, insofern er die Fähigkeit hat, seine Gedanken so zu lenken, daß das Begehren in einem Falle gestärkt, im anderen Falle unterdrückt wird. Sittlich ist, was einem geltenden Gesetz entspricht, dem bürgerlichen Gesetz, der Sitte (dem „philosophischen Gesetz") und dem auf der Offenbarung beruhenden göttlichen Gesetz. Das Gesetz der Sitte sei das wirksamste, weil der Mensch ihm auch dann noch gehorche, wenn er sich über daß Göttliche hinwegsetze. Atheisten dürfen im Staate nicht geduldet werden. Die Erziehung muß den Schüler zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft machen. Darum muß der Ehrtrieb in ihm geweckt werden, damit er in den Augen der Mitwelt und der öffentlichen Meinung seinen Platz ausfüllt. Sittlichkeit und Tugend sind mehr wert als tote Gelehrsamkeit. Auf die Individualität ist Rücksicht zu nehmen. Die Gesundheit ist zu fördern durch Abhärtung. Die Selbstüberwindung ist zu üben, besonders durch Spiele. Auf Künste ist wenig Wert zu legen. — Der vierte große Philosoph David Hune hat für die Entwicklung der Denkart wenig Bedeutung gehabt.

„Demgegenüber gehen die deutschen Denker (Leibnitz, Kant, Hegel) nicht von der äußeren empirischen Welt der Wirklichkeit aus, um von ihr die Erkenntnis abhängig zu machen, sondern ihnen ist das Denken, der Geist des Menschen, eine besondere Kraft, die durch klare logische Schlüsse eine Erkenntnis der Wahrheit vermittelt, wobei die äußere Wahrnehmung nur den Anlaß bietet, auf geistigem Wege die Wahrheit zu entwickeln". Dieses Denken dringt vor bis zum innersten Wesen der Natur und bis zum Dasein Gottes. Das Wollen ist die Betätigung geistiger Freiheit, deren höchste Würde im Handeln nach sittlichen Grundsätzen der eignen Vernunft sich kund tut. Infolgedessen tritt die Bedeutung der Gemeinschaft zurück und der einzelne fühlt sich in hohem Maße selbständig und unabhängig.

Dem Verf. erscheint die englische Erkenntnislehre natürlicher, wahrer und sicherer, die englische Ethik wirkungsvoller und wirklichkeitsgemäßer. Sie führt zum Gemeinschaftsbewußtsein und führt zum äußeren Erfolg. „Doch hier auf Erden ist nichts Dauerndes. Alles ist im Fluß, ändert und wandelt sich. Wie Denkart und Charakter bei einem Menschen sich ändern können, so auch bei den Völkern. Darin besteht unsere Freiheit, daß wir unsere Anschauungen, Auffassungen, Urteile und Ziele wandeln können, und andere an ihre Stelle setzen können, die uns besser dünken".

Soweit der Verf. Seine Ausführungen erscheinen reichlich primitiv. Erziehung

ist schwieriger als Unterricht; das gilt schon für das Einzelwesen, wie viel mehr für ein Volk. Dementsprechend liegt die Bedeutung der Philosophen weit mehr auf dem Gebiete intellektueller Förderung als dem der Erziehung. Die bisherigen Erklärungen für die Eigentümlichkeiten des englischen Volkscharakters, welche außer den großen Männern vor allem auch die Rassenzusammensetzung, die insulare Isolierung, die religiösen und politischen Schicksale, die Entwicklung zum Händlervolk usw. heranziehen, sind gewiß noch nicht befriedigend, kommen aber sicherlich der Wahrheit näher als der Rationalismus des Verf.'s. Nicht immer ist „Einfachheit der Stempel der Wahrheit", wie der lateinische Spruch fälschlich behauptet.

Bolte (Bremen).

Kulturübertragung.

E. W. Gifford, Euro-American Acculturation in Tonga. Journal of the Polynesian Society, 33/4, S. 281—292. 1924.

Eine interessante Studie über die Veränderungen, welche die neue Zeit für die von Polynesiern bewohnte Südsee-Insel *Tonga* mit sich gebracht hat, wird hier von einem amerikanischen Ethnologen geboten. Heute ist das ehemalige Königreich von *Tonga* ein britisches Protektorat, und Missionare der verschiedenen christlichen Bekenntnisse hauptsächlich Methodisten und Katholiken, aber auch Mormonen, Adventisten und Anhänger der amerikanischen Bischofskirche haben sich über das Land ergossen. Die europäische Technik dringt teils in Gestalt von Fertigfabrikaten und Gerätschaften ein, teils als Werkzeuge, welche die Erlernung und Nutzung neuer Fertigkeiten mit sich bringen. Die Neigung sich neue technische Errungenschaften anzueignen, ist hier wie gewöhnlich unter den begabten Völkern ärmerer Technik groß. Nicht nur die Schrift, sondern auch Schreibmaschinen haben ihren Einzug gehalten, Telephon und Kino, ebenso wie europäische Wäsche und Kleidung. Neben Parfümen hat die europäische Musik, die Nähmaschine und die Seife (die alten Rindenstoffe, *Tapa*, waren nicht waschbar) die Herzen der Eingeborenen erobert. Das Fischen mit Dynamit wird natürlich der mühseligeren Arbeit mit Angel oder Netz vorgezogen. Die Freude am Spiel wendete sich mit Begeisterung dem Pferderennen zu und erreicht einen Höhepunkt in der Cricketwut, die soweit führte, daß vor einigen Jahrzehnten Verordnungen erlassen werden mußten, die das Spiel auf bestimmte Tage in der Woche beschränkten.

Während die Äußerlichkeiten, Lebenserleichterungen und Lebensfreuden, welche die Fremden brachten, rasch und mit Begeisterung Aufnahme fanden, ist das auf Gebieten des geistigen Lebens und der sozialen Einrichtungen nicht im gleichen Maße der Fall gewesen. Schon dort, wo Heimisches in Wettbewerb mit der fremden Kultur tritt, ist letztere nicht immer siegreich. So zieht man den heimischen Tabak den eingeführten Zigaretten vor. Die fremde Tracht geht einen gewissen Kompromiß mit der traditionellen Kleidung ein, insbesondere besteht eine gewisse Abneigung gegen das Tragen von Schuhen. Vor allem macht sich aber auf dem religiösen Gebiet trotz aller Tätigkeit der Missionare ein Fortleben alter Vorstellungen und Gedankengänge bemerkbar. Gewisse Geistererscheinungen werden weiterhin „gesehen" und gegebenenfalls mit der Flinte abgewehrt, der Aberglaube knüpft sich an gewisse

Orte wo diese alten Geister spukend gedacht werden. Dazu gehören auch die Gräber der alten Herrscher und Adligen. Die *Tabu*-Vorstellung des alten Glaubensystems hat sich die Gebote und Verbote des Christentums in charakteristischer Weise assimiliert. Der Sonntag wird z. B. auf das strengste beobachtet. Aber auch andere Vorschriften, wie die Quarantäne gegen gewisse Inseln, Spielregeln oder Polizeiverordnungen für den Verkehr usw. werden auf das peinlichste eingehalten, ja ihre leichtfertige Übertretung durch Europäer energisch verurteilt. Das Christentum ist von mächtiger demokratisierender Wirkung in *Tonga* gewesen. Der Einfluß des Adels und der Häuptlinge wurde namentlich dadurch verringert, daß dem gewöhnlichen Mann in gleicher Weise eine unsterbliche Seele zugesprochen wurde. Die alte heidnische Priesterschaft war niemals so mächtig wie heute der christliche Klerus. Auch die Polizei bildete einen neuen Faktor im Leben der *Tongaer*. Die verschiedenen Zeremonien der Ehrerbietung gegenüber den Adligen sind zum größten Teil verschwunden. — Die alten Feudalherren empfingen Naturalabgaben; heute ist an ihre Stellung die Regierung getreten. Ihr muß in Geld Steuer gezahlt werden. Während früher jeder der Landherren soviel Grund und Boden als möglich beanspruchte, sind jetzt alle diese Eigentumsverhältnisse durch Kataster festgelegt. Die Bevölkerung ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts von der zerstreuten Siedlung dazu übergegangen, ausschließlich in Dörfern zu wohnen. Dagegen macht sich noch immer die alte Wanderlust der Seefahrer geltend. Aber statt der früheren Gesänge ertönen jetzt christliche Hymen bei den Reisen. Als Symbol der Kulturmischnng kann ein *tonga*risches Haus betrachtet werden, dessen Wände aus Brettern statt aus Rohr und dessen Dach aus Wellblech, statt aus Sagoblattgeflecht besteht, oder das statt der alten Faserverschnürungen Nägel anwendet. Hier und da hat die Berührung mit der europäisch-amerikanischen Kultur auch zur Erfindung eines neuen Gerätes geführt. Früher wurde die Kavawurzel gekaut, um sie für das Gebräue vorzubereiten; jetzt wird sie mit einem besonderen Stößel zerquetscht.

Auch in *Tonga* hat die Aneignung fremden Kulturbesitzes zu einem nationalen Selbstgefühl geführt. Auf allen Gebieten sind zweifellos einschneidende Änderungen vor sich gegangen. Während aber einige Sonderschößlinge, wie die willkürliche Macht der Häuptlinge, die Vielweiberei und gewisse Ämter vollkommen verschwunden sind, hat sich doch der Grundcharakter der Gesellschaft erhalten und gewisse alte *Tabu*-Vorschriften und Sitten blühen weiter neben dem Christentum, dem Telegraphen und dem Radio. Thurnwald.

Varianten und Frühformen des Denkens.

I. W. Hauer, Die Religion, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. 1. Bd.: Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen. 556 S. Stuttgart, W. Kohlhammer, Verlag.

Seit Jahren mehren sich die Versuche Religion von innen zu erfassen. Man begnügt sich nicht mehr ihre einzelnen Erscheinungsformen zu registrieren und verstandesmäßig zu erklären, in dem Bewußtsein, daß man damit ihrem Wesen nicht

nahe kommt; denn die Erscheinungsformen sind nichts weiter als Werkzeuge, deren sich der Menschengeist bedient, um zur Religion zu gelangen, aber sie selber ist etwas anderes. Es ist auch damit nicht getan, daß man den geistigen Einstellungen nachzugehen sucht, die uns das religiöse Handeln zu erklären scheinen; zweifellos haben uns diese Arbeiten im religiösen Erkennen weiter gebracht und religiöse Phänomene besser beurteilen gelehrt: aber sie waren doch allermeist das Ergebnis intellektualistischer Beschäftigung mit dem Gegenstand und drangen nicht in den Mittelpunkt, das reliöse Erlebnis. Was hat der Mensch an seiner Religion, auch der auf niederen Stufen? Wieso ist sie ihm nicht nur Kraft und Halt, sondern auch innere Erhebung und Steigerung seines Lebensgefühls? Wie kommt es selbst im afrikanischen Neger zu inneren Zuständen, die ihn weit über die Alltagswelt hinausheben und ihn eine höhere erleben lassen? Gewiß ist nicht alles das, was wir unter religiöser Vorstellung und Betätigung zusammenfassen und zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, inneres Erlebnis, manches ist erstarrter Brauch und tote Formel, vieles ist nichts anderes als Lebensfürsorge mit besonderen Mitteln, die Religion hat auf allen Stufen ihre technische, praktischen Zielen dienstbar gewordene Seite, aber daneben hat sie, wenn sie ihren Namen verdient, ein Kernstück, nämlich das religiöse Erlebnis, das Erschauern vor einem Größeren, Höheren und wer diesem nachzugehen außer acht läßt, ist eigentlich zur Religion nicht vorgedrungen. Heiler (Das Gebet) und Otto (Das Heilige), teilweise auch Danzel haben neben anderen in jüngster Zeit den Weg ins Innere der Religion zu zeigen gesucht und diesen Weg zu Ende zu gehen hat Hauer sich in dem Werke vorgenommen, dessen erster Band vorliegt. Es ist ein groß angelegter Versuch, die gesamte Religionsgeschichte unter den Leitgedanken des religiösen Erlebnisses anzuschauen und darzustellen. „Das religiöse Erleben ist die Quelle, aus der die Religion in ihren mannigfachen Gestaltungen und Auswirkungen fließt." Es wird dementsprechend nicht jede religiöse Erscheinung ausführlich behandelt, sondern der Verf. hebt solche hervor, in denen sich das religiöse Erfahren ausspricht, in denen also religiöses Leben noch pulsiert. Diese Stellen zu finden, in dem Komplex ihrer Umgebung zu verstehen und lebendig nachzufühlen, also zu würdigen, dazu bedarf es des religiösen Menschen. Diese Forderung ist z. B. von Seiten des Christentums, neuerdings auch von anderen Religionen oft erhoben worden, aber sie ist nie durchgedrungen, teilweise sogar als Befangenheit ausdrücklich abgelehnt worden. Das letztere kann berechtigt sein in bezug auf den, der seine Aufgabe darin sieht die unbedingte Überlegenheit seiner eigenen Religion nachzweisen, es gilt aber keineswegs, wenn für den Religionsforscher die Forderung einer religiösen Einstellung, einer Empfänglichkeit für Religiöses und der Ehrerbietung ihm gegenüber erhoben wird. Hauer hat ganz recht: „Religionsgeschichte im Sinne einer Geschichte der Religion kann im Grunde nur schreiben, wer von den genannten Fragen im Innersten berührt ist".

Insofern stellt dieses Buch einen neuen Typus der Religionsgeschichtsschreibung dar, und zwar einen erfreulichen. Dem Verf. eignet eine bemerkenswerte Beherrschung des fast unübersehbaren Stoffes, ein maßvolles Urteil, dem man in den meisten Fällen wird zustimmen können, ein sicherer Blick für das Wesentliche und ein gut lesbares, sauberes Deutsch. Dabei ist das Ganze, selbst wo es sich um spröden, abseits liegenden Stoff handelt, durchglüht von einer eigenartigen Frische der Darstellung und jener inneren Anteilnahme, die der Verf. selber als Voraussetzung seiner Arbeit erklärt und die selbst in unbedeutend anmutenden Erscheinungen religiöses Leben erkennt.

Es ist verständlich, wenn die Behandlung eines so weitschichtigen, teilweise

zerstreut in Zeitschriften, sprachlichen Arbeiten usw. niedergelegten Stoffes nicht überall gleichmäßig eindringend ist, aber es wäre unrecht, darüber mit dem Verf. zu rechten, im ganzen wird man sagen dürfen, sein Wurf ist gelungen, und seine Arbeit führt uns ganz erheblich weiter; wenn die noch in Aussicht stehenden drei oder vier Bände auf der Höhe des ersten bleiben, so kann das Werk als einer der wertvollsten neueren Beiträge zum Erkennen der Religion angesehen werden.

Der vorliegende Band gliedert sich in zwei Hauptteile: I. Grundprobleme und II. Hauptformen der Religion auf den unteren Stufen. Um das Wesen der Religion als Erlebnis in ihren niederen Äußerungen zu erfassen, geht H. aus von der Lage des primitiven Menschen, die trotz der scheinbaren — oft aber auch wirklichen — Heiterkeit und Frohnatur wesentlich gekennzeichnet ist durch das Gefühl eines dumpfen, unheimlichen Druckes. Die Umwelt hält ihn feindlich umklammert; was er braucht, muß er ihr abringen. Zu diesem Druck von außen gesellt sich eine schwer faßbare innere Gebundenheit: Die Ströme seelischen Lebens, die durch ihn kreisen, erfahren in dem unentwickelten inneren Organismus immer wieder Hemmungen, es gibt seelischen Kurzschluß. Weiter lastet auf seinem Gemüt etwas wie ein kosmisches Schuldbewußtsein, das nicht ohne weiteres mit dem sittlichen Schuldbewußtsein in eins gesetzt werden darf. Es ist eher das Gefühl eines über- oder unpersönlichen Verhängtseins mit allem, was nicht in Ordnung ist im unsichtbaren Universum, soweit der Primitive diesen Begriff erfaßt. So wird in Westafrika vielfach „die Welt“ als ein böses Fatum angesehen, das auf den Menschen drückt und ihn nicht zur Lebensfreude kommen läßt. „Die Welt ist verdorben“, „die Welt hat mir Mühe gemacht“, sagt der Ewe. In diesen Sorgen und Zweifeln, der Angst vor dem Nichtgewußten, sieht H. letzten Endes die Angst vor der Übergewalt, vor dem Verschlungenwerden, vor dem Ende. Diesem Gefühl stellt sich ein in uns aufspringender Lebenswille entgegen. Es entsteht eine Spannung zwischen dem lastenden Druck, der das Ich vernichten möchte und dem sich behauptenden Selbst. „Diese Spannung ist die Atmosphäre, in der die Urtriebe alles höheren Seins und auch aller Religion erwachen: Die Sehnsucht nach Erlösung aus jeglicher Gebundenheit und die Sehnsucht nach ‚Macht‘, d. h. Sehnsucht nach Zuflucht des Selbst in einem Unbedingten.“ Im Zusammenhang mit dieser über alle Vernichtung erhabenen Macht wird der Mensch selber absolut. „Das Ziel aller Religion ist eben diese Absolutheit des Ich, die unbedingte Selbstbehauptung nicht gegen ein anderes Selbst, sondern gegen das Nein.“ — Den Gang des Buches deuten die folgenden Überschriften an, aus Teil I: Allgemeine Gesichtspunkte. Welt und Erlebnis. Das Wesen des ekstatischen Erlebnisses und sein Verhältnis zur Religion. Das Übernatürliche in der fortschreitenden religiösen Erfahrung. Teil II: Das „Macht“-Erlebnis und seine Gestaltung. Der Totemismus. Die übersinnlichen Wahrnehmungen und ihre Schöpfungen. Der Jenseitsglaube, Geisterdienst, Ahnenkult und Heldenverehrung. Die Einwirkung ekstatischer Erlebnisse auf die Entstehung und Gestaltung der Mythen. Die übernatürliche Ergriffenheit. Die Geheimbünde. Prof. D. Westermann (Berlin).

Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

Paul Plaut (Berlin), Der Berliner Okkultistenprozeß. Ein Beitrag zur Psychologie des primitiven Denkens.[1]) [Eigenbericht.]

Es ist in der Regel nicht Brauch wissenschaftlicher Zeitschriften, soweit es sich nicht um Spezialzeitschriften handelt, sich mit Tagesfragen zu befassen, sie als Quelle zu wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis unmittelbar zu verwerten. So sehr man diesen Standpunkt billigen muß, weil objektive Wissenschaft erst aus einer gewissen Distanz zum „Leben" erwächst, so unangebracht muß dieses Argument da gelten, wo es sich darum handelt, Dinge zu erfassen, die nur aus der Zeit verständlich und zum Teil für eine bestimmte Zeitströmung symptomatisch sind. Hier wird der psychologische Wert überhaupt nur durch den Augenblick bedingt. Der „Affenprozeß" von Dayton war mehr als eine bloße Sensation für die gesamte Kulturwelt; er mußte aber sensationell wirken, weil die in ihm enthaltene Anklage, Beweisführung und Urteil in unerhörtem Widerspruch zur „Kultur" des 20. Jahrhunderts, zu dem Bilde, das wir gewöhnlich von Amerika als dem „fortschrittlichsten Lande der Welt" haben, steht. Daß dieser Prozeß überhaupt möglich sein konnte, gibt ihm eine für die Zeit symptomatische Bedeutung und der völkerpsychologischen wie soziologischen Forschung eine nicht zu übersehende Anregung. Dasselbe gilt, wenn auch im engeren Rahmen, für den jüngst abgeschlossenen Berliner Okkultistenprozeß; auch hier liegt die Bedeutung für die Wissenschaft schon darin, daß er überhaupt möglich werden und ein Gericht beschäftigen konnte, aber noch mehr in dem Umstand, daß er überhaupt Gegenstand eines sehr ungleichen wissenschaftlichen Kampfes werden konnte: auch hier finden wir schließlich einen interessanten Beitrag zur Psychologie des primitiven Denkens, ein tragi-komisches Porträt gewisser Kreise.

Auf den objektiven Sachverhalt, der dem Prozeß zugrunde lag, sei in aller Kürze hingewiesen. Der Beleidigungsprozeß, der von Seiten der führenden Berliner Okkultisten in der vorgeschobenen Person des Gatten des Mediums, einer Frau Vollhard (Pseudonym), gegen den bekannten Berliner Psychiater und Forscher auf okkultistischem Gebiete Geheimrat Albert Moll geführt wurde, gründete sich auf folgenden Tatbestand: in einem populär-wissenschaftlichen Buche „Der Spiritismus" (Stuttgart 1924, Franck'sche Verlagsbuchhandlung) unterzog Moll das von den Teilnehmern veröffentlichte Protokoll einer spiritistischen Sitzung mit Frau Vollhard als Medium einer eingehenden, scharfen und bestimmten Kritik. Die Sitzung vollzog sich so, daß das Zimmer erst verdunkelt und nachher zwischen den Teilnehmern, die sich meist aus Berliner Ärzten zusammensetzten, eine Kette gebildet wurde. Fünf Minuten nach Beginn der Sitzung verspüren die dem Medium benachbarten Kontrollpersonen ein feinschlägiges Zittern der Hände, bald eine zunehmende Erregung des Mediums mit einer grobschlägigen Erschütterung des ganzen Körpers des Mediums, lautes Stöhnen usw. Nach 15 Minuten, als Licht gemacht wurde, bemerken die beiden Kontrollpersonen jeder an ihrem Oberarm links bzw. rechts einen hölzernen, vollständig geschlossenen Reifen von 28 cm Durchmesser. Nach einer Pause erfolgt eine

[1]) Herr Dr. Plaut hat als Mitarbeiter von Herrn Geheimrat Moll den Gerichtsverhandlungen des angeführten Prozesses beigewohnt und konnte einschlägiges Aktenmaterial benützen. [Der Herausgeber.]



zweite Sitzung, bei der wieder Stöhnen, Zittern usw. wahrgenommen wurde und nach Einschaltung des Lichtes nunmehr kleine Büschel Buchsbaum auf der Tischplatte wahrgenommen wurden. Es wird festgestellt, daß die Reifen aus dem Besitz der Tochter des Mediums stammen, daß sie früher in deren Schlafzimmer gehangen hatten, aber seit 3 Tagen plötzlich verschwunden waren. Buchsbaum befand sich ebenfalls in der Wohnung des Mediums, aber während nach Behauptung des Protokolls der produzierte Buchsbaum feucht war, war der in Vasen befindliche trocken. Während nun die Teilnehmer wie auch das Medium behaupten, daß eine Täuschung oder ein Trick gar nicht in Frage kommen kann, sondern daß es sich hier um eine ganz offensichtlich übernatürliche Fähigkeit des Mediums handele, um eine „Dematerialisation" von Gegenständen und um einen folgenden „Apport", unterzieht Moll nicht nur das Protokoll, sondern auch die übernatürlichen Fähigkeiten des Mediums einer scharfen Kritik, wobei er an die Entlarvungen berühmter okkultistischer Medien und deren Manipulationen erinnert. Aber mehr noch macht er den wissenschaftlichen Teilnehmern, die sich, wie bemerkt, zumeist aus Ärzten zusammengesetzt hatten, den berechtigten Vorwurf, daß sie es nicht der Mühe wert hielten, alle in Frage kommenden Kontrollen vorzunehmen, wie z. B. die Untersuchung des Mediums usw., wie es für ein exakt durchzuführendes Experiment sonst wissenschaftlich selbstverständlich ist. Moll hat dann auch selber im Gerichtssaal den Buchsbaumapport mit sehr natürlichen Mitteln vorgeführt, indem er einfach nichts weiter tat, als dem Richter die Augen zu verbinden, mit zwei Händen dessen eine Hand derart zu drücken, daß nach einiger Zeit eine gewisse differenzierende Empfindlichkeit ausgeschaltet, der Druck beider Hände von dem nur einer nicht mehr unterschieden und dann eine Hand weggezogen werden konnte, ohne daß es der Richter merkte. Auf diese Weise konnte Moll ein Stück Buchsbaum aus seiner Tasche hervorziehen und dem die Augen öffnenden Richter als „okkultes" Phänomen aufweisen, womit eigentlich die Verhandlung zugunstens Moll's entschieden war und ihm in der Urteilsbegründung der Schutz des § 193 StGB. (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zugesprochen werden mußte.

Aber psychologisch wesentlicher für uns ist doch das Milieu, in dem der Glaube an solche okkulten Phänomene möglich werden konnte; unwesentlich, uninteressant und auch undiskutabel hingegen die Person des Mediums selber, das hier außer acht gelassen werden soll. Es sei nur erwähnt, daß das Medium seit 10 Jahren an sich übernatürliche Kräfte beobachtet haben will, daß ihm verschiedene Male Dinge aus der Wohnung verschwunden sind, z. B. ein Staubtuch, das dann plötzlich während einer okkultistischen Sitzung wieder erschienen sei. Für diese okkulten Kräfte konnte natürlich während der stunden- und tagelangen Verhandlungen (die Gelegenheit dazu wurde angeboten) auch nicht der mindeste Beweis erbracht werden, und wenn die Kläger behaupteten, der Angeklagte habe die Pflicht, den Beweis für die Leugnung okkulter Phänomene beizubringen, so widerspricht dieser Einwand nicht nur den Grundforderungen der Wissenschaft, nämlich der Skepsis, sondern auch unbefangenem Rechtsgefühl und Denken. Verständlich, wenn ein den Dingen fernstehender Verteidiger diese Skepsis leugnet; bedenklich wird es, wenn Wissenschaftler, und noch dazu Naturwissenschaftler, dieses Grundprinzig wissenschaftlichen Denkens leichthin, und man möchte schon sagen, leichtfertig abstreiten.

Sämtliche Teilnehmer der Sitzung, die meisten, wie bereits erwähnt, Ärzte, Chemiker usw., können keine Erklärung für den Reifen- und Buchsbaumapport angeben; die beiden Herren, bei denen der Reifen erschien, halten es dazu noch für

absolut unmöglich, daß das Medium während des sehr heftigen Drückens (Dr. Bruck empfand besonders heftige Schmerzen) eine Hand weggezogen haben könnte: sie sind auch der festen Überzeugung, das Medium während der ganzen Zeit dauernd im Auge gehabt zu haben, um irgendwelche Manipulationen etwa zu übersehen. Für Dr. Bruck ist der Buchsbaumapport deshalb wesentlicher als das Reifenphänomen, weil er „eigentlich ein Hinweis darauf" ist, „daß eine betrügerische Manipulation gar nicht in Frage kam"; und dies nur deshalb, weil Dr. Bruck fest daran glaubt, daß er dauernd beide Hände des drückenden Mediums gespürt haben will. Geleugnet wird also die bekannte Tatsache, daß, wenn Hände kräftig eine zeitlang gedrückt werden, es, wie die Erfahrung einwandsfrei lehrt, unmöglich ist zu unterscheiden, ob die Hand von einer oder zwei Händen gepreßt wird; daß hier eine Sinnestäuschung vorliegen könnte, wurde überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Und dabei konnten sich sämtliche Zeugen wichtiger Einzelheiten für die Begutachtung nicht erinnern, so der Kleidung des Mediums usw. Sehr interessant ist auch die Aussage einiger Sachverständiger, die dem Okkultismus mehr oder weniger nahe stehen. So glaubt der Zoologe Prof. Zimmer einmal, daß es Sache des Gerichtes sei, die Frage der Realität okkulter Phänomene im vorliegenden Falle zu entscheiden, eine Ansicht, die von solcher Naivität ist, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht; er gibt ferner zu, bisher niemals „unter zwingenden Bedingungen" einen Apport gesehen zu haben und infolgedessen keine persönliche Überzeugung aus Erfahrung ins Feld führen zu können; er hat aber andererseits okkulte Phänomene gesehen, unter ständig veränderten Bedingungen, daß er nicht mehr umhin könne, „die Überzeugung zu gewinnen, daß solche Phänomene existieren. Selbstverständlich glaube ich und bin überzeugt, daß wir eines Tages auch die Gesetze finden werden, denen diese Dinge gehorchen, daß sie nicht übernatürlich sind, sondern daß sie natürlich sind". Ich erwähne schließlich noch das Gutachten des Chemikers Dr. Quade, der nach seinen Angaben durchaus von der Existenz okkulter Phänomene überzeugt ist. Quade stützt seine Überzeugung auf einen Fall, den er selbst erlebt hat: bei einer Sitzung zeigte ein unbeschriebenes Blatt Papier plötzlich auf einer Seite Schriftzüge, während zu gleicher Zeit ein Bleistift, der sich vorher in einem gläsernen Gefäß befand, verschwunden war, da man das Klappern nicht mehr im Gefäß vernehmen konnte. „Wie wir es untersuchten, sagte das Medium plötzlich, jetzt ist er wieder da. Im nächsten Moment war auch das Klappern des Bleistiftes zu hören."

Es erübrigt sich hier, auf die Gutachten von wissenschaftlichen Sachverständigen wie Dessoir, Straßmann, Plank usw. einzugehen. Sehr richtig sagt Plank, daß er als Physiker alles für möglich hält, daß aber alles, was einer bekannten und anerkannten Theorie widerspricht, sehr unwahrscheinlich ist, daß im vorliegenden Fall die Idee, daß sich der Reifen in Atome auflöst, „einstweilen undiskutabel" ist. Wir sehen hier natürlich davon ab, auf die Frage der Wissenschaftlichkeit des Okkultismus einzugehen, und dies um so mehr, als der Okkultismus seine wissenschaftliche Lebensberechtigung m. E. deshalb noch nicht erwiesen hat, weil er Methoden anwendet, die dem wissenschaftlichen Forschungsverfahren in jeder Weise schlechthin widersprechen; wir sehen aber auch von einer dahingehenden Diskussion deshalb ab, weil wir nicht der Meinung des gegnerischen Anwaltes sind, daß es sich hier „um die höchsten Fragen des menschlichen Lebens handelt". Vorläufig müssen wir noch in den sog. okkulten Phänomenen, wie die mannigfachen Entlarvungen aus der großen Literatur zeigen, taschenspielerische Kunststücke sehen, die sicherlich auch

nicht eines psychologischen Interesses entbehren. Hier geht es um die Psyche jener Okkultismusgläubigen, die wie Dr. Vieregge im Prozesse sagen: „Wenn man Taschenspieler auf der Bühne sieht, geht es immer mit rechten Dingen zu“ und schon damit ihre Psyche in einem reinen, ungefärbtem Lichte zeigen.

Sehen wir vom Medium und ihrem näheren Anhang (Tochter usw.) ab, so gehören die Okkultismusgläubigen im vorliegenden Falle fast ausschließlich der Wissenschaft und sogar der Naturwissenschaft an; es sind Ärzte, darunter Psychiater, und Chemiker, die einer gewissen Lebenserfahrung und Menschenkenntnis schlechthin nicht entbehren können; daneben sehen wir auch einige Universitätsprofessoren. Eine solche Zusammensetzung der okkultistischen Gemeinde, die zweifellos der festen Überzeugung ist, hier auf wissenschaftlichem Boden zu stehen, müßte fast unglaublich und unglaubhaft erscheinen, wenn das Gegenteil nicht bewiesen wäre. Aber die psychologische Wurzel dieser eigenartigen Erscheinung liegt nicht tief; Moll hat sich öfter, auch in der Gerichtsverhandlung, dahin geäußert, daß keiner leichter durch allerlei Künste, Taschenspielereien usw. getäuscht werden könne als gerade der Gelehrte und strenge Wissenschaftler. Eingepfercht in sein (zumeist ist doch das der Fall) Spezialgebiet, geht ihm oft nicht nur der naive Blick für außerhalb seines Gebietes und außerhalb der strengen Forschung liegende Dinge verloren; einmal für „fremde“ und neue Dinge interessiert, bringt er dem Neuen so viel Glauben, so viel Konzentration entgegen, daß er Dinge einfach nicht sieht und nicht sehen kann, an die ein geweckter Bauernjunge überhaupt erst nicht herangeht, wenn sie ihm von vornherein als kindlich erdacht, als zu ungewöhnlich erscheinen. Es ist durchaus falsch, von einem primitiven Denken nur dort zu sprechen, wo es sich entweder um primitive kulturelle oder geistige Verhältnisse handelt, also um sog. Naturvölker, oder um geistig Minderwertige oder um geistig Abnorme. Wir müssen vielmehr das primitive Denken innerhalb der Gesamtkulturentwicklung auch dort annehmen, wo es, aus einer psychologischen oder soziologischen Wurzel heraus, sich neben normalen intelligenten Fähigkeiten und Äußerungen manifestiert. Das Bild des „verschrobenen“ oder „vertrockneten“ Gelehrten, „überspannten“ Künstlers usw. ist durchaus nicht nur als bloße Karikatur aufzufassen, sondern hat oft einen reellen Hintergrund und ist in seiner eigenartigen Kombination sehr wohl begreiflich; dabei spielt das Alter gar nicht immer die ausschlaggebende Rolle, wie man gewöhnlich annimmt. Wenn ein Chemiker, wie im vorliegenden Falle, sich seiner naturwissenschaftlichen Überzeugungspflicht begibt und an die Realität von Phänomenen glaubt, die jedem Naturgesetz widersprechen, so bedeutet doch das nichts weiter, als daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen können, die nichts miteinander gemein zu haben und sich nicht gegenseitig zu stören brauchen. Man könnte dieses Phänomen in seiner Gesamtheit vielleicht als „psychologischen Typus“ bezeichnen. Was ferner die naive Seite dieses Typus betrifft, so kann sie durch mannigfache Momente bedingt sein, von denen die soziologischen am deutlichsten werden. Wie die Isoliertheit zur Vereinsamung und damit meist zum Eigenartigen, zur Enge führt, so kann auch auf der anderen Seite, nach bekannten soziologischen Gesetzmäßigkeiten, die „Gesellschaft“, z. B. in einem Verein, zur Abschließung der sie umschließenden Individuen beitragen. Diese kollektive Isoliertheit wird um so strenger, je weiter sich deren soziologische Ziele (Vereinsprogramm usw.) von denen der Umgebung entfernen. Eine okkultistische Gesellschaft muß so, um überhaupt zu existieren, zwischen sich und z. B. einer wissenschaftlich-psychologischen Gesellschaft einen scharfen Trennungsstrich ziehen, da eine

Verbindungslinie (nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft) nicht möglich ist. Was aber die einzelnen Mitglieder betrifft, so muß hier im Vereinsleben auch das Denken jedes einzelnen in der kollektiven Richtung verlaufen und durch sie bestärkt werden. Dieses eingeengte Denken nennen wir dann naiv oder primitiv, falls es nur eine Komponente des Individuums darstellt, wenn es in evidentem Widerspruche zu einer zweiten, ebenfalls stark ausgesprochenen intelligenten Komponente steht.

Gesetzgebung. Seite

M. Hollenderski, Zur Alkoholstatistik in den Jahren 1917—1921 (*C. Timm*) 314

Zeitströmungen.

Stanley Rice, The Challenge of Asia (*Prof. Schwiedland, Wien*) 315
H. H. Powers, The Receding Tide of Democracy (*von Staehr, Heidelberg*) . 320
Erich Obst, Russische Skizzen (*Bolte*) 323

Eine Kultur im Spiegel der andern.

Taine, Die schönsten Essays von Taine (*Bolte*) 325
Gustav Lüddemann, Entgegengesetzte Denkwelten (*Bolte*) 326

Kulturübertragung.

E. W. Gifford, Euro-American Acculturation in Tonga (*Thurnwald*) . . . 328

Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung.

I. W. Hauer, Die Religion, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen (*Prof. Westermann, Berlin*) . . . 329

Primitives Denken.

Dr. P. Plaut (Berlin), Der Berliner Okkultistenprozeß (*Eigenbericht*) 332

Das 1. Heft enthielt folgende Aufsätze:

R. Thurnwald: *Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie.*

F. Alverdes: *Über vergleichende Soziologie.*

A. Delbrück: *Das Alkoholverbot in Amerika I.*

B. Malinowski: *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft I.*

Das 2. Heft enthielt folgende Aufsätze:

J. B. Kantor: *Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft.*

R. Bolte: *Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung I.*

A. Delbrück: *Das Alkoholverbot in Amerika II.*

K. Th. Preuß: *Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus der mexikanischen Indianer.*

In den nächsten Heften erscheinen folgende Aufsätze:

Geh.-Rat Prof. **Sommer,** Gießen: *Tierpsychologische Beiträge.*

Geh.-Rat Prof. C. **Kronacher,** Hannover: *Die biologische Bedeutung des Inzests.*

Dr. F. **Bobertag,** Berlin: *Die Bedeutung der Instinkte für die soziale Psychologie.*

Prof. **Jaederholm,** Göteborg: *Berufstypen und ihre Entstehung.*

Prof. D. **Dunkmann,** Berlin: *Ferdinand Tönnies.*

Heinrich **Driesmans,** Berlin: *Albert Reibmayr.*

Dr. Max Hildebert **Böhm,** Berlin: *Die Lehre von der Selbstbestimmung der Völker und ihre Anwendung.*

Rechtsanwalt Dr. **Kulenkampff-Pauli,** Bremen: *Ehe und Familienrecht im heutigen Rußland.*

Reichswirtschaftsgerichtsrat Dr. **Joerges,** Charlottenburg: *Staat, Volk und Rechtsprechung im heutigen Deutschland.*

Prof. F. **Steffen,** Göteborg: *Irrwege sozialer Erkenntnis.*

Prof. **Grünfeld,** Halle a. S.: *Zur Soziologie des Genossenschaftswesens.*

Dr. Ernst **Timm,** Lübeck: *Wirtschaftspsychologie des geschäftlichen Absatzes.*

Prof. K. Th. **Preuß,** Berlin: *Die Umwälzung der Religionswissenschaft.*

Prof. M. H. **Baege,** Nürnberg: *Das Kind als Gesellschaftswesen.*

Prof. E. **Jaensch,** Marburg: *Begabung französischer Kinder.*

Prof. A. W. **Nuiwenhuis,** Leiden: *Die Veranlagung der malajischen Völker.*

Priv.-Doz. Dr. K. **Birnbaum,** Berlin: *Psychopathologie in den Kulturerscheinungen.*

*

Die Verbindung mit dem Leben des Tags soll durch den Versuch einer Verwertung der fortlaufenden wichtigsten politischen Vorgänge und sonstiger Erscheinungen des Kultur- und Wirtschaftslebens, auch krimineller Ereignisse, für die wissenschaftliche Betrachtung aufrecht erhalten werden.

★

Im Zusammenhang mit der Zeitschrift werden größere Arbeiten im Umfange von mehr als drei Bogen als

FORSCHUNGEN
ZUR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

herausgegeben. Vorläufig liegt davon der erste Band im Umfang von über 150 Seiten vor: **F. Alverdes, Tiersoziologie,**
ein Werk, das zum ersten Mal in wissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der jüngsten Forschung nach wirklich soziologischen Gesichtspunkten auf diesem Gebiete zusammenfaßt.

In Vorbereitung befindet sich der zweite Band:
G. A. Jaederholm, Zur Psychologie der Berufstätigkeit.

Anfragen und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber:
R. Thurnwald, Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE

In Verbindung mit
F. ALVERDES, a. o. Prof. an der Univ. Halle a. S. / Dr. R. BOLTE, Nervenarzt in Bremen
G. A. JAEDERHOLM, o. Prof. a. d. Hochschule Göteborg / B. MALINOWSKI, Ph. D., D. Sc.,
turer a. d. Univ. London / Dr. E. SCHWIEDLAND, Hofrat, Prof. a. d. Techn. Hochschule und a. d. Univ. Wien
herausgegeben von
Dr. RICHARD THURNWALD, a. o. Professor an der Universität Berlin
Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin

A. Aufsätze:

E. SCHULTZ-EWERTH, Gouverneur von Samoa z. D.
Die farbige Gefahr

Robert MICHELS, Prof. an den Universitäten Basel und Turin
Zur Soziologie von Paris (Schluß)

D. Karl DUNKMANN, Prof. an der technischen Hochschule Berlin
Ferdinand Tönnies

A. W. NIEUWENHUIS, Prof. an der Universität Leiden (Holland)
Der primitive Mensch und seine Umwelt I

B. Besprechungen und Berichte:

Siehe umseitig



Die Zeitschrift erscheint im Umfange von ungefähr 6 Druckbogen das Heft, viermal im Jahr, und zwar im März, Juni, September und Dezember. Preis eines Jahrgangs von ungefähr 24 Druckbogen 15 GM. = 15 engl. sh. = 4 amerik. Dollar = 19 schweiz. Franken = 9 holländische Gulden. Preis eines Heftes von ungefähr 6 Bogen: 4 GM. = 4 engl. sh. = 1 amerikan. Dollar = 5 schweiz. Franken = 2½ holländische Gulden.

HEFT 4
I. JAHRGANG
Dezemb. 1925

VERLAG C. L. HIRSCHFELD LEIPZIG

B. Besprechungen und Berichte.

Allgemeines. Seite

Jahrbuch für Soziologie, herausgegeben von G. Salomon, 1 Band (*Prof. Vierkandt, Berlin*) 401

Biologisches.

A. Elster, Sozialbiologie (*Prof. Alverdes, Halle*) 402
W. Fließ, Zur Periodenlehre (*Alverdes*) 404
J. W. Harms, Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens (*Alverdes*) 405

Veranlagung und Umwelt.

G. T. W. Patrick, Can the sentiment of patroitism be refundet (*K. A. Guggemoos, Berlin*) 406
J. Zollschan, Das Rassenproblem (*Alverdes*) 406

Einwirkung des Klimas.

Erwin Poleck, Tropenneurasthenie (*Dr. Günther, Bremen*) 406
Béla Révész, Paralyse, Lues und Alkohol (*Dr. Bolte, Bremen*) 407

Persönlichkeit.

Im Allgemeinen.

Eduard Spranger, Lebensformen (*Bolte*) 408
Rudolf Lochner, Der Problemkreis der seelischen Eigenwesenheit (*Dr. Plaut, Berlin*) 414

Geschlechter.

Hugo Sellheim, Das Geheimnis vom Ewig-Weiblichen (*Prof. Honigmann, Gießen*) 414
K. A. Wieth-Knudsen, Feminismen (*Alverdes*) 418

Lebensalter.

B. Malinowsky, Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex (*Dr. Langelüddeke, Hamburg*) 419
H. Becker, Über die Beziehungen der Schachspielkunst zur Psychiatrie (*Prof. Runge, Kiel*) 420
Charlotte Bühler, Die Kinderlüge (*Runge*) 421

Abartige.

F. Kehrer, Über Wesen und Ursache der Homosexualität (*Bolte*) 421
M. Fischer, Der Unsinn des Prinzen Pallagonia (*Runge*) 421
A. Th. Brochaus, Zur Psychologie des Selbstmordes des Psychopathen (*Dr. Rehm, Bremen*) 422
D. Aronowitsch, Über ein Klassifikationssystem der physischen Degenerationszeichen und Versuch seiner Anwendung (*Bolte*) 422

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

Hans von Hattingberg, Der nervöse Mensch (*Dr. H. Schmitz, Bremen*) 422

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Fritz Giese, Theorie der Psychotechnik (*Langelüddeke*) 423
Walter Poppelreuter, Allgemeine methodische Richtlinien der praktisch-psychologischen Begutachtung (*Langelüddeke*) 423
Otto Lipmann, Über Begriff und Formen der Intelligenz (*Langelüddeke*) 423

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite!

A. Abhandlungen.

Die farbige Gefahr.

Von

Dr. E. Schultz-Ewerth,
Gouverneur von Samoa z. D.

Eine der spannendsten unter den vielen sozialen, psychologischen und politischen Folgeerscheinungen des Weltkrieges ist die als „Erwachen“ bezeichnete Erregung der farbigen Völker. Fast in der ganzen Kolonialzone macht eine revolutionistische Gärung, deren Intensität jeweils verschieden abgestuft ist, den Herrschervölkern soviel zu schaffen, daß neben ihr die Angelegenheiten der eigentlichen europäischen Politik, z. B. die Niederhaltung des durch den Friedensvertrag gefesselten Deutschlands, zu kurz zu kommen beginnen, und aller Voraussicht nach ist der Höhepunkt der Unruhe noch keineswegs erreicht. Auf ihre außenpolitische Bedeutung soll hier nur insoweit eingegangen werden, als es im Rahmen einer allgemeinen völkerpsychologischen Betrachtung nötig ist, und für diese wiederum ist Beschränkung geboten angesichts des erdumspannenden Umfanges eines Problems, dessen Durchforschung gerade von dieser Seite aus, auch im Einzelnen, noch sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Die Bewegung richtet sich gegen die Weißen als solche. Sie ist stellenweise in offene Gewalt oder in die Art von Anarchie übergegangen, die sich als terroristischer Kleinkrieg kennzeichnen läßt. Ihre psychologische Voraussetzung ist, wie ohne weiteres festgestellt werden kann, eine gesteigerte Selbstbewußtheit, die das intellektuelle und moralische Übergewicht und die darauf

gegründete politische und wirtschaftliche Hegemonie des Europäers negiert.

Charakteristisch ist ihr ferner die bereits erwähnte Allgemeinheit. Am stärksten tritt sie durchschnittlich in der Alten Welt auf, doch ist auch die Neue von ihr ergriffen. Abgesehen von den sehr rege gewordenen nordamerikanischen Negern haben einige traurige Überreste der Rothäute Ansprüche angemeldet, desgleichen die Maoris in Neuseeland, und wenn z. B. die Republik Salvador, wie es geplant war oder ist, an Stelle ihres spanischen Namens den altindianischen *Cuscatlan* wieder annehmen und ihre Hauptstadt fortan *Atlacatl* benennen würde, nach dem Kaziken, der das Land einst gegen den Conquistador Alvarado verteidigte und auf dem Scheiterhaufen endete, so wäre das gewissermaßen eine Wiederaufnahme des alten Kampfes zwischen dem Eroberer und der eingeborenen Rasse im modernen Progagandastil.

Eine weitere, allerdings noch nicht klar und völlig zur Geltung gekommene Seite dieser Vorgänge ist das Bewußtsein der Gemeinsamkeit. Bisher war das zusammenfassende morphologische Merkmal der farbigen Haut das Stigma der Minderwertigkeit im Verhältnis zur weißen Rasse, und zwar nicht nur für die landläufige europäische Auffassung, sondern korrelativ auch in der farbigen Menschheit, mit der Maßgabe, daß der Abstand von dem weißen Ideal nach dem geringeren oder stärkeren Pigmentgehalt bemessen wurde. Ein Polynesier z. B. nimmt es noch heute gewaltig übel, wenn er kurzerhand als „black fellow“ oder „nigger“ abgetan wird, und blickt verächtlich auf die „schwarzen Jungen“ von Neuguinea. Ebenso ist der Mischling in seiner Meinung etwas Besseres als der Eingeborene, obwohl er nach den Gesetzen der patriarchalischen oder matriarchalischen Familienverfassung die verwandtschaftlichen Beziehungen mit seiner eingeborenen Sippe pflegt und aus sozialen und wirtschaftlichen Rücksichten pflegen muß. Mit den Mischlingen hat es freilich noch insofern eine eigene Bewandtnis, als sie von den beiden Rassen, zwischen denen sie stehen, grundsätzlich gleicherweise mißachtet werden. „God made the Whites and the Blacks, but the Devil made the Halfcastes“ ist ein fast sprichwörtlich gewordener Ausdruck der Überzeugung, daß der Mischling nur die schlechten Eigenschaften von Vater- und Mutterseite her geerbt habe.

In dieser Hinsicht scheint sich nun auch eine Änderung anzubahnen. Es sind Anzeichen wahrzunehmen, die darauf hindeuten, daß die Differenzierung innerhalb der farbigen Rassen und Misch-

rassen sich ausgleichen oder eine Interessengemeinschaft für die Zwecke gemeinsamer Abwehr gegen die Weißen zustande kommen will. Chinesische Journalisten haben in Zeitungen englischer Sprache aufmunternde Worte an die Negerrasse gerichtet. Indische Nationalistenführer haben öffentlich bedauert, daß England indische Soldaten verwendet, um chinesische Streiker und Demonstranten in den Straßen von Shanghai niederzuschießen. In Südafrika steht ein malaiischer Arzt und Stadtrat Dr. *Abdurrachman* an der Spitze der gesamten dortigen Farbigenbewegung.[1]) Der farbige Herausgeber der Kapstädter, in englischer und Bantusprache erscheinenden Wochenschrift „The African World", Prof. *Jas. S. Thaele*, schrieb in der ersten Juninummer dieses Jahres: „Die Afrikaner müssen sich die Richtlinien der indischen Nationalisten zu eigen machen, die Weltanschauung Gandhis (non-violence, non-cooperation) . . ."[2]) Und daneben taucht im Crescendo eines durch leidenschaftliche Agitation hochgetriebenen massenpsychischen Verlaufs auch bereits die umgekehrte These von der an sich gegebenen oder durch Entartung verursachten Minderwertigkeit der weißen Rasse auf.

Immerhin handelt es sich bislang erst um Ansätze zu einer von dem Gefühl der Gleichheit oder Überlegenheit zusammengehaltenen Einheitsfront, um eine lose Verbindung zwischen ihren Bestandteilen. Beachtlicher sind die Bestrebungen, wenigstens kontinental zu organisieren.

Die panasiatische Idee lebt allerdings, nachdem die Bemühungen Japans, Spitzenmacht zu werden, mißlungen sind, heute wohl nur noch in einigen spekulativen Köpfen. Sie würde, von allem anderen zu schweigen, zuvörderst ein ohnmächtiges China voraussetzen, das sich willig der japanischen Führung anvertraute, und davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Die „sympathie de peau" hatte sich während des russisch-japanischen Krieges bei den Chinesen deutlich zugunsten Japans bemerkbar gemacht; die Wunden des japanisch-chinesischen Krieges waren vernarbt oder vergessen. Dann aber, als der japanische Imperialismus die Eifersucht der Westmächte durch den Weltkrieg gebunden sah, erfolgte ein neuer brüsker Vergewaltigungsversuch, die 21 Punkte des Okuma-Kabinetts vom 18. Jan. 1915, und heute ist Japan in China neben oder nächst England die verhaßteste fremde Macht und hat Mühe, durch Einlenken und Lavieren

[1]) Theodor Seitz in den „Preuß. Jahrbüchern", Augustheft 1925, S. 117.
[2]) H. Kisker in der „Brücke zur Heimat", 20. Juli 1925, S. 104.

ohne Schädigung seines Prestiges die Verluste zu mindern, die ihm China mit den Waffen des Streiks und des Boykotts schlägt.

Asien ist ein ungeheueres Konglomerat von Rassen, Kulturen, Religionen und Sprachen, eine einheitliche Zusammenfassung auf Grund eines gemeinsamen Massengefühls für uns undenkbar. Allein schon China wird es schwer haben, beisammen zu bleiben, obwohl das Band gemeinsamer Kultur hinzutritt. Norden und Süden sind in ihrer Veranlagung so verschieden voneinander, daß es sehr zweifelhaft erscheint, ob die Klippen des Föderalismus zu vermeiden sein werden.

Eine weitere asiatische Masse für sich ist Indien, das geographisch-geschichtlich als ein Kontinent behandelt werden kann, andererseits aber infolge der Heterogenität seiner Bevölkerungen den Ausgleichungsversuchen die erdenklichsten Hindernisse entgegensetzt. Der Staatssekretär für Indien Lord Birkenhead zählte in einer programmatischen Oberhausrede vom 7. Juli d. J. 130 und mehr Sprachen, 9 Religionen und einige Tausend Kasten und Unterkasten und zog daraus den Schluß, daß Panindien ebenso unmöglich sei wie Paneuropa. Vor allem sind es die Feindschaft zwischen Hindus und Mohammedanern und in der Hindugemeinschaft die zwischen den Höherstehenden und den „Unberührbaren", „untouchables", gähnende Kluft, die den Engländern die Beherrschung des Landes erleichtert haben und voraussichtlich immer erleichtern werden.

Während die Phasen des indischen Freiheitskampfes in Europa auch außerhalb Englands einigermaßen bekannt sind, ist man über die gleichartigen Bestrebungen Indonesiens weniger unterrichtet. Dort sind die Aussichten auf Einigung und Zusammenhalt besser, weil das Gebiet geschlossen malaiisch ist. Die Organisation erfaßt, wie überall, vor allem die Jugend der intellektuellen und begüterten Schichten und hat, seitdem den indonesischen Studenten die holländischen Universitäten geöffnet sind, von Leiden aus vermittels der „Indonesischen Vereinigung" und der Zeitschrift „Indonesia Merdeka" eine sehr lebhafte, an die internationalen radikalen Studentenzentralen anknüpfende Agitation begonnen.

Vorderasien ist Wiege und Zentrum der arabischen und der turanischen Bewegung. Beide sind, insoweit sie nicht unabhängig von- oder gar gegeneinander verlaufen, durch die Brücke des Panislamismus verbunden, der seinerseits schon seit einigen Jahrzehnten zunehmende Anstrengungen macht, die weit über Asien und Afrika verbreiteten Anhänger des Propheten wieder geistig zu sammeln. Die neuere türkische Literatur gibt ein Abbild dieser wechsel- und wider-

spruchsvollen Kräfte. Die religiöse Gemeinschaft betonen u. a. zwei Publizisten, gemäßigt und mit pro-englischer Färbung Jalal Nuri Bey in seinem 1913 erschienenen, 1920 ins Arabische übersetzten Buche Ittihad al-Islam („Einheit des Islam"), Ubaidalla Efendi entschiedener als jener in seinem etwa gleichzeitigen Qaum Jadid („Die neue Nation"). Den Panturanismus hat Ziya Gök Alp dichterisch verherrlicht. Er feiert Attila, Dschingis und Oghuz Khan und nennt das Heimatland der Türken nicht Turkestan, sondern Turania, ein Name, der als Gegenstück zu Iran schon 800 v. Chr. im Avesta und etwa 1000 n. Chr. bei Firdusi vorkommt. Wie fern der moderne Verkehr die Wellen trägt, erhellt daraus, daß eine in Brasilien erscheinende syrische Zeitung Surriyyah al-Jadidah („Neusyrien") in sehr energischer Form die panarabischen Interessen wahrnimmt, und zwar mit gleicher Feindseligkeit gegen Türken, Engländer und Franzosen. Die heutige türkische Politik entfernt sich unter Kemal Pascha mehr und mehr von der religiösen Grundlage. Der Khalif ist verbannt, das theokratische Regime wird abgebaut: Diktator gegen Derwisch! Aber auch der turanische Gedanke scheint abzuflauen. Die neue Türkei will nicht mehr zu den halbschlächtigen Völkern zählen, sondern ein Nationalstaat nach westlichem Muster sein. Diese Entwicklung rechtfertigt sich aus den Anschauungen der Oberschicht, die durch Vermischung mit der mittelländischen Rasse und westliche Kultureinflüsse den ural-altaischen Charakter verloren hat, und hat sich im Frieden von Lausanne den Westmächten gegenüber durchgesetzt.

Von der panafrikanischen Idee sollte man, ungeachtet der geographischen Einteilung, das nördliche Afrika ausnehmen, weil diese Gegenden ethnisch, geschichtlich und kulturell mehr zu Asien als Afrika gehören. Einst haben die Araber ihre Herrschaft, ihren Glauben, ihre Sitte und Sprache noch weiter ins Innere Afrikas hineingetragen, aber sie vermochten sich, ehe ihre Herrschaft gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter den konzentrischen Angriffen der europäischen Kolonisation zusammenbrach, nicht so festzusetzen, daß der arabisch-mohammedanische Einfluß in Zentralafrika bleibende Bedeutung hätte gewinnen können. Die mohammedanische Exklave in Südafrika ist neuen Datums, durch Einwanderung von Asiaten in die Kapprovinzen entstanden.

Das schwarze Afrika hat im Gegensatz zu Asien keine große Vergangenheit, keine alten eingeschlafenen oder abgestorbenen Kulturen, deren Gedächtnis der Stärkung des Selbstbewußtseins in Gestalt eines Wunsches nach Wiederkehr früheren Glanzes zugute

kommen könnte.[1]) Daß die Führer Panafrikas zum großen Teile den Ländern der amerikanischen Sklavenkolonisation, namentlich Westindien und den Vereinigten Staaten, entstammen, erklärt sich nicht durch die höhere Aktivität, die stärkere geistige Energie, die in einem kolonialen Milieu aus psychologischen Gründen zu Haus ist. Die amerikanischen Sklaven waren Zwangskolonisten, nicht durch Selbstauslese zur Auswanderung bestimmt, und sie haben, ausgenommen allein Haiti, sich nicht einmal selbst befreit, sondern haben die Freiheit als ein Geschenk der Weißen erhalten. Der Zutritt zur europäischen Bildung, der ihnen nach der Emanzipation höchstens erschwert, nicht mehr versagt werden konnte, hat den Anstoß zu ihrer Hebung gegeben; Rückerinnerung und Rassengemeinschaftsgefühl haben ihr Interesse für die Urheimat geweckt, zumal diese rückläufige Tendenz von weißen Amerikanern aus philanthropischen und politischen Gründen — man hoffte die Schwarzen dadurch wenigstens teilweise wieder loszuwerden — unterstützt wurde. Doch liefern auch West- und Südafrika, sowie das Kongogebiet Protagonisten, die auf den fast schon zu einer ständigen Einrichtung gewordenen panafrikanischen Kongressen den Ruf Afrika den Afrikanern! erheben. Es ist wahrzunehmen, daß die eigentliche afrikanische Bewegung bodenständig wird.

Im Laufe dieser kurzen Übersicht war es bereits unerläßlich, die Rolle anzudeuten, die die extensive Richtung der europäischen Kultur bei der Auseinandersetzung zwischen den beiden Hälften der Menschheit spielt. Im einzelnen sind es die nachstehenden Faktoren, die sich dabei bemerkbar machen:

1. Die Mission. Ihr Standpunkt wurde kürzlich auf der Stockholmer Weltkirchenkonferenz in folgenden, sicherlich von allen Kirchen anerkannten Sätzen dargelegt: Die Kirche müsse in ihrem Leben und Gottesdienst für alle Rassen ohne Unterschied Raum schaffen; es sei unchristlich, in der großen Völkerfamilie Nachbarn zu unterdrücken; der weltweite Anspruch der weißen Rasse auf die unbeschränkte Herrschaft sei eines der bedenklichsten und allgemeinsten Probleme unserer Zeit und werde durch wirtschaftliche und politische Fragen und durch die Entwicklung der Industrie und des modernen Bedarfs an natürlichen Hilfsmitteln kompliziert usw. In-

[1]) Der chinesische Konsul in Apia beschwerte sich bei mir kurz vor dem Kriege schriftlich über die rechtliche Sonderstellung der chinesischen Pflanzungsarbeiter, „children of a nation which has become civilized long ago, when at that time the Europeans still wore skins“.

haltlich ist diese Stellungnahme, an der sich der Neger Bell und Fräulein Fan aus China beteiligten, durchaus nichts Neues. Schon im Zeitalter der Entdeckungen hat Las Casas, der berühmte spanische Missionar, den Grundsatz der Gleichheit wenigstens für das religiöse Gebiet aufgestellt. Die protestantische Mission ist, als das Missionsmonopol der Katholiken, das den durch das große Schisma herbeigeführten Machtverlust ersetzen sollte, mit dem Verfall des spanisch-portugiesischen Imperialismus zu Ende ging, der gleichen Linie gefolgt. Es ist klar, daß die Eingeborenen daraus im Laufe der Zeit schließlich die Nutzanwendung für andere, irdische Angelegenheiten ziehen mußten. Von prokatholischer Seite wird mitunter aus polemischen Gründen der Katholizismus als die geeignetere Form des Christentums für unentwickelte Rassen verteidigt, weil er vermöge seiner dogmatischen und hierarchischen Struktur die Unterwürfigkeit der Eingeborenen erhalte und befördere. Das ist jedoch nur bedingt richtig. Die protestantische Mission kann dem Palladium der weißen Herrschaft lediglich gefährlicher sein, weil sie der individuellen Freiheit weitere Grenzen zieht und dadurch — vielleicht — das Entstehen der Mündigkeitsvorstellung beschleunigt. Immerhin beweist das Beispiel des mexikanischen Priesters Hidalgo, der als Märtyrer für die von ihm verfochtene Sache der Eingeborenen von den Spaniern erschossen wurde, daß der Katholizismus kein Heilmittel gegen die Revolution ist. Es handelt sich nicht nur darum, daß die katholische Kirche grundsätzlich die jeweils vorhandene Macht als legitim ansieht, also im Falle einer geglückten Revolution die durch Gewalt ans Ruder gelangte Eingeborenenregierung, sondern sie arbeitet an der Angleichung und Verselbständigung der Eingeborenen genau so wie die protestantische, wenn auch auf anderen Wegen. Das ersieht man an der anthropomorphen Gottesauffassung, mit der die primitive Intelligenz unzweifelhaft überall die christliche Lehre aufnimmt. Notre Dame d'Algier, „la vierge de Nègres", ist schwarz, und die Madonna von Guadalupe in Mexiko braun. Ob man das Gottelbild mit den Händen oder der Vorstellungskraft fertigt, ist einerlei. Es leuchtet ein, daß hier Anfänge einer Gedankenreihe liegen, die in dem Schlusse endigt, daß die weiße Hautfarbe weder das Attribut der göttlichen noch der menschlichen Überlegenheit sei. Und dennoch dient der Missionar, er mag wollen oder nicht, zugleich der kolonialpolitischen Sache, entweder allgemein oder in strikt nationaler Färbung! Dieser Widerspruch kann in unerwarteten Krisen zum Ausbruch kommen, Entscheidungen und Opfer fordern. Im 16. Jahrhundert

strandete ein spanisches Schiff an der Küste von Japan. Der Pilot wurde gerettet und erklärte den Japanern mit seemännischer Offenheit die spanische Kolonisationsmethode dahin, daß der Missionar der Vorläufer und Vorbereiter der Annexion sei! Diese Indiskretion soll den Anstoß zu den blutigen Christenverfolgungen gegeben haben, die den Anschluß des Fernen Ostens an die europäische Kultur auf Jahrhunderte unterbrachen.

Dazu kommt

2. die Schule, die in Kolonien wenigstens anfänglich meist ganz oder überwiegend in den Händen der Kirche ist. Die suggestive Kraft, die von der höheren abstrakten Denkfähigkeit, dem Besitz höherer wissenschaftlicher und technischer Kenntnisse ausgeht, wird gemindert, je mehr davon der Eingeborene selber erwirbt. In diesem Punkte sind die Engländer voran gegangen und am weitesten gelangt, namentlich in Indien unter dem Generalgouverneur Lord Bentinck. Man setzte voraus, daß die Inder an dem Studium der englischen Wissenschaft und Literatur die Macht der westlichen Zivilisation begreifen und dadurch zur Mitarbeit geeigneter und williger, mit anderen Worten daß sie englandfromm werden würden. Auch diese These ist nicht neu. Die Römer haben sie bereits in ihren Kolonien angewendet, wie Tacitus in seiner Lebensbeschreibung Agricolas [1]) von dessen Verwaltungspraxis in Britannien berichtet, und er fügt unverblümt hinzu: „Id apud imperitos humanitas vocabatur quum pars servitutis esset.“ In Indien war Macaulay, seit 1834 Mitglied des Rates von Indien, ein eifriger Mitschöpfer eines darauf gegründeten Erziehungssystems. Aber die Zöglinge haben die in sie gesetzten Hoffnungen enttäuscht. Sie sind die Führer des indischen Nationalismus geworden und haben damit eine auch anderweit gemachte Erfahrung bestätigt: Der Eingeborene erwidert die Gabe der Kultur nicht mit Dankbarkeit gegenüber dem Vermittler, sondern er wird anspruchsvoll.

„Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behäglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt, —
Und man erzieht sich nur Rebellen.“ [2])

Die Erklärung ist wohl darin zu suchen, daß der Schüler den Glauben an die Uneigennützigkeit des Lehrmeisters verliert. Die

---

[1]) Kap. 21.
[2]) Faust II, 5544—47.

romantischen Zeiten sind vorüber, wo der Weiße von den Eingeborenen als ein höheres Wesen im guten oder bösen Sinne verehrt oder gefürchtet wurde. Auch mit den Wundern der Technik kann er heute nicht mehr imponieren. Dampf, Telegraph, Telephon, Radio und Flugzeug — der Eingeborene nimmt sie als Selbstverständlichkeiten hin, sofort oder nach Überwindung geringer Hemmungen, mit dem Gedanken, daß er wohl imstande sein werde, diese Zauber- oder Kunstwerke selber zu besitzen und zu handhaben. Wer sich die Vorteile einer Erfindung aneignen will, schätzt die Ehre die Erfindung gemacht zu haben, minder ein.

Shakespeare legte seinem Caliban, der Allegorie des aufsässigen Eingeborenen, eine Absage an Prosperos Pädagogik in den Mund:

„Ihr lehrtet Sprache mir, und mein Gewinn
Ist, daß ich weiß zu fluchen. Hol' die Pest euch
Fürs Lehren eurer Sprache!“ [1])

So stehen die Dinge heute nicht mehr. Was der Zivilisator bringt, wird nicht mehr wegen des dahinter lauernden Interesses abgelehnt, sondern bereitwillig empfangen und zur Bekämpfung des Zivilisators verwendet, und insbesondere die Sprache ist, mündlich, schriftlich und gedruckt, ein willkommenes Mittel zur Beseitigung des babylonischen Sprachengewirrs, das die Verständigung zwischen den verschiedenen Calibans erschweren würde. Dies ist wohl die wichtigste Änderung, die in der Denkweise der dienenden Völker mittlerweile vor sich gegangen ist.

Die Erziehung als Ursache unvermuteter und ungewollter politischer Nebenwirkungen hat heute an Bedeutung außerordentlich gewonnen. In der Geistesbildung scheint unser Vorrang noch dringlicher in Frage gestellt werden zu sollen als in den angewandten Wissenschaften. Es wird auf die Erfolge hingewiesen, die der Neger *René Maran* mit seinem von der Akademie Goncourt preisgekrönten Roman „Batuala“, der schwarze Schauspieler *Chas. Gilpin* und der schwarze Tenor *Roland Hayes* eingeheimst haben, und dem kritischen Einwand, daß auch das alles nur auf reproduktive oder imitative Begabung schließen lasse, wird die Beachtung entgegengehalten, die die eigenen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen farbiger Völker in der europäischen Kulturwelt finden. Seit geraumer Zeit schon ist bei uns das Exotische im Schwange. Mit asiatischer Philosophie, Poesie, Ornamentik usw. fing es an, und heute sind, nachdem diese Wendung

[1]) Sturm I, 2.

einmal eingetreten war, unter dem Zepter der Mode sogar die primitiven Kulturen der Naturvölker zu Ehren gekommen. In Frankreich ist der Geschmack für „l'art nègre“ bereits eingebürgert. Aus Amerika sind der moderne Tanz und die Jazzmusik, beide unzweifelhaft uralter afrikanischer, teilweise wohl auch indianischer Herkunft, zu uns gelangt und haben sich gegen anfängliche Anfeindung ihren Platz erobert. Wie kaum anders zu erwarten, beginnt sich jetzt auch die Kunstmusik mit dem Eindringling ernsthaft zu befassen. Der Generalmusikdirektor v. Schillings in Berlin — ein Bruder des verstorbenen Afrikaforschers, was vielleicht anregend gewesen ist — hat sich dahin geäußert, daß die Jazzmusik Elemente der Bereicherung und Befruchtung in Klang und Rhythmus in sich trage. In Amerika soll zwar schon eine gewisse Übermüdung zu beobachten sein. Doch ließe sich denken, daß in der Kunstmusik, wenn sie nicht etwa völlig atonal und arhythmisch werden sollte, einiges Afrikanische zurückbleiben könnte. Was Wunder, wenn dieser und jener auf die Ansicht verfällt, die arischen Kulturfonds seien ausgeschöpft und andere Rassen berufen, das Werk fortzusetzen!

Ein unmittelbarer Einfluß auf das politische Leben ist merkwürdigerweise von der an und für sich weltfernen Theosophie ausgegangen, seitdem sie sich dem Buddhismus zugewandt hat. Schon Madame Blavatsky, die 1875 in New York die Theosophical Society mit dem Motto: „Universal brotherhood of man and development of the divine powers latent in man“, gründete, soll mit indischen und tibetanischen Gelehrten in persönlicher Verbindung gestanden haben. Positiv wirksamer war und ist noch jetzt ihre Nachfolgerin Mrs. Annie Besant. Sie hat sich in Indien durch Einrichtung von Schulen und durch Gründung der *Indian Home Rule League* in einer Weise betätigt, die der englischen Regierung oft unbequem gewesen sein muß und mit dem Epitheton „religious crank“ nicht abzufertigen war. Abschließend kann für diese Gruppe von Erscheinungen hinzugefügt werden, daß sich

3. der auf den Schultern Rousseau's stehende moderne Liberalismus ihrer bedient und durch seine Abkehr von der Rassentheorie das Aufwärtsstreben der farbigen Rassen begünstigt hat. Ihr Selbstgefühl muß unweigerlich wachsen, wenn sie vernehmen, daß von namhaften Vertretern der weißen Rasse ihre Kulturfähigkeit anerkannt und ihre rechtliche und soziale Gleichstellung befürwortet wird.

Dies sind zugleich die Tat- und Ursachen, denen von den an

der Rassenfront, an der Peripherie der weißen Zivilisation stehenden oder politische und wirtschaftliche Störungen befürchtenden Europäern mit Vorliebe die Haftbarkeit für die heutigen Zustände zugeschrieben wird. Allein die Gerechtigkeit gebietet festzustellen, daß die Kultur als solche in ihrer Gesamtheit die Schuldige ist und daß ungefähr jeder Europäer, der, in welcher Stellung es auch sei, sich an der Propagierung der Kultur beteiligt, zugleich ein Propagandist der Revolution ist. Das muß sich auch der Kaufmann sagen lassen, der dem Wilden europäische Bedürfnisse angewöhnt, um dann an deren Befriedigung zu verdienen. Wenn ich z. B. dem Eingeborenen ein Paar Hosen, einen Regenschirm, eine Petroleumlampe oder einen Fordwagen anbiete, heißt das im Grunde nichts anderes als: „Sieh her, das habe ich, der überlegene Weiße, das ist ein Stück meiner Überlegenheit! Kaufe es mir ab, und du wirst mir ähnlicher werden!“ Mit jedem Handelsgeschäft löst sich ein Steinchen aus dem Fundament, auf dem der Europäer thront.

Die Lösung des Rätsels, das der sich selbst entgötternde Kulturbringer darbietet, oder vielmehr die Lösungsversuche zu Füßen des hinter aller Gesetzmäßigkeit auftauchenden „Ignorabimus“ sind Aufgabe der Geschichtsphilosophie.

Alle hier behandelten Tendenzen waren schon seit Jahrhunderten unablässig am Werke, bald schwächer, bald stärker, durchschnittlich zunehmend. Der Weltkrieg kann daher nicht als die Grundursache der Erhebung angesehen werden; wohl aber hat er Tempo und Maß der Strömung ungemein gesteigert. Alle Schleusen wurden mit einem Schlage geöffnet, das Prinzip der Solidarität der weißen Rasse in einem noch nicht dagewesenen Umfange durchbrochen. Die Künste der deutschfeindlichen Massenagitation haben nicht zu verhindern vermocht, daß der Farbige die ihm gegen einen Teil der weißen Rasse eingeflößte Abneigung schließlich verallgemeinerte. Vor allem war es die Verwendung farbiger Truppen Schulter an Schulter mit weißen und gegen weiße, die in dem farbigen Soldaten angesichts des großen Gleichmachers das Unterschiedsgefühl zum Schweigen brachte, eine Errungenschaft, die er natürlich bei der Rückkehr in die Heimat mitnahm und dort weiter verbreitete. Dazu die zahllosen Scharen asiatischer und afrikanischer Arbeiter in der Etappe, in den Munitionsfabriken und bei der Aufräumung der Kampfzone, mit den höchst bedenklichen Folgen der sexuellen Mischung! Ebenso verhält es sich mit der Garnisonierung im besetzten Gebiet. Auf der anderen Seite hat die von dem Sultan-Khalifen ausgegebene

Losung des Heiligen Krieges dem Panislamismus neue Nahrung gegeben, während wiederum die von Wilson verkündete Doktrin des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker, die nur als ein Mittel zur Schwächung der Zentralmächte gedacht war, überall, wo sie hingetragen wurde, wie ein Funke zündete und selbst unklaren, halbbewußten Empfindungen Sprache verlieh. Diese Erlösungsformel wird noch auf lange Zeit hinaus lebendig bleiben, zumal da ein anderer politischer Faktor genau das gleiche Ziel aufgenommen hat. Es ist der Bolschewismus, der, nachdem er durch den Krieg aus dem Reiche der Ideen in die Wirklichkeit übergetreten war, neben der Weltrevolution im allgemeinen die Befreiung der farbigen Völker von dem politischen und wirtschaftlichen Joch der kolonialkapitalistischen Staaten als besondere Nummer auf sein Programm gesetzt hat, weil da Erfolge winken und durch Vernichtung der Kolonialwirtschaft der Boden der Mutterländer gelockert und für die revolutionäre Saat aufnahmefähiger gemacht werden würde. Der Kampf geht in erster Linie gegen England als die Kolonialmacht par excellence. Dadurch ist die Sowjetunion in Asien die Erbin des russischen Vorkriegsimperalismus geworden. Doch sind die zaristischen und die sowjetistischen Methoden nicht die gleichen. Ob sich hinter den letzteren nicht auch Russifizierungsabsichten verbergen, bleibe dahingestellt. Zunächst jedenfalls sind die Bolschewiken eifrig bemüht, in den Grenzbezirken und darüber hinaus den jeweiligen nationalen Gedanken zu entfachen und gegen die nicht zu ihrem System gehörigen Staaten zu mobilisieren. Durch Umorganisierung des russischen Asiens auf ethnischer Grundlage haben sie in bewußtem Gegensatz zu der politischen Grenzziehung eine Reihe von Insurrektionsherden geschaffen, aus denen es jederzeit aufflammen kann, — nebenbei eine an sich anerkennenswerte konstruktive oder besser wohl destruktive Leistung! Über die Gefährlichkeit dieser Nationalitätenpolitik hat man sich damit beruhigen wollen, daß die gleichzeitige Oktroyierung des Kommunismus das Konzept verderben müsse. Man betont, daß die asiatischen Völker noch völlig in patriarchalischen Sitten stecken, und glaubt sich darauf verlassen zu dürfen, daß sie für westliche Anschauungen kein Verständnis besäßen, daß der Marxismus zu seinem Gedeihen eine intensive Industrialisierung verlange, wohingegen Asien, abgesehen von einigen Randstreifen, durchaus agrarisch, ja vielfach noch nomadisch sei. Indessen ist mit dieser Argumentation nichts gewonnen. Die Ideen, denen die Massen folgten, waren oft irrig oder wurden von jedem

Volke oder jeder Generation neben- oder nacheinander verschieden aufgefaßt oder umgeformt und sind dennoch zu Impulsen geworden oder haben — und darauf kommt es hier an — Impulse geweckt und geschichtliches Geschehen zur Folge gehabt. Man kannte ja, noch ehe die Gesetze der Massenpsychologie näher erforscht waren, schon die magnetisierende Kraft der Phrase, des Schlagworts, über dessen Inhalt der von der Form Gebannte sich einer beliebigen oder auch gar keiner Vorstellung hinzugeben braucht. Es wird kaum zu analysieren sein, was sich z. B. ein Usbeke, ein Mongole, ein Inder, Chinese oder Tunesier durchschnittlich unter Bolschewismus denkt. Wenn er nur soviel begreift oder glaubt, daß darin ein Hilfsmittel zur Herbeiführung besserer Zustände, wie er sie versteht, liegt, so genügt das schon, um ihn in Fahrt zu setzen. Ob es der Moskauer Internationale gelingen wird, alle diese Menschen auch gesellschaftlich zu bolschewisieren, ist daneben gleichgültig. Zugegeben, daß der Marxismus unter dem industriellen Proletariat am schnellsten zur Reife gelangt und daß Moskau noch nicht einmal das russische Dorf moralisch erobert hat, — wesentlich ist, daß Moskau das Dorf tatsächlich beherrscht! Rußland ist selber zu 80—85 % agrarisch, die ländliche Bevölkerung hat gleichfalls die altfamiliale Periode noch nicht völlig überwunden, es gibt, wie es heißt, nur ungefähr eine halbe Million wirklicher Kommunisten, aber sie herrschen durch psychische und physische Mittel über 130 Millionen. In den Agrarländern Bulgarien und Rumänien wäre dieselbe Katastrophe eingetreten, wenn die dort angelegten Revolutionen geglückt wären. Individualpsychologisch hat Le Bon[1]) bei gelehrten Hindus, die an europäischen Universitäten studierten, beobachtet, daß sich auf der festen Grundlage ihrer ererbten religiösen oder sozialen Ideen, ohne dieselben zu zerstören, ein Grundstock abendländischer Anschauungen ohne Verwandtschaft mit jenen aufgeschichtet hatte. „Je nach den Zufälligkeiten des Augenblicks kamen bald die einen, bald die anderen samt ihrem besonderen Gefolge von Handlungen oder Reden zum Vorschein.“ Der weitere Schluß freilich, zu dem Le Bon kommt, nämlich daß „nur die ererbten Vorstellungen mächtig genug seien, um beim isolierten Individuum Motive des Verhaltens zu werden“, dürfte durch seitherige Erfahrungen, wenn nicht widerlegt, so doch erschüttert sein. Der Inder Saklatvala vertritt als Mitglied des englischen Unterhauses (North Battersea, London) sowohl die Interessen der britischen Arbeiter, als der indischen Nationalisten; solche Am-

[1]) Die Psychologie der Massen, Eisler'sche Übersetzung, Leipzig 1919, S. 39.

phibien finden sich auch unter Chinesen und Negern. Diese Art Leute ist gebildet genug, um in dem Gebäude des Marxismus Bescheid zu wissen, und fanatisch genug, um die wissenschaftlichen Gründe gegen die Marx'schen Lehren zu verwerfen; sie sind mit Recht oder Unrecht der Überzeugung, daß damit ihren Stammesgenossen ebenso geholfen werden könne wie den Proletariern Europas. Wie sich dieser Antrieb im Einzelfall auswirkt, als Beweggrund oder Triebfeder, braucht hier, wo es sich um die zu erwartenden Massenwirkungen handelt, nicht erörtert zu werden. Es ist nicht das erste Mal in der Völker- und Menschheitsgeschichte, daß zwei Welten aufeinander stoßen. Nie allerdings waren die Ausmaße des Konflikts so groß wie in der Periode, die damit begann, daß die europäische Zivilisation auf die Schiffe stieg. In dem Hin- und Hergewoge der jahrhundertelangen, durch täuschende Ruhepausen unterbrochenen Kämpfe ist es dem sterblichen Auge schwer, Überblick zu behalten — Synthese nach dem übrigens noch umstrittenen Vorbilde Japans oder Vernichtung? — Darum mag wohl Rudyard Kipling singen: „Oh, East is East and West is West, and never the two shall meet." Derweilen sehen wir aber doch, wie sich beide die Hand reichen, um die europäische Zivilisation über den Haufen zu werfen.

Aus den führenden Schichten der Gegenseite heben sich bereits einige Typen heraus, die uns aus unserem eigenen öffentlichen Leben vertraut sind, wie denn der Mensch sich unter gleichen Voraussetzungen ungefähr gleich verhält. In teilweiser Anlehnung an Böhmig's Terminologie,[1]) die m. E. vortrefflich ist, aber für Mischformen, Übergänge und Abarten Raum lassen muß, sind zu unterscheiden:

1. der politische Verkünder. Hierzu gehört vor allem *Mahatma Gandhi*. Sein Egoismus — um das landläufige Wort zu gebrauchen — erstrebt ausschließlich die Genugtuung, die in dem Wirken zum Wohle anderer liegt, und ist daher sozial und national im besten Sinne. Aus seinen Schicksalen und Anschauungen verdient erwähnt zu werden, daß er, von Beruf Rechtsanwalt, erst in London und in Südafrika, also in nicht-indischem, aber englischem und englisch-kolonialem Milieu zur vollen Erkenntnis seiner Aufgabe gelangt ist. Das Christentum lehnt er ab. Er hat kürzlich bekannt, daß „Hinduism, as I find it, entirely satisfies my soul ... and I find a solace in the Bhagavad-Gita, in the Upanishads that I miss even in the Sermon on the Mount". Askese und Martyrium, letzteres im englischen Kerker

[1]) Massenpsychologisches aus kath. Kirche und Sozialdemokratie, Archiv für Psychiatrie 1924 S. 109—128. Vgl. Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Soziol., Heft 1, S. 85.

erlitten, haben ihm eine beispiellose Volkstümlichkeit verschafft und ihn auf eine Höhe gestellt, von der herab er den englischen Missionaren vorgehalten hat, daß sie unter dem Schutze weltlicher Macht arbeiten, anstatt ihr Leben daranzusetzen. Neuerdings hat Gandhi mehrfach in die praktische Politik eingegriffen, doch steht er auf diesem Felde zweifellos an Bedeutung hinter anderen zurück. In seinen Fußtapfen wandelt sein Sohn Manilal Gandhi. Auch dessen Laufbahn hat in Südafrika begonnen, wo die Rassengegensätze bei stark gemischter Bevölkerung besonders schroff sind.

2. der religiöse Verkünder, — zur Vollkommenheit im Orient entwickelt. Namentlich die Rolle des Khalifen reizt zur Bewerbung. Indessen hat die Verwässerung des Glaubens auch in der christlichen Missionssphäre ein Messias- und Sektenunwesen zur Entstehung gebracht. Aus der modernen Geschichte Chinas ist da *Thien-Wang*, der „Himmelskönig", Führer der halb politischen, halb religiösen *Taiping*-Revolution, zu nennen. Ebenfalls ein greuliches, aber den Empfindungen der Eingeborenen gut angepaßtes Gemisch aus christlichen und heidnischen Religionsbegriffen war der *Hauhau*-Glauben, der die Maoris zu einem zehnjährigen Kriege gegen die englischen Ansiedler in Neuland fanatisierte. In der äthiopischen Bewegung, die mehrere Jahre vor dem Kriege von sich reden machte und als Vorläuferin Panafrikas anzusprechen ist, sind verschiedentlich schwarze Propheten aufgetreten. U. a. hatte der Hottentottenkapitän *Hendrik Witboi* einen religiösen Einschlag. Im Weltkriege bereitete der Maoriprophet Rua durch Aufsässigkeit und Deutschfreundlichkeit der neuseeländischen Regierung Ungelegenheiten. Im Kongo hat nach dem Kriege der Prophet *Kibangu* den Belgiern zu schaffen gemacht, und zwar in dem Maße, daß von dem belgischen Kolonialminister das Wort Kibangismus geprägt wurde. Die Polynesier und einige Negerrassen scheinen durch oratorische Begabung zur Erzeugung dieses Typs zu neigen. Man denke an die schwarzen Volksprediger in Nordamerika! Namentlich die Redefreiheit der Methodistenkirche entfesselt Talente, die es unter strengeren Verfassungen schwieriger haben, an die Oberfläche zu kommen. Man muß einmal einem Eingeborenengottesdienst unter eingeborener Leitung beigewohnt haben, um sich ein Hör- und Sehbild zu machen, wie diese Kanzelredner an ihrem Wortschaum sich selbst und ihre Zuhörer berauschen.

3. der Politiker katexochen. Unter Naturvölkern sind politische Begabungen nichts weniger wie selten. Man wird das sowohl aus Züchtung, aus unablässiger Übung angeborener oder erworbener

Fähigkeiten, die im Daseinskampf der Sippen und Stämme herausgefordert werden, herleiten können, als auch aus dem Mangel innerer Hemmungen, die sich mit steigender Kultur herausbilden, im Sinne der Hamlettheorie, die in dem Dänenprinzen den ersten großen Unentschlossenen, den Abschluß der Urzeit, sieht. Jedenfalls sind körperliche und geistige Verweichlichung und das verstiegene Weltbürgertum, das die Menschheit über die Nation stellt, Kulturerzeugnisse. Man findet aber nicht nur unter erwachten, sondern auch unter wiedererwachten Völkern Persönlichkeiten, die sich in einer Galerie hervorragender europäischer Staatsmänner mit Anstand sehen lassen könnten und denen die europäische Kultur nicht geschadet, vielmehr eher genutzt hat, offenbar weil sie mit Auswahl verfuhren. Namhafte Vertreter dieser Kategorie sind der kürzlich verstorbene Dr. *Sun-Yat-Sen*, Organisator der chinesischen Revolution und Gründer der süd-chinesischen Republik, Zögling der Londoner Mission und formell Christ, dabei aber anscheinend überzeugter Kommunist, wie seine persönliche Verehrung für Lenin beweisen dürfte; sein politisches Erbe scheint ein Sohn antreten zu wollen, — und ferner *C. R. Das*, der Führer der indischen Swarajistenpartei. Erzogen in einem Institut der Londoner Mission, wurde *Das* zuerst Rechtsanwalt wie *Gandhi*, war aber von höherer Kaste als dieser, und starb als Bürgermeister von Kalkutta. *Das* hat sich gegen Ende seines Lebens einem Kompromiß mit den Engländern genähert, wohl aus der ehrlichen Überzeugung heraus, daß zum Heile Indiens eine Zusammenarbeit mit England unvermeidlich sei, aber mit der Absicht, in schrittweisem Vorgehen auf alle Fälle die Fühlung mit den Extremisten zu behalten. Bei dem Wechsel von „non-cooperation“ zu „cooperation“ hat er bedeutendes politisches Geschick bewiesen, es war ihm aber nicht beschieden, die strategische Umstellung zu Ende zu führen. Er und *Gandhi* ergänzten einander. Maßloser Ehrgeiz war der Grundzug in dem Charakter des ebenfalls in diesem Jahre verstorbenen *Sir Surendranath Banerjea*. Er war einer der ersten Inder, die zum höheren indischen Verwaltungsdienst zugelassen wurden, wurde jedoch wegen einer Unregelmäßigkeit (Bestechung?) disziplinarisch entlassen und trat nun in die schärfste Opposition zur Regierung, so daß ihm der Ehrenname „Vater des indischen Nationalismus“ zuteil wurde. Die Heftigkeit seiner Reden verschafften ihm bei seinen Bewunderern außerdem den Beinamen „Surrender not“, eine anglisierende Umdeutung seines Vornamens, die er aber nicht bewahrheitete. Er ließ im Laufe der Zeit durch eine Kriecherei, die

den ehemaligen Staatssekretär für Indien Lord Morley anwiderte, merken, daß er zu haben sein werde. Bald nach Einführung der Montagu-Chelmsford-Reformen stellte er sich der Regierung zur Verfügung und erhielt als Führer der liberalen Partei im Alter von 73 Jahren endlich den ersehnten Ministerposten. Dieser Untertyp ist der Regierung des Herrscherstaates nützlich, wenn genügender Anhang bei ihnen bleibt. Ist das nicht der Fall, so verlieren sie ihren Wert. Sie bilden den Übergang zu dem

4. Geschäftspolitiker, der für Bakschisch zu allem bereit ist. Hierher dürfen z. B. der Senegalese *Blaise Diagne* und der nordamerikanische Neger *Marcus Garvey* gerechnet werden. Ersterer hat im Weltkrieg auf Veranlassung Clemenceau's die Zwangsrekrutierung in Afrika betrieben und es zu Amt und Würden sowie zum Deputierten gebracht, soll auch an kolonialwirtschaftlichen Geschäften gewinnreich beteiligt sein. Er steht natürlich im Gegensatz zum Bolschewismus und zu den afrikanischen Radikalen überhaupt. *Garvey* hat durch schwindelhafte Unternehmungen, wie die Black-Star-Dampferlinie, seine Landsleute um viel Geld erleichtert und kam dadurch in Konflikt mit dem Strafgesetz. Solche Individuen rechtfertigen die Befürchtung, daß die farbigen Massen von ihren eigenen Rassengenossen auf das allerschlimmste ausgebeutet und proletarisiert werden würden, wenn die alte Stammesorganisation schnell zerfiele. Diese Verbindung von Politik und Unternehmertum ist um so eher zu erwarten, als vermöge der Ausdehnung der Weltwirtschaft viele Angehörige farbiger Völkerschaften großen Reichtum erworben haben, darunter, außer den als geschäftstüchtig längst bekannten Chinesen, Singalesen und Indern, neuerdings auch Neger.

5. Der Typus des militärischen Staatsmannes oder politischen Generals, der im europäisch-amerikanischen Milieu nur hervortritt, wenn und wo durch Lockerung aller Verhältnisse die schematische Arbeitsteilungsgrenze zwischen Zivil und Militär verwischt wird, steht zurzeit im Orient in Blüte. Beispiele sind *Kemal Pascha* und *Abd-el-Krim*, deren nationaler Charakter dadurch, daß sie von mohammedanischen Massen zugleich als religiöse Helden aufgefaßt werden, nicht geändert wird, und die chinesischen Marschälle, die gegenwärtig das Reich der Mitte mit militärischer Gewalt beherrschen.

An Voraussagen, wie das Ringen ausgehen werde, hat es nicht gefehlt. Bei uns hört man in den Kreisen, die die Kulturfähigkeit und Gleichberechtigung der Farbigen ablehnen, häufig pessimistische Stimmen. Die französischen Sünden gegen das Rassenprinzip und

die Uneinigkeit selbst der Siegermächte werden unterstrichen. Dabei wird jedoch nicht berücksichtigt, daß die Engländer, mögen sie auch nicht so zur Rassenmischung neigen wie die Franzosen, von ihrem früheren Herrenstandpunkt recht erheblich abgewichen sind, wo es nicht anders ging. Man hat manchmal den Eindruck, als wollten die einzelnen Kolonialmächte einander den Rang ablaufen. Die Franzosen suchen den uralten Fremdenhaß mehr gefühlsmäßig durch Assimilation, die Engländer mehr verstandesmäßig durch das Argument zu überwinden, daß es unter englischer Vormundschaft „after all“ doch noch am besten sei. Mit dem Burgfrieden unter den Fremdmächten ist es natürlich noch heute nicht sonderlich bestellt. Das spanisch-französische Militärbündnis gegen die Rifkabylen ist eine Rarität. Durch Waffenlieferung und politische Intrige wird der Brand im Nachbarhause oft genährt. Aber auf der anderen Seite ist es auch kaum zu mehr als Reden und Sympathiekundgebungen gekommen.

Auf breitester Grundlage betrachtet haben sich die Aussichten der weißen Rasse nicht verschlechtert. Die farbigen sind fortgeschritten, gewiß, die weiße aber auch. Der Vorsprung, der uns einst in den Stand setzte, fremde Länder zu entdecken, zu besetzen, zu besiedeln und zu beherrschen, ist etwa der gleiche geblieben. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht hier und da ein eingeborenes Volk unter besonders günstigen Umständen vorübergehend seine Unabhängigkeit erkämpfen könne, und es werden die Methoden der Eingeborenenpolitik und Eingeborenenbehandlung den örtlichen Erfordernissen entsprechend reformiert werden müssen. Zu begrüßen ist, daß sich in Deutschland hinsichtlich der Rassengegensätze eine versöhnliche Auffassung gebildet hat, die die Entwicklungsfähigkeit des Farbigen nicht bestreitet und ihm nur eine andere Art oder Stufe anweist. Freilich müßte erst der Erfolg lehren, was politisch damit anzufangen ist, wenn Deutschland erst wieder Kolonien besitzt. In China, wo wir und die anderen Zentralmächte durch die Entente der Fremdenprivilegien beraubt worden sind, wird unsere Lage hierdurch unabänderlich bestimmt sein. Zu denken gibt schließlich noch die Tatsache, daß in vielen Teilen Afrikas die eingeborene Bevölkerung abnimmt. Wenn es nicht gelingt, Remedur zu schaffen, könnte es dahin kommen, daß von einer farbigen Gefahr nicht im bisherigen politischen, sondern im umgekehrten wirtschaftlichen Sinne gesprochen werden muß, insofern nämlich, als durch Mangel an farbigen Arbeitern die Hebung der Bodenschätze in Frage gestellt werden könnte.

Zur Soziologie von Paris.

Von

Robert Michels,

Professor an den Universitäten Basel und Turin.

(Schluß.)[1]

IV.

Der starke Zuzug reisender Ausländer hat Paris vielfach in den üblen Ruf gebracht, eine Vergnügungsstadt, eine „Ville de plaisir" zu sein. Hat doch schon im 18. Jahrhundert Mercier Paris als „la guinguette du monde" bezeichnet. Insbesondere ist Paris durch die notwendige Ansammlung von Vergnügungslokalen in den Geruch gekommen, eine unsolide und unmoralische Stadt zu sein. Ganz besonders hat hierunter die Pariserin selbst gelitten, nicht ohne Mitschuld einer großen Zahl von Romanciers französischer und Pariser Herkunft, die durch Schilderungen der Sitten der Pariser Frauen und Mädchen die Leserwelt für ihre Werke zu interessieren suchten, vielleicht um diesen einen günstigen Absatz zu verschaffen. Henri Becque hat in einem ausdrücklich La Parisienne betitelten Drama die Pariserin als Ausbund aller Untugenden geschildert.[2]) So kam es dann, daß, wie Prezzolini treffend bemerkt hat, der griechische Bankier, der russische Fürst, der Sohn des brasilianischen Sklavenhändlers, der deutsche Urning, der lasterhafte englische Baronet und der italienische Überästhet sich einbildeten, in gewissen Machwerken der Boulevardsliteratur wirklich das Geheimnis der französischen Seele entdeckt zu haben, während sie in Wirklichkeit darin doch nichts als den Reflex ihrer eigenen Seele erschauten, und dann,

---

[1]) Den 1. Teil s. S. 233—246.

[2]) Henri Becque: La Parisienne (Théâtre, vol. II, p. 291): „Allons, les hommes ne sont guère heureux; célibataires ou cocus, il y a bien peu de choix".

wenn sie in eigener Person nach Paris kommen, in allem was sie dort sehen, nur sich selbst wiederfinden.[1])

Die krankhaften Exzentrizitäten, die gewisse, zu Zwecken des Fremdenverkehrs und der Fremdenvergnügung hergerichtete Teile Pariser Straßen charakterisieren, geben von der Stadt ein ganz falsches Bild,[2]) ebenso wie gewisse, nur allzu zahlreiche Vorkommnisse in einer dünnen Oberschicht von Literaten und Politikern. Von beiden aus zu generalisieren führt zu seltsamen Schlüssen.

Es wäre natürlich vermessen, nicht zugeben zu wollen, daß die Prostitution in Paris ganz gewaltige Scharen von Frauen in ihre Kreise zieht. Die Größe dieser Scharen wird von der Größe des Bedürfnisses bestimmt, und dürfte diesem entsprechen. Außer den sozialen und sexuellen Ursachenreihen, die in jeder Riesenstadt wirksam sind und auf die im einzelnen einzugehen wir uns deshalb hier versagen dürfen, sind in Paris indes noch einige besondere vorhanden. Paris als Ausländerstadt, teils ständiger Sitz, teils vorübergehenden Aufenthaltsort ungezählter Massen von Rastas und Makaken aus allen Weltteilen, die Grenzländer Frankreichs nicht ausgenommen, liefert der Prostitution eine große Nachfrage, übrigens auch einen nicht unbeträchtlichen Teil des sie deckenden Angebots. Mit anderen Worten: ein erheblicher Prozentsatz des Pariser „Lasterlebens" wird vom Ausland getragen.[3])

In ähnlichem, wenn auch nicht ganz so trivialem Sinne wirkt auch Paris in seiner Eigenschaft als Stätte freier ungebundener Kunst.

Endlich darf die Eigenschaft der Stadt als Etappenort eines äußerst beträchtlichen Bruchteils der männlichen bürgerlichen Jugend

[1]) Ginseppe Prezzolini: La Francia e i Francesi nel secolo XX. Milano 1913, Treves, p. 9.

[2]) A. de Foville: Einführung zu den „Notes sur Paris", l. c., p. 8.

[3]) Vgl. z. B. die interessante Schrift von Maurice Talmeyr: La fin d'une Société: les maisons d'Illusion. Paris 1906, p. 231. Über die Art und Weise der Teilnahme der Deutschen an der Pariser Prostitution sei an einem bösen, dortselbst nachzulesender Witz des Simplizissimus erinnert (Jahrg. V, Nr. 14). — „Der Russe, hat ein russischen Schriftsteller selbst gesagt, kann von den Franzosen wirklich manches lernen. Erstens führen fast alle Franzosen ein äußerst geregeltes Leben, was wir von uns nicht behaupten können. Nicht nur in der Provinz, sondern auch im verderbten Paris stehen die meisten Leute beim Morgengrauen auf und gehen schon um 11 Uhr zu Bett. Das berühmte Pariser Nachtleben existiert eigentlich nur für die Ausländer, die herkommen um ihr Geld los zu werden." (A. Schtschepetew: Russen in Paris, in Frankreich von Innen, „Süddeutsche Monatshefte". September 1916, p. 755); vgl. auch Gustave Schelle: Physionomie de Paris, l. c., p. 36.

aus der Provinz nicht vergessen werden, die danach durstig ist, zu Zwecken sog. Studiums ein paar Flegeljahre in Saus und Braus am Hofe der Zauberin zu verleben, bevor sie wieder, meist für immer, in das trübe stereotype Einmaleins des heimatlichen Pot-au-feu zurückkehrt.[1])

Das alles, und noch viel anderes mehr, bedingt das Vorhandensein einer weiblichen Jugend, die es mit den Gesetzen geschlechtlicher Wohlanständigkeit nicht allzu genau nimmt, wohlbemerkt, ohne deshalb durch die Bank, oder auch nur zum größten Teile, der eigentlichen Prostitution zu verfallen. Mehr noch als durch Käuflichkeit wird die außereheliche Liebe in Paris durch das Bedürfnis nach freier, auf einer gewissen Achtung des Mannes vor der Kameradin, also auf kameradschaftlicher Lebensgemeinschaft aufgebautem Zusammenleben, dieses in weiterem Sinne des Wortes gemeint, bewirkt.[2])

Dementsprechend ist die Ziffer der außerehelichen Geburten in Paris immerhin recht erheblich, 1912: 23,7 %. Zum Vergleich daneben freilich Wien: 49,30 % (Berlin: 19,97 %).[3])

---

[1]) Diese Erscheinung hat den französischen Romanschriftstellern häufig Anlaß zu künstlerischer Behandlung gegeben. Man vergleiche die klassische Schilderung des Henri Murger in seinem Le Pays Latin (1851), sowie in jüngerer Zeit, pessimistischer, bei Alphonse Daudet in Numa Roumestan (1882) und Sapho (1889).

[2]) Vgl. meine Schrift: Die Grenzen der Geschlechtsmoral. Prolegomena. Gedanken und Untersuchungen. München—Leipzig 1911, Frauenverlag, pp. 41 ff. Daß freilich das Bild auch eine andere, sagen wir feministische Seite hat, und diese Art Verhältniswesen zu einer geschlechtlichen Ausbeutung der meist den unteren Ständen angehörigen Mädchen durch Söhne bemittelter Eltern führen kann, muß natürlich hinzugefügt werden (vgl. darüber Edouard Drummont: La Fin d'un Monde. Paris 1889, Savine, p. 44 ff.).

[3])

Geburten	Paris (1912)			Berlin (1909)			Buenos Aires (1911)		
	männlich	weiblich	im ganzen	männlich	weiblich	im ganzen	männlich	weiblich	im ganzen
eheliche	18 822	17 967	36 789	19 640	18 542	38 182	21 310	20 357	41 667
uneheliche	5 836	5 652	11 488	4 885	4 642	9 527	3 190	2 967	6 157
in % der unehelichen	23,67	23,93	23,80	19,92	20,02	19,97	13,02	12,72	12,87

Diese Zusammenstellung beruht auf Angaben der offiziellen statistischen Ämter. Für Paris: Annuaire statistique de la ville de Paris. Année 1912, Paris 1915, p. 114—116; für Berlin: Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin 1908—1911. Berlin 1913, p. 79; für Buenos Aires: Annuaire statistique de la ville de Buenos Aires 1910—11; Buenos Aires 1913, p. 29. Für Rom ist die entsprechende Ziffer der Unehelichen

Zur richtigen Wertung der Pariser Ziffern muß indes auf drei weitere Umstände hingewiesen werden, die ihr einiges von dem Schrecken ihrer Höhe nehmen. Der erste Umstand, den Paris mit der Mehrzahl der übrigen Großstädte gemeinsam hat, besteht in der in der Statistik häufig wahrnehmbaren Tatsache, daß in die Gebärhäuser zumal die ehelos schwangeren Mädchen aus dem Lande in weitem Umkreise zusammenzulaufen pflegen, teils weil sie hier vor Nachrede und Bekanntwerden des Falles mehr geschützt zu sein pflegen, als beim Verbleiben auf dem Heimatsdorf, teils auch, weil sie von den modernen medizinal-hygienischen Einrichtungon der großen Spitäler angelockt werden. Dazu kommen noch zwei andere Erscheinungen, die Paris, wenigstens in dem Umfange, unter den europäischen Hauptstädten, etwa Brüssel ausgenommen, allein zu eigen sein dürften: Erstens die große Zahl aus sozialistischen und sonstigen Prinzipien wild bleibender Ehen, denen bei im übrigen meist monogamer Lebensführung der beiden Teile die offizielle Unehelichkeit des Kindes als eine Art von Ausweis für die Reinheit der theoretischen Überzeugung gilt,[1]) sowie zweitens der Umstand, daß zumal in der Pariser Arbeiterbevölkerung die Zahl der Geschlechtsverbindungen groß ist, in denen erfahrungsgemäß die Geburt des Kindes der gesetzlichen Anerkennung desselben voranzugehen pflegt. In der Tat weist z. B. die Statistik des Jahres 1912 neben 1526 bei der Geburt des Kindes vorgenommenen Legitimationen (Anerkennung seitens des Vaters), 957 vom Vater allein und 1116 von beiden Eltern zusammen vorgenommene spätere Legitimationsakte auf. Wodurch die angegebene Zahl der unehelichen Kinder naturgemäß eine entsprechende nachträgliche Verminderung erfährt.[2]) Dabei muß überdies mit allem

---

(Durchschnitt der Jahre 1901—03) 17,5% (Giorgio Mortara: Lo Sviluppo delle grandi città italiane. Estr. della Rivista d'Italia. 1907, p. 28). Jedoch ist hierzu zu bemerken, daß sie die vielen Kinder der nur kirchlich eingesegneten Ehen enthält. Überhaupt hat unsere Tabelle mehr juridischen als soziologisch-komparativen Wert.

[1]) Vgl. die merkwürdige Schrift einer sozialistischen Ärztin, Madeleine Pelletier; La femme en lutte pour ses droits, Paris 1909. Giard et Brière. — Diese Tendenz der sozialistischen Pariser Arbeiterin nach der freien Liebe wird lebhaft kontrastiert durch die Auffassung der Theoretiker des revolutionären Syndikalismus, die, teilweise beeinflußt von den Ansichten Proudhons über die Stellung der Frau in der Familie, in der Ehe den Kern der Gesellschaft, und in der Keuschheit den Kern der proletarischen Stärke im Klassenkampf betrachtet wissen will (vgl. vor allem Georges Sorel, in der Florentiner „Voa", Jahrg. III, 9 (1910) und Agostino Lanzillo: Giorgio Sorel, Roma 1910, p. 89).

[2]) Annuaire statistique 1912, p. 124.

Nachdruck vermerkt werden, daß, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, die Moralstatistik eines Volkes überhaupt nur sehr geringe Schlüsse auf das Niveau seiner Geschlechtsmoral gestattet.[1]) Jedenfalls wäre keine Ursache vorhanden, die These von der Unrichtigkeit des Begriffes Seine-Babel fallen zu lassen.

Immerhin ist auf der Pariserin der ihr ja auch von Rousseau gemachte Vorwurf der sexuellen Zügellosigkeit und Leichtfertigkeit hängen geblieben. Man darf wohl annehmen, daß viele, zumal ausländische Beobachter des Pariser Lebens sich von der größeren Beweglichkeit der Pariserin, ihrer Schalkhaftigkeit und Lebhaftigkeit, zu ähnlicher falscher Meinung haben verleiten lassen.[2]) Schönheit, Glanz und Eleganz des Weibes sind sehr dazu angetan, im Mann Vorstellungen minderwertiger Sittlichkeit oder doch mindestens gewaltiger Sinnlichkeit, zu erwecken und ihm Zweifel über die Moral der so beschaffenen Frauen einzuflößen; er übersieht dabei häufig, wieviel bei der weiblichen Glanz- und Eleganzentfaltung nicht auf die Eroberung des Mannes, sondern auf Lebensfreude, das Gefühl für Schönheit und das Spiel der Rivalität unter den Frauen selbst geht. Ausdrücklich bemerkt auch ein Chronist von Paris des 14. Jahrhunderts, Jean de Jandun, in seiner Eloge de Paris in naiver Weise, die eheliche Ehrbarkeit der Mehrzahl der Pariserinnen sei unzweifelhaft, trotzdem sie so große Kleiderkunst trieben und so unsagbar schöne Antlitze besäßen (malgré le luxe de leur ajustement, et les beautés ineffables de leur visage.[3])

Gerade die allerschärfsten Analytiker und Kritiker der Pariser Sitten haben der irrigen Annahme, deren Opfer der Ruf der Pariser Frauen geworden ist, am lebhaftesten widersprochen, Montesquieu setzt in seinen Lettres Persanes auseinander, daß die Freiheit der Sprachführung und die Ungebundenheit gewisser Lebensart vieler Pariserinnen manchen fremden Betrachter zu argen Enttäuschungen über ihren wahren Charakter verleiten. Er sagt: „elles portent toutes dans leurs cœurs un certain caractère de vertu qui y est gravé, que la naissance donne et que l'éducation affaiblit, mais ne détruit pas.[4]) Alphonse Daudet, der die Französin und die Pariserin im all-

---

[1]) Vgl. meine Probleme der Sozialphilosophie. Leipzig 1914, Teubner, p. 135 ff.

[2]) Vgl. bei William Cobbett: Advice for young men (1829). London 1887, Routledge, p. 101.

[3]) E. de Ménorval: Paris depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1889, Firmin Didot, Vol. I, p. 465.

[4]) Montesquieu: Lettres Persanes (Paris 1891, Didot, p. 280).

gemeinen wie wenige andere Schriftsteller vor und nach ihm kannte, gab in einem Gespräch mit den Goncourt seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß man in den Romanen die Französin als von tropischen Leidenschaften erfüllt darstelle, während doch wohl Molière im Recht gewesen sei, als er in der Vorrede zu einem seiner Lustspiele geschrieben habe, sie sei viel mehr intellektuell als sensuell.[1]) Der überwiegende Typ ist immer noch, wie ihn Alphonse Daudet etwa in der famille Joyeuse (im Nabab) gezeichnet hat; das durchschnittliche Pariser Mädchen aus dem Volke gleicht immer noch der Mimi Pinson, von der Alfred de Musset einst sang:

„Pour entreprende sa conquête
Ce n'est pas tout qu'un beau garçon,
Faut être honnête.
Car il n'est pas loin de sa tête,
Le bonnet de Mimi Pinson".[2])

Es trifft wirklich zu: „La grande ville cache dans ses replis tant d'héroïsmes inconnus et de nobles illusions".[3]) Unter den Pariser weiblichen Figuren Dautets selbst sind die keuschen, hausmütterlichen Gestalten bei weitem in der Mehrzahl.[4]) Den Vergleich mit den Frauen und Mädchen der anderen Länder und Völker hält die Pariserin gut aus. Die Pariser Frau ist eine ausgezeichnete Mutter, Hausfrau, Hauswirtin, Wirtschafterin, Köchin.[5]) In der Hauswirtschaft insbesondere bewährt sich die Pariserin als eine mustergültige Führerin der Geschäfte. Sie ist eine „admirable femme de foyer".[6])

---

[1]) Journal des Goncourt, du 2 Avril 1889. Paris 1895, Charpentier, Vol. VIII, p. 41.

[2]) Alfred de Musset: Mimi Pinson, profil de grisette (Paris 1906, Lemerre, p. 32).

[3]) Alphonse Daudet: Le Nabab. (Paris 1892, Charpentier, p. 105, 189.)

[4]) Comtesse de Magallan: La femme dans l'Oeuvre d'Alphonse Daudet, Revue des Revues, Vol. XXX, p. 52, (1899).

[5]) „Many voyages in many lands have but strengthened my admiration for the french woman, that clever, thrifty housekeeper, tactful, cheering wife, dutiful and devoted daughter, and wise and watchful mother, deservedly adored of her children." (Max O'rell: John Bull and Co. The great colonial Branches of the Firm etc. London 1894, Warnee, p. 64.) Vgl. auch das Urteil von Philip Gilbert Hamerton (French and English. Aufl. Leipzig 1889, Tauchnitz, Vol. I, p. 211). Von deutschen Autoren siehe ähnlich lautende Bemerkungen bei Karl Hillebrand: Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Berlin 1874, Oppenheim, p. 53).

[6]) Vgl das Lob des so kritischen Pirnitz bei Marcel Prévost: Les Vierges Fortes, Frédérique. Paris 1900, Lemerre, p. 499.

Kein Geringerer als der Cyniker und Weiberkenner Giacomo Casanova mag dafür als Kronzeuge dienen, der bei seiner Ankunft in der Isle de France über die doch gewiß Anfechtungen genügend ausgesetzten Gastwirtsgehilfinnen eine lobende Bemerkung machen konnte über „la modestie de la personne qui nous sert à table, qui est le plus souvent la plus accomplie de la maison, et dont l'air décent, le maintien modeste, la propreté et les manières inspirent le respect au libertin le plus déhonté.[1])

V.

Es ist schwer, den Charakter eines nach vielen Millionen zählenden Volkes, das zudem noch so viel verschiedenartige Bestandteile aufweist, mit einigen wenigen Strichen zu zeichnen. Immerhin lassen sich einige Züge vorsichtig herausheben, die vielen von ihnen zu eigen sind und dem Ganzen ein Gesicht geben.

Mehr wie die meisten übrigen Städte, besitzt Paris ein ästhetisches, soziologisches und politisches Merkmal in der ausgeprochenen Eigenart seiner Frauen. Die Qualität der Pariserin erhellt zunächst historisch aus ihrer formalen Bildung. Die Frau des Pariser Mittelstandes — von der obersten Schicht der für Europa tonangebenden Pariserinnen ganz zu schweigen — war schon im 17. Jahrhundert in den wichtigsten Künsten des Lebens in hohem Grade unterrichtet. Die Pariserin war bereits im Besitz einer Bildung zu einer Zeit, in welcher weiteste Teile Europas der Frau noch nicht den Luxus des Lesens und Schreibens gestatteten. Die Pariserin lernte, teils aus Freude am Wissen selbst, dann aber auch zur Erreichung von Mitteln und Werkzeugen wirtschaftlichen Schaffens und als nutzbringendes Element städtischen Lebens. So konnte schon Antonio Genovesi in seinen 1756 an der Neapler Universität gehaltenen Vorlesungen auf die Schulbildung der Pariserinnen sowie der Holländerinnen als vorbildlich hinweisen und seinen Landsleuten ihre Nachahmung zur Anbahnung einer ordentlichen nationalen Wirtschaft dringend ans Herz legen.[2]) Noch in unserer Zeit hat ein anderer Süditaliener, Niceforo, von der Pariser Frau rühmend hervorgehoben, wie groß unter ihnen die Zahl der Zeitungsleserinnen sei, selbst im unteren Volke.[3]) Das Interesse an den Vorgängen der Politik ist

---

[1]) Mémoires de Casanova. Paris 1843, Paulin, vol. I, p. 546.

[2]) Antonio Genovesi: Lezioni die Commercio ossia di Economia Civile. Milano 1820, Silvestri, Vol. I, p. 440.

[3]) Alfredo Niceforo: Parigi. l. c., p. 190.

in der Tat in diesen Kreisen rege, schätzungsweise trotz nicht vorhandenen Wahlrechts gewiß reger als in Berlin und in Wien.

Auch an dem modernen akademischen Bildungswesen beteiligt sich die Pariserin mit Leidenschaft und Erfolg. Zwar ist die Studentin an der Pariser Universität historisch später aufgetreten als in manchen Großstädten Nord- und Osteuropas. Indes hat sie sich dann mit großer Verve auf das Studium geworfen.[1]) Schon 1912/1913 waren 2152 Studentinnen, darunter freilich die Hälfte Ausländerinnen, an der Pariser Universität immatrikuliert.[2]) Eine stattliche Zahl Ärztinnen und Rechtanwältinnen praktizierten in der Hauptstadt.

In der Geschichte finden wir die Pariserin einen gewaltigen Einfluß auf die Wissenschaft, auf die Künste und die Politik ausüben, und wir dürfen ruhig sagen, daß der Einfluß der Pariserin auf diese Gegenstände männlicher Beschäftigung im allgemeinen sehr günstig gewesen ist.

Tiefer aber, psychologisch wie demographisch, qualitativ wie quantitativ, als die Liebe zur Wissenschaft, sitzt der Pariserin die Liebe zur Kunst und zur Literatur. Diese hat selbst die niederen Volksklassen ergriffen und durchtränkt. Ein deutscher Publizist, der heute eine der größten Berliner Zeitungen redigiert, hat vor etlichen Jahren seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, wie viel Anregung in der Pariser Luft liege. Es sei schlechterdings fast unmöglich, dort gänzlich stumpf zu werden. Ohne es zu wissen, fingen auch die jungen Arbeiterinnen täglich tausend verschiedene Anregungen auf. Ihr Interesse für zahlreiche Dinge, die nicht zu ihrer täglichen Arbeit gehören, werde geweckt. Neue Theaterstücke, neue Bilder im „Salon“ werden auch im Nähatelier besprochen. „Man erwirbt sich eine kleine, winzige, dünn aufgetragene, oberflächliche Bildung, aber diese kleine oberflächliche Bildung verhindert diese Mädchen, blinde und taube Lasttiere zu werden.“ [3]) Ein Hauch dieser künstlerischen Geistigkeit liegt auch auf vielen Schichten des Pariser außerehelichen Liebesgenusses und selbst eines Teiles der Prostitution, sie mit einem Reiz umgebend, der sie anziehender, in gewissem Sinne aber auch gefährlicher gestaltet.[4])

---

[1]) Vgl. die schönen Seiten von Romain Rolland in La nouvelle Journée. Paris 1912, p. 89.

[2]) Annuaire Statistique, l. c. p. 455.

[3]) Theodor Wolff: Pariser Tagebuch. München 1908, Langen, p. 55; vgl. auch Bonstetten, L'Homme du Midi, l. c., p. 78/79.

[4]) In dem Kapitel: Psicologia Sessuale Comparata meines Werkes: I Limiti

Der hervorragendste Charakterzug der Pariserin aber ist ihre natürliche, am Leben geschärfte Klugheit, mit der sie vielfach ein reges Herz, einen gesunden Sinn für bienséance und ein lebendiges Gefühl für geistige Treue verbindet. In seiner Lettre à Julie hat Jean-Jacques Rousseau von der Pariserin ein im ganzen nicht sehr schmeichelhaftes Bild entworfen, das unter anderem die Bemerkung enthält, er würde sich niemals aus Paris seine Frau, noch weniger seine Geliebte holen, aber sehr wohl eine Freundin, da es keine vernünftigere und treuere Ratgeberin auf der Welt gebe, als die Pariserin.[1]) Und ein anderer Franzose des 18. Jahrhunderts, der Pariser Mercier, rühmt die Pariserin als „plus libre et plus éclairée, accoutumée de bonne heure à réfléchir"; sie besäße „l'âme forte de l'homme avec la sensibilité de son sexe.[2]) Die Pariserin sei „liée à toutes les affaires" sie habe „abjuré mille petitesses"; sie habe sich „élevée", ohne sie gehe nichts mehr vor sich.[3])

Seinerseits bemerkte treffend ein Schweizer Beobachter aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den französischen Frauen: „Hormis la guerre où elles ne vont pas, je crois qu'elles suivent les hommes de près partout.[4])

VI.

Wer die wirtschaftliche Funktion der französischen Frau, insbesondere der Pariserin objektiv betrachtet, erhält mühelos eine Reihe von Beweisen für die Richtigkeit der eben mitgeteilten Anschauungsweise. Zunächst ist die Pariserin, wie überhaupt die Französin, in einer Reihe von Berufen tätig, die den anderen Frauen, z. B. denen des Südens, verschlossen sind. Daher sind die französischen Reisenden erstaunt, wenn sie nach Italien oder Spanien kommen, die Frau nicht oder doch nur wenig in der Hotelindustrie anzutreffen. Sie sind erstaunt darüber, daß die Frau sich nicht mit der Führung gewisser Geschäfte abgibt, daß der Mann das schafft, was in Paris Sache der Frau ist.[5])

---

della Morale Sessuale. Prolegomena (Turin 1912, Bocca, p. 90 ff.) habe ich diesen Zug der Pariser Phänomenologie ausführlich zu analysieren versucht.

[1]) Rousseau: La Nouvelle Héloise. Vol. II (Oeuvres complètes. Paris 1829, Lefèbre, Vol. IV, p. 31).

[2]) Mercier: Tableau de Paris. (Nouvelle ed. Paris 1889, Dentu, p. 243.)

[3]) Ibid., p. 243, 199.

[4]) Louis Béat de Muralt: Lettres sur les Anglais et les Français (1725). Berne-Paris 1897, Steiger et Le Soudier, p. 293.

[5]) So schreibt ein Franzose, bei seiner Rückkehr von einer Italienreise: „et vous avez enfin des femmes pour vous servir et non plus seulement, comme en Italie

Die Französin ist in hohem Grade zu Ordnungssinn und Ordnungsliebe befähigt. Sie ist eine gestrenge Arbeiterin und Lehrerin in punkto Arbeit. Neben der Pariserin als Hausfrau steht die Pariserin im Laden, im Kleinhandelsgeschäft. In Paris findet man kaum eine Handlung, ein Handelsunternehmen, das nicht entweder von einer Frau allein geleitet wird, oder bei welchem die Frau doch ihre Hand mit im Spiele hat. In allen Handelszweigen, die sich für weibliche Arbeit eignen, überwiegt sie. Während der Mann häufig als rond-de-cuir in privater oder öffentlicher Anstellung anderer Arbeit obliegt, überläßt er in strenger Arbeitsteilung der Frau die Führung der Geschäfte und der häuslichen Finanzen.[1])

Auch während des Weltkrieges hat die französische Frau eine außerordentlich große wirtschaftliche Rolle gespielt.

Die Zunahme der Funktionen der französischen Frau wird von ruhigen Sachkennern folgendermaßen geschildert: „Qu'on ne s'étonne donc pas si elle s'est trouvée prête partout à accomplir les tâches qu'on attendait d'elle; dans l'enseignement, où des jeunes femmes, disciplinaires et respectées, ont remplacé par milliers des instituteurs dans les écoles et par centaines des professeurs dans les lycées; dans les chemins de fer, où l'on en compte plus de 15000; dans les banques, où elles ont particulièrement réussi; dans les transports (Métropolitain, Nord-Sud, tramways); enfin, dans les administrations et les bureaux, jusque dans l'administration militaire et dans les bureaux des casernes, où leur présence aujourd'hui, comme les dames de la Cour ont affiné les reîtres d'Henri IV, affine nos auxiliaires et nos inaptes. On a vu des femmes dans tous les métiers: maçon, charron, facteur et même couvreur. On les a mises aussi à la tête des municipalités, les unes, comme M[me] Macherez, étonnant les Allemands eux-mêmes par leur audace et leur fermeté; les autres, comme ces jeunes institutrices devenues secrétaires de mairie, qui, à la stupeur des municipalités défaillantes, ont administré de vastes communes avec le même génie que leur propre foyer".[2])

Wesentlich wäre es, statistisch festzustellen, in wie fern die berufliche Tätigkeit der Pariser Frau über die berufliche Tätigkeit der übrigen Frauen hinausragt, zumal, wie viele Pariserinnen in Handel und

---

des hommes, qui font même le lit de votre femme si elle voyage avec vous." (Jean Dorin: La vérité sur l'Italie. Paris 1882, Marpon, p. 362).

[1]) O'rell: John Bull and his Island, London, Leadenhall Press, p. 132.

[2]) G. Rageot et C. Bouglé: La vitalité française pendant la guerre. Paris-Neuchâtel, Attinger, p. 25.

Gewerbe an führender Stelle tätig sind. Es besteht kaum ein Zweifel, daß diese Zahl größer ist als die entsprechende Zahl in den übrigen europäischen Kapitalen. Hier bietet sich ein schönes Bild der Arbeitsamkeit und des Ernstes.

Über die Leistungen der Pariser Frauen im Wirtschaftsleben als Wirtschaftsleiterinnen im Groß- und Kleinhandel im Warenhaus, sowie die Verdienste speziell der Arbeiterinnen um die Existenz und Persistenz des Article de Paris und den Typus ihrer Arbeitsleistung als mittels Intelligenz und großem Geschmack mit geringen Arbeitsmitteln und geringfügigem Rohmaterial hohe Qualitätsware Produzierende haben wir an andere Stelle geschrieben.[1])

Indirekte Beweise für die Tapferkeit der französischen Frau sind namentlich der gewaltige, solide Reichtum, jene Produktivität auf so vielen Gebieten des industriellen und künstlerischen Lebens, die der französischen Frau zu eigen ist. Zumal der Article de Paris ist ihr Produkt; das Erzeugnis ihrer Präzision ihrer Akkuratesse, ihrer Fingerfertigkeit, ihres Fleißes. Die musterhafte Zuverlässigkeit der Ware, die aus der Werkstatt der französischen Frau hervorgeht. Alles das ist zugleich auch ein sprechender Beweis für die Unmöglichkeit des Vorhandenseins von ausgedehnter sittlicher Fäulnis.[2])

Unter der Geschäftigkeit leidet aber das Familienleben in der kleinen Bourgeoisie in der Regel keineswegs. Auch die arbeitsüberlastete Kleinbürgerin versteht es, als Leiterin des Hausstandes eine gute, sparsame, sorgsam berechnete Wirtschaft zu führen, und steht, wie ein deutscher Journalist zugegeben hat, in gewissem Sinne der als musterhafte Arbeiterin dargestellten Berlinerin viel näher als die Wienerin.[3]) Im gewerblichen Kleinbetrieb fällt überdies meistens Wohn- und Arbeitsstätte zusammen (ouvrier en chambre). Mann und Frau sind in harter Arbeit und, soweit es die Zeit gestattet, in Frohsinn vereint,[4]) sich insbesondere um die Erziehung der Kinder und

---

[1]) Michels: „Wirtschaft und Rasse", im Grundriß der Sozialokonomik. Tübingen 1923, Mohr, Vol. II, 1, p. 134; sowie „Lavoro e Razza", Milano 1924, Vallardi, p. 36 ff.

[2]) G. M. Asher: Ein Blick in das Leben der Pariser Kleinindustriellen, „Deutsche Rundschau", Vol. LVI (18888), p. 408.

[3]) Otto von Leixner: Soziale Briefe aus Berlin, 1888—91. Berlin 1891, p. 102/103.

[4]) „L'habitant de cette ville à qui l'on donne le sobriquet de „badaud", n'a pas l'idée d'un plaisir qu'il ne puisse partager avec sa femme et ses enfants. Les classes mitoyennes à Paris ne connaissent pas ces clubs où un mari égoiste, se séparant de sa famille, va s'endormir, la pipe à la bouche, ou se livrer à son humeur en vidant sa pinte, insensible, quoiqu'il les prévoye, aux querelles et aux reproches qui l'atten-

der Lehrlinge bekümmernd.[1]) Enges Familienleben herrscht auch bei einem erheblichen Bruchteil der mittleren Beamten, Kaufmannskreise und Intellektuellen.[2]) Wir sehen in der französischen Gesellschaft in Paris wenig, das dem englischen Klubwesen, nichts, das dem deutschen Bierwesen ähnelte. In den Pariser Sitten ist das altrömische Verhältnis der Unterordnung der Kinder unter den Willen der Eltern noch in weitem Umfange lebendig geblieben. Die Tendenzen des Sichgehen-

dent à son retour chez lui, où tout respire la jalousie et le mécontentement que donne une jouissance non partagée. La boutique une fois fermée, le maître la maîtresse, leurs enfants, souvent même les apprentis (à moins que les héros de la rue Saint-Denis et de la Cité ne préfèrent aller seuls pour „faire leurs farces") et, invariablement, la bonne ou la principale domestique de la maison, désertent la rue étroite et malsaine où ils ont respiré le mauvais air pendant la semaine, et vont chercher une scène plus gaie et une plus pure atmosphère" (Lady Morgan: La France. Paris-London 1817, Treuttel, p. 112).

[1]) Asher: Pariser Kleinindustriellen, p. 408.

[2]) „Es braucht für eine alleinstehende Schweizerin schon etwas Mut dazu, sich an einem Sonntag Nachmittag in Paris in eine öffentliche Anlage zu wagen. Da uns Schweizer nun aber inmitten des Häusermeeres immer die Sehnsucht nach Bäumen und ein wenig Himmel quält, haben wir uns entschlossen, den Jardin du Luxembourg an einem schönen Sonntage aufzusuchen. Ein wenig seitab der Tennisspieler war ein Croquet aufgestellt. Das war nichts Wunderliches an und für sich; denn da wo uneingeschlossene Tennisplätze mit wuchtig nach allen Seiten geworfenen Bällen nicht als Verkehrshindernis empfunden werden, darf auch ein harmloses Croquet seinen Platz beanspruchen. Die Anwesenheit dieses die Geister erhitzenden Spieles verwunderte uns denn auch nicht, wohl aber das Alter der Spieler. Die hölzernen Hämmer wurden nämlich mit einigem Geschick und großem Eifer von alten, graubärtigen Männern geführt. Aus Männern allein setzte sich auch die dichte Zuschauermenge zusammen, die dem Spiel mit ehrerbietigster Spannung folgten. Als wir einige Schritte weiter gingen, stießen wir auf ein junges Ehepaar, das sich auf die zierlichste Weise bunte Reifchen zuwarf und wieder auffing, und dessen glückliche Unbefangenheit keineswegs durch die vielen Zuschauer gestört wurde.

Es war unmöglich, irgendein Plätzchen auf einer Bank oder einem zu mietenden Stuhl zu finden. Alle Sitzgelegenheiten waren durch Mütter oder Kinderfrauen in Beschlag genommen, die hier ihre Pflegebefohlenen die so kostbare „frische Luft" einatmen ließen.

Der Hauptanziehungspunkt des Ortes war offenbar das große Wasserbecken. Sein Rand war geradezu belagert, und seine spiegelnde Wasserfläche verschwand fast gänzlich unter den kleinen Segelschiffchen aller Art, die hier ihre Probefahrten machten. Man veranstaltete Wettfahrten und Seekämpfe, und auch hier waren es die Großen als auch die Kleinen, die sich des Spieles freuten. Sogar die strengblickenden Statuen der französischen Königinnen wurden in die allgemeine Lust hineingezogen. Sie bargen schützend beim Versteckspiel die Knaben hinter ihrem Steinsockel oder boten ihre gebogenen Nasen den fliegenden Bällen als Ziel dar. (Aus einem „Aus dem Pariser Volksleben" betitelten Artikel in den „Basler Nachrichten", Beil. zu Nr. 78, 15. Febr. 1923).

lassens, des sog. „Auslebens“, gelten in Paris und in Frankreich im allgemeinen nicht. Der Sohn untersteht dem Rat des Vaters bis er erwachsen ist, und darüber hinaus. Wehe dem, der sich ohne schwerwiegende Gründe vom Vater entferne.

VII.

Als ferneres Charakteristikum der Pariser Bevölkerung möchten wir jene Fähigkeit zur Metamorphose erwähnen, die sich stets von neuem in ihr geltend macht. Man muß gewiß zugeben, daß die der Lust, der Freude gewidmete Zeitspanne im Leben des Pariser Volkes vielleicht größer bemessen ist, als die gleiche Zeitspanne im Leben des Londoner Cityman oder des Berliners. Doch sehen wir andererseits, daß sich durch alle Zeiten hindurch selbst in den oberen Schichten des französischen Volkes ein ähnlicher Charakterzug, wie Voltaire ihn in seiner „Henriade“ bei den Großvätern seiner höfischen Zeitgenossen hat konstatieren wollen, bewährt hat, nämlich die Eigenheit, zwar eine gewaltige Zeit hindurch bei Spiel und Tand zu verweilen, aber bei alledem nicht aus der Art zu schlagen und im Augenblick selbst, in dem das Leben höhere Aufgaben an sie stellt, Spiel und Tand im Stiche zu lassen, um sich unter Aufopferung der eigenen Interessen diesen höheren Aufgaben zu widmen. Ein Zeitgenosse Voltaires, der ältere Mirabeau, hat von der französischen Vitalität gesagt, sie sei unsterblich. Auch wenn es scheine, daß die Jugend in den Nebeln und den Sophakissen von Paris verfaulte und verweichlichte, so genüge es doch, wie es tausende von Beispielen bewiesen, sie von dort herauszureißen und in einen neuen Tätigkeitsbereich zu stellen, um ihr sofort die angeborene Arbeitsfreude und Aktionsfähigkeit vollauf wiederzugeben.[1] Die „Gentilhommerie“ hat sich einst im Dienste des Königs verblutet.[2] Die Geschichte der französischen Revolution wird nur durch die historische Wahrnehmung verständlich, daß in den letzten Jahrhunderten die finanzielle und moralische Widerstandsfähigkeit bei der Aristokratie Frankreichs geringer geworden war sowie daß diese Erscheinung durch die von ihrem Beamtentum und in treuen geleisteten Kriegs-

---

[1] Victor Riquetti de Mirabeau: L'Ami des Hommes ou Traité de la population. Hambourg 1758, Herold, Vol. II, p. 20.

[2] Benoiston de Châteauneuf: La durée des familles nobles en France (Académie des sciences morales et politiques, année 1845); allein unter Ludwig XIV. verlor die Familie Choiseul achtundzwanzig Mitglieder auf dem Schlachtfelde (Ch. Louandre: Histoire de la noblesse francaise, p. 191).

dienste entstandenen Aderlässe und das beständige Ärmerwerden zurückzuführen ist. Indes hat die französische Bourgeoisie vieles von der Elastizität des von ihr verdrängten zweiten Standes geerbt. Sarcey erzählt, daß die Pariser verlangten, daß während der Belagerung 1870 die Theater unter dem Bombenhagel der Belagerer weiter spielen sollten, car la joie leur relève le moral: bravade de gaieté qui est tout à fait dans les traditions françaises.[1]) Unter dem Mantel der blague, unter dem sich der Pariser Wohlanstand versteckt, offenbaren sich bisweilen die zartesten und edelsten Gefühle, obenan ein selbst in den größten Bedrängnissen unentwegter Mut.[2]) Aus der Puppe des badaud entwickele sich kraftvoll der Schmetterling des brave cœur. Diese Unerschütterlichkeit hat das Pariser Volk auch im Weltkrieg wieder bewiesen. Das zu erhärten wird die nicht schwere, angenehme Aufgabe eines künftigen Historikers und Soziologen sein. Paris mit seiner Bevölkerung ist einem Phönix vergleichbar, dem stets Gefahr droht und der doch immer wieder aus der Asche mit hohem Fluge emporzufliegen versteht; von geradezu staunenswerter Zähigkeit und innerer Frische, trotz aller Schicksalschläge unbesiegt und unbesiegbar.

Unter den Typen, welche die Pariser Bevölkerung auszeichnen, steht der gamin de Paris an erster Stelle. Der gamin de Paris, ursprünglich Maurerbursche, erhielt literarisches Bürgerrecht durch das bekannte gleichnamige Lustspiel von J. F. A. Bayard und E. Vanderburgh (1842) und wurde später (1862) von Victor Hugo in den Misérables als gavroche unsterblich gemacht. Der gamin de Paris wird, an der Oberfläche betrachtet, durch einige bezeichnende, Idiotismen der französischen Sprache — die mit wirksam feiner Nuancierung die grundlegenden Eigenschaften des Volkes auszudrücken weis — gekennzeichnet: er ist spirituel, moqueur, railleur, gleichzeitig amusant und amuseur, häufig auch gouailleur, narquois, goguenard, rigoleur und flâneur.[3]) Das verbindende Element ist dabei das der fronde. Der Pariser ist frondeur; mit anderen Worten: seine Grundstimmung ist kritisch. Das hängt mit einer gewissen Weite seines Charakters und seiner Aspiration zusammen. Auch in jedem über-

---

[1]) Francisque Sarcey: Siège de Paris. Paris, Flammarion, p. 150.

[2]) idem p. 70, 81, 150; vgl. auch A. de Foville, l. c., p. 9.

[3]) Gute Charakteristiken des gamin de Paris bei Hugo und Bayard in den in den folgenden Fußnoten genannten Werken, sowie bei Texier: Tableau de Paris, l. c., p. 130; E. Bourget: Physiologie du gamin des Paris, Galopin industriel. Paris, Laisné.

tragenen Sinne hat der spöttische Vers mit seiner prächtigen Alliteration Berechtigung:

„Le mur murant Paris rend Paris murmurant."

Nichts ist dem Sohne der Stadt Paris so verhaßt als Langeweile und langweilige Menschen. Daher auch der übergroße Reichtum der französischen Vulgärsprache und des Argot an Ausdrücken zur Bezeichnung dafür. Das Schlimmste, was der Pariser über seinen Nebenmenschen auszusagen vermag, ist, ein raseur zu sein.[1]) Allein die freudige, lebenslustige, schelmische, bei einzelnen bis zur Frivolität gesteigerte Außenseite birgt, und verbirgt, eben sehr tüchtige Eigenschaften. In Zeiten der Not tritt der Geschmack an disziplinloser Unabhängigkeit hinter eiserner Selbstdisziplin und, wenn es sein muß, das Gefühl für die notwendige soziale Disziplin zurück.[2]) Ohnehin kaltblütig und zu trotzigem Großmut geneigt, im Grunde, wenn ihn nicht blinder Fanatismus zum Wahnsinn treibt, anständig und bon enfant, wachsen dem gamin de Paris dann Eigenschaften zu, die ans Heldenhafte grenzen. Aber auch normaliter, d. h. im gewohnten Lebensgleise ist er bei allem Witz doch voller Dezenz und Dekorum.[3]) Seine Genußsucht ist im letzten Grunde unschuldig und kindlich.[4]) Ebenso wie er sein Herz unter der dicken Kruste der Lachlust und des Sarkasmus verläugnen möchte, so verläugnet er häufig auch seine Arbeitskraft unter apparenter Faulheit. Der Pariser scheut sich, sich seinen Schweiß anmerken zu lassen, wie man auch dem Pariser Städtebild und Straßenleben die riesenhafte dort tagtäglich geleistete Arbeit nicht ohne weiteres ansieht.[5]) Denn Paris ist Genußstadt, aber doch wesentlich Arbeitsstadt. Der im Pariser anzutreffende Tatendrang und die Opferkraft nicht schlechtweg ausschließende Skeptizismus Menschen und Dingen gegenüber ist häufig verbunden mit einem fast fanatischen Streben nach hohen Zielen und einer seltenen Fähigkeit der Treuhaltung zu liebgewonnenen Idealen, sowie mit Unterordnung der konkreten Lebensführung unter die Anforderungen der Abstraktion.[6])

---

[1]) Siehe unter ennuyer in Georges Delesalle: Dictionnaire argot-français et français-argot. Nouv. éd., Paris 1899, Ollendorff, p. 355.

[2]) Sarcey, p. 84.

[3]) H. Morf: Demokratie und Krieg in Frankreich. Zürich 1917, Rascher, p. 10.

[4]) Lady Morgan, p. 106.

[5]) Wilhelm Holzamer: Pariser Kultur, in der „Arena" Heft 7, (Okt. 1905), p. 731; auch Sarcey, p. 151.

[6]) „Tu ne connais, dans les pauvres logements, dans les mansardes de Paris, dans la province muette, des cœurs braves et sincères, attachés pendant toute une

Dabei ist der Charakter des gamin de Paris nicht nur der entsprechenden Altersgruppe eigentümlich. Das Eigentümliche besteht darin, daß ein sehr großer Teil der Pariser ihr Leben hindurch gamin in dem eben skizierten Sinne bleibt.

Der Pariser und zumal der Pariser Arbeiter (z. T. aber auch der Kleinbürger) neigt zum politischen Idealismus. Seine Berufsarbeit füllt ihn geistig nicht aus. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat ein gründlicher Vorläufer der modernen Soziologie, Corbon, ausführen können: „Ce qui distingue l'ouvrier-type de Paris de l'ouvrier-type de province, c'est un besoin dévorant de vie extérieure; c'est une extrême susceptibilité nerveuse, jointe à une activité d'esprit non moins extrême. J'ajoute que lorsque la personne de l'ouvrier-type fonctionne dans l'atelier, c'est miracle si son esprit n'est pas au dehors, suivant avec la plus vive sollicitude les grands évènements qui surgissent dans le monde politique, ou, à défaut des grands drames de la vie réelle, se passionant pour quelque petit drame de la vie fictive, dont le roman ou le théâtre lui fourniront les données principales. Réel ou illusoire, il faut à cet homme à part une sorte d'atelier extérieur où dépenser sa sève et jeter ses feux. Autrement le cabaret, le jeu, les femmes faciles deviendraient les objets de sa passion, la cause de sa démoralisation certaine, et par malheur le fait n'est que trop fréquent. Cet ouvrier-type, dont l'esprit vagabond ne veut pas demeurer dans le terre-à-terre de l'atelier, et s'absorber dans la confection d'un bâton de chaise, ou d'un revêtement de chapeau, ou d'un paquet de composition, ou d'un soulier, ou de n'importe quelle division ou subdivision du travail . . .".[1]) Dadurch ist Paris zum Ausgangspunkt der großen sozialistischen Richtungen von Saint Simon bis zur Kommune, und darüber hinaus, geworden.

Die Arbeitsamkeit der Pariser Bevölkerung bezieht sich auch auf das intellektuelle Leben. Die Universität Paris faßte in ihren besten Tagen vor dem Kriege an die 17000 Studenten[2]) und ist mithin die größte nicht nur Frankreichs, sondern der Welt. Neben der

vie médiocre, à de graves pensées, à une abnégation quotidienne; la petite église qui, de tout temps, a existé en France. Tu t'étonnes de trouver un Français qui ne vivait pas pour être heureux, heureux à tout prix, mais pour accomplir ou pour servir sa foi? Il a des miliers de gens comme moi, et plus méritants que moi, plus pieux, mais humbles, qui, jusqu'au jour de leur mort, servent sans défaillance un idéal, un Dieu qui ne leur répond pas." (R. Rolland: Dans la maison. Paris, Ollendorff, p. 30); auch Holzamer, p. 730.

[1]) A. Corbon: Le Secret du Peuple de Paris. Paris 1863, Pagnerre, p. 183—184.

[2]) Annuaire, l. c., p. 454.

Universität besteht noch ein außerordentlich feingegliedertes, teils dem Staate angehöriges, teils privat gebliebenes höheres Unterrichtswesen.

Nach dem Kriege sind die Frequenzziffern der Pariser Studentenschaft in engerem Sinne, das heißt der bloßen Université de Paris, großen Veränderungen unterworfen gewesen. Von 1914—1920 ist die Zahl um 40% gefallen. Im Jahre 1913—1914 betrug die Gesamtzahl der an der Universität immatrikulierten Studenten 12946. Im Jahre 1919—1920 betrug sie dank der Rückkehr der Kriegsteilnehmer noch 13071. 1921 hingegen ging sie auf 7634 zurück. Am wenigsten hat sich der Rückgang in den Naturwissenschaften, am meisten in der Jurisprudenz und der Medizin (bis zu je 50%) bemerklich gemacht. Bis 1915 war die Zahl der studierenden Frauen in steter Zunahme begriffen: 1905: 500; 1913: 1100; 1914: 3200; 1920 betrug sie nur 1600.[1]) Jedoch sind diese Ziffern für den uns in dieser Abhandlung gestellten Fragenkomplex nicht allzu schlüssig. Der Rückgang der Frequenz ist nicht ein Zeichen für die Abnahme des Bildungsbedürfnisses, sondern nur für die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage in den bürgerlichen Klassen. Überdies geben uns die soeben veröffentlichten Zahlen des Studienjahres 1923/24 ein ganz neues erfreuliches Bild: die Gesamtzahl der an der Universität Paris immatrikulierten Studenten belief sich auf 21485 (Rechtsfakultät 9162; Medizin 4561; Naturwissenschaften 3170; Philosophie (Lettres) 3731; Pharmakologie 861); darunter insgesamt 3868 Studentinnen (591 Ausländerinnen) und 3068 Ausländer (beiderlei Geschlechts).

VIII.

Paris ist die Stadt der Erwachsenen. Nach der Volkszählung von 1906 macht allein die Altersgruppe der Einwohner zwischen 20 und 39 Jahren 40,7% der Gesamtbevölkerung aus; mit Hinzuzählung der Altersgruppen bis zu 95 Jahren sogar 65%. Paris ist eine relativ kinderarme Stadt. Die unter einem Jahr alten Kinder bilden nur 1,5% der Bevölkerung.[2]) Die Ursachen dieser Erscheinung liegen einmal in der geringen Natalität, dann in dem außerordentlich hohen Zuzug von Fremden und Landesfremden, bei denen, wie in allen Zuzugsziffern, die Zahl der Kinder natürlich einen relativ

[1]) La crise des étudiants. Comité national d'études sociales et politiques, L'Esprit public, 3. année, Bulletin No. 20, 30 mars 1921, p. 11.

[2]) Dr. Chervin: Climat, topographie, ethnographie de Paris, in „Notes sur Paris", p. 17.

geringen Raum einnimmt. Trotzdem in Paris die Gruppe der alten Leute von über 60 Jahren keine unbeträchtliche ist (8,2 %) charakterisiert Paris sich als Stadt von hoher produktiver Bevölkerung, die also auch ein hohes Maß von Arbeitsfähigkeit in sich birgt, und nur einen geringfügigen Belastungskoeffizienten besitzt.[1])

IX.

Die Gesamtsumme geleisteter Arbeit gibt sich kund in den in Paris erschienenen Werken und dem Einfluß des Pariser Geisteslebens auf den Weltgeist. Es ist ein heikles Ding, Vergleiche anstellen zu wollen; indes scheint es, daß die Zahl der Entdeckungen, die in Paris gemacht worden sind, auf allen Gebieten, geistigen sowohl wie technischen, annähernd gleich groß ist.

Victor Hugo hat, in metaphorischen Dithyramben, Paris den Ausgangspunkt aller modernen Kultur überhaupt genannt.[2]) Ein gleichzeitiger Analytiker des Pariser Lebens in seinen verschiedenen Formen, Maxime du Camp, hat die Kulturbedeutung von Paris so verstanden wissen wollen, daß kein Kulturwerk möglich sei, bevor Paris ihm nicht seine Anerkennung gezollt habe.[3]) Dabei liegt die Pariser Kulturatmosphäre keineswegs in einer elektrischen Hochspannung der Stimmungen. Diese würde nur die Nervenkraft, ohne welche kulturelles Schaffen nicht möglich ist unterminieren. Vielmehr liegt sie in dem Reichtum der Möglichkeiten, jenem demi-plein, demi-vide, das nicht nur den spannungsbedürftigen Menschen auf seine Kosten kommen läßt, sondern daneben auch jenes geistig seelische

[1]) Carl Ballod hat in seinem Grundriß der Statistik (1913, p. 31) das Verhältnis der voll Arbeitsfähigen zu den Kindern und Greisen in den einzelnen Ländern wie folgt berechnet:

Deutschland	100 : 78,6
Frankreich	100 : 59,0
Italien	100 : 83,6
Vereinigte Saaten von Nordamerika	100 : 76,3

[2]) Nach Victor Hugo geht alle Freiheit, alle Menschheitskultur von Washington bis Bolivar, von Byron bis Garibaldi, letztendlich von Paris aus: „Paris? Son rire est une bouche de volcan qui éclabousse toute la terre . . . . Tel est ce Paris. Les fumées des ses toits sont les idées de l'Univers. Tas de boue et de pierres si l'on veut, mais par-dessus tout être moral“ (Les Misérables. Paris, Nelson, Vol. II, p. 278—79).

[3]) Maxime Du Camp: Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moité du XIX Siècle. 3e Ed., Paris 1874, Hachette, vol. I, p. 14.

isolement, jenes sich-in-sich-selbst-zurückziehen ermöglicht, welches dem Ausreifen im Kontakt gewonnener Gedanken so günstig ist.[1])

* * *

Wenn Paris absolut das politische und das geistige Zentrum Frankreichs ist, wenn von hier aus die zündenden Funken sprühen, wenn die französische Kultur ohne Paris nicht zu denken ist, freilich auch nicht ohne die Provinz, so ist Paris andererseits keineswegs auch das geographische Zentrum Frankreichs. Paris ist exzentrisch gelegen. In der Nähe der flämischen und deutschen Grenze befindlich, hat es alle Gefahren und Bedrängnisse, alle Schwierigkeiten einer derartigen Lage erdulden müssen, wenn auch, wie bemerkt, mit Geduld und Heldenmut ertragen. Eine weniger exzentrische Lage würde ihm dies erspart haben.

---

[1]) So sagt Charles Péguy: „Rien n'est bon pour le repos comme ces promenades, apparemment fatigantes, au milieu du peuple de Paris. L'esprit est occupé juste assez pour que le repos y pénètre et y règne souverain lui-même, sans aucune contestation". (Péguy: Notre Patrie, in den „Cahiers de la Quinzaine". 3. cahier de la VIIe. Série. Paris 1905, p. 28). Auch Georges Sand spricht vom Pariser Straßenbummel, der den „état fort agréable de la rêverie" erzeuge, „qui n'empêche pas de voir et d'entendre". (G. Sand: Les Promenades dans Paris: La Rêverie à Paris, im Paris-Guide, vol. II, p. 1197).

Ferdinand Tönnies.[1])

Von

Prof. D. K. Dunkmann,
Technische Hochschule Berlin.

Der Name Ferd. Tönnies bedeutet für die Geschichte der deutschen Wissenschaft einen Markstein, der zwar im Dämmerlicht der ringenden Gegenwart unklar sich abhebt, aber für die Zukunft immer deutlicher hervortreten wird. Die Feier seines 70. Geburtstages am 26. Juli des zu Ende gehenden Jahres in seiner heimatlichen Universität Kiel, der er sein langes, an Arbeit und Erfolg reiches Leben gewidmet hat, gestaltete sich für alle Teilnehmer zu einer unvergeßlichen Huldigung vor seinem an seinem Lebensabend erst sichtbar und wirksam werdenden Lebenswerk. Es soll meine Aufgabe im folgenden sein, diese Gesamtschätzung von Ferd. Tönnies als eine sachliche wissenschaftlich zu begründen und aus dem Rahmen eines bloß persönlichen „Werturteils" herauszuheben.

I. Tönnies hat der Mit- und Nachwelt die Geschichte seines Werdens selbst erzählt, und dies auf eine so schlichte, anmutige Weise, daß der Leser bis zu Ende gefesselt bleibt (vgl. F. Tönnies in „Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen" Bd. 3 Verlag Felix Meiner, Leipzig). Außerdem findet man in dem Vorwort zur 2. Aufl. seines grundlegenden Werkes: Gemeinschaft und Gesellschaft, neu abgedruckt in „Soziologische Studien und Kritiken" erste Sammlung (Jena, Fischer S. 45 ff.) wertvolle Hinweise auf die maßgebenden Einflüsse, unter denen er herangereift ist. Der holsteinische Bauernsohn aus nordfriesischem Stamm hat zwar naturgemäß zuerst stark unter religiösen

---

[1]) Anläßlich des 70. Geburtstages des ältesten deutschen Soziologen ergreift hier ein Verehrer und Freund des Gefeierten das Wort. Kritisches Eingehen auf die grundlegenden Werke von Tönnies von anderem Standpunkte bleibt vorbehalten. [Der Herausgeber.]



und theologischen Einflüssen gestanden, denn auf dem Lande ist die Religion in kirchlicher Form immer noch die wesentliche Erscheinung geistiger Kultur zumal für grüblerisch angelegte Naturen, wie Tönnies von jeher war. Der sehr frühreife Knabe hat sich aber mit sicherem Instinkt früh gegen alle theologische Beeinflussung gewehrt: „Für Theologie war ich stark negativ interessiert“ (Selbstdarst. S. 206). Auch die „liberale“ Theologie kann ihn nicht lange halten; so nimmt er im Kampf dieser gegen den allzu „radikal“ gewordenen David Friedrich Strauß für den letzteren Partei. Aber die besten Leistungen freigeistiger Theologen bleiben ihm nicht unbekannt; die Bibelkritik der Tübinger Schule, Karl Hase's Kirchengeschichte u. a. m. Diese Haltung ist um so mehr zu verwundern, als angeborene Pietät und Sinn für „Gemeinschaft“, damit für religiöse und „konservative“ Regungen, in ihm vom ersten Atemzug an lebendig waren. Freilich ebenso stark wirksam war sein mannhafter Zug zur Unabhängigkeit im Denken, wie ihn die Sage einem der friesischen Stammhäuptlinge Radbod ebenfalls in Verbindung mit tiefer Pietät für die Gemeinschaft beilegt. Die ersten Symhathien gewinnen ihm die beiden Dioskuren Schopenhauer und Fr. Nietzsche ab, die ihn früh intensiv beschäftigen. In dem Streit zwischen beiden nimmt er aber charakteristischerweise keine Stellung. Für einen reflektierten, bewußten „Pessimismus“ oder „Optimismus“ zeigt dieser von Natur lebensstarke Geist, der doch tiefsten und dunklen Ideen zugänglich ist, kein Verständnis. Man muß es von hier aus auch verstehen, daß die Anklage wider ihn, die ein oberflächliches Zeitalter auf Grund des düsteren Ausklangs seines schon genannten klassischen Jugendwerkes erhob, indem sie ihm seinen lähmenden „Pessimismus“ vorwarf, bei ihm selber nur Kopfschütteln erregte. In Wahrheit ist Tönnies niemals ein Pessimist im Sinne Schopenhauer's oder Hartmann's gewesen, aber auch nie ein metaphysisch-utrierter Optimist, wie Nietzsche, geschweige ein oberflächlicher wie — die Masse.

Als er mit 17 Jahren sein Studium mit dem Vorsatz beginnt, klassischer Philologe zu werden, hebt alsbald ein planloses Suchen und Irren an. Nur Schopenhauer und Nietzsche bleibt er treu, von den staatlicherseits repräsentierten Lehrern vermag ihn keiner zu fesseln. Er sucht sich die besten Namen aus, unter anderen Kuno Fischer, wendet sich indes unbefriedigt ab. An wirtschaftlicher Kette braucht er nicht zu schleppen. Doch liegt's auch an ihm selbst, denn er „weiß immer nicht recht, was er will“. Endlich kommt er nach 7 Semestern nach Berlin und tritt zu Paulsen in

nähere Beziehung. Damit hebt die erste Epoche zielbewußter Arbeit an. „Seine — Paulsen's — Gesichtspunkte für die Geschichte der Philosophie, seine naturwissenschaftlichen wie historischen Kenntnisse, mehr aber noch seine von lauterem Wahrheitssinn und von sozialer Gesinnung erfüllte Persönlichkeit hinterließen in mir tiefe und fruchtbare Wirkungen“ (Selbstdarst. S. 210). Aus dem klassischen Philologen wird nun ein spätgeborener Student, genauer ein Autodidakt, in Philosophie und Staatswissenschaften. „Die großen sozialen, politischen und philosophischen Probleme . . . bemächtigten sich unwiderstehlich meines Gemüts ...“ und es erfolgt ganz unbewußt der entscheidende Schritt: Paulsen verweist ihn auf Thomas Hobbes. Sein Instinkt vermutet hier ungehobene Schätze und Tönnies war der dazu Geborene, sie auszuheben. Über die Tragweite dieses Fingerzeiges hatten damals weder Paulsen noch Tönnies eine Ahnung.

Mit der ihm eigenen Energie wendet sich der durstende Geist des Jünglings dem neuen Studium von Hobbes zu und findet nun endlich tatsächlich das, was er vergeblich gesucht hat: den ihm kongenialen Geist, dem er sich assimilieren kann. Von Hobbes aus weitet sich automatisch der Blick. Unendliches „wächst ihm entgegen“. „Die Komplikationen sind überwältigend.“ Erst 20 Jahre später erscheint sein Buch über „Hobbes, Leben und Lehre“ (1890 in Frommann's „Klassiker der Philosophie“). Aber 10 Jahre vorher war das Buch erschienen, das die eigentliche Frucht der Versenkung in Hobbes war und das seinen Ruhm begründete: „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Von Hobbes aus gewinnt er zuerst das Blickfeld über das gesamte Gebiet des „Naturrechts“: Pufendorf, Wolf, Rousseau, Hume, Kant, Gierke's Althusius führen in eine vergangene Welt ein, die noch stark nachzittert. Von hier öffnet sich die Perspektive für die Grundprobleme der modernen Rechtsphilosophie, die ihm bei Ihering's „Zweck im Recht“ und mehr noch bei Henry Maine's „Ancient Law“ entgegentreten. Unausweichlich treten die damit zusammenhängenden nationalökonomischen Probleme in den Gesichtskreis, die ihm besonders A. Wagner außer den Klassikern wie A. Smith näher bringt. Endlich ist es die moderne Entwicklungslehre, die ihn zumal bei Herbert Spencer in ihren Bann zieht. Nehmen wir noch dazu, daß im Hintergrund die Philosophie Schopenhauer's und Nietzsche's stehen bleibt, aber eigenartig vertieft durch den inzwischen in Herz und Hirn aufgenommenen großen Spinoza, so hat man das Bild des werdenden Genius vor sich, sieht die eminente Weite seiner Assimiliationskraft und ist nun doppelt begierig, die

individuelle Synthese zu erfahren. Dies aber bleibe im Vordergrund stehen, daß in Ferd. Tönnies Thomas Hobbes wieder aufgelebt ist, freilich in eigentümlicher deutscher Wendung und Überwindung.

II. Über den neuen Standpunkt orientieren bei Tönnies am besten die „Einleitung" in seinen Hobbes (die 3. Aufl. ist soeben erschienen bei Frommann, Stuttgart), weiter das Vorwort zur 1. Aufl. seiner Gem. und Ges. (abgedruckt in soziologischen Stud. u. Kr. a. a. O.); endlich und am gründlichsten die mit dem Welby-Preis gekrönte Schrift: „Philosophische Terminologie, in psychologisch-soziologischer Absicht" (1906 erschienen bei Thomas, Leipzig). Hier kommt wesentlich nur der 2. Teil in Frage und auch von diesem nur der kurze Abriß der Geschichte der Terminologie (S. 59 ff.).

Das Eindringen in Geist und Lehre von Hobbes hat zuerst die landläufige Auffassungsweise von der Geschichte der neueren Philosophie bei Tönnies ins Wanken gebracht. Nicht Baco und Descartes stehen am Anfang dieser Geschichte und nicht Metaphysik und Erkenntnistheorie sind die eigentlichen treibenden Kräfte in dieser, sondern am Anfang steht kein anderer als eben Hobbes und der Kerngehalt der „neueren Philosophie" wenigstens derjenigen des 17. Jahrhunderts, ist kein anderer, als die Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Philosophie, der christlich umgebogenen aristotelischen, und diese auf der Grundlage der neueren exakten Naturwissenschaften. Baco kommt nach der Richtung überhaupt nicht als „Philosoph" in Frage, denn ihn interessieren die letzten gedanklichen Konsequenzen der modernen Naturwissenschaft gegenüber der aristotelischen Naturanschauung überhaupt nicht, und Descartes ist im theologischen Denken hängen geblieben. Seine Philosophie, zwar wesenhaft auch naturwissenschaftlich orientiert, rettet doch den Nerv des mittelalterlichen Systems, den Substanzgehalt der „Seele". So kommt eine eigenartige „Vermanschung" zweier grundverschiedener Weltanschauungen heraus, die dann freilich für die Folgezeit, auch des Protestantismus, verhängnisvoll geworden ist: eine Philosophie halb theologischer, halb modern naturwissenschaftlicher Prägung, meisthin genannt „Idealismus". Was es um diese „Vermanschung" auf sich hat, kann man selbst bei einem so respektablen Denker wie Ernst Troeltsch konstatieren, zu schweigen von den übrigen „verworrenen Romantikern", die im Gefolge von Descartes heute noch auftreten (vgl. hierzu „Ernst Troeltsch und die Philosophie der Geschichte", Schmoller's Jahrbuch 1925, Heft 192, S. 182 ff., 191).

Will man nun Hobbes selbst verstehen, so ist von den Grundzügen mittelalterlicher Weltanschauung auszugehen. Diese liegen auf der Hand, sind aber selten mit solcher Klarheit und Schärfe herausgestellt, wie von Tönnies: Es sind „der geozentrische Standpunkt, die animistische Ansicht und die anthropomorphische Erklärung". Alle drei liegen der Philosophie des Aristoteles zugrunde, werden aber von der christlich-kirchlichen Doktrin unterstrichen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist der Kampf der beiden Welt- oder besser Naturanschauungen bereits mit dem Sieg der neueren entschieden. Hobbes ist es, der den Siegerstandpunkt am schärfsten und klarsten formuliert. Im Gegensatz wider eine Anschauung, die den Menschen und mit ihm den Planeten, den er bewohnt, ins Zentrum rückt, im Menschen aber die „Seele" als geheimnisvollsten Kern der Schöpfung, in der sich der Schöpfer mit der Kreatur auf mystische Weise wieder vereinigt, statuiert Hobbes den strengen Rationalismus und Empirismus, die im Wesen miteinander identisch mit der „mechanischen" Auffassung in aller „Bewegung", sie sei die kosmische, die organisch-physiologische, oder die geistig-seelische, ernst machen. Die neue Weltansicht begnügt sich nicht mit der Rollenvertauschung von Sonne und Erde, die dringt mit demselben Prinzip der mechanistischen Bewegungstendenz tiefer und tiefer vor. Sie wird allein geleitet von der Idee der „Ursache", die an Stelle der Idee des „Zwecks" getreten ist und sie ruht nicht, bis sie die bewegende Ursache aller auch der seelischen Phänomene erkannt hat. Das Werk des Kopernikus steht vor dem Geist Hobbes bedeutsam erweitert da, erweitert durch Galilei's Entdeckung des Beharrungsgesetzes. Auch taucht schon die moderne Biologie neben der Physik am Horizont empor; Harvey's Entdeckung vom Kreislauf des Blutes wird von Hobbes gefeiert. Endlich wird auch die Psychologie von hier aus in Angriff genommen, wird die herkömmliche Theorie der Wahrnehmung, das Problem der „Optik" auf rein mechanische Weise durch die „Allmacht der neuen Methode" untersucht. Die Mathematik beherrscht damit das Feld der neuen Natur- und Geisteswissenschaft. Descartes selbst stellt sich durchaus auf die neue Seite, sucht nur einen Ausgleich in der Sonderstellung des denkenden „Ich", den Hobbes spöttisch ablehnt. Hobbes aber geht auch schon den letzten Schritt, sofern er die neue Methode auch auf das soziale Leben anwendet und hier nun verständlich zu machen sucht, wie es überhaupt zu sozialer Ordnung, zum „Staat" kommt auf dem Grunde einer gesellschaftlichen Analyse, deren letzte Bestandteile „absolute" Atome darstellen, gegeneinander

gleichgültig, ja feindlich, so daß ein rechtlicher „Vertrag“ die einzige Möglichkeit des Zusammenlebens bietet.

Der große unüberbrückbare Gegensatz der beiden Weltanschauungen liegt auf der Hand. Dort der „Mensch“ auf der „Erde“ mit der „Seele“ im Mittelpunkt des Wirklichen, hier bedeutungslos alle drei. Dort „organische“, hier „mechanische“ Betrachtung, dort innere „Entelechie“ als „Form“, „Leben“, „Seele“ gedacht, hier einfache Bewegung der Materie im Raum nach mathematischen Gesetzen. Dort „Bewegung“ im Grunde mystisch unverstanden, erklärbar nur als eine Form der Ruhe, so die himmlische Kreisbewegung der Gestirne; auf Erden aber als gewaltsame Bewegung begreiflich nur durch Anstoß, die zur Ruhe strebt; hier dagegen Bewegung als etwas ganz Natürliches, wie die Ruhe desgleichen, beide der „Beharrung“ unterstellt. Aber der Gegensatz wird selbst bei Descartes noch verschleiert, wenn er in seiner „Dioptrik“ Wahrnehmung und Sehen einer „Seele“ zuschreibt, während Hobbes ihm entgegenhält, daß es der bewegte Körper d. h. die Seele ist, die wahrnimmt. Das Licht selber ist ja nur mechanische Bewegung und darum „eine Phantasie im Geist“.

Aber das Interessanteste an diesem Hobbes ist doch sein erster Versuch zu einer Soziologie auf dem Boden einer rein empiristisch-rationalistischen Naturanschauung. Mit ihm entreißt er dem Gegner sein heiligstes Palladium, das göttliche Naturrecht aus der Hand und säkularisiert es. Der Widerhall dieser mutigen Tat schallt in die Folgezeit wohl am lautesten hinaus. Hobbes wird der Begründer der modernen „profanen“ Naturrechtstheorie, die noch bei Karl Marx ihre machtvolle Wiedergeburt erlebt hat und die heute dem Bewußtsein des arbeitenden Volks in höherem Grade angehört, wie etwa noch das Bewußtsein ihrer „christlichen“ Kultur.

Aber Tönnies geht als moderner an Karl Marx geschulter Historiker noch hinaus über Hobbes. Er sieht in dieser ganzen Theorie wesentlich nur das Spiegelbild einer total veränderten Sozialgestaltung der Welt. Nicht so, als ob er je die Marxistische Ansicht des „ökonomischen Materialismus“ angenommen hätte, doch aber so, daß er den gewaltigen Einschlag des wirtschaftlichen Faktors in aller Kulturbildung klar erkannt hat. Das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen kann unmöglich mehr bei einer auf Ruhe und Seligkeit eingestellten mittelalterlichen Naturanschauung stehen bleiben. Alles ist in Bewegung geraten und alles strebt nach — Gewinn. Oder auch es ist ein Gemeingefühl vorhanden, das vorher nicht da

war, das die Naturwissenschaften geweckt haben: Man will die Natur beherrschen, die Erde sich dienstbar machen, ein für das Mittelalter gottloser Gedanke. Der Horizont ist ins Unendliche geweitet, die „Maschine“ reckt ihre „toten ungeheuren Glieder“ (Marx), der „Kapitalismus“ ist im Anzug. Staat und Wirtschaft, Recht und Wissenschaft verändern ihre Gestalt. Aus dieser großen Metamorphose heraus philosophiert Hobbes. Er sieht mit der Klarheit des Genius die kommende neue Welt, ganz anders noch als Baco ihre technischen Großtaten vorhersah. Aber er selber sieht nicht, was Tönnies an ihm sieht, daß seine Philosophie doch zu einem Teil aus dieser Veränderung der Zeit hervorgewachsen war, und nicht allein durch die Gesetze der Mathematik und Logik getragen wird.

Darum setzt hier die Kritik von Tönnies ein, die im engsten Zusammenhang mit der Kritik des mechanischen Rationalismus steht, die das ganze 19. Jahrhundert kennzeichnet, es aber zugleich als ein zerfahrenes hinstellt. Zumal in Deutschland hat man mit diesem „Rationalismus“ und „Empirismus“, die beide im Grunde für Tönnies eins sind, gerungen bis in die allerjüngste Gegenwart. Man denke an Kant's „Überwindung“ einer mechanischen oder doch einseitig mechanischen Weltansicht mit Hilfe seiner Kritik der praktischen Vernunft. Man denke an Fichte, an Hegel, an die gewaltsamen theologischen Repristinationen, an die Romantiker und „Historiker“, an Stahl, den Protestanten, Savigny, den Katholiken. Ganz neuerdings kehren Philosophen und Ökonomen zu einer „organischen“ Weltanschauung vollends wieder zurück: Othmar Spann, Brunstäd, dazu die alten „Vitalisten“ und „Neuvitalisten“, auch Naturphilosophen der Neuzeit (Ausführliches zur Literatur darüber siehe O. Spann, Kategorienlehre, Jena, Fischer 1924, S. 15 ff., 38 ff.). Spann legt mit vollem Bewußtsein die „aristotelische“ Auffassung wieder zugrunde. Tönnies geht seinen eigenen Weg. Diese anderen alle machen es sich doch zu leicht, indem sie das wenn auch begrenzte doch unveräußerliche Recht einer mechanischen Naturbetrachtung übergehen und sich gleich auf den Boden der organischen Tatsachen stellen, von wo aus nun „die Welt konstruiert wird“. Tönnies sieht zuerst die gegebenen Grenzen und statuiert sie: Erstens den einseitigen Empirismus, der nur „Wirkliches“ gelten lassen will und alles „Mögliche“ oder „Nur-Denkbare“ ausscheidet. Aber die Grundbegriffe der Materie und Kraft oder auch des Gesetzes sind bereits überempirische, reine Denkgebilde. Sodann wendet er sich energisch dagegen, als ob durch eine derartige mechanische Ansicht die Welt

irgendwie „erklärt" werden könne. Er greift auf die Kritik von Hume, auf den reinen Bewußtseinspositivismus Spinoza's zurück, der gar nicht daran denkt, die Welt aus einer letzten „Ursache" „abzuleiten", sondern der Ursache und notwendige Denkform des Erkennens aus allgemeinen Begriffen für identisch hält (Terminologie, S. 62). Endlich weist auch Tönnies jenen „Naturalismus" zurück, der darin besteht, daß man sinnfällige Wirklichkeiten für wirklicher hält, als geistige oder psychologische Realitäten, daß man daher diese aus jenen „ableitet" und als allerletzten Realbegriff die mechanische Bewegung zurückbehält. Für Tönnies hingegen ist, wie für Kant, die mechanische Interpretation nur eine zwar notwendige aber begrenzte „regulative Idee". Es gibt ohne Zweifel Reales, wie die „Anschauung" des Sinnlichen selbst, das keinem „Denkgesetz" untersteht. Und: „insofern muß das an die Anschauung sich anknüpfende Denken den mathematischen Verstand energisch korrigieren". Ja, noch einen Schritt weiter geht Tönnies, wenn er im Blick auf die biologischen Tatsachen, auf „das Ganze eines lebendigen Organismus", wonach „Leben Reproduktion und Zerstörung zu gleicher Zeit ist", den Satz ausspricht: „Es muß auf das schärfste bemerkt werden, wie hier die regenerierten aristotelischen Begriffe mit den Begriffen der modernen Physik sich begegnen" (Terminologie, S. 66).

Dagegen steht der Kritiker nun aber doch sehr weit abseits von den erwähnten Alt- und Neuromantikern, weswegen diese ihn mit Vorliebe zum „Naturalisten" stempeln (so bei O. Spann: Gesellschaftslehre, neuerdings wieder bei Dr. Koigen im „Ethos" Heft 1, S. 172ff.). Diese Kritiker sehen Tönnies immer nur halb, nämlich als Fortsetzer des „Geistes des 17. Jahrhunderts", kennzeichnen ihn daher als „Rationalisten", „konsequenten Naturalisten", usw., lauter Schlagwörter, die, wie wir sahen, Tönnies selbst von sich ablehnt. Gewiß, zumal in der Psychologie geht er mit Hobbes eine Strecke, hier auch über den Parallelismus Spinoza's hinaus: „Wir können den Leib, insofern er Subjekt d. h. psychische Tatsache ist, in hergebrachter Weise „Seele" nennen, Leib und Seele sind dann verschiedene Namen eines und desselben Gegenstandes" (Termin., S. 67). Was aber bei Hobbes tatsächlich „naturalistisch" gedacht war — im Sinn abgeleiteter Wirklichkeit des Psychischen — versteht Tönnies streng terminologisch.

Von zwei Seiten wird er angefeindet, gegen zwei Fronten hat er zu kämpfen. Nach rückwärts gegen reaktionäre Tendenzen und nach vorwärts gegen die allzu schnell Vorausgeschrittenen. Jenen gilt er

als Revolutionär, diesen als Reaktionär. Jene schelten ihn von hoher idealistischer Warte einen „Naturalisten“, diese einen „Philosophen“. Es wäre falsch, seinen eigentümlichen Standpunkt als eine „Synthese“ der beiden heute noch miteinander ringenden Weltanschauungen zu bezeichnen, der mittelalterlichen und der modernen. In Wahrheit bietet Tönnies keine derartige „Synthese“, wie dies das Ziel so vieler philosophierender und politisierender Köpfe ist, sondern er sucht auf dem Boden des modernen naturwissenschaftlichen Denkens Neuland, auf welchem man einer „entgeisteten Welt“ gegenüber als Mensch unter Menschen leben kann. Hier geht es nicht ohne „Geist“, „Seele“, „Gemüt“ ab. Für diese „Ideale“ sucht er wissenschaftlichen Grund und Boden, abseits von aller landläufigen Begründung, die für diese selbst auf unwissenschaftliche „Werturteile“ hinausläuft, oder auf theologisch postulierten „Idealismus“. Damit stehen wir vor seinem soziologischem Lebenswerk.

III. Tönnies hat seinen wissenschaftlichen Standpunkt immer nur nebenher in Vorworten und Einleitungen seiner Werke abgehandelt. Eine Ausnahme macht nur die Monographie über Hobbes und die „Philosophische Terminologie“, wobei anzumerken ist, daß er selber einmal in seiner Selbstdarstellung bekennt, daß sein philosophisches Interesse nur noch ein terminologisches sei, gewiß kein schlechtes Zeichen eines philosophischen Kopfes (Selbstdarst. S. 24). Sein eigentliches Lebenswerk besteht ausschließlich aus Schriften, die sich den Problemen der menschlichen Gesellschaft resp. „Gesellung“ widmen. Auch die bedeutsamen polemischen Auseinandersetzungen mit Troeltsch, v. Below, M. Weber, Schallmeyer, H. Spencer bewegten sich auf diesem Boden, erst recht die ausgezeichneten Monographien über Marx, über die Entwicklung der sozialen Frage, die Studie zur Agrarstatistik Schleswig-Holsteins, die Aufsätze über Verhütung des Verbrechens, über das Verbrechen als soziale Erscheinung, über Strafrechtsreform und zahllose andere leider zerstreute und kaum noch zugängliche Abhandlungen. Es wäre außerordentlich zu bedauern, wenn es Tönnies nicht gelänge, die Fortsetzung der soziologischen Studien und Kritiken, deren 1. Band vorliegt, als Sammelstätte dieser wertvollen Beiträge zu sichern. Für alle Zeiten aber hat sich Tönnies in der Geschichte der Soziologie einen Namen gesichert durch die beiden größeren Werke, die am Anfang und am Ende seines unermüdlichen Schaffens stehen: „Gemeinschaft und Gesellschaft“ und „Die Kritik der öffentlichen Meinung“.

Das erstgeborene Kind seines Geistes steht indessen so stark im

Vordergrund, daß es zur Mutter aller anderen Erzeugnisse nach eigenem Geständnis geworden ist. Seine „Gemeinschaft und Gesellschaft“, das Lebenswerk seiner Jugendliebe, ist zugleich das grundlegende Werk der neueren deutschen Soziologie.

Jedoch versteht man seine gesamte Soziologie nicht, bevor man sich nicht seinen wissenschaftlichen Standort klar gemacht hat. Diese Aufgabe ist bei den nur zerstreut vorhandenen, mehr nebensächlich erscheinenden und jedenfalls zusammenhangslos vorgetragenen Anmerkungen zur Wissenschaftslehre nicht leicht zu lösen. Hätte Tönnies, wozu er unzweifelhaft in der Lage war, gerade hierüber seine Meinung gründlich und systematisch geäußert, so wäre manches Mißverständnis auch bezüglich seiner „Soziologie“ ausgeblieben.

Das Wort Soziologie ist für die Reproduktion der Tönnies'schen Gedankengänge ziemlich gleichgültig. Es besteht sogar die auffällige Tatsache, daß sein Hauptwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ sich gar nicht als „Soziologie“ eingeführt oder bezeichnet hat, ja das Wort selbst sucht und findet man hier vergeblich. Im allerersten Entwurf wird es sogar abgelehnt (Soziol. St. u. Kr. S. 6). Als ein „Theorem der Kulturphilosophie“ hat er es erstmalig der Kieler Fakultät zur Habilitation eingereicht und später bei der ersten Auflage 1887 als „eine Abhandlung des Kommunismus und des Sozialismus als empirischer Kulturformen“. Erst mit der zweiten Auflage taucht der Name auf: „Grundbegriffe der Soziologie“. Dieser Untertitel bleibt fortan bestehen.

Wir sind also in der angenehmen Lage, bei Tönnies weiter keinen Präludien zu begegnen, was eigentlich Soziologie sei, wenn er auch später sich Mühe gibt, diesen Begriff systematisch zu erläutern (vgl. besonders „Die Einteilung der Soziologie“, Referat auf dem Internat. Philosophenkongreß in Neapel, in „Zeitschr. für die gesamte Staatsw.“ 1925; ferner auch die Abhandlung: „Das Wesen der Soziologie“, in Stud. u. Krit. und ebenda: „Zur Einleitung in die Soziologie“, S. 65 u. 150 ff.). Es handelt sich auf jeden Fall um das Problem menschlicher Gesellung. Dies war der am meisten nachhaltige Eindruck seiner Hobbes-Studien gewesen, sofern er hier dem ersten Versuch einer Gesellschafts- und Staatslehre begegnete. Von hier geht er weiter, immerfort den Spuren Hobbes nachforschend. Nach Seiten der reinen Naturwissenschaft, selbst der Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage, so sehr ihn diese Fragen bei Hobbes auch reizen, biegt er nicht weiter ab. Er bedarf bei der ohnehin kaum zu bewältigenden Universalität des soziologischen Gebiets der

Konzentration. Biologie, Ethnologie und „Demologie“ — er meint damit die Erforschung der Kulturvölker im Unterschied von derjenigen der Naturvölker — läßt er abseits liegen, obwohl er naturgemäß immer wieder darauf verweisen muß. Denn als Grundlage der Soziologie anerkennt er diese Disziplinen unbedingt, wie denn kein reales Wissens- und Arbeitsgebiet bei ihm auf Geringschätzung stoßen könnte.

Seine Lehre ist überaus einfach und gerade darum fundamental. Sie statuiert zwei heterogene Formen der Gesellung, die er „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ nennt. Die letzte stellt die Vertragsgesellschaft dar, die wir von Hobbes kennen. Sie findet in der modernen „kapitalistischen Gesellschaft“, die Karl Marx am scharfsinnigsten analysiert hat, ihren Idealtyp. Es ist die Gesellschaft isolierter Individuen, die mittelbar durch ein gemeinsames Interesse, durch einen gemeinsamen „Zweck“ miteinander verbunden sind. Mittel und Zweck fallen hier also auseinander. Dagegen fallen beide logischen Kategorien bei der Gemeinschaft unmittelbar zusammen. Gemeinschaft ist „Selbstzweck“, ist gegebenes Datum der Natur, wie sie im Idealtyp von Mutter und Kind vorgebildet erscheint. Mit dem sprachlichen Hinweis auf diese merkwürdigen Unterschiede hebt das Buch an, um sofort auf die prinzipiellen grundbegrifflichen Unterscheidungen einer rein „mechanischen“ und einer „organischen“ Beziehung hinzuweisen. Wir schauen in ein Doppelangesicht; vorn ist das Portrait von Hobbes, hinten das von Aristoteles, seinem Antipoden. Nicht aus einer „Intuition“ entnimmt er These und Antithese, sondern aus der Beobachtung des sozialen Lebens selber, das denkend erfaßt wird.

Man vergegenwärtige sich vor allem das Neuartige an der Konzeption. Keineswegs waren die beiden soziologischen Kategorien an sich neu. Tönnies hat immer wieder darauf verwiesen, daß er, wie er die Vertragsidee von Hobbes, so die Idee der wesenhaften Beziehungen bereits bei Comte, H. Spencer und vor allem bei H. Maine vorgefunden habe. Er verdankt also inhaltlich seine Theorie ganz den Engländern. Ausführlich zitiert er in seinem Buch Maine's Anschauung vom „Status“ und „Kontrakt“ (S. 182, 4. u. 5. Aufl.). Ebenso ausführlich weist er im Vorwort zur 2. Auflage darauf hin und reserviert sich selbst nur die Fragestellung, wie denn nun diese beiden sich zueinander verhalten mögen. Seine große Bedeutung besteht für uns Deutsche darin, daß er die Problemstellung der englischen Soziologie bei uns eingeführt hat, für die Engländer darin, daß er diese mit dem grüblerischem Sinn der Deutschen prinzipiell ver-

tieft hat und für die gesamte Soziologie aller Völker darin, daß er eine originale Antwort gegeben hat, an der diese nicht mehr vorübergehen kann.

Das Verhältnis der beiden „Grundbegriffe“ sucht er auf psychologischem Wege zu bestimmen, indem er beide aus der Natur des menschlichen Willens ableitet. Dieser Wille ist ihm „appetitus rationalis“, will sagen, Trieb und Denken zugleich. Daraus folgt nun eine relative Verschiebung beider Elemente; einmal ist das Triebhafte primär und das Denken sekundär, sodann ist umgekehrt das Denken primär und der Trieb sekundär. Im ersten Fall resultiert „Gemeinschaft“, im anderen „Gesellschaft“. Daß Schopenhauer's Willensmetaphysik anklingt, kann kaum zweifelhaft sein. Indes erinnern wir uns der feinen Bemerkungen in seiner Terminologie zur Begriffsbestimmung des Willens, so werden wir sofort zugeben, daß diese Metaphysik keineswegs grundlegend ist. Auch ohne sie würde es dabei bleiben können.

Aber damit entsteht nun doch eine neue Problematik des Verhältnisses. Eine nur relative Verschiedenheit bedingt nämlich einen ganz entgegengesetzten materiellen Habitus. Gemeinschaft und Gesellschaft gleichen zwei einander geradezu ausschließenden Hemisphären, sind entgegengesetzte soziale Tendenzen, die einander aufheben. Logisch, psychologisch und noologisch stellen sie Entgegengesetztes dar. Logisch, sofern Mittel und Zweck bei Gemeinschaft zusammenfallen, bei Gesellschaft sich trennen (vgl. hierzu die Abhandlung „Zweck und Mittel im sozialen Leben“, in der Erinnerungsgabe für Max Weber „Hauptprobleme der Soziologie“, Duncker & Humblot, München 1923). Psychologisch: denn der „Wesenwille“ als Basis der Gemeinschaft ist ein qualitativ anderer als der „Kürwille“ als Grundlage der Gesellschaft. Noologisch: denn die der Gemeinschaft entsprechenden Formen „geistigen“ Lebens wie Religion, Kunst, Familienrecht, sind qualitativ andere als die der Gesellschaft koordinierten, wie Obligationenrecht, Wissenschaft, „Öffentliche Meinung“. Sofern nun der geschichtliche Weg der Entwicklung von Gemeinschaft zu Gesellschaft geht, oder mit den Worten Maine's vom „Status zum Kontrakt“, geht er zugleich von der Religion zur öffentlichen Meinung, vom Familienrecht zum individualistischem Kontraktrecht, von der Metaphysik zur positiven Wissenschaft. Hier klingen die bekannten „Stadien“ von Comte entfernt an. Die geschichtsphilosophische Grundanschauung ist bei Tönnies nicht original, sie findet sich schon bei Maine, nur daß Tönnies sie ver-

tieft hat und im Gegensatz zu H. Spencer, der in einseitigem Rationalismus den Status als „Zwangsverhältnis“ beseitigt, vielmehr dualistisch ausbaut. Im Gegensatz zu Maine wiederum bewertet Tönnies ebenso wie Spencer die modernen Forschungen auf dem Gebiete der Ethnologie und der Vorgeschichte.

Jedenfalls ist das gegenseitige Verhältnis kompliziert. Aus Gemeinschaft entwickelt sich nach und nach Gesellschaft und zwar so, daß erstens ein qualitativ Anderes daraus hervorgeht, zweitens ein feindliches Prinzip, welches zerstörend zurückwirkt auf den mütterlichen Boden. Drittens aber auch ein in sich selbst existenzunfähiges, sofern Gesellschaft ohne Gemeinschaft gar nicht lebensfähig ist. Eine „vergesellschaftete Welt“ geht notwendig den Weg des „Untergangs“.

Allerhand „irrationale“ Realitäten treten dabei auf die Bühne der Geschichte, so ist Gemeinschaft an sich selbst ein biologisches Datum, das jeder Begreifbarkeit spottet. Deswegen braucht man noch lange kein „Vitalist“ zu sein, wenn man diese Irrationalität als „organische“ bezeichnet. So ist weiter die Verbindung beider in ihrer Unzertrennbarkeit, also die Verbindung des Irrationalen mit dem daraus hervorgehenden rationalen Prinzip, dem Kontraktverhältnis selber, ebenfalls naturgemäß irrational. Endlich funktioniert diese Gesellschaft als rationales Prinzip in feindlicher Reaktion gegen das mütterliche. Und nun erst die Urquelle, aus der das alles hervorgeht! Hier scheint Tönnies an Spinoza zu denken, wenn schon seine beiden Kategorien mit den beiden Modi der einen Substanz unvergleichbar sind. Ausgesprochen finde ich es nirgends.

Diese „Kulturphilosophie“ — und das ist im Wesen die Tönnies'sche „reine Soziologie“ — deckt also Untiefen auf, an die kein Philosoph bisher gedacht hat. Aber der Autor ist selber viel zu nüchtern, um diesen „letzten Ursachen“ weiter nachzuforschen. Wohl gibt er der Folgezeit Themen auf, die niemand bis dahin gesehen hat. Nach zwei Seiten erstehen diese Themen: einmal rückwärts zur energischen Nachprüfung der empirischen Grundlagen, der induktiven Untersuchung, ob wirklich jene beiden Tendenzen die maßgebenden sind; sodann vorwärts in Hinsicht auf ihren begrifflichen Ausbau. Eins bleibe dabei immer im Vordergrund, daß nämlich jene Unterscheidung zuerst eine rechtsphilosophische sein will, daß sie vom „Naturrecht“ — dem Kontrakt — ausgeht und zum „Gemeinschaftsrecht“ weitergeht als einem Korrektiv dazu. Rechtlich gesehen ist die Zweiteilung unanfechtbar. Sie ist es aber offenbar auch psychologisch und geisteswissenschaftlich betrachtet.

Geht man von dem ersten Buch zum letzten, zur „Kritik der öffentlichen Meinung“, so konstatieren wir, daß zwar eine feinere Verarbeitung der Grundbegriffe stattgefunden hat, aber keineswegs eine Widerrufung der ursprünglichen Thesen. Interessant ist aber in diesem für den ersten großzügigen Ausbau dieser Literatur auf deutschem Boden der aus den soziologischen Kategorien abgeleitete Gegensatz von „Religion“ und „öffentliche Meinung“. Er findet sich bereits im ersten Werk, wird aber nunmehr zum eigentlichen Thema genommen. Indem das ganze Werk dahin zielt, die Möglichkeit deutlich zu machen, daß die öffentliche Meinung bei entsprechender Vertiefung und Aufnahme sittlicher und selbst metaphysischer Inhalte — „Ewigkeitswerte“ — nach und nach die hoffnungslos versinkende Religion zumal in ihrer kirchlich-dogmatischen Ausprägung ersetzen werde, wird dem Pessimismus, in welchen der Schluß von Gemeinschaft und Gesellschaft austönt, überwunden und ein freier Ausblick in eine mögliche Zukunft der vergesellschafteten Menschheit eröffnet sich. Tönnies nennt diese Idee selbst „ein Hauptstück meiner Lehre von der öffentlichen Meinung“ (S. VII das.; vgl. auch den „Ausblick in die Zukunft“, S. 572 ff.).

Noch sei auf das Problematische der begrifflichen Fixierung „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ selbst hingewiesen. Es hat nicht an Korrekturen gefehlt, die das Ungenügende betonten und dieserhalb Erweiterungen oder Ergänzungen vorgenommen haben. Sie entstammen zumeist einem Mißverständnis, zumal man den Ausgangspunkt bei Tönnies nicht sieht noch genetisch verfolgt (vgl. hierüber die Abhandlung von Heberle in dem Jubiläumsheft für Tönnies, Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, 5. Jahrg.; über das Thema: Zur Theorie der Herrschaftsverhältnisse bei Tönnies S. 59 ff., vgl. hier auch meine Abhandlung über die Bedeutung der Kategorie Gemeinschaft und Gesellschaft für die Geisteswissenschaften, S. 256). Diese Grundbegriffe sind in Wirklichkeit nicht deutlich genug gefaßt. Tönnies selbst nennt sie abwechselnd einmal „Tendenzen“ ein andermal „Idealtypen“. Beides aber ist schwerlich kongruent. Tendenzen sind dynamisch gedacht, Idealtypen statisch. Wenn Heberle von „Maßstäben“ redet (a. a. O. S. 56), so bleibt er bei der letzten Anschauungsweise. Tatsächlich dürfte aber doch für eine soziologische Betrachtung der dynamische Gesichtspunkt niemals auszuschalten sein. Also sind diese Begriffe doppelter Natur und darin liegt wohl ihre größte Schwierigkeit begründet, wie übrigens in allen Wissenschaften, auch in den reinen Naturwissenschaften, am meisten in der Psychologie, wo wir

es einerseits mit Lebensbewegungen, andererseits mit Zuständen zu tun haben. Der einmal geprägte „Begriff“ selbst verführt bekanntlich immer zu „substanzieller“ Auffassung, er „verabsolutiert“ das nie ruhende Geschehen. Der „Begriff“ Gemeinschaft verleitet immer wieder zu Vorstellungen für sich bestehender Sozialgebilde, die dann womöglich als „Organismen“ bezeichnet werden. Das ist natürlich verhängnisvoll. Tönnies selbst bezeichnet derartige Beziehungen, wie Familie, Freundschaft als „quasiorganische“ (vgl. St. u. Ka. S. 30, 39, 55, 72. Eine gewisse Unsicherheit ist diesen verschiedenen Definitionen nicht abzusprechen). Mir selbst erscheint immer mehr die Doppeltendenz aller biologischen Phänomene in jener begrifflichen Differenzierung hervorzutreten, jedoch in spezieller Anwendung auf „menschliche“ Gesellung, nämlich die Tendenz auf „Fortpflanzung“ und „Ernährung“. Damit ist der biologische Boden für die ganze Systematik gesichert und das spöttische Distichon Schiller's, das Goethe mit vollem Bewußtsein aufgegriffen hat, gewinnt tieferen Gehalt:

> Einstweilen, bis den Bau der Welt
> Philosophie zusammenhält,
> Erhält sie — sc. Natur — das Getriebe
> Durch Hunger und durch Liebe.

Große Aufgaben hat uns Tönnies hinterlassen. Sein Werk liegt nicht als abgeschlossenes vor uns; und selbst wenn er uns, was wir dringend hoffen, so manches Versprechen noch einlöst, wird es kein „System“ sein, wie das der großen Klassiker deutscher Philosophie. Dazu steht Tönnies viel zu fest gewurzelt auf realem, naturwissenschaftlicher Analyse zugänglichem, ja nach ihr verlangendem Boden. Seine Anregungen werden allseitig sein, und vielleicht wird die Zukunft offenbaren, daß seine Bedeutung gerade darin besteht, daß er die deutsche Art zu „philosophieren“ der englischen Art zu forschen angenähert hat, ohne doch die erste zu verleugnen. Die Verbreitung seiner Soziologie könnte viel beitragen zur Befruchtung und Versöhnung der Völker, ohne doch deren Eigenart anzutasten.

Größer aber noch kann ihre Wirkung sein für das innere Kulturleben der Völker selbst, zumal für das deutsche Volk. Denn sie ist in ihren tiefsten Gründen ganz darauf angelegt, die Kulturkrisis, die wir erleiden, die in dem Kontrast mittelalterlicher und allgemein „christlicher“ Vorstellungsweisen mit der modernen Weltansicht und ihren Auswirkungen im sozialen Leben zutage tritt, zu überwinden.

Der primitive Mensch und seine Umwelt.

Von

Prof. Dr. A. W. Nieuwenhuis, Leiden.

I.

Die Wichtigkeit der Ethnologie für die Wissenschaft des Menschen und seiner Existenzbedingungen beruht auf dem Umstand, daß die Einfachheit der Lebensverhältnisse bei den niedrig kultivierten Völkern ein Begreifen ihrer Eigenart und ihrer Beweggründe sehr erleichtert und die höher zivilisierten Völker in früheren Zeiten ähnliche Existenzen geführt haben müssen. Die Völkerkunde stellt uns also ihre Ergebnisse zur Verfügung um mit deren Kenntnis diese früheren Zustände verstehen und erläutern zu können. Manche Wissenschaften des zivilisierten Menschen erhalten dadurch eine Einsicht in die ursprünglichen Verhältnisse auf ihrem besonderen Gebiete, die auf anderem Wege schwerlich in Erfahrung gebracht werden könnten.

Da die Umwelt für ein bestimmtes Volk bis zu einem gewissen Grad als ein stetig wirkender, wenig veränderlicher Faktor angesehen werden darf, so weit durch menschliche Eingriffe selbst keine Umwälzungen verursacht werden, so kommen für die Behandlung unseres Problem an erster Stelle die verschiedenen primitiven Völker und erst an zweiter Stelle ihre natürlichen Existenzbedingungen in Betracht. Für den primitiven Menschen wechseln die natürliche Umgebung und mit dieser seine Existenzbedingungen nach Klima, Boden und Gewässern. Sie sind also sehr verschieden gestaltet und veranlassen dadurch eine große Mannigfaltigkeit der Kulturerscheinungen. Betrachtet man diese aber vergleichweise mit höheren Kulturen, so besitzen sie doch auch wieder manche gemeinsame Züge, die auf die geringe geistige Entwicklung dieser Völker zurückzuführen sind. Dadurch gestatten sie uns eine anfängliche Einsicht in die vor-

herrschenden persönlichen (physischen und psychischen) und natürlichen Verhältnisse und deren gegenseitige Einwirkung, wenn auch die tieferen Ursachen derselben oft noch verborgen bleiben.

Kennzeichnend für die niedrigstehenden Völker ist, daß trotz des Besitzes eines großen Tatsachenmaterials aus ihrer Umgebung, doch die Einsicht in den kausalen Verband des Gesammelten und in die Naturgesetze, von welchen diese Kausalität nur den Ausfluß bildet, fehlt.

Darum verfügt der Primitive in seinen Betrachtungen seiner Umwelt gegenüber nur über die Einzeltatsachen und versteht er einerseits nicht sich zu schützen gegen die nachteiligen Einflüsse der Außenwelt, andererseits deren Hilfsquellen nicht auszunützen; auch umklammern ihn die drückenden Fesseln seiner primitiven Religion. Diese Nachteile machen sich in den verschiedenen Existenzbedingungen, z. B. der primitiven Ackerbauer wie der Dajak, geltend, sowohl bei Landbau, Jagd und Fischerei als bei Kleidung und Wohnungsbau.[1]) Von europäischem Standpunkt betrachtet sind sie unhygienisch und unzweckmäßig gekleidet und behaust und ihre Ernährung läßt meistens viel zu wünschen übrig.

Sie sind denn auch für Krankheiten besonders im zarten Kindesalter sehr empfänglich, verfügen lebenslang über relativ wenig Arbeitskraft und sind einer sehr großen Sterblichkeit unterworfen. Da die Arbeitsteilung fehlt, missen sie auch die daraus hervorgehende größere Übung und Fertigkeit. Daß die Fähigkeiten durch ständige Verwendung in derselben Richtung besonders hoch entwickelt werden können, beobachtet man am besten bei den Jägerstämmen. Je niedriger eine Kultur, desto stärker herrschen diese ungünstigen Umstände vor. Die Dichte eines Volkes hält aus diesen Gründen im großen Ganzen mit der Höhe seiner geistigen Entwicklung gleichen Schritt. Daß dabei die Gunst und Ungunst der natürlichen Umgebung in hohem Maße zur Geltung kommen, zeigt sich u. a. in den Tropen, wo die in einer klimatisch günstigeren Gegend wohnenden Gebirgsstämme geistig und körperlich kräftiger sind, als die gleichen Stämme in den ungesunden Tiefländern.

In nicht geringerem Maße als die physischen werden auch die psychischen Kräfte des niedrig kultivierten Menschen durch den Einfluß seiner Umwelt niedergedrückt.[2]) Diesen Existenzbedingungen

[1]) A. W. Nieuwenhuis: Die Wurzeln des Animismus. S. 13—15, Suppl.-Bd. XXIV d. Int. Arch. f. Ethnographie.

[2]) A. W. Nieuwenhuis: Quer durch Borneo. Bd. II, Kap. XVI; Influence

gemäß herrscht das Gefühl der Machtlosigkeit den äußeren Mächten gegenüber beim Naturmenschen in hohem Maße vor und hat er das Bedürfnis, sich der guten Gesinnung der bösen Geister und der Hilfe der guten Geister zu versichern. Die Bemühungen, die er zur Erreichung seines Ziels anwendet, beherrschen oft vollständig sein tägliches Leben. Das System der Verbotsbestimmungen (*pantang* im Indischen Archipel) und der Vorzeichenglaube sind als Ausfluß der erwähnten Furcht und gleichzeitiger Hoffnung auf Hilfe zu betrachten. Sie bilden für den Naturmenschen drückende, nur sehr allmählich durch zunehmende Kultur sich lockernde geistige Fesseln, die seine Handlungsfreiheit und Bewegung im Alltagsleben größtenteils aufheben. Von hervorragender Bedeutung für die Kulturerscheinungen einer primitiven Lebensgemeinschaft ist die nie völlig ruhende Feindschaft zwischen den Stämmen und anderen Gruppen, wenn sie nicht eng verwandt sind und ständig miteinander verkehren. Dadurch werden ebensoviele gesellschaftliche Einheiten gebildet, die, von der Außenwelt abgeschlossen, ihre eigene Kultur behaupten und selbständig entwickeln.

Aus Obigem geht bereits hervor, von welchem Wert die Persönlichkeit des Menschen für sein Verhältnis zu seiner Umwelt ist. Die physische Anthropologie hat seine körperlichen Merkmale bereits seit lange ausführlich studiert. Sie schließt auf Grund ihrer Forschung auf eine Verschiedenheit unter den Erdbewohnern und teilt auch die primitiven in eine Anzahl von Rassen ein. Von alters her glaubte man daneben bedeutende Abweichungen in ihren geistigen Eigenschaften feststellen zu können, ohne jedoch eine sichere Methode zu besitzen, nach welcher die geistige Anlage eines Menschen oder einer Rasse beurteilt werden könnte.

Bei der Beurteilung des „primitiven" Menschen in seinem Verhältnis zu seiner natürlichen Umgebung muß in den Vordergrund gestellt werden, daß dessen ganze physische und psychische Persönlichkeit dabei einbezogen ist. Weitaus die größte Anzahl und die wichtigsten Erscheinungen sind jedoch ein Ausfluß der psychischen Berührung, durch welche seine Begriffe gebildet und seine Handlungen bestimmt werden. Daher werden wir im folgenden erst die Geisteseigenschaften des primitiven Menschen untersuchen und danach, welche dieser Funktionen seine Berührung mit der Umwelt regeln.

---

of changed conditions of life on the physical and psychical development of the pop lation of Zentralborneo. Proc. Kon. Acad. v. Wetenschappen. Amsterdam 1908.

Um dem Problem der Feststellung der psychischen Eigenschaften der Völker näher zu treten, genügt es nicht, allgemeine Aussprüche über dieselben zu verarbeiten. Die Äußerungen der Persönlichkeit des Menschen haben nämlich viel zu verwickelte psychologische Ursachen, um ohne weiteres aus diesen Schlüsse ziehen zu können. Die Gesamtheit der psychischen Eigenschaften, aus denen eine Persönlichkeit sich zusammensetzt, muß für eine Sonderuntersuchung in einzelne Gruppen zerlegt werden, z. B. in die des Verstandes, des Charakters und des Gefühlslebens. Jedoch auch diese eignen sich noch nicht für eine einfachere Untersuchung, sondern diese wird erst nach einer weiteren Zerlegung durchführbar. Hat man es auch im Grunde mit einem untrennbaren Ganzen zu tun, so können die Äußerungen des Verstandes doch wohl, der Hauptsache nach, in die des Vorstellungsvermögens, des Erinnerungsvermögens und in die des kausalenlogischen Denkens eingeteilt werden. Diese letztere Gruppe ist als Einheit deshalb rationell, weil es sich hier um den Nachweis des Kontakts des Menschen mit seiner Umwelt handelt.

In dem jetzigen Stadium unserer Wissenschaft ist man bei der Durchführung solcher eingehenden Untersuchungen darauf angewiesen, sich an eine einheitliche, gut begrenzte und untersuchte Völkergruppe zu halten. Aus diesem Grunde wurden ausschließlich die Malaien des Indischen Archipels zum Gegenstand dieser Untersuchung gewählt, wenn nicht besondere Forderungen eine Erweiterung des Gebietes auf andere primitive Völker erwünscht erscheinen ließen. Wenn die Dajak von Mittel-Borneo und die Toradja von Mittel-Celebes in den Vordergrund treten, geschieht dies, weil nur diese Stammgruppen ihre Ursprünglichkeit dem Hinduismus und dem Islam gegenüber behauptet haben.

Das Vorstellungsvermögen der primitiven Malaien ist vom Schreiber dieses in einer ausführlichen, mit 31 Tafeln illustrierten Abhandlung, Supplement zu Bd. XXI des Internationalen Archivs für Ethnographie, untersucht worden. Die erforderlichen Daten wurden der Kunstindustrie dieser Völker entlehnt. Es sind an erster Stelle ihre Arbeitsmethoden bei der Herstellung ihrer wundervollen Schnitzarbeiten in Zeug, Holz, Hirschhorn und Knochen, bei ihrer Eisen- und Kupferindustrie und weiter bei den Stickereien, Flechtarbeiten und Webereien, nicht zuletzt bei der Färbung der Fäden mittels Bindetechnik für letztere, die uns zu einem bestimmten Urteil über das Vorstellungsvermögen der Verfertiger berechtigen. Stimmen doch alle darin überein, daß die oft sehr geschmackvollen, verwickelten Ver-

zierungen fast immer ohne Vorlage oder Vorzeichnung, bloß mit Hilfe des Vorstellungsvermögens und sehr entwickelten Kunstgefühls und Talents ausgeführt werden.

Zum Schluß konnte denn auch aus guten Gründen festgestellt werden, daß die malaiischen Völker des Indischen Archipels in ihrer Industrie den Beweis liefern, in bezug auf die Anlage ihres Vorstellungsvermögens und in der eigentümlichen Entwicklung desselben mit den Europäern wetteifern zu können, daß sich jedoch der Einfluß des Milieus in hohem Maße fühlbar macht und deshalb in Rechnung gezogen werden muß.

Das Erinnerungsvermögen der Malaien wurde in Bd. XXII des Internationalen Archivs auf ähnliche Weise behandelt. Bei der Erforschung des Vorstellungsvermögens mußte öfters hervorgehoben werden, daß nicht nur das Vermögen der Vorstellung, sondern auch das der Erinnerung bei diesen Leistungen eine Rolle spielt, wie das auch bei der Unterverteilung eines psychischen Ganzen, wie des menschlichen Geistes, nicht anders zu erwarten war. Zieht man die oben skizzierten Lebensverhältnisse der primitiven Malaien in Betracht, so ergeben ihre gesellschaftlichen Erscheinungen eine oft staunenswerte Entwicklung des Erinnerungsvermögens, hauptsächlich dort, wo die Schrift noch nicht oder wenig gebraucht wird.

Die verschiedensten Gebiete der Lebensgemeinschaften konnten zur Begründung eines günstigen Urteils herangezogen werden und die malaiischen Völker von den tiefstehenden Jägerstämmen bis zu den kulturell höchststehenden wie die Javanen lieferten beredte Beispiele einer vorzüglichen Erinnerungsgabe.

Von besonderer Wichtigkeit ist dabei das Interesse, das die Leute irgendeinem Erlebnis oder Verhältnis entgegenbringen; interessieren sie sich für irgendetwas nicht, so wird das Erlebte auch bald vergessen. So lieferten die Gewerbe unter den geistig niedrig Entwickelten, das Hersagen von überlieferten Erzählungen und von Aufführungen unter allen Malaien Beispiele für bewundernswürdige Erinnerungsleistungen. Ebenso zeichneten sich die Häuptlinge durch ihre Kenntnisse der Geschichte, sozialen Rechte, Genealogien und Rechtsbestimmungen ihrer schutzbefohlenen Gruppe aus und neben diesen die Ackerbauer im allgemeinen, die wiederum eine überaus große Anzahl Varietäten ihrer Produkte wie z. B. des Reises mit ihren Eigenschaften und Namen kannten. Was das Erinnerungsvermögen betrifft, sind die Malaien des Indischen Archipels also gut

veranlagt und ihre Kultur und die sozialen Verhältnisse führen vielfach zu einer hervorragenden Entwicklung desselben.

Im vorhergehenden haben die Kulturerscheinungen der malaiischen Völker uns vielseitige Daten verschafft, die uns berechtigen auf eine gute Anlage und eine vortreffliche Entwicklung des Vorstellungs- und Erinnerungsvermögens bei ihnen zu schließen.

Für das kausale-logische Denken der primitiven Völker, hier der primitiven Malaien, ist die Beweisführung weniger einfach. Diese wird durch zwei Faktoren in ihrer Kultur erschwert, nämlich vorerst durch das augenscheinliche Fehlen der höheren Äußerungen dieser Verstandeserscheinungen: das mathematische Denken und die Naturwissenschaften, und das Vorhandensein einer äußerst unzusammenhängenden und phantastischen Erscheinungswelt des Geister-, Götter- und Seelenglaubens, der die Existenz des Primitiven gänzlich durchdringt und beherrscht.

Wir müssen daher an erster Stelle den Grundformen des mathematischen und naturwissenschaftlichen Denkens nachspüren und untersuchen, inwiefern sich diese unter den Malaien ausfindig machen lassen. Nachher wird es unsere Aufgabe sein, uns in die Grundursachen des animistischen und spiritistischen Glaubens zu vertiefen und mit den vorigen zu vergleichen. Die Disziplin, die sich mit dem Erforschen der Grundformen des menschlichen Denkens beschäftigt, die Logik, wird dabei unsere Leiterin sein. In engerem Sinn wird es die Erkenntnistheorie sein, die uns das Material liefert, das wir für unsere Untersuchung nötig haben.

Im XXIII. Bande des Internationalen Archivs für Ethnographie wurde der Untersuchung über das Vorhandensein der Grundformen des mathematischen und naturwissenschaftlichen Denkens eine ausführliche Abhandlung gewidmet. Aus dieser werden hier die Hauptlinien der Beweisführung und die Ergebnisse erwähnt. Wir behandeln zu diesem Zwecke nacheinander die Arithmetik, die Geometrie, die Naturwissenschaften und die Mechanik, und entlehnen die erkenntnistheoretischen Grundzüge dieser Disziplinen dem Werke von Prof. G. Heymans: „Die Gesetze und Elemente des wissenschaftlichen Denkens", Leipzig 1906.

Aus dem dort Angeführten erhellt, daß es der Erkenntnistheorie gelungen ist, nachzuweisen, auf welchen Wegen das menschliche Denken die ersten Schritte auf dem Gebiet der Arithmetik zurückgelegt haben muß. Die Basis, auf welcher die arithmetische Wissenschaft im Lauf der Zeiten als eine Zusammenstellung von analytischen

Begriffen ausgebildet worden ist, besteht darin, daß Zahlenreihen als Maß von Anzahlen von Gegenständen usw. gebraucht wurden. Im Grunde tun niedrigstehende Völker dasselbe, wenn sie dazu Gegenstände beliebiger Art oder ihre Finger und Zehen verwenden. Beide Handelweisen beruhen also auf derselben Denkweise des menschlichen Geistes. Von unseren Zahlenreihen kann nur gesagt werden, daß sie viel zweckmäßiger als jene Gegenstände sind.

In den Stammesgemeinschaften der Völker des Malaiischen Archipels wie in anderen kommt eine solche Messung der Anzahl von Gegenständen vielfach vor. Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß man gern mit Hilfe seiner Finger und Zehen bis zwanzig oder bei Wiederholung auch noch höher zählt. Ferner werden auch Steinchen, Holzstückchen oder ähnliches verwendet, wie Kerbe in Holz usw. Diese Gewohnheiten sind von Neu-Guinea bis Sumatra verbreitet. Diese Tatsachen sind allgemein bekannt. Trotzdem erinnern wir an die Knotenschnüre der Papuas, um die Tage zu zählen, die im östlichen Archipel sehr verbreitet sind, an ihre Kerbhölzer und Palmblattstiele. Wie intensiv die Vorstellung mit den Gegenständen zum Zählen verbunden ist, zeigte ein Toradjahäuptling auf Celebes, dem eine Buße von zwanzig Büffeln auferlegt war. Erst nachdem er zwanzig Stückchen Pinangnuß ausgezählt hatte, vergegenwärtigte er sich den hohen Betrag und rief plötzlich aus: „Werde ich das bezahlen können?“ Sir Charles Brooke, Fürst von Serawak, berichtet, wie er einen dajakischen Botschafter beauftragte, verschiedenen Inlandstämmen ihre Steuerbeträge mündlich mitzuteilen. Um sich dieser zu erinnern brauchte er 45 Papierstückchen, jedes für einen besonderen Betrag. Er brachte diese hintereinander mit seinen Fingern und Zehen in Verbindung und wiederholte dieses zwei Tage hintereinander. Der Mann war einen Monat auf Reisen, erledigte aber seinen Auftrag fehlerlos (S. 12).

Eine Menge Kulturerscheinungen in höheren malaiischen Lebensgemeinschaften könnten als Beispiele für höhere Entwicklung obiger Denkart aufgefaßt werden. So haben die mohammedanischen Gaju von Sumatra die Zahl vier. Beim Goldsuchen, bei der Jagd, beim Ackerbau versäumt man nie die Gunst der vier Herren (Geister) des Orts zu gewinnen; die Gaju bringen sie in Verbindung mit den vier Elementen: Erde, Wasser, Feuer und Wind oder Luft.

Opferfeste werden unter allen Stämmen des Archipels mit bestimmten Tageszahlen in Verbindung gebracht. Auf Java hat man die Voraussagung der günstigen Tage, einer glücklichen Ehe oder

Reise und sehr vieler anderer Ereignisse mit einer verwickelten Zeit- und Zahlenrechnung verbunden. Aus allem diesen geht hervor, daß es den Malaien an Kenntnis und Gebrauch von Zahlen nicht fehlt.

Die Geometrie und ihre Raumbegriffe haben ihre tatsächlichen Grundlagen nach Kant in der subjektiven menschlichen Vorstellung. Riemann und Helmholtz haben nachgewiesen, daß die Richtungsgefühle der Muskeln als deren Ursprung betrachtet werden müssen und man aus diesen die geometrischen Axiomen ableiten kann.

Bei der vorliegenden Untersuchung ist es also unsere Aufgabe nachzuweisen, daß unter den Malaien die Äußerungen eines gutentwickelten Muskel- und Bewegungsgefühls vorhanden sind und daß geometrische Begriffe in ihrer Lebensgemeinschaft Verwendung finden. Unter den primitiven Malaien sind es die Schwerttänze, das Schießen mit dem Blasrohr und Bogen, die nur mit Hilfe ausgezeichneter Bewegungsgefühle auszuführen sind. Die außergewöhnlichen Leistungen beim Bootfahren auf Gebirgsflüssen, Bergbesteigungen usw., die immer wieder die Bewunderung der Reisenden z. B. auf Borneo erregen, können nur mittelst vorzüglich koordinierter Muskelbewegungen zustande kommen, wie auch bestimmte Charaktereigenschaften dazu notwendig sind.

Bei den höher stehenden Malaien des Archipels tritt die manuelle Geschicklichkeit bei den Industrien besonders in den Vordergrund, da ein kompliziertes Instrumentarium dabei immer fehlt. Darum liefern die Prachtstücke des menschlichen Könnens, die die Malaien mittels ihrer Flechtarbeit, Weberei und Bearbeitung von Edelmetallen, Kupfer und Eisen verfertigen, ebensoviele Beweise dafür, daß auch ihre Veranlagung und Entwicklung des Muskelgefühls vorzüglich sein müssen. Eine ausführliche Betrachtung dieses Gebietes findet sich auf den Seiten 37—44 meiner erwähnten Verhandlung. In bezug auf die praktische Verwendung geometrischer Auffassungen ist man auf die fast unberührten malaiischen Stämme angewiesen, da die anderen schon so lange und so bedeutend von sehr zivilisierten Völkern beeinflußt worden sind. Auch unter jenen finden sich leicht Äußerungen des geometrischen Denkens in einer Dimension, also Richtung und Längenmaß, in zwei Dimensionen, also Oberfläche und in drei Dimensionen, also Raumverhältnisse.

Unter den Dajak ist es das vorzügliche Schießen mit dem Blasrohr und dessen Anfertigung, die Richtungsbegriffe voraussetzen; weiter die Abmessung von Gegenständen und Tieren z. B. beim Verkauf, auch die Zeitbestimmung durch den Sonnenstand, wobei die

Höhe der Sonne und ihr Untergang auf verschiedene Weise gemessen werden.

Von ihren Auffassungen von Flächen legen ihre industriellen Produkte an erster Stelle Zeugnis ab; mit diesem Begriff haben sie sich zu befassen bei der Verzierung ihrer Web-, Schnitz-, Flechtarbeiten usw.; bei der Verteilung in mehrere Flächen, wenn die Verzierung aus mehreren gleichen Ornamenten besteht oder bei der Anwendung der Symmetrie. Daß die Dajak dabei vorzügliches leisten, ist jedem Sachkundigen bekannt. Dieses gilt ebenso von ihrem Häuserbau, dem die Anwendung von dreidimensionalen Begriffen zugrunde liegt.

Geometrische Auffassungen sind bei diesen Malaien also vorhanden und finden in ihren Gewerben Verwendung.

Das kausale-logische Denken, auf dem die Entwicklung der Naturwissenschaften beruht, führt im Geistesleben der primitiven Völker ein verborgenes Bestehen, weil diesen Völkern die Stütze, die jene Wissenschaften einer modernen Lebensgemeinschaft bieten, vollständig fehlt.

Im folgenden werden wir das Bestehen dieses Denkens doch nachweisen und zwar, indem wir die Grundformen des kausalen-logischen Denkens mit Hilfe der Erkenntnistheorie untersuchen und diese dann an den gesellschaftlichen Erscheinungen der ursprünglichen Malaien prüfen.

Nach der Hamilton'schen Hypothese liegt unserem kausalen Denken die innere Überzeugung zugrunde, daß in der Natur „nicht Etwas aus Nichts entsteht und nicht Etwas in Nichts vergeht". Außerdem sind im kausalen Denken nachfolgende Kausalprinzipien enthalten:

1. Zeitliche Berührung zwischen Ursache und Wirkung.
2. Räumliche Berührung der an der Verursachung beteiligten Wirklichkeitselemente.
3. Äquivalenz zwischen Ursache und Wirkung.
4. Logische Beziehung zwischen Ursache und Wirkung.

Wir werden der Denkart der Malaien dort auf den Grund gehen müssen, wo diese am wenigsten durch fremde Einflüsse verändert worden ist, also bei den Dajak und Toradja. Die besten Zeugnisse für ihre Denkweise und Überzeugungswelt liefern uns ihre Legenden. Auch bei den Dajak sind nur die Mythen weniger Stämme, nämlich die der Bahau und Kĕnja von Mittel-Borneo, frei von fremder Beimischung geblieben. In ihren ausführlichen Schöpfungsmythen finden wir in der phantastischen Schilderung der Weltschöpfung keinen Begriff des Nichts (S. 64—66). Auch in der Schöpfungsgeschichte der

Toradja, wie sie von Adriani und Kruyt in ihrem Werke „de Barèe sprekende Toradjas van Midden-Celebes“ erwähnt wird, findet sich keine Schöpfung aus einem Nichts, sondern eine Änderung eines bestehenden Zustandes. So werden die ersten Dajak aus Baumrinde, die ersten Toradja aus Erde von den Göttern gebildet.

Zu den wichtigen Erscheinungen, die darauf hinweisen, daß auch die Malaien sich etwas Neuentstehendes nur als eine Änderung des Bestehenden, nicht als eine Erschaffung aus einem Nichts vorzustellen vermögen, gehört ihre Überzeugung von der Entstehung solcher immateriellen Dinge wie der Beseelung, des Talents und der Dunkelheit. So sprechen die Bahau von der Seele (bruwa) des Reises und der anderen Ackerbauprodukte und deren Ursprung wird in der Mythe von einem Menschen abgeleitet.

Das Talent ist für sie die Äußerung der Anwesenheit eines Schutzgeistes; die Finsternis wurde von einer verschämten himmlischen Jungfrau bei ihrer Heirat hier auf Erden vom Himmel heruntergeholt, weil sie sich vor innigeren Beziehungen bei Tageslicht, das damals ständig herrschte, schämte.

Auch der Übergang von etwas Bestehendem in ein Nichts liegt außerhalb ihres Gedankenkreises. W. H. Furness erzählt in seinem Buche: „The Home-life of Borneo-Headhunters“, daß, als er einmal einem Kenjahäuptling gegenüber seinen Zweifel an einem Fortleben nach dem Tode, wie die Priester dieses beschreiben, äußerte, dieser ihm die Antwort erteilte: „Tuan (Herr), Nothing really dies, it changes from one thing to another“. Der Glaube, daß das Leben der Menschen nach dem Tode nicht endgültig zu Nichts wird, findet sich ja bei fast allen Völkern. Ebenso lassen sich die fünf Kausalprinzipien an den sozialen Erscheinungen der ursprünglichen Malaien erörtern.

Das erste Kausalprinzip: Jede neu eintretende Erscheinung hat in ihren vorhergehenden qualitativen und relativen Bestimmungen ihres Subjektes ihre Ursache, hat zu dem heidnischen Glauben an Geister und Götter geführt. Sie haben deshalb versucht, sich die Ursache dieser für sie so verhängnisvollen Veränderungen des Bestehenden zu erklären, damit sie sich dagegen schützen könnten. Eine der hieraus hervorgegangenen Maßregeln ist das Opfer; zwei andere hierher gehörige Gruppen, die der Pantangbestimmungen und des Vorzeichenglaubens, beherrschen ihre Existenz in hohem Maße.

Das zweite Kausalprinzip sagt aus, daß wenn die Ursache einer Erscheinung gegeben sei, diese Erscheinung notwendig eintreten müsse. In dem dajakischen Zusammenleben der zentralen Stämme spüren

wir auf jedem Gebiet das Bestreben, oft unter großen Anstrengungen durch besondere Maßregeln Günstiges oder Ungünstiges sich ereignen zu lassen. Beredte Beispiele liefern uns beim Ackerbau das Anbringen der Schutzhecken um die Reisfelder, das Aufstellen von Speeren gegenüber niedrigen Stellen dieser Hecken, um hinüberspringende Hirsche zu spießen; bei der Jagd lockt man die Hirsche durch Ausstreuen von Salz, beim Fischen mit Fischgift verwendet man dasselbe nur nach längerer Trockenheit bei niedrigem Wasserstand. Beim Handel sind es die oft unter großen Strapazen und viel Zeitverlust unternommenen Reisen zu den Küstenmärkten, zwecks billigen Einkaufens, die von dieser Denkweise Zeugnis ablegen.

Bei den Bootfahrten auf Stromschnellen haben sie immer wieder ihre Kräfte und Intelligenz anzustrengen, um eine schlechte Lage in eine gute zu verwandeln. Die bewundernswerten gewerblichen Leistungen sind ebenso viele Beweise, daß sie durch Hinzufügung von etwas Neuem zu etwas Bestehendem besondere Ziele sehr gut zu erreichen wissen.

Das dritte Prinzip der zeitlichen Berührung zwischen Ursache und Wirkung kommt besonders deutlich zum Ausdruck bei den Vorzeichen, da man sich hier ganz auf geistigem Gebiet befindet und nichts Visuelles oder Tastbares störend wirkt. Wie innig der Verband eines Vorzeichens mit dem betreffenden Fall aufgefaßt wird, zeigt sich z. B. bei einer Krankheit oder ähnlichen Gelegenheit, wenn es gestattet ist, drei oder vier Küchlein, Hühner oder Schweine zu opfern bis man ein günstiges Vorzeichen erhält. Sind für eine Reise alle günstigen Vorzeigen gesammelt worden, so muß man sogleich aufbrechen, und darf keiner der Genossen noch eine Nacht im Hause zubringen.

Auch das vierte Prinzip, die räumliche Berührung von Ursache und Wirkung, tritt hierbei deutlich zutage, da Vorzeichen immer nur für ein vorliegendes Unternehmen gesucht werden.

Das fünfte Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung wird am besten durch diejenigen Erscheinungen bewiesen, die für diese Stämme die höchsten geistigen und materiellen Interessen vergegenwärtigen, durch die dargebrachten Opfer. In bezug auf die Quantität des Geopferten gilt, daß ein Schnitzkünstler zur Erreichung einer höheren Stufe seiner Kunst seinem Schutzgeiste ein immer größeres Opfer zu bringen hat.

Bei einer Beschwörung während einer einfachen Krankheit, eines bösen Traumes oder eines Unglücksfalles werden Eier oder Küchlein

geopfert. Genest der Kranke nicht, so wird die Beschwörung durch eine angesehenere Priesterin und mit dem Opfer eines Huhnes oder Ferkels wiederholt. Bei längerer Krankheit wird oft ein großes Schwein geopfert. Steht die Wohlfahrt des ganzen Stammes auf dem Spiele, so ist die Opferung eines wertvollen Schweines und vieler hübscher Gegenstände angezeigt.

Auch die Art der Darbringung des Opfers steht in verschiedener Weise zu dem erstrebten Erfolg im Verhältnis. Die Unterschiede beziehen sich erstens auf die Zahl der Priester und der beanspruchten Tage; für Privatpersonen genügen einer oder wenige; für Häuptlinge und den ganzen Stamm ist eine größere Anzahl Priester und Opfertage erforderlich.

Zu den Nebenerscheinungen der Opfer gehören noch die sich anschließenden Ruhe- oder Verbotzeiten. Auch diese sind in bezug auf ihre Dauer ganz im Einklang mit der Wichtigkeit des Opfers.

Hiermit ist also bewiesen, daß nicht nur das Grundprinzip des kausalen Denkens, sondern auch seine fünf Prinzipien sich bei den Dajak und den Toradja an ihren Kulturerscheinungen nachweisen lassen.

Der Mechanik liegen keine neuen Denkformen zugrunde, sondern sie entsteht aus Erfahrungsdaten in Verbindung mit dem kausalen Denken. Wie eingehend die hier behandelten Völker sich von den vorherrschenden mechanischen Verhältnissen Rechenschaft zu geben wissen, beweisen sie auf den verschiedensten Gebieten durch ihre Leistungen; z. B. bei ihren Fallen und Schlingenlegen zum Fang von Tieren, beim Bau ihrer großen Häuser mit Pfählen von einem Gewicht bis zu 35 aa K. G. und der Herstellung ihrer Boote aus einem Baumstamm, der eine Länge bis zu 23 m erreichen kann.

Nachdem also unsere Untersuchung der Verstandeseigenschaften dieser Malaien zu dem Ergebnis geführt hat, daß ihr Vorstellungs- und Erinnerungsvermögen, unter Berücksichtigung ihrer Lebensumstände, mit denen der weißen Rasse vergleichbar sind, hat sich auf dem Gebiet des kausalen Denkens gezeigt, daß seine Fundamentalprinzipien sich an ihren Handlungen nachweisen ließen, das kausale Denken also auch ihr Leben beherrscht, wenn auch die höchste Entwicklung derselben, das mathematische und naturwissenschaftliche, nur in seinen Anfängen vorhanden ist. (Schluß folgt.)

B. Besprechungen und Berichte.

Allgemeines.

Jahrbuch für Soziologie. Eine internationale Sammlung. Hrsg. von Dr. G. Salomon, a. o. Prof. an der Univ. Frankfurt a. M. 1. Band, 385 S. Karlsruhe, G. Braun, 1925.

In diesem internationalen Jahrbuch soll die Soziologie im umfassendsten Sinne des Wortes gepflegt werden. Die reine oder formale Soziologie soll nur ein Teil des Ganzen und „die Zusammenfassung der Sozialwissenschaften in der Soziologie“, d. h. die Behandlung der einzelnen Geisteswissenschaften unter soziologischen Gesichtspunkten die Hauptsache bilden. Die Philosophie hat heute, sagt der Verf., ihre frühere Universalität verloren: sie ist „eine scholastische Wissenschaft der Logik und Psychologie geworden“ (??). Diese Universalität kann heute nur in der Soziologie ihre Stätte finden in Gestalt eines „Soziologismus“, der die „geistige Sphäre aus der gesellschaftlichen“ herleitet (?) und begründet (?). Besonderes Gewicht legt der Herausgeber, dessen Programm hier ohne Auseinandersetzung lediglich mitgeteilt werden soll, auf den internationalen Charakter seines Jahrbuches, der dazu beitragen soll, die Isolierung der deutschen Wissenschaft aufzuheben — ein Bestreben, das gewiß Zustimmung verdient.

Von den 20 Aufsätzen des vorliegenden ersten Bandes seien hier die folgenden herausgegriffen und kurz besprochen. Max Adler („Soziologie und Erkenntniskritik“) führt den Gedanken aus: es bedarf das Gebiet der sozialen Erkenntnis wegen seiner Eigenart einer besonderen erkenntnistheoretischen Grundlegung. In einem historisch-kritischen Überblick sucht er zu zeigen, wie diese Aufgabe bisher wohl gestreift, aber noch nicht wirklich in Angriff genommen ist. Tatsächlich enthalten einige neuere deutsche Arbeiten, die hier nicht berücksichtigt sind (wie Theodor Litt, Individuum und Gemeinschaft, und Hans Freyer, Lehre vom objektiven Geist) bereits Anfänge einer derartigen Erkenntnislehre.

Von Franz Oppenheimer's „Soziologie des Staates“ ist der erste Abschnitt unter der gleichen Überschrift abgedruckt. Zum Wesen des Staates, führt Oppenheimer aus, gehört der Klassencharakter. Durch ihn unterscheidet sich die herrschaftliche Organisation von der genossenschaftlichen Organisation niederer Völker mit ihrem einfachen Häuptlingstum, und erst diese herrschaftliche Organisation kann als „Staat“ angesprochen werden. Bei einer Definition des Staates, wie Oppenheimer eine solche zu entwickeln unternimmt, muß aber gerade der Klassencharakter als eine besondere Eigenschaft ausdrücklich formuliert werden. — Eine durchdachte Studie von Hermann Kantorowicz über die verschiedenen möglichen

Staatsauffassungen geht von dem Gedanken aus, jeder Gegenstand der Erkenntnis (und damit insbesondere auch jeder materielle Gegenstand!) läßt sich nach drei Gesichtspunkten erforschen: nach seiner Existenz, seinem Gehalt und seinem Wert. In allen drei Fällen kommt wieder sowohl eine historische (d. h. auf das einzelne Gebilde gerichtete) wie eine systematische Betrachtung in Frage. Demgemäß kann man auch den Staat unter diesen sechs Gesichtspunkten auffassen.

Voll feinsinniger Bemerkungen ist die Studie von Ferdinand Tönnies: Richtlinien für das Studium des Fortschrittes und der sozialen Entwicklung. Die historischen Zustände zeigen verschiedene Typen, je nachdem die Gemeinschaft oder die Gesellschaft, und unter anderen Gesichtspunkten betrachtet, je nachdem das weibliche oder das männliche Wesen in ihnen überwiegt. Abstufungen ergeben sich je nach dem Grad der Mischung. Unter diesen Gesichtspunkten werden die griechische und römische Welt, Mittelalter und Moderne charakterisiert. Insbesondere kommen auch die Schattenseiten und Gefahren der modernen „Zivilisation", zugleich aber auch ihre Aussichten auf Verjüngung zur Erörterung.

Der Anthropologe Harry E. Barnes hat einen Aufsatz beigesteuert über „Anthropologie und Geschichtswissenschaft", Anthropologie dabei in dem älteren Sinne einer universalen Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur verstanden. Er betont mit Ratzel die Bedeutung der „Tiefe der Menschheit" und die Wichtigkeit des kulturgeschichtlichen Studiums gegenüber dem ausschließlichen oder überwiegenden Studium der politischen Geschichte und gibt einen Überblick über einige Ergebnisse der Anthropologie, insbesondere über die Anschauungen der neueren Religionsgeschichte. Abgesehen von der vielfachen prinzipiellen Bestreitbarkeit geht er kaum über Andeutungen hinaus. — Leider gilt das letztere auch von der Studie von Hans Tietze über die soziale Funktion der Kunst. Tietze betont den engen Zusammenhang der Kunst mit dem Leben, den sie auf allen Kulturstufen und insbesondere nach einer zeitweiligen Pflege des reinen Artistentums auch in der Gegenwart wieder zeigt.

Robert Wilbrandt behandelt die Grenzen der Sozialpolitik („Soziologie und Sozialpolitik"), die ihr aus der Struktur der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erwachsen, in deren Rahmen sie sich nach ihrem Wesen zu bewegen hat. — Eine Art Ergänzung dazu bildet die feinsinnige Abhandlung von Christian Cornelissen: die Lösungen des sozialen Problems und das Eindringen des Sozialismus. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Entwicklung sowohl stetig wie sprungweise vor sich gehen kann, führt der Verf. den Gedanken durch, daß eine wachsende Sozialisierung sich in einer ganzen Reihe von Formen und auf einer ganzen Reihe von Gebieten vielfach fast unmerklich oder wenigstens unbemerkt vollzieht.

Prof. Alfred Vierkandt.

Biologisches.

A. Elster, Sozialbiologie. Bevölkerungswissenschaft und Gesellschaftshygiene. Bd. 8 des Handbuches der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Hrsg. von A. Günther und G. Keßler. VIII + 483 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Unter „Sozialbiologie" wird hier diejenige wissenschaftliche Anschauungsweise verstanden, die den Lebensprozeß von praktisch zusammenfaßbaren Gruppen von

Menschen — ihr Werden und Vergehen — unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet, wertet und zu beeinflussen sucht (S. 14). Der Begriff wird also enger gefaßt, als man ihn wörtlich verstehen müßte; es handelt sich hier um eine angewandte Wissenschaft, die mit Wertungen an die Materie herantritt; dies entspricht auch dem ganzen Anlageplan dieser Publikationsserie, welche — wie das Geleitwort mitteilt — dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft und der staatlichen Gesellschaft dienen soll.

Die Begriffe des „Sozialen" und des „Biologischen" werden im Vorliegenden so gefaßt, daß sie vielfach in einem Gegensatze zueinander stehen; so spricht Verf. z. B. S. 24 von dem „Zwiespalt zwischen biologischen und sozialen Anforderungen", die an den Einzelmenschen gestellt werden. Der menschliche Wille ist es dann, der den Menschen „über das Animalisch-Biologische hinaushebt" (S. 21). Es ist zu bedauern, daß Verf. diesen Unterschied zwischen „Sozialem" und „Biologischem" macht; dadurch wird das letztere zu etwas Niedrigerem gestempelt (die Verknüpfung der beiden Worte „animalisch" und „biologisch" ist hier sehr bezeichnend!). Gehören denn aber die sozialen Lebensäußerungen des Menschen nicht mehr zu seiner „Biologie"? Bei eingehenderem Durchdenken hat es doch wahrlich keine Berechtigung, all diejenigen Funktionen, welche sich auf die Person selbst beziehen, als nur „biologisch", diejenigen aber, welche auf die Gesellschaft Bezug haben, als höherwertig — weil „sozial" — abzustempeln. Was nun den menschlichen Willen betrifft, so spielt er nach Verf. eine ganz besondere Rolle; Wille und Selbstbestimmung sollen imstande sein, den Menschen weitgehend aus seiner biologischen Determiniertheit zu lösen (S. 2). Doch tun wir uns nur ja nicht auf unseren Willen und unser Vermögen der Selbstbestimmung gar zuviel zugute; denn der Wille ist doch ein unlösbarer Bestandteil der ganzen Persönlichkeit, diese letztere zwar weitgehend bestimmend, aber auch von ihr auf die mannigfachste Weise abhängig.

Die Einstellung des Verf. dem „Animalischen" gegenüber bringt es mit sich, daß er behauptet, Vergleiche zwischen der Gesellung des Menschen und derjenigen der Tiere seien „mehr oder weniger spielerisch" (S. 32). Dies ist natürlich viel zu weit gegangen; denn die Vergleichende Soziologie lehrt uns ja gerade, daß die Gesellungen bei Tier und Mensch auf den gleichen Urinstinkten basieren. Verf. irrt, wenn er den Menschen „als Schöpfer (Subjekt) der Sozialordnung" ansieht (S. 15); denn die Institutionen wie Ehe, Familie und Gesellschaft sind älter als der Mensch und sein Verstand; dies zeigt uns unwiderleglich die Tiersoziologie. Es blieb also bei der „Menschwerdung" dem aus dem Instinktiven sich mehr und mehr herausdifferenzierenden menschlichen Verstande nichts zu tun übrig, als die vorgefundenen Gesellungsformen durch rationalistische Überlegungen nachträglich zu sanktionieren. Das, was zuvor im Sozialen allein der Instinkt geregelt hatte, wurde nun vom Verstande kodifiziert; aus den Forderungen, die bisher der Instinkt allein dem Individuum auferlegt hatte, wurden dann soziale Pflichten, die die Gesellschaft gegebenenfalls vom einzelnen erzwingen kann. (In der Säugetierherde z. B. gibt es keine von der Gemeinschaft überwachte Alimentationspflicht u. dgl.; versagt etwa beim Einzelindividuum der elterliche Instinkt, so kommt es nicht zu einem Einwirken der Herdengenossen auf das betreffende normwidrig sich verhaltende Tier.)

Viel zu rationalistisch sieht Verf. die kulturelle Fortentwicklung der menschlichen Gesellschaft an; er sagt, Erfinder und Entdecker machten sich immer erst dann ans Werk, wenn die Lebensnotwendigkeiten dazu trieben (S. 119). Dabei ist es doch ersichtlich gerade umgekehrt: nicht die Bedürfnisse schaffen Erfindungen und Entdeckungen, sondern erst die letzteren wecken neue Bedürfnisse, die dann

durch sie ihre Befriedigung finden. Und wie oft ist es dabei geschehen, daß Bahnbrecher zunächst verhöhnt und angegriffen wurden, ehe sie sich durchsetzen konnten (Columbus, Yames Watt, Zeppelin usw.); dies spricht auch nicht gerade dafür, daß es bereits vorliegende „Bedürfnisse“ waren, die diese Männer zu ihren Taten anspornten. —

Die hier bisher von mir erhobenen Einwände betreffen einige der theoretischen Grundlagen des vorliegenden Werkes; im übrigen muß anerkannt werden, daß die angestrebte Synthese von „Bevölkerungswissenschaft und Gesellschaftshygiene“ dem Leser auf Schritt und Tritt Anregungen mannigfacher Art bietet. Alle Lebenserscheinungen und -stadien des Menschen wie Zeugung und Vererbung, Geburt, Säuglings- und späteres Kindesalter, Pubertät, Reife, Klimakterium, Altern und Tod werden in den Kreis der Betrachtung einbezogen; ein Gleiches gilt für die Störungen des normalen Lebensablaufs, wie sie hervorgerufen werden durch Seuchen, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus u. dgl. All diese Erscheinungen erfahren zugleich ihre Wertung vom Standpunkte des Sozialwissenschaftlers und -hygienikers aus. Prof. Friedrich Alverdes (Halle).

W. Fließ, Zur Periodenlehre. Gesammelte Aufsätze. 260 S. Jena, Eugen Diederichs Verlag, 1925. Geh. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.

Die Periodenlehre besagt, daß das biologische Geschehen nicht ein gleichförmiges Dahinfließen darstelle, sondern daß es von einem Rhythmus beherrscht sei, der ein beständiges Auf und Ab erzeuge; auf diese Weise kehre in gesetzmäßigen Abständen Gleichartiges oder doch Ähnliches immer von neuem wieder. So sei es nicht wunderbar, wenn zwei Blutsverwandte zur selben Zeit von Krankheit oder Tod betroffen würden, denn auch, nachdem sich das Individuum vom Mutterleib abgelöst habe, lebe es doch bis ans Ende seiner Tage im selben Rhythmus wie seine Eltern (und deren Blutsverwandtschaft) fort. Bezüglich des Zusammentreffens zweier Unglücksfälle in derselben Familie wäre zu sagen, daß es sich hier vielleicht um nichts anderes handele wie bei der viel diskutierten „Duplizität der Fälle“ überhaupt. Der singuläre Fall wird im Alltagsleben nicht besonders beachtet, denn jeder Tag bringt uns ja schließlich immer von neuem deren tausende; kommt dann aber eine Duplizität auf irgendeinem Gebiete zustande, dann wird ein solches Zusammentreffen aus der Fülle der Erscheinungen herausgehoben und als besonderer Erklärung bedürftig bezeichnet.

Die Fließ'sche Periodenlehre hat auf den ersten Blick durchaus etwas Bestechendes, bis man sich eingehender mit ihr befaßt. Denn der Rhythmus, welcher das menschliche Leben durchziehen soll, ist nicht etwa ein gleichförmiger, also z. B. nur ein 28- oder 23tägiger, sondern unter Umständen sollen sich 23 und 28 und die Vielfachen dieser Zahlen nebeneinander in ein und demselben Rhythmus aufzeigen lassen; man darf sie dann entweder miteinander addieren oder aber voneinander subtrahieren. Es kann also jeder 28mal xte, jeder 23mal yte Tag, jeder 28mal xte plus 23mal yte, jeder 28mal xte minus 23mal yte und jeder 23mal yte minus 28mal xte Tag ein kritischer für das Individuum oder die Familie sein. Wir gelangen so zu den Formeln $28\,x \pm 23\,y$ und $23\,y \pm 28\,x$; mit ihrer Hilfe soll der Untersucher die zusammengehörigen kritischen Tage miteinander in Beziehung setzen können. Sieht man genau zu, so läßt sich aber jede beliebige Zahl von 1 bis ∞ nach diesem Schema ausdrücken; mit anderen Worten: die Theorie ist gegenstandslos. Außer den kurzfristigen 23- und 28tägigen Perioden sollen zum Überfluß auch noch Jahresperioden das Leben beherrschen.

Die Fließ'sche Theorie hat bekanntlich viele Gegner gefunden; der Objektivität des Verf., welcher seit über $1^1/_2$ Jahrzehnten für seine Theorie kämpft, ist hohe Anerkennung zu zollen, daß er in dieser Sammlung von Aufsätzen auch seine Gegner an geeigneter Stelle zu Worte kommen läßt, so daß sich jeder Leser von dem Für und Wider sogleich das richtige Bild machen kann. Die Ausstattung ist vorzüglich und auch einem verwöhnten Geschmacke Genüge leistend, wie man dies bei dem Verlage Diederichs nicht anders gewöhnt ist. Alverdes.

J. W. Harms, Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Naturwiss. Kl. 1. Jahr, Heft 1, 102 S. Berlin, Deutsche Verlagsges. für Politik u. Geschichte, 1924.

Überschaut man die verschiedenen biologischen Forschungsrichtungen der heutigen Zeit, so bemerkt man, daß vielfach nur Teile eines Ganzen der Betrachtung unterzogen werden. Untersuchungen aber, die sich nur über eine einzige Phase im Leben der Organismen erstrecken, können nie allgemeinere Bedeutung erlangen, wenn sie nicht auf den ganzen Lebenszyklus der Individuen bezogen werden. Jedes Einzelwesen stellt während seines Daseins ein System von Gleichgewichtskomponenten dar, die in jeder Phase untereinander verschieden sind. In jeder Lebensphase ist ein biologisches Gleichgewicht vorhanden, das sich durch die kontinuierlich sich verschiebenden korrelativen Verknüpfungen aller Lebensäußerungen stets ändert. Der Lebenslauf eines jeden lebenden Organismus geht kurvenmäßig vom Nullpunkt aus, erreicht eine ziemlich gleichbleibende Höhe und kehrt dann zum Nullpunkt zurück.

Die Lebensvorgänge sind in vielen sich überschneidenden Kurven darzustellen, die in jedem Zeitpunkt des Lebens ein System von Gleichgewichtskomponenten ergeben. In dem Ablauf des individuellen Lebens treten drei große Phasen auf: Entwicklung, Reifestadium und Alter. Alle Störungen in diesen Phasen können, sofern sie im Rahmen der korrelativ bedingten Ausgleichsmöglichkeiten liegen, behoben werden (z. B. Verletzungen, Unterernährung u. dgl.). Schwere, nicht mehr kompensierbare Störungen führen zu einem akzidentellen Tode; aber nur der normale physiologische Tod ist als Abschluß des Individualzyklus anzusehen. Entstehung, Dasein und Tod sind also nichts als eine Zustandsveränderung, ein Phasenwechsel im Gesamtkomplex des organischen Lebens.

In der modernen Medizin will die Konstitutionsforschung oder Syzygiologie (Zusammenhangslehre) etwas Ähnliches, wie es nach Verf. die Erforschung der Individualzyklen sein soll. Letztere erschließt uns also nicht nur das Seiende und Gewordene eines Individuums im Reifestadium, sondern sie tut uns das Leben in seinen Ausdrucksformen innerhalb eines Zyklus dar. Das Individuum ist überhaupt nicht als etwas Stationäres zu fassen, sondern nur phasenhaft. Das Individuum als Ganzheit ist eben der Individualzyklus. Diesen Gesamtzyklus sehen wir mit Verf. als elementare Einheit der Lebensäußerung der Organismen an, um zu erschließen, welche Möglichkeiten überhaupt bei veränderten Umwelt- und Innenwelteinflüssen in ihnen liegen. Alverdes.

Veranlagung und Umwelt.

G. T. W. Patrick, Can the sentiment of patriotism be refunded. The American Journal of Sociology, XXX. 6.

Die Menschheit ist in ihrer sozialen Entwicklung vielleicht an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt. Die letzten 10 Jahre haben gezeigt, daß das Kriegführen infolge der zunehmenden Wertvernichtung ein immer ungeeigneteres Mittel wird, Differenzen zwischen den Völkern aus der Welt zu schaffen. Deshalb werden die Völker früher oder später gezwungen sein, Streitigkeiten auf dem Vertragswege auszugleichen. Diese Eliminierung des Krieges aus der menschlichen Entwicklung birgt aber ein großes Gefahrmoment in sich.

Es ist bekannt, daß der Grad der Kriegstüchtigkeit ausschlaggebend ist für die Gesundheit und Tüchtigkeit eines Volkes, vor allem aber für seine Disziplin und Solidarität. Hört also die Notwendigkeit auf, Krieg zu führen, und soll doch vermieden werden, daß das Menschengeschlecht an Degeneration zugrunde geht, so muß dieser äußere Zwang des Kampfes gegen den Nachbar durch den inneren Zwang der Ethik und Moral ersetzt werden, das patriotische Gefühl muß entweder erweitert oder in eine höhere Sphäre erhoben werden.

Auf diese Weise wäre eine weitere Entwicklung möglich, die mit Hilfe der Integration die Menschheit zu einem immer mehr sich vervollkommnenden Organismus modeln würde. Ob und in welcher Weise diese Entwicklung vor sich gehen wird, kann nicht festgestellt werden. Sicher ist, daß sie auf Sozialmoral begründet sein muß, der es gelingen muß, den modernen Individualismus zu verdrängen.

Diese Sozialmoral entsteht durch Unterricht, Gesetz, Gewohnheit und Religion, und namentlich die letztere soll dem Menschen das geben, was er im Hinblick auf die weitere Entwicklung des Menschengeschlechts am notwendigsten braucht: Hingabe an die Allgemeinheit. K. A. Guggemoos (Berlin).

J. Zollschau, Das Rassenproblem. Unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage. 5. Aufl. XLVIII + 512 S. Wien u. Leipzig, Universitäts-Verlagsbuchhdlg. Wilhelm Braumüller, 1925.

Das Buch besitzt höchstens historischen Wert, da diese 5. Aufl. — wie die 1920 erschienene 4. — keine Veränderungen gegenüber der letzten aus der Vorkriegszeit stammenden enthält. Infolgedessen sind so gut wie alle Angaben veraltet, mögen diese nun Fragen der Vererbung, Abstammung, Anthropologie oder Wirtschaftslehre betreffen. Die ganzen Kriege und Revolutionen des letzten Jahrzehnts und ihre politischen und ökonomischen Folgen existieren für dieses 1925 in Wien und Leipzig verlegte Buch noch nicht! Da aber offenbar dasselbe bisher immer einen gewissen Leserkreis gefunden hat, ist es Pflicht, hier auf diesen Übelstand nachdrücklich hinzuweisen. Alverdes.

Einwirkung des Klimas.

Erwin Poleck (Braunschweig), Tropenneurasthenie. Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilk., Bd. 81, Heft 1—4, S. 210—216. 1923.

Die sog. Tropenneurasthenie kann als reine Krankheitsform nur angesehen werden, wenn sie bei Individuen ausbricht, die bis dahin weder durch Krankheit oder Ver-

wundungen in ihrer Gesundheit irgendwie beeinträchtigt waren, die ferner weder Psychopathen oder irgendwie Entgleiste, noch Alkoholiker oder sexuell abnorm Reizbare sind, die also ein völlig intaktes Nervensystem aufweisen. Die Ursache der sog. Tropenneurasthenie sieht Poleck lediglich im vielseitigen scharfen Kampfe ums koloniale Dasein, durch die neue eigenartige Umwelt und das engere Milieu. Wo in den Tropen annehmbare gesunde allgemeine und soziale Lebensbedingungen obwalten, entsteht keine Neurasthenie.

Die ungünstigen Einflüsse der andauernden tropischen Glut und Schwüle mögen allenfalls und nur begrenzt für die hartnäckigen Kopfschmerzen und die beklemmend wirkende Vergeßlichkeit gelten. Auch soll für die sich zunächst unklar anmeldende erhöhte sexuelle Erregung der weißen Mädchen der durch das Klima bedingte Reiz nicht so schroff abgelehnt werden.

Die sonstigen vielseitigen, wechselnden, körperlichen Beschwerden der Neurasthenie hatten in den Tropen kaum ihr Bild geändert. Die Umstimmung der Psyche kann allerdings zu besonders hohen Graden führen, die dann als „Tropenkoller" bekannt geworden sind. Nach Fortfall der letzten Hemmungen können schwere Grade der Tropenneurasthenie zur Selbstvernichtung führen oder hin und wieder doch in wirkliche Geistesstörungen übergehen oder auch hinüberleiten zu verbrecherischer Betätigung.

Als Analogien der Tropenneurasthenie werden genannt: arktische Neurasthenie, Neurasthenie auf langdauernden Seereisen in engem Kreise, Neurasthenie in Gefangenenlagern, in Invalidenhäusern, in Stiften.

Somit wird der Schluß gezogen, daß es eine Tropenneurasthenie als Sonderkrankheitsbild gar nicht gibt. Es darf von Tropenneurasthenie nur in dem Sinne gesprochen werden, wie es eine arktische, eine sozial bedingte und politisch ausgelöste, eine Kriegs- und eine Revolutionsneurasthenie gibt.

Dr. Günther (Bremen).

Béla Révész, Paralyse, Lues und Alkohol. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd 92, Heft 3/4, S. 267—278. Berlin, Julius Springer, 1924.

Verf. sucht die Frage zu beantworten, warum so viele Fälle von Paralyse (und Tabes) in kalten und gemäßigten Zonen aller Kontinente und so wenige in den heißen Ländern vorkommen, trotzdem in diesen letzteren die Erkrankung an Syphilis eine besonders hohe Ziffer zeigt. Unter Berufung auf die angebliche Erfahrung, daß bei großer Hitze und dadurch verursachter starker Schweißabsonderung und Hautverdunstung Gifte, wie z. B. der Alkohol und der Haschisch leichter ausgeschwemmt und daher besser vertragen werden, glaubt er einen ähnlichen Mechanismus bei der Syphilis in den Tropen annehmen zu müssen.

Daß die Haut eine besonders wichtige Aufgabe im Kampfe gegen den Syphiliserreger zu erfüllen hat, ist heutzutage allgemein anerkannt. Es ist auch anzunehmen, daß die unbekleidete Haut des Tropenbewohners unter dem Einfluß der Wärme, des Lichtes und der ultravioletten oder sonstigen Strahlen besonders leistungsfähig als Abwehrorgan ist. Schwerlich aber ist der Abwehrmechanismus so einfach, wie ihn sich der Verf. vorstellt.

Das scheinbar rein medizinische Paralyseproblem ist geeignet, die komplizierten Beziehungen zwischen Krankheit, Klima, Konstitution und Kultur zu beleuchten, welche für die Besiedelung der Erde und damit für den Gang der Zivilisation nicht unwesentliche Faktoren gewesen sind. Bei der Beantwortung der vorliegenden Frage

ist schon jede Denkmöglichkeit als Erklärung vorgebracht worden. Die „wilden" Völker sollten eine erhöhte Widerstandsfähigkeit gegen die Syphilis haben infolge einer Rasseeigentümlichkeit, oder weil sie nicht dem verderblichen Einfluß der Gehirnarbeit ausgesetzt seien, oder weil sie nicht die Zivilisationsgifte usw. kannten. Jetzt wird behauptet, daß das Klima gegen Paralyse schütze. Wahrscheinlich wirken Klima, Lebensweise und Art der Syphiliserreger, die wiederum durch Klima und Krankheitsträger seit langem modifiziert sein mag, zusammen.

Dr. Bolte (Bremen).

Die Persönlichkeit.

Im Allgemeinen.

Eduard Spranger, Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit. 3. Aufl. 403 S. Halle, Max Niemeyer, 1922.

Die Besprechung des vorliegenden Werkes im Rahmen unserer Zeitschrift bietet nicht geringe Schwierigkeiten, da es die höchsten philosophischen Probleme berührt, welche zu erörtern hier nicht der Platz ist. Wenn man es aber nur als die Darlegung einer Typenlehre mit den Augen der gewöhnlichen Psychologie betrachtet, so mißt man es offenbar nicht mit dem Maß, mit dem es gemessen sein will. Trotzdem soll ein Referat versucht werden, das aber bewußt unvollständig ist.

Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte: „Geistesphilosophische Grundlagen", „Die idealen Grundtypen der Individualität", „Folgerungen für die Ethik" und „Das Verstehen der geistigen Strukturen". Nur auf den zweiten Abschnitt soll ausführlicher eingegangen werden.

Spranger stammt aus dem Gedankenkreise Dilthey's, der die naturwissenschaftliche Gesellschaftslehre und Geschichtstheorie des Positivismus ablehnt und statt dessen eine geisteswissenschaftliche Begründung fordert. Eine Anordnung, in der seelische Tatsachen durch innere erlebbare Beziehungen verknüpft sind, nennt Dilthey eine Struktur (gegenüber äußerlichen Gleichförmigkeiten, die an einzelnen ausgesonderten Prozessen induktiv erschlossen werden können). Das Ganze der Seele und ihre Entfaltungen in der Kultur sind also teleologische Strukturzusammenhänge. Bei der Wahl der Methode ist der Unterschied von Erkennen und Verstehen zu beachten. Im Erkennen wird der physische Gegenstand geschaffen; sein Ergebnis oder Inhalt ist das Wissen um Gesetze kausaler Veränderungen. Im Verstehen entsteht ein geistiges Objekt: Werte und Zwecke der Individualität. Verstehen ruht auf dem Zusammenwirken aller Seelenkräfte in der Auffassung; man will im Verstehen das Einzelne aus dem lebendig gegebenen Zusammenhang des Ganzen faßbar machen, also die volle Wirklichkeit darstellen. Verstehen ist nicht bloßes Erleben. Verstehen setzt Erleben voraus. Das Erleben wird zur Lebenserfahrung, zum Verstehen dadurch, daß das Verstehen aus der Enge und Subjektivität des Erlebens hinausführt in die Religion des Ganzen, Allgemeinen. Verstehen ist also ein besonderer geistiger Akt, ein innerliches Erleben, Nacherleben, Sich-zu-eigen-machen. Demnach ist Erkennen die Methode der Naturwissenschaften, Verstehen die Methode der Geisteswissenschaften.

Dementsprechend hat Spranger die geisteswissenschaftliche Psychologie scharf abgegrenzt gegen eine Psychologie der Elemente. Struktur-, Entwicklung, Typen-

psychologie bilden zusammen die verstehende Psychologie gegenüber der beschreibenden. Spranger hat aber die geisteswissenschaftliche Methode ins Transzendentalkritische gewandt. Die sechs Grundtypen (theoretischer, ökonomischer, ästhetischer, sozialer, Macht, — religiöser Mensch), welche er aufstellt, sind nicht Photographien des wirklichen Lebens, sondern zeitlose Idealtypen, die als Schemata oder Normalstrukturen an die Erscheinungen der historischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit angelegt werden sollen. „Sie ergeben sich daraus, daß jeweils eine bestimmte Sinn- und Wertrichtung in der individuellen Struktur als herrschend gesetzt wird. Nach unserem Prinzip, daß in jeder geistigen Erscheinung die Totalität des Geistes irgendwie immanent sei, können dann die anderen geistigen Akte nicht fehlen. Aber ihre Leistung wird jedesmal so umgebogen, daß sie der vorherrschenden Wertrichtung in einem näher zu erörternden Sinne untergeordnet erscheinen. Sie tragen ihre Färbung, oder, wenn dies nicht möglich ist: sie werden bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt."

1. Der rein theoretische Mensch ist nur eine Konstruktion. Das wirkliche Erkennen bleibt immer verflochten mit ästhetischen, religiösen und ökonomischen Motiven. Der Sinn des Erkennens ist Gegenständlichkeit (Objektivität). Affektlosigkeit ist der Zustand des Forschers, soweit er erkennen will, denn der theoretische Mensch kennt nur ein Leiden: das Leiden am Problem, an der Frage, die auf Erklärung, Zusammenhang, Theoretisierung dringt. Auch in sein praktisches Verhalten bringt er eine Systematik hinein, die dem triebhaften Augenblickswesen fehlt. Das ökonomische Verhalten kann in keinem Leben ganz fehlen, aber keine andere Seite des Daseins liegt dem Denker innerlich ferner; denn in jeder rein wissenschaftlichen Erziehung liegt eine bewußte Ablehnung alles Utilitarischen. Gelehrte mit Geiz oder Erwerbssucht sind entweder keine geborenen Theoretiker oder handeln aus dem Gefühl, der ökonomischen Seite des Lebens nicht gewachsen zu sein. Immerhin tritt das Ökonomische als untergeordneter Akt auch in das erkennende Verhalten mit ein. Wo aber die Denkökonomie zum beherrschenden Erkenntnisprinzip wird, da ist das reine Gesetz des Erkennens ausgelöscht. Auch das ästhetische Verhalten wird von dem ästhetischen Menschen herabgewertet. Wo er der Kunst gegenübertritt, sucht er sie in Ästhetik aufzulösen und ihr eine allgemeine Idee unterzuschieben. Am meisten streift noch der empiristische Denker an den ästhetischen Typus heran, z. B. der Botaniker, der Geograph, aber auch der Historiker. Der Theoretiker ist ausgesprochener Individualist und gehört nicht zu den sozial gerichteten Naturen. Er kümmert sich nicht um Ahnen, um Nachbarn, um die Volksversammlung, wie Plato sagt. Nur die unsichtbare Akademie der Denker band in Zeiten, als die Wissenschaft noch übersehbar war, die Forscher selbst verschiedener Nationen. Das Menschenverständnis des Theoretikers ist dadurch begrenzt, daß er vorwiegend intellektuelle Motive sieht und dem Einzelfall nicht nahekommt wie der Künstler. Er hat ein starkes Machtbewußtsein, aber dieses Machtgefühl ist gegenstandslos, er sagt: Ich könnte, wenn ich wollte. Der Tatwille verpufft in der Regel in Kritik und Polemik. Auffallend ist der sprichwörtliche Gelehrtenehrgeiz. Der Idealtypus sollte sich mit der Seligkeit des Erkennens begnügen. Als Politiker neigt der Typus zum Intellektualismus, Gleichheitsfanatismus, Radikalismus, Kosmopolitismus. Der Wissende im höchsten Sinne ist aber niemals der Handelnde und denkt sehr skeptisch über die Aufklärung. Der Theoretiker glaubt in einer umfassenden Seinserkenntnis bereits den Totalwert der Welt mitzubesitzen, dementsprechend seine Einstellung zur Religion. Der Positivist lehnt sie als eine veraltete Erkenntnisform ab, der Metaphysiker glaubt,

daß er mit den Mitteln der Erkenntnis das Absolute und sogenannte Transzendente mit zu umfassen vermag, der religiöse Dogmatiker sucht den religiösen Gemütszustand beschreibend zu erfassen und seine Grundphänomene begrifflich zu bestimmen. Alle theoretischen Typen lehnen den Mystizismus ab. In der Lebensführung ist Allgemeingültigkeit des Verhaltens, Maximenhaftigkeit, der Stil seiner Motivation, seine höchste soziale Tugend die Wahrhaftigkeit. Der scheinbare Gegensatz des theoretischen Menschen, der Skeptiker aus System, ist in gewissem Sinne die reinste, weil sich selbst überbietende Erscheinung des theoretischen Menschen.

2. Der ökonomische Mensch im allgemeinsten Sinne ist derjenige, der in allen Lebensbeziehungen den Nützlichkeitswert voranstellt. Alles wird für ihn zu Mitteln der Lebenserhaltung, des naturhaften Kampfes ums Dasein und der angenehmen Lebensgestaltung. Er tritt uns in zwei recht verschiedenen Gestalten entgegen, als Erzeuger und als Verbraucher. Freilich handelt es sich dabei nur um eine Bezeichnung a potiori, denn jeder Mensch ist notwendig beides zugleich: „Arbeiter und Genießer". Auch das Wissen betrachtet der ökonomische Mensch vom Nützlichkeitsstandpunkt. Je verwickelter die Methoden der Wirtschaft werden, um so mehr intellektuelle Ausstattung fordert sie von Menschen. Er muß nicht nur den wirtschaftlichen Wert der Dinge, sondern auch das wirtschaftliche Wesen der Menschen kennen. Der Taylorismus ist der höchste Gipfel dieses einseitigen Menschenstudiums, das nur nach der ökonomischen Brauchbarkeit fragt. Das Ästhetische hat einen seelischen Erlebniswert, aber keinen Nützlichkeitswert, das Nützliche ist in der Regel geradezu ein Feind des Schönen. Wird das ästhetisch Belangvolle unter einen ökonomischen Gesichtspunkt gerückt, so fällt es unter den Begriff des Luxus. Die Menschen des Luxus gehören also noch dem ökonomischen Typus an, wenn sie auch ins Ästhetische hinüber spielen. Das Interesse, das der ökonomische Mensch an seinen Mitmenschen nimmt, ist ein reines Nützlichkeitsinteresse. Auch die moralischen Qualitäten werden ökonomisch gewertet, wie die kaufmännische Ausdrucksweise beweist: „Der Mann ist gut". Der Staat erscheint dem ökonomischen Menschen als eine Art höherer Produktionsgemeinschaft, oder Handelskompagnie, oder Aktiengesellschaft, Gott als der Herr alles Reichtums, als der Spender aller nützlichen Gaben.

Der Mensch, der nach ökonomischen Motiven verfährt, hat offenbar ein viel näheres Verhältnis zur Wirklichkeit als der Theoretiker. Auch er muß überlegen. Aber zuletzt greift er doch gestaltend in die Dinge ein. Die abstrakt ökonomische Tendenz erhebt sich vielfach über das bloße Streben nach persönlichem Nutzen. Es ist gleichsam die Idee des Nützlichen, die Idee des Güterschaffens, die hier zu einer dämonischen Leidenschaft wird. Unter den Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Typus drängt sich der Gegensatz zwischen Produzenten und Konsumenten auf. Steht dem Konsumenten eine Fülle von Gütern zur Verfügung, die er einfach verbraucht, so droht er schon die Grenzen des ökonomischen Typus zu überschreiten, als Ästhet oder Anbeter des Bauches. Bei Knappheit der Güter entsteht der Typus des Sparers. Es gibt auch Menschen, bei denen der wirtschaftliche Sinn erstorben zu sein scheint, weil sie ein einziges Moment des wirtschaftlichen Verhaltens übertreiben, so entsteht der Verschwender und der Geizhals.

3. Das Wesen des ästhetischen Menschen besteht darin, daß er alle seine Eindrücke zum Ausdruck formt. Er hat eine Abneigung gegen das Begriffliche, denn es vernichtet das Anschauliche. Er bleibt der mythologisch-beseelenden Denkweise nah, die in der Natur ein verwandtes Leben fühlt. Den ökonomischen Bedingungen des Lebens gegenüber ist er ebenso gleichgültig und hilflos wie der Theoretiker. In

die ästhetischen Formungsprinzipien geht aber immerhin das ökonomische Moment als ein untergeordneter Akt mit ein. Das Pathos der Beschränkung gehört notwendig zu dem ästhetischen Typus. Der ästhetische Mensch ist keineswegs ungesellig, obwohl er Individualist ist. Es herrscht nicht der Wille zu helfen, sondern die anderen sind Gegenstand des ästhetischen Genusses und der Einfühlung. Eine höhere Form dieser ästhetisch sozialen Beziehungen bedeutet die Erotik. In seinem Persönlichkeitsbewußtsein besitzt der Ästhetiker ein Machtgefühl. Äußere Machtmittel entnimmt er den Kunstwirkungen. Als Aristokrat und Individualist zieht er sich zurück in dem Gefühl, der Welt der Machtverhältnisse nicht gewachsen zu sein. Greift er doch in die Politik ein, so ist er Liberaler oder Anarchist. Pantheismus ist die religiöse Weltauffassung des Ästhetikers. Selbstvollendung, Selbstgenuß ist das Ziel des Menschen von ästhetischer Struktur.

Das Widerspiel des ästhetischen Menschen ist nicht nur in der Reihe der anderen reinen Lebensformen zu suchen, sondern vor allem da, wo ein Mensch mit formender Kraft der Phantasie doch das rein ästhetische Verhalten zum Leben ablehnt. Es gibt Naturen, die aus höchstem, reinstem Künstlertum dieses in ihnen glühende Ideal befehden, weil sie es nicht in der höchsten Vollendung vor sich sehen.

4. Wo der Trieb zur Hingabe an den anderen als beherrschender Lebensdrang auftritt, da entsteht eine eigene Lebensform, die soziale. Ihre höchste Entfaltung ist die Liebe; die fünf anderen Wertgebiete des Lebens können als Inhalt der sozialen Lebensform auftreten, dann bedeuten sie die Werte, die durch die helfende Liebe gefördert werden sollen. Die Objektivität der Liebe ist dem Geiste entgegengesetzt. Eine ähnliche Spannung besteht zwischen dem ökonomischen und dem sozialen Prinzip. Indifferenter scheint das Verhältnis des sozialen Menschen zum ästhetischen Gebiet und doch besteht hier eine ähnliche Spannung: denn der wahren Liebesnatur ist das Leben als solches heilig ohne jede ästhetische Bestimmung. Liebe und Macht schließen sich nicht aus, aber der soziale Mensch will und kennt keine andere Machtwirkung als die Macht der Liebe, deshalb ist ihm nur das patriarchalische Prinzip gemäß. Für eine unpersönliche Rechtsordnung hat er kein Verständnis und kommt so zu einem Anarchismus der Liebe und der Brüderlichkeit. Bei keiner anderen Lebensform liegt der Übergang ins Religiöse so nahe, wie bei dem sozialen Menschen. Der Satz: „Gott ist die Liebe" spricht den geistigen Zusammenhang aus. Die Motivation des sozialen Typus ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihm ein gleichsam erweitertes Ich handelt. Die Erscheinungsform des sozialen Typus sondern sich in Liebesnaturen und liebedürftige Naturen. Die soziale Gesinnung kann einen sehr verschiedenen Umfang haben, sie kann die Blutsverwandtschaften, die Gattin, die Freunde, die Glaubensgenossen, das Volk, die Menschheit umfassen. Unter der Ausbreitung leidet oft genug die Intensität. Die Liebeskraft des Proletariers verbindet sich mit politischem Machtwillen oder religiösem Erlösungsdrang, ist also kein reiner Typus. Für eine liebeleere Gesinnung gibt es verschiedene Gründe: Gelehrtenindividualismus, ökonomischer Egoismus, ästhetische Selbstgenügsamkeit oder religiöses Einsiedlertum. Das sind andere Lebensformen, Gleichgültigkeit gegen das fremde Leben, aber nicht das Gegenteil der Liebesnatur. Dieses stellt der Menschenfeind dar, der aus Enttäuschungen entstanden ist, übrigens aber kaum dem Menschen schadet. Die aktiven Menschenfeinde sind aus anderem Holz geschnitzt. Sie sind extreme Erscheinungen des Machttypus oder bedeuten eine konstitutionelle Erkrankung des Wertlebens, die verstehender Psychologie nicht zugängig ist.

5. Der reine Machtmensch, den man auch den politischen Menschen nennen

könnte, stellt alle Wertgebiete des Lebens in den Dienst seines Machtwillens. Seine Menschenkenntnis ist eine Art Hebelkenntnis, nicht eine bloße theoretische Begriffsbildung. Die Wahrheit wird zu einem politischen Mittel herabgedrückt. Gewisse politische Theorien haben ihre Wurzeln mehr in dem Willen zum Leben, als in den Tatsachen. Alfred Fouillée hat für diese den Macht- und Lebenswillen beflügelnden Ideen den Namen der idées-forces gebildet. Auf dem Boden der reinen politischen Seelenstruktur stirbt das Organ für Objektivität und Wahrheit ab. Das Scheinenwollen gehört zum Grundcharakter des Politikers. Ökonomische und ästhetische Mittel werden gern zur Entfaltung des Machtwillens benutzt. Rein begrifflich ist der Machtmensch der größte Gegensatz des sozialen Menschen. Als Inhaber einer sozial fundierten Macht muß er aber auch etwas vom sozialen Liebesgeist zurückgeben. Wenn die Kategorien des Machtgebietes auf das religiöse Verhalten übertragen werden, so wird Gott vorzugsweise als Machtpersönlichkeit verstanden. Was die Motivationsform des politischen Typus anbetrifft, so ist Grundsatzlosigkeit nur der Ausfluß seines spezifischen Machtwillens. Die Motivation des wahrhaft Herrschenden muß beruhen auf der Selbstüberwindung, die einen Inbegriff echter Werte für sich und andere zur Regel des praktischen Verhaltens erhebt. Andernfalls haben wir nicht Herrschaft, sondern Willkür; nicht Ordnung, sondern Chaos. Freiheit und Abhängigkeit ist über alle Menschen, aber in ungleichem Verhältnis, verteilt. Unter ihnen heben sich diejenigen heraus, denen Macht und Geltung die zentrale Lebensangelegenheit bedeuten, während andere nur in Anlehnung an kräftigere Naturen zu leben vermögen. Eine eigentümliche Dialektik des Machtstrebens liegt darin, daß mit der Ausbreitung der Herrschaft in immer wachsende Kreise auch die Fülle der Abhängigkeiten zunimmt. Die Verneiner des Machtstrebens gehören entweder mit ihrer Seele einem anderen Wertgebiet an, oder sie sind enttäuschte Machtmenschen. Unter den Gleichheitsfanatikern findet man oft einen verhüllten Machtwillen und rationalistische Geistesart. Eine andere Form des Ressentiments ist der resignierende Machtmensch, der in zurückgezogener Einsamkeit seine Größe und sein Unverstandensein genießt.

6. Der dunkel gefühlsmäßige oder vom Denken durchleuchtete Zustand, worin das Einzelerlebnis in positive oder negative Beziehung zum Gesamtwert des individuellen Lebens gesetzt wird, heißt Religiosität. Religiöse Werturteile sind nicht rein gegenständliche Aussagen, sondern zugleich Aussagen über Gemütszustände, thymetische Urteile. Der Kern der Religiosität muß in dem Wert des Daseins gesehen werden. Dieses Suchen ist Unruhe und Unbefriedigung, das Finden Erlösung und Seligkeit. Die Religion der absoluten Lebensbejahung ist immanente Mystik (Typus Goethe). Die Religion der Lebensverneinung ist transzendente Mystik. Durch eine Mischung dieser beiden Grundformen entsteht die gebrochene dualistische religiöse Natur. Es besteht ein typischer Zusammenhang zwischen Skepsis und Religiosität. Durch die Herabdrückung der Leistungen des Erkennens wird für bestimmt organisierte Geister der Weg zur religiösen Weltdeutung erst frei. Das auf den höchsten Wert gerichtete, also religiöse Denken, folgt einem anderen Gesetz als das niedere Denken. Es bestehen gewisse Beziehungen zwischen der religiösen Lebensform einerseits und den fünf anderen Wertgebieten. Am engsten scheint die Liebe mit dem religiösen Wert verflochten. Kein Lebensgebiet steht im Hinblick auf die religiöse Gesamtbewertung höher als das soziale, aber es ist denkbar, daß auch dieses Band sich noch lockert. Das Alles oder Nichts eines Brand möchte auch den Deus caritatis noch innerlich überwinden. Das ist der Sinn des Eremiten-

tums: wenn es not tut, liebesbereit, aber auch der Liebe nicht unterworfen, sondern einsam mit Gott. Das religiöse Verhalten entzündet sich aber niemals am bloßen Rohstoff des Lebens, sondern es setzt immer partielle Werterlebnisse voraus. Ehe sich das religiöse Erlebnis einstellt, muß immer schon eine spezifische Sinnrichtung gegeben sein, sei es eine theoretische, eine ökonomische, eine ästhetische, oder alle drei miteinander verflochten und in gesellschaftliche Sinnzusammenhänge erhoben. Wenn dem höchsten Wert des Erlebniszusammenhanges die innere Zustimmung versagt wird, so liegt eine Pathologie des Wertlebens vor, „die wir mit den Mitteln unserer Psychologie des Sinnvollen nicht mehr behandeln können". In der christlichen Sprache wird diese Erscheinung die Sünde wider den heiligen Geist genannt. Ein anderer Fall ist es, wenn das überlieferte Höchste aus der Ahnung eines Höheren bekämpft wird. Dies ist nur scheinbar Irreligion. Ein Mensch, der leugnet, daß das Leben einen Sinn hat, kann in diesem Bekenntnis noch eine beseligende Gewißheit empfinden. Erst wenn jemand zu sagen fähig wäre: „Es ist kein Wert", hätte die Irreligion die ganze Struktur seines Wesens ergriffen. Aber ein solcher Mensch lebt nicht.

Diese Typen sind aufgestellt worden unter der Einwirkung der neuplatonischen Ansicht, daß in allem alles enthalten sei, in jedem Ausschnitt des geistigen Lebens sämtliche Grundrichtungen. Abstrahiert sind sie aus den höchstentwickelten Erscheinungsformen europäischen Kulturlebens. Es ist abzuwarten, ob ihre Aufstellung sich fruchtbar erweist für das Verstehen anderer Kulturzustände. Vor allem wird man die Frage aufwerfen, ob die radikale Trennung von erklärender und verstehender Psychologie zweckmäßig ist, wenn auch vielleicht Spranger entgegnen könnte, daß durch ein derartiges Betonen der Denkökonomie das reine Gesetz des Erkennens ausgelöscht und die Erkenntnis zum biologischen Hilfsmittel herabgedrückt werde. Aber führt nicht die bewußte Beschränkung der Psychologie auf das Verstehbare und die Gliederung des zu bewältigenden Stoffes nach entsprechenden Gesichtspunkten zu einer Vergewaltigung des natürlich Gegebenen? Man betrachte z. B., wie Spranger die Erotik behandelt. „Die Erotik wurzelt ursprünglich darin, daß der Leib eines Menschen als Symbol reiner, freier, naturgeborener, formender Seelenkräfte wirkt, daß er also als der Ausdruck eines Seelischen erscheint, das für den Genießer Sehnsucht ist." „Auf höherer Stufe kann das körperliche Moment ausfallen und der Liebesakt sich unmittelbar auf die Formkraft der anderen Seele richten." „Jeder ausgesprochene Ästhetiker ist ausgesprochener Erotiker." „Der wahrhaft soziale Mensch unterscheidet sich von dem Erotiker dadurch, daß seine Liebe nicht dem Reiz und der Schönheit gilt, sondern daß er sich auch der ganz ungeformten Seele um ihrer bloßen Wertmöglichkeit zuwendet." Die Beziehung der Religiosität zur Erotik wird kaum gestreift. Der naive Vulgärpsychologe, der noch nie von Freud gehört hat, würde sagen, daß die Erotik eine Sublimierung der Sexualität ist, und daß die Ästhetik, das soziale Empfinden und die Religiosität einen sexuellen Unterbau haben. Spranger würde wahrscheinlich entgegnen, daß, wenn dieses überhaupt zuträfe, es sich immer nur um einen physiologischen Unterbau oder Begleitvorgang handle, der kein Interesse für die verstehende Psychologie biete. Uns will erscheinen, daß Spranger den Begriff der verstehenden Psychologie sehr eng gezogen hat, und daß der absolute Verzicht auf die erklärende bzw. physiologische Psychologie die Gefahr eines scholastischen Begriffssystems in sich birgt. Wie problematisch erscheint uns z. B. die Beschreibung des ökonomischen Menschen. Der erwerbende, Werte schaffende, der konsumierende und sparende Mensch werden als

Abwandlungen eines Typus geschildert. Aber welch ein Abgrund gähnt zwischen diesen angeblichen Varianten des ökonomischen Typus. Gewisse psychiatrische Erfahrungen scheinen mir dies zu bestätigen, was allerdings kein Argument gegen Spranger ist, denn hier hört die „verstehende Psychologie“ auf und beginnt die „Pathologie“. Immerhin hat die Spranger'sche Einteilung eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem künstlichen Linné'schen System. Ein natürliches System würde allerdings den Logiker weniger befriedigen, weil es nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten vorgeht und überall unscharfe Grenzen setzt.

Diese Gedanken sollen keine Kritik des Spranger'schen Buches darstellen, das seine eigene Teleologie hat und von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben ist. Ein philosophisches Buch hat seine Rechtfertigung in sich, wenn es vor dem Tribunal der Philosophie besteht. Bolte.

Rudolf Lochner, Der Problemkreis der seelischen Eigenwesenheit. Zeitschr. f. pädag. Psychol., experimentelle Pädagogik u. jugendkundliche Forschung. 26. (1925), Nr. 3, S. 113—137.

In etwas umständlicher Weise wird hier versucht, dem Bilde der „Individualität“ eine prägnantere, begriffliche Form und Deutung zu geben, ein Bemühen, das gerade in letzter Zeit die Forschung besonders beschäftigt und zu ausgezeichneten allgemeinen Ergebnissen geführt hat; es sei nur hier an die Arbeiten von Spranger, Müller-Freienfels u. a. m., die auch von L. erwähnt werden, erinnert. An diesen Arbeiten wie überhaupt an den heutigen Erkenntnissen gemessen, muß die Arbeit von L. nur enttäuschen. Wenn ein Psychologe wie Stern bei der Analyse des Persönlichkeitsbegriffes zu einem metaphysischen Personalismus, Müller-Freienfels zum Irrationalismus gelangte, so kommt dadurch wohl schon zum Ausdruck, daß eine bloß begriffliche Festlegung das Wesen der Individualität nicht erschöpfen, geschweige denn den hier in Betracht kommenden Problemkreis überhaupt erhellen kann. L. aber beschränkt sich auf bloße Begriffsmerkmale, wobei er sich auf den Bereich des Organischen allein zurückzieht. Für ihn ist das Individuum bestimmt durch: 1. Ganzheit, d. h. Abgrenzung gegenüber der Umwelt und dabei Geschlossenheit der Form. 2. Eigenexistenz und doch Abhängigkeit von der Umgebung; also relatives Sein, relative Selbständigkeit. 3. Zeitliche Dauer. 4. Mannigfaltigkeit im inneren Aufbau; innere Vielheit der Bestandteile; gegenseitiger Zusammenhang derselben; jedenfalls keine Einfachheit. 5. Einheitlichkeit des Inneren trotz der Mannigfaltigkeit; diese Einheitlichkeit ist jedoch keine Einfachheit. 6. Besonderheit, Einzigartigkeit, Unterschiedlichkeit gegenüber den Verwandten und sonstigen Nachbarwesenheiten. Man könnte dies auch „Stellungseinmaligkeit“ nennen. 7. Zweckmäßigkeit und Abgestimmtheit der Funktionen der Teile oder Einzelorgane füreinander und für das Ganze. — Abgesehen von der Unklarheit dieser Formulierungen ist das, was L. etwa über das Ich-, Du- und Wir-Bewußtsein sagt, nichts Neues; besonders bedauerlich aber ist es, wenn das Problem der Individualität schlechthin mit dem des Individualbewußtseins identifiziert wird.

Dr. Paul Plaut (Berlin).

Geschlechter.

Hugo Sellheim, Prof. der Geburtshilfe u. Frauenheilkunde in Halle. Das Geheimnis vom Ewig-Weiblichen. 2., umgearb. u. stark vermehrte Aufl. Stuttgart, Ferd. Enke, 1924.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte Hallenser Gynäkologe eine große Anzahl von Vorträgen aus dem Gebiet der Frauenkunde, die zum Teil schon einmal erschienen sind, zum Teil Vorlesungen aus diesem Gebiet enthalten, die er vor Hörern aller Fakultäten gehalten hat. Es ist ein Buch voll des reichsten Inhalts, das sich teils auf dem allgemeinen Wissen hierüber, zum größeren Teil jedoch auf den Forschungen und Erfahrungen des Verfassers selbst aufbaut. Fast möchte man sagen, daß in dieser Fülle des Inhalts eine Gefahr für die Übersichtlichkeit des Ganzen liegt, die nicht immer vermieden werden konnte. Die Form der Vorträge, von denen jeder ein abgeschlossenes Thema behandelt, daneben aber auch Teilgebiete berührt, die auch in vielen anderen zur Sprache kommen, bringt es mit sich, daß — worauf Sellheim selbst hinweist — Wiederholungen unvermeidlich wurden. Unseres Erachtens würde das ungemein große Material und der Gedankenreichtum des Verf. eindringlicher und nutzbringender verarbeitet sein, wenn es sich in mehr systematischer Gliederung dem Leser darstellte, und es ist zu hoffen, daß bei einer sicher zu erwartenden neuen Auflage es dem Autor möglich sein wird, das Ganze unter Aufgabe der Form der Vorträge umzuarbeiten, erst die biologisch-seelischen Eigenschaften der Frau abzuhandeln und vor dem Auge des Lesers alle sich daraus ergebenden soziologischen, wirtschaftlichen und allgemein-kulturellen Beziehungen zu entwickeln. Auf diese Weise würde aus dem Mosaik, dem das Buch jetzt gleicht, ein abgeschlossenes einheitliches Kunstwerk wissenschaftlicher Darstellung von großer Bedeutung werden. Und dies wäre im Interesse der Sache, die hier zum ersten Male von einem hervorragenden Kenner von großen Gesichtspunkten aus ebenso lebendig wie sachlich eingehend vertreten wird, sehr zu wünschen. Der Referent will versuchen, aus der Summe der Einzeldarstellungen den Kern herauszuschälen, um den sich der ganze reiche Stoff kristallisiert. Diesen bildet im wesentlichen die biologische, psychophysische Beschaffenheit der Frau. Sie veranschaulicht der Verf., hauptsächlich auf Grund eigener Untersuchungen und Beobachtungen durch eine streng naturwissenschaftliche Betrachtung. Er weist nach, daß die Verschiedenheit zwischen Weib und Mann sich nicht in der Differenz der primären und sekundären Geschlechtscharaktere erschöpft, sondern daß die Frau tiefgehende, in ihrer ganzen phylo- und ontogenetischen Entwicklung begründete, bis ins kleinste verfolgbare Unterschiede gegenüber dem männlichen Wesen zeigt, die sich beim Menschen in höchster Vollendung offenbaren. Diese nachgewiesenen großen und vielseitigen Erscheinungen des Fortpflanzungslebens, denen der weibliche Organismus durch eine enorme Leistungsfähigkeit und gleichzeitig wunderbare Ökonomie seiner körperlichen und geistigen Kräfte spielend gerecht wird, sind nur durch eine ganz besondere dem Manne versagte Veranlagung verständlich. Hinter dieser gewaltigen, jederzeit mobil zu machenden Kraftentfaltung steht als Reserve eine stets verfügbare Kraftverhaltung, eine länger hinausgezogene „protrahierte Jugendlichkeit“ des weiblichen Organismus, in der die Tendenz des weiblichen Geschlechtscharakters gipfelt. Sie erklärt alle Eigentümlichkeiten des weiblichen Geschlechtslebens, sie bildet die Vorbedingung aller im Laufe ihres Daseins sich vollziehenden Vorgänge und Funktionen, die sämtlich der Fortpflanzung dienen: der Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit; sie ist letzten Endes auch die Quelle des weiblichen, körperlichen und seelisch-geistigen Reizes und ihrer kulturellen Rolle. In einer von naturwissenschaftlichen und ästhetisch-ethischen Gesichtspunkten ausgehenden Analyse der weiblichen Schönheit und Anmut, der Eigenart der „Weiblichkeit“ sucht der Verf. den Beweis auch hierfür zu liefern. Es geht daraus hervor, daß es unzulässig ist, Mann und Weib

gegeneinander auf ihre Wertigkeit auszuspielen; das Weib ist eben durchaus anderswertig als der Mann, vom Standpunkt seiner Bestimmung aus jedoch höchstwertig.

Dieser Veranlagung, die demnach als natürliches Ziel des Weibes die Fortpflanzung unter optimalen Bedingungen für sie und das Kind in jeder Einzelheit erkennen läßt, treten nun die Strebungen entgegen, in denen sich allgemein gesprochen die „Kultur“ verkörpert. Liegt es überhaupt schon in ihrem Begriffe, daß sie den Abstand von der Natur fortschreitend erweitert und den Menschen dadurch allmählich seinem biologisch determinierten Dasein entfremdet, so kompliziert sich dies Verhältnis bei der Frau noch mehr, da sie auf der einen Seite durch ihre größere Naturnähe den Beziehungen zu jener viel tiefer verfallen ist und sie immer von neuem knüpfen muß, auf der anderen Seite aber auch Kulturwerte, wenn auch in einer von denen des Mannes sich unterscheidenden Gestaltungsform zu schaffen hat. Sie soll die Quintessenz des gesamten erworbenen Kulturguts zu ihrem Teil durch die Erziehung des Kindes auf die Nachkommenschaft übertragen und muß, wenn sie durch persönliches Schicksal von der Fortpflanzungsmöglichkeit ausgeschlossen ist, für eigene Rechnung sich Kulturgüter erwerben und Kulturarbeit wie der Mann leisten. Diesen Widerstreit zwischen den Aufgaben der Fortpflanzung des Individuums und der kulturellen Fortentwicklung der Gattung vermag die fruchtbare Frau im Einzelfalle für sich, bzw. die von ihr geborene Generation, bis zu einem hohen Grade zu schlichten, wenn sie die gehörige Pflege und Kultur empfängt. In der Wirklichkeit jedoch durchzieht die moderne Kultur ein greller Mißton; man verlangt von der Frau Kinder, trägt aber im übrigen ihrer biologischen psychophysischen Eigenart keine Rechnung und läßt ihr nicht die Pflege und Hochachtung angedeihen, auf deren Boden sie die notwendige Entfaltung fände.

Der weitere Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung erschwert ihr nun ihre biologische Aufgabe unter dem zunehmenden Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr: die Verheiratung wird hinausgeschoben oder unmöglich gemacht, die Bedingungen zur Erzielung gesunder Nachkommenschaft eingeschränkt und zum Teil vernichtet, schließlich wird sie in den Beruf im Wettbewerb mit dem Mann gedrängt. Die hierin liegende Gefahr für die Frau und damit für Gesellschaft und Staat kann nur durch ein zunehmendes Verständnis für die biologische Beschaffenheit der Frau (Ausbau und Nutzbarmachung der Frauenkunde analog der modernen Jugendkunde) sowie durch Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse abgewendet werden. Solange dies nicht erreicht ist, kann nur eine verständige Regelung der Fortpflanzung mildernd eintreten. Diese zunehmende Tragik des sich durch die Kultur (richtiger vielleicht gesagt durch unsere fehlerhaft gerichtete Zivilisation) an der Frau erfüllenden Verhängnisses bildet den Grundgedanken des ganzen Buches. Er zieht sich, auch durch den ernsthaften Optimismus des Verf. nicht verdrängt, wie ein roter Faden durch alle seine anregenden Darlegungen, in denen die einzelnen Fragen bis ins Detail nach allen Seiten hin beleuchtet werden. Überall finden wir die gleiche Lebendigkeit und Begeisterung für den Gegenstand. Es muß aber gesagt werden, daß der Verf. da, wo er sich auf seinem ureigenen Arbeitsfeld als Arzt, Frauenarzt und Forscher bewegt, seinen Ausführungen das Gepräge streng objektiver naturwissenschaftlicher Betrachtung gibt, während er auf den rein psychologischen und soziologischen Gebieten nicht ebenso in die Tiefe der Probleme dringt, vielleicht weil ihm das zu weit vom Gegenstande abführen würde. Und doch macht sich diese ungleiche Behandlung bisweilen bemerkbar. So vermissen wir in dem Vortrag über die natürliche Entwicklung der Geschlechtsbeziehungen, der haupt-

sächlich die Ehe zum Gegenstand hat und ihre biologischen und sozialen Bedingungen in einer fast mechanistisch anmutenden Weise analysiert, ein tieferes Eingehen auf die der Frau eigentliche Erotik, die wenn sie auch letzten Endes als Sublimierung des Fortpflanzungswillens zu deuten ist, in ihrer aktuellen Gegebenheit mit diesem nichts mehr zu tun hat und als ein Komplex bestimmter Vorstellungen, Empfindungen und Strebungen auf die verschiedensten Bezirke des seelisch-körperlichen und individuell-sozialen weiblichen Daseins sich auswirkt. Dieser Faktor bedarf um so mehr in der Frauenkunde eine gesonderte, nicht mit dem Sexualtrieb zusammenfallende Besprechung, als er für die Psychologie der modernen Frau seit der Steigerung des Individualismus fast ausschlaggebend geworden ist und auch in ihrer Problematik und Pathologie eine große Rolle spielt. Überhaupt ist der Psychologie im Verhältnis zu der übrigen Ausdehnung des Buches nur ein verhältnismäßig geringer Raum zugemessen; der Tiefenpsychologie und ihrer modernen Methodik, die der Frauenkunde mancherlei wertvolle Aufschlüsse gebracht hat, wird überhaupt zu wenig Rechnung getragen, wenn auch gelegentlich vom „Unbewußten" die Rede ist.

Daß der Verf. dort, wo die wirtschaftlich-sozialen Belange mit den biologischen Forderungen in Konflikt geraten, jene nicht erschöpfend behandeln kann, ist natürlich. Wo er diese Gebiete betritt, wendet er sich aber mit wohl überlegten, oft auch deutlicher umschriebenen Forderungen an Staat und Gesellschaft, getragen von einem Optimismus, den leider die bisherige Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Lügen straft. In der Frage der Fortpflanzungsregulierung betont er unbedingt ihre Notwendigkeit im Interesse der Frau und der Familie und spricht sich energisch für eine von ärztlicher Beratung geleitete Vorbeugung der Empfängnis, wo es not tut, aus. In der Vorlesung: „Schutz dem keimenden Leben" ist dagegen seine Einstellung nicht von derselben Eindeutigkeit. Daß er die bedingungslose Aufhebung des Abtreibungsparagraphen ablehnt, ist durchaus verständlich — welcher Nichtfanatiker stimmte ihm nicht hier zu? Dagegen hätte man gegenüber einer konditionalen Befugnis zur Unterbrechung der Schwangerschaft nach dem übrigen Inhalt des Buches keinen so intransigenten Standpunkt erwarten dürfen und wird seine vielfach auch in anderen Vorträgen ausgesprochene Meinung, daß von einer Unterbrechung der Schwangerschaft aus anderen als „ärztlichen" Gründen nie die Rede sein dürfte, nicht für folgerichtig halten können. Dies gilt besonders für die „soziale Indikation", deren Vorhandensein ja gerade seine eigenen Darstellungen der durch die soziale Kultur hervorgegangenen Frauenschädigungen genugsam dartun und sowohl vom Standpunkt der Frau als der „skrupellos in die Welt gesetzten" Nachkommenschaft aus ausdrücklich anerkennen. Er schildert die durch die Abschaffung des Abtreibungsparagraphen sich „voraussichtlich" einstellenden Übelstände (laxere Geschlechtsmoral, Zunahme der Geschlechtskrankheiten, Vermehrung infektiöser Aborte, Gesundheitsschädigung der Frauen) in den schwärzesten Farben, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß strenge, ein neues verständig formuliertes Gesetz umgebende Kautelen verderbliche Folgen verhüten könnten. So kommt er zu dem Schluß, daß „erst alle Mittel erschöpft sein müssen", ehe man zum Verzweiflungsakt der Schwangerschaftsunterbrechung seine Zuflucht nehmen dürfe. Wie lange wird es aber wohl noch dauern, bis unsere wirtschaftliche Lage es gestattet, überhaupt an derartige „Mittel" zu denken, wo heute doch noch weitaus der größte Teil der Bevölkerung (wenigstens in Deutschland) um seine Existenz ringt? Unwidersprochen darf auch wohl nicht bleiben, daß eine Entscheidung über soziale

Notwendigkeiten dem Arzt nicht zukomme. Ist es nicht gerade als ein großer Fortschritt der ärztlichen Tätigkeit anzusehen, daß heut der Arzt in seine therapeutischen Erwägungen die Berücksichtigung sozialer Momente aufnimmt und es oft genug als Hauptaufgabe betrachtet, eine Synthese individueller und sozialer Forderungen im Einzelfall herzustellen.[1]) — Die vereinzelten Ausstellungen, die Ref. sich zu machen veranlaßt sah, können natürlich den großen Wert des Sellheim'schen Buches in keiner Weise beeinträchtigen. Er würde sich noch, wie schon oben angedeutet, erhöhen, wenn der Verf. das reiche hier zusammengetragene und durchgearbeitete Material, das in alle Gebiete seines Gegenstandes so scharf hineinleuchtet, in eine einheitliche Form zusammenschmelzen könnte. Dann wird es sicherlich das Standardwerk einer Einführung in die Frauenkunde bilden.

Prof. G. Honigmann (Gießen).

K. A. Wieth-Knudsen, Feminismen. En sociologisk Studie over Kvindespörgsmaalet fra Oldtid til Nutid. (Der Feminismus. Eine soziologische Studie über die Frauenfrage vom Altertum bis zur Neuzeit.) 2. Aufl. (3.—5. Tausend), S. 1 bis 213. Kopenhagen, Verlag Jul. Gjellerup, 1924.

Das Buch ist in einem flüssigen Dänisch geschrieben und hat in der skandinavischen Tagespresse eine lebhafte Diskussion hervorgerufen. Schon hieraus ist zu ersehen, daß es sich an einen weiteren Leserkreis wendet, und wissenschaftlich im strengsten Sinne kann es nicht genannt werden. Dennoch ist es von seiten des Verf. durchaus ernst gemeint, denn sonst hätte dieser es nicht mit seinem vollen Titel als Professor der Sozialökonomie, Finanzwissenschaft und Rechtslehre an der Norwegischen Technischen Hochschule gezeichnet und seinem verstorbenen Vater gewidmet.

Der Feminismus wird definiert als die Gesamtheit aller Bestrebungen, die auf der Außerachtlassung oder Verneinung der biologisch begründeten, psychologischen Eigentümlichkeiten und Unterschiede von Mann und Frau beruhen, samt allen sozialen und ökonomischen Folgen (S. 11). Verf. sagt, ein richtiger Mann habe ein instinktives Gefühl dafür, es könne für die beiden Geschlechter kein gemeinsames Maß geben, sie seien inkommensurabel; doch sei es ja nicht der Mann, der einen Vergleich herausfordere, sondern jene Gruppe von Frauen und Frauenrechtlerinnen, die den Feminismus vertreten. Verf. untersucht nun nach der physischen und der psychischen Seite den Unterschied der Geschlechter und kommt dabei zu einem für die Frau im allgemeinen niederschmetternden Ergebnis. Sehr tiefgehend ist seine Analyse meist nicht; an manchen Stellen stößt man auf Viertelswahrheiten und grobe Verallgemeinerungen. Nur in wenigen physiologischen Richtungen soll die Frau dem Manne überlegen sein, z. B. darin, daß sie auf Grund einer besonderen Fettschicht besser imstande sei, die durch die Mode vorgeschriebene Entblößung ihrer Körperoberfläche zu ertragen (S. 30). Hier will dem Ref. scheinen, daß allein Gewöhnung eine Rolle spielt, denn es gibt auch in unseren Breiten Männertrachten, die eine weitergehende Entblößung zeigen als gemeinhin üblich (Matrosen, schottische Hochländer, deutsche „Wandervögel", oberbayerische Bauern). Wenig überzeugend wirkt es auch, wenn Verf., um die größere physische Zähigkeit der Frau zu illustrieren, über das Verhalten der beiden Geschlechter Operationen gegenüber folgender-

[1]) Vgl. hierzu die vorzüglichen Ausführungen von Clara Bender: Sozialhygienisches zur Indikation der Schwangerschaftsunterbrechung. Klin. Wochenschr. 1925, S. 930.

maßen sich äußert: „Der Mann beißt auf dem Operationstisch die Zähne zusammen und tut keinen Mucks, während er dabei stirbt; die Frau schreit wie wild, aber sie bleibt am Leben“ (S. 37). Für das Gefühlsleben der Frau hält Verf. folgendes Verhalten für typisch (S. 47): „Du mußt verreisen, dein Weib ist untröstlich, deine Abwesenheit wird ihm Tag und Nacht Kummer bereiten, und es stirbt ganz bestimmt, wenn du nicht, wie du gesagt hast, nach den 6 Monaten zurückkommst, die deine im gemeinsamen Interesse ausgeführte Arbeit beanspruchen wird. Du beißt die Zähne zusammen und denkst, wenn ein Mann sonst keinen Grund hat, so rasch als möglich zurückzukehren, müßte er es allein schon deshalb tun, um eine anscheinend so tiefe und echte Leidenschaft nicht zu enttäuschen. Doch wenn du heimkommst, so ist sie in 9 von 10 Fällen vollkommen abgekühlt und hat sich in der Regel mit einem anderen getröstet, . . .“ usw. Nicht durchgehend ist das Buch in dieser Weise undelikat und oberflächlich, doch kommen derartige Entgleisungen an manchen Stellen vor. Von den vielen ausgeteilten Hieben bekommen S. 24 auch die „Tausende wissenschaftlicher Heloten, die heutzutage in den Laboratorien der ganzen Welt sitzen und schwitzen“, einen ab. Statt mit der Anhäufung von „Raritätengelehrsamkeit“ sollten sie sich lieber mit der Frage beschäftigen, „warum“ (hvorfor) es in der lebenden Welt überhaupt zwei Geschlechter gäbe und nicht bloß eines oder deren drei oder noch mehr. Der Verf. scheint gar nicht gesehen zu haben, daß seine Fragestellung viel zu unpräzise ist, um als solche überhaupt gewertet werden zu können. Meint er diese Frage kausal oder final? Aber in beiden Fällen geht sie über unsere Erkenntnismöglichkeiten weit hinaus. Mit Verlaub, so kann nur ein Laie fragen!

Nachdem Verf. seine aburteilende Stellungnahme biologisch und psychologisch zu begründen versucht hat, bespricht er in mehreren Kapiteln die Entwicklung der Ehe und der Frauenfrage von primitiven Zuständen und vom Altertum her durch das Mittelalter bis auf die Neuzeit. Überall findet er Stützen für seine Ablehnung des „Feminismus“. Alverdes.

Lebensalter.

B. Malinowsky, Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex. Imago, Bd. X, Heft 2—3, S. 58. 1924.

Für den Soziologen führt die Freud'sche Lehre des Kernfamilienkomplexes zu zwei Problemen:

1. Ändern sich mit der Familienform auch die Konflikte, die Affekte und Neigungen innerhalb der Familie, und in welcher Weise tun sie das?

2. Welcher Art ist der Einfluß des Kernkomplexes auf die Bildung von Erzählungen, auf Gebräuche, Organisationen und Leistungen primitiver Völker?

Die vorliegende Arbeit will in erster Linie der erstgenannten Frage nachgehen. Zu diesem Zwecke vergleicht der Verf. die Verhältnisse in unserer patriarchalischen Gesellschaft mit denen bei der eingeborenen Bevölkerung der Trobriandinseln in Nordost-Neuguinea (Nordwestmelanesien), die eine matrilineare Gesellschaftsordnung hat, wobei er mit Recht auf die durch das verschiedene soziale Milieu bedingten Verschiedenheiten auch der Konflikte hinweist.

Den Trobriands ist die physische Vaterschaft unbekannt. Die Mutter folgt zwar dem Vater in dessen Clan und lebt mit ihm in Einehe; der Vater ist aber nur der wohlwollende Freund der Kinder, deren Erziehung dem Bruder der Mutter obliegt.

Zufolge eines strengen Tabus zwischen Bruder und Schwester kann das Verhältnis zwischen Mutter und Oheim nie ein intimes sein; doch hat der Oheim für die Mutter zu sorgen und vererbt seinen Besitz den Kindern derselben.

Verf. teilt das Jugendalter in vier Perioden ein und zieht nun innerhalb dieser seine Vergleiche:

1. In der Säuglingszeit (zwischen Geburt und Entwöhnung) sind für Konflikte in beiden Gesellschaftsordnungen kaum Möglichkeiten vorhanden.

2. Die Babyperiode (etwa bis zum 6. Lebensjahre) bringt in unserer Gesellschaft den ersten Mißton in die Harmonie der kindlichen Gefühle dem Vater gegenüber, während bei den Trobriands die volle Harmonie weiterbesteht. Das hängt bei etwa gleichen biologischen Verhältnissen (instinktive Zuneigung zu den Kindern) mit der verschiedenen Stellung des Vaters zusammen: dieser hat in der europäischen Gesellschaft soziale Vorrechte, durch die von vornherein Liebe und Gehorsam der Kinder ihm gegenüber verlangt werden, während der melanesische Vater sich beides durch sein eigenes Verhalten erst verdienen muß.

Die Sexualität in dieser Periode ist grundverschieden. Während sich in unserer Gesellschaft, durch erzieherische Maßnahmen begünstigt, das kindliche Interesse schon früh den exkretorischen Funktionen und was damit zusammenhängt, zuwendet (Analerotik Freud's), fällt bei den Trobriands dieses Stadium fort. Dafür zeigen sich die ersten Spuren einer genitalen Sexualität schon sehr früh (mit 5 oder 6 Jahren) und aus ihnen entwickelt sich, stetig und ohne Unterbrechung fortschreitend die natürliche Sexualität des Erwachsenen.

Die dritte Periode (die Kindheit), die durch die Pubertät begrenzt wird, und die vierte (das jugendliche Alter), die bis zur vollen sozialen Reife reicht, bringen dann die verschiedenartige Einstellung in beiden Gesellschaften zur vollen Entwicklung. „Wenn wir auf jede der beiden Gesellschaftsformen eine kurze, wenn auch etwas rohe Formel anwenden, so können wir sagen, daß sich im Ödipuskomplex der verdrängte Wunsch findet, den Vater zu töten und die Mutter zu heiraten, während bei den Trobriandinsulanern mit ihrer matrilinearen Gesellschaftsform der Wunsch darin besteht, die Schwester zu heiraten und den Bruder der Mutter zu töten." Während die Loslösung von der Mutter bei den Trobriands viel weniger gewaltsam vor sich geht wie bei uns, sind die Beziehungen zur Schwester durch strenge Tabuverbote geregelt, die schon in früher Kindheit sich geltend machen. Die ambivalente Einstellung, die in unserer Gesellschaft dem Vater gilt, bildet sich bei den Trobriands dem Bruder der Mutter gegenüber aus, der vielfach die Stelle einnimmt, die bei uns der Vater hat.

Dr. Langelüddeke (Hamburg).

H. Becker, Über die Beziehungen der Schachspielkunst zur Psychiatrie. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 78 Bd., S. 273. 1922.

Es wird an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß berühmte Schachmeister regelmäßig zwischen dem 4. und 5. Lebensjahrzehnt von neu auftauchenden Größen geschlagen worden sind. Das spricht für die Ansicht derer, die meinen, daß die Intelligenz mit Erreichung des 40. Lebensjahres nachlasse. Denn das Schachspiel wägt wie keine andere Kunst oder Wissenschaft die Verstandeskräfte zweier Personen mathematisch genau gegeneinander ab. Bei anderen Wissenschaften kommen allerdings frühere Erfahrungen in diesem Alter viel mehr zur Wirkung und Ausmünzung, wodurch die etwaigen Ausfälle eventuell zunächst ausgeglichen werden.

Prof. Runge (Kiel).



Charlotte Bühler, Die Kinderlüge. Zeitschr. f. Kinderforschung, Bd. 29, Heft 2, S. 113. 1924.

Es wurde Kindern der 2., 3., 4. und 5. Klasse (Schuljahr) einer Knaben- und Mädchen-Volksschule eines Wiener Gemeindebezirks (249 Kindern) die Frage vorgelegt: „Gibt es Fälle, in denen man lügen muß?" Das Alter der Kinder betrug meist 7—11 Jahre. Nur von 25 Kindern wurde die Notwendigkeit einer Lüge energisch abgestritten. Bei Ausschaltung unklarer Fälle blieben 97 Knaben mit 187 Beispielen und 95 Mädchen mit 125 Beispielen zum Beweise der Notwendigkeit der Lüge. Nur 23% dieser Beispiele zeigten den Versuch, die Lüge moralisch zu rechtfertigen, alle übrigen begnügten sich mit der bloßen Tatsache. In 38% handelte es sich um Beispiele von Erwachsenenlügen, was zeigt, in welchem Maße Kinder in das Lügen Erwachsener Einblick haben. 10% sind Lügen, zu denen die Kinder von den Erwachsenen veranlaßt wurden. Verf. teilt die Beispiele ein in soziale (in denen das Kind einem anderen eine Hilfe, Freundschaft, Unterstützung zu erweisen glaubt), asoziale (bei denen das Kind von einem Ich-Affekt, Furcht, Gier beherrscht wird) und antisoziale (bei denen das Wissen um die Schädigung eines anderen zweifelsfrei mitgegeben ist oder diese sogar bewußt erstrebt wird. Das Kind der erwähnten Altersstufe lügt in 50% asozial. Die nächstgroße Zahl hat in der Frühzeit die soziale, in der Spätzeit die antisoziale Motivierung. Das bestätigt die Erfahrungen der Kinder- und Jugendpsychologie: Das Kind ist ein durchaus sozialer Mensch und wird erst in der Pubertät für längere Zeit antisozial. Abweichungen zeigten 10 intellektuell zurückgebliebene Kinder, die das 12. Jahr überschritten hatten: bei diesen waren ²/₃ der Motive antisoziale. Das starke Hervortreten der antisozialen Motive kann als Pubertätsmerkmal ausgelegt werden. Trotz ihres Zurückbleibens zeigen also die erwähnten Kinder in ihrer sozialen Einstellung die Haltung, die erst in der Pubertät für einige Zeit allgemein wird. Es muß also pädagogisch verhängnisvoll und schädlich wirken, über 12 Jahre alte Kinder in der 5. oder 4. Volksschulklasse zu belassen, da die anderen in ihrem Verhalten von diesen vorzeitig angesteckt werden können. Runge.

Abartige.

F. Kehrer, Prof. Dr., Über Wesen und Ursachen der Homosexualität. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., Nr. 19, S. 593—95. 1924.

An dem Vorkommen einer „konstitutionellen" oder „angeborenen" Homosexualität kann wohl nicht mehr gezweifelt werden. Zwischen dieser endogenen und den zufallsmäßigen transitorischen Arten der Homosexualität gibt es alle möglichen Übergangsformen. Der endogene Ursachenkomplex ist in einer komplizierten Störung des endokrin-cerebralen Apparates (Keimorgane, Gehirndrüsen und Nebennieren) zu suchen. Für die Theorie Steinach's (zwittrige Anlage des Zwischengewebes der Keimdrüsen) sind keine gesicherten Beweise vorhanden. Bolte.

M. Fischer, Der Unsinn des Prinzen Pallagonia. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 78. Bd., S. 356, 1922.

Eingehende Besprechung der von Goethe in seiner „italienischen Reise" gegeschilderten, auf Veranlassung des sizilischen Prinzen Don Pallagonia seit 1775 aus Muscheltuff nach eigenen Angaben desselben angefertigten Skulpturen, die sich in großer Menge im Vorhofe seines Schlosses in der Nähe von Palermo, auf den Dächern

der Gebäude und im Innern befinden. Verf., der die Skulpturen zum kleinen Teil selbst sah, hält es für zweifellos, daß es sich um „die Ausgeburten eines abnormen oder krankhaft entarteten Geistes" handelt, dem seine Reichtümer es erlaubten, sich ungezähmt auszutollen und die Skulpturen in großen Mengen anfertigen zu lassen. Aus der Schilderung Goethe's ergibt sich, daß der Prinz auch sympathische Züge aufwies. Goethe traf ihn, wie er in den Straßen Palermos Lösegelder für Sklaven einsammeln ließ und hörte, daß er in dieser Richtung viel Gutes getan hatte. Vielleicht handelt es sich um einen „hochgezüchteten adligen Sonderling". Weiter glaubt Verf., der Vergleiche mit Werken von Geisteskranken in der Heidelberger Bildersammlung zieht, in der Diagnosestellung nicht gehen zu können. Er erwähnt kurz weitere Beispiele von adligen Sonderlingen mit Neigung zu derartigen bizarren und verschrobenen Produktionen. Runge.

A. Th. Brockhaus, Zur Psychologie des Selbstmordes der Psychopathen. Monatsschr. f. Kriminalpsychol. u. Strafrechtsform, 13. Jahrg., S. 290. 1922.

Unter 100 Fällen von Selbstmordversuchen, welche innerhalb 3 Jahren in der Psychiatrischen Klinik in Köln beobachtet wurden, fanden sich 48 Geisteskranke und 52 Psychopathen. Es werden 3 Typen von Selbstmord unterschieden, nämlich der Selbstmord als Primitivreaktion: Eine impulsive Augenblickshandlung bei starkem Affekt und auffallend geringfügigem Motiv. — Der Selbstmord als Flucht: Lange Überlegung mit dem Resultat, daß der Selbstmord die einzige Lösung aller Schwierigkeiten ist. — Der Selbstmord als Theater: Nicht ernst gemeint, theatralische Motivierung, die den Selbstmordversuch Mittel zum Zweck werden läßt. — Die Vermutung liegt nahe, daß bei den gelingenden Selbstmorden die Dinge ähnlich liegen. Der Juni war der selbstmordreichste Monat. Das Zahlenverhältnis der männlichen zu den weiblichen Selbstmördern war 3:5. Der Selbstmordversuch der Frauen mißlingt leichter. Dr. Rehm (Bremen).

G. D. Aronowitsch (Petersburg), Über ein Klassifikationssystem der physischen Degenerationszeichen und Versuch seiner Anwendung. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 92, Heft 5, S. 609 bis 613. Berlin, Julius Springer, 1924.

Verf. untersuchte 625 abnorme Zöglinge aus dem Kinderforschungsinstitut und 625 gesunde Knaben und Mädchen aus dem prophylaktischen Schulambulatorium auf Degenerationszeichen. Dabei legte er das Klassifikationssystem von Astwazaturow zugrunde. Er kommt zu dem Schlusse, daß nicht die Zahl, sondern die Art der Degenerationszeichen einen Menschen als biologisch minderwertig stempeln, und zwar seien es hauptsächlich embryonale (z. B. Wolfsrachen), infantile und atavistische Merkmale, welche einen solchen Schluß gestatteten, der aber nie absolut zwingend sei. Bolte.

Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung.

Hans v. Hattingberg, Dr. jur. et med., Der nervöse Mensch. Schriftenreihe, herausg. von Dr. jur. et med. Hans v. Hattingberg, Nervenarzt in Berlin. Bd. 1: Ist Nervosität eine Krankheit?, 73 S. Bd. 2: Der seelische Hintergrund der Nervosität, 45 S. Bd. 3: Anlage und Umwelt, 62 S. Anthropos-Verlag Prien-Obb.

Der Herausgeber hat es sich zur Aufgabe gemacht, in einer Schriftenreihe das Gesamtgebiet der nervösen Störungen und Erscheinungen in einer dem Gebildeten verständlichen Weise darzustellen. Es sollen keine „populär"-wissenschaftlichen Schriften im üblichen Sinne sein, „sondern Arbeiten, die das Problem der Nervosität als Anderswertigkeit — nicht Minderwertigkeit — erfassen", die Nervosität soll hier nicht „als eine rein medizinische, sondern als eine allgemein menschliche Frage" behandelt werden. Von der Schriftenreihe liegen die drei ersten Bändchen vor. Bd. 1: Ist Nervosität eine Krankheit? umfaßt folgende Kapitel: 1. Die Stellung der Nervosität unter den Krankheiten. 2. Die Entstehung nervöser Symptome. 3. Der Sinn der nervösen Grundhaltung. 4. Das Verhältnis zur Krankheit. Die Titelfrage wird beantwortet einmal mit: Ja, „denn sie ist eine Antwort des Organismus im Sinne einer Abwehr schädlicher Einwirkung", zugleich aber auch mit: Nein, „Nervosität ist nichts dem Ich wirklich Fremdes, wofür wir nicht können ... im Grunde kann sich jeder nur selbst helfen." Bd. 2: „Der seelische Hintergrund der Nervosität" umfaßt die Kapitel: 1. Innere Entwicklung, 2. Innere Entscheidung: „Leben heißt Arbeit und Kampf . . . Bequem ist das nicht, doch gibt es keinen anderen Weg, es gilt zu entscheiden: Verzicht und Flucht in die Krankheit . . . oder innere Befreiung." Bd. 3: „Anlage und Umwelt" schließt mit einer Zusammenfassung: die besondere Anlage ist nur ein günstiger Boden für die Entstehung der Nervosität... „die Entstehung der Nervosität ist des weiteren zweifellos von den Wirkungen der Umwelt abhängig." ... „Entwicklung ist nur möglich, wenn wir die volle Verantwortung übernehmen für alles, was wir sind ..." Meines Erachtens ist dem Verf. der nicht leichte Versuch geglückt. Er hat es vermieden, dogmatische Schulweisheit vorzutragen; seine Ausführungen haben Leben, wirken zum Teil in ihrer Form wuchtig und erfüllen sicherlich ihren Zweck: Erkenne dich selbst.

Dr. H. Schmitz (Bremen).

Arbeit, Beruf und Wirtschaft.

Fritz Giese, Theorie der Psychotechnik. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1925.

Walter Poppelreuter, Allgemeine methodische Richtlinien der praktisch-psychologischen Begutachtung. Leipzig, Kröner, 1923.

Otto Lipmann, Über Begriff und Formen der Intelligenz. Zeischr. f. angew. Psychol. Bd. 24, S. 177—224, 1924.

—, Psychische Geschlechtsunterschiede. Ergebnisse der differentiellen Psychologie statistisch bearbeitet. Beiheft 14a der Zeitschr. f. angew. Psychol., 2 Teile. 2. unv. Aufl. J. A. Barth, Leipzig, 1924.

Giese definiert mit Münsterberg Psychotechnik als „Wissenschaft der Anwendung der Psychologie im Dienste der Kulturaufgaben", d. h. „unmittelbare Übertragung der Psychologie auf das gegenwärtige von uns zu beeinflussende Leben". Er setzt Psychotechnik gleich praktische Psychologie und sieht in ihr ein Teilgebiet der „angewandten" Psychologie, zu der weiter auch etwa die Kulturpsychologie zu rechnen wäre.

Er unterscheidet Objektspsychotechnik von Subjektspsychotechnik. Unter der ersteren versteht er die „Psychologie der Arbeit, der wirtschaftlichen Fertigung, der Anlern- und Absatz-(Reklame-)verfahren"; zur letzteren rechnet er namentlich die Eignungsprüfung nebst Charakterkunde.

Zunächst bespricht er die Beziehungen der Psychotechnik zu den verschiedenen Forschungsrichtungen der Psychologie: der Funktionspsychologie = experimentell-physiologische Psychologie (Wundt, Köhler usw.), der Entwicklungspsychologie (Krueger), der analytischen Psychologie (Lipps, Martius, Freud, Adler), der Psychopathologie, der geisteswissenschaftlichen Psychologie (Dilthey, Spranger), der vergleichenden Psychologie (W. Stern, Kafka). Am ehesten bestehen Gegensätze zur funktionalen Psychologie.

Der wichtigste Teil des Buches ist der zweite, in dem Giese eine Fiktionslehre der praktischen Psychologie entwickelt. Unter den Allgemeinbegriffen ist der Begriff der Empfindung als Fiktion bedeutungslos, da die praktische Psychologie nicht mit isolierten Empfindungen zu rechnen hat. Dagegen ist der Intelligenzbegriff eine sehr wichtige Fiktion. Intelligenz wird definiert „als das relative Ausmaß potentieller Denkanwendung auf Sachverhalte der Wirklichkeit". Für G. ist Intelligenz eine Einheitsfunktion (im Gegensatz zu Lipmann, Ref.) und nur die Anwendungsgebiete sind verschieden. Die letzteren teilt er aus praktischen Gesichtspunkten in theoretische, praktische und technische. Dabei stellt er die „technische Intelligenz" in die Mitte zwischen die beiden anderen, da der Techniker „in erster Linie funktionale Bezugnahme zwischen Theorie (Idee) und Praxis (Sache)" benutze. Er baue teils auf (konstruiere), finde teils auch Fehler und Störungen (analysiere). Ferner unterscheidet er noch verschiedene „Seiten" der Intelligenz, nämlich Kombinationsfähigkeit, Phantasie und Kritikfähigkeit. (Die Ausführungen über dieses Thema sind nicht gerade sehr klar und etwas skizzenhaft hingeworfen. G. will als Prüfungsmittel die Assoziationszeit benutzen, die bei Intelligenten ein gewisses Maß nicht überschreiten dürfe. Hängt die nicht sehr wesentlich auch von anderen Faktoren ab? Ref.)

Unter Emotionalität, der dritten Fiktion, versteht G. die Gefühls- und Willensfunktion des Individuums, die er beide als die „effektiven psychischen Faktoren der Träger" bezeichnet. Der Ausdruck „effektiv" ist dabei im Gegensatz zu „potentiell" gebraucht. Die Emotionalität entscheidet darüber, was das Individuum wirklich ist, was es aus den potentiellen Kräften (Intelligenz) gemacht hat. Sie ist nur der Beobachtung und der Analyse (Freud) zugänglich. Hier sieht G. nun ganz mit Freud-Adler'schen Augen: er übernimmt von Freud den Begriff der „Vorlust" als aussichtsreiche Funktion; im übrigen scheint es, als ob sich für ihn das Emotionale im „Männlichen Protest", der „Libido" und im „Geltungswillen" erschöpfe. Als dritter wird M. Hirschfeld herangezogen. W. Stern's Kinderpsychologie sieht er in ihren Anschauungen nicht gar so fern von Freud's Sexualpsychologie. Alles andere wird nicht erwähnt. Das scheint mir doch gar zu einseitig!

In einem Abschnitt über die Arbeit wirft er der Kraepelin'schen Schule Lebensferne ihrer Versuche, methodische Einseitigkeit, Verkennung der Kollektivwirkung vor. Die Begriffe der Übung und Ermüdung kämen nicht im Kraepelinschen Sinne in der praktischen Arbeit vor. — Er selbst unterscheidet Übung 1. der Funktionen und 2. der Fertigkeiten. Die erstere soll nur bei Kindern vorkommen, während der Erwachsene nur Fertigkeiten ausbilden kann. Nur bei Kopfverletzten komme eine „funktionelle Restitutionsübung" vor, bei Kindern eine „genetische" Funktionsübung, bei allen anderen Fertigkeitsübung. Das habe Kraepelin alles nicht berücksichtigt. Wenn die Verhältnisse dazu anregen, kommt es zu „Pseudoübung", z. B. bei Entlohnung, durch geeignete Umgebung, durch Vereinfachung der Arbeitsbewegungen usw. Daneben findet sich ein „ökonomischer Kräfteausgleich",

d. h. durch Übung erreichen wir, daß wir eine Arbeit mit möglichst geringem Kraftaufwand leisten. Aus den bei der praktischen Arbeit gewonnenen Leistungskurven gewinnen wir deshalb kein direktes Bild von der Übung oder Ermüdung.

Dieser allgemeinen Fiktionslehre läßt G. eine differentielle folgen. Er bespricht zunächst die verschiedenen Typen, namentlich die sexuellen Typen, wobei die Anschauungen M. Hirschfeld's über Zwischenstufen wieder ungebührlich in den Vordergrund treten, ferner die psychofunktionelle Typik (optische, akustische, motorische, Vorstellung, Eidetik usw.), soziologische Typik (Berufe, Milieu usw.). Weiterhin geht er auf die Gestalttheorie ein, der er den Begriff der Struktur entnimmt, erörtert dann den Begriff der Individualität, wobei er (sehr zweckmäßig! Ref.) auch den körperlichen Faktor berücksichtigt wissen will. Die Konsequenz, die Untersuchung durch den Arzt, zieht er aber nicht. Der Begriff der Kollektivität (= Gruppenpsyche) schließlich führt zu zwei Aufgaben: zu prüfen 1. wie der einzelne Mensch sich in der Gruppe in seinem Verhalten usw. ändert, und 2., wie die Gruppe als solche eigene Verhaltungsweisen mit sich bringt.

Unter den speziellen Fiktionen lehnt G. jene der Isolierung einzelner psychischer Funktionen und ihre Lokalisation im Gehirn ab. Die Fiktion des Zentralfaktors, der nach Spearman letzter Exponent der Intelligenz ist, den G. als geistiges Niveau, als „einheitliches ‚Potential' der psychophysischen Energie" bezeichnet, hält er für günstig. Weiterhin werden Restitution, Kompensation, Dominanzfunktion erörtert. Die von ihm hier entwickelten Ansichten sind m. E. zum Teil nicht haltbar. Zu den biologischen Funktionen rechnet er Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Temperament. Beim Gedächtnis weist er hin auf die Beziehungen zu den emotionellen Vorgängen und zum Rhythmus. Für die Psychotechnik ist wichtig die einzelne Gedächtnisfunktion, z. B. Gedächtnis für Bilder, Zahlen, Formeln, Gesichter, Maschinen usw. und ferner der Vorstellungstyp. Von der Aufmerksamkeit möchte G. „vermuten", daß sie „die allgemeine biologische Bereitschaft des Organismus für psychische Leistung sei. Ihre besondere Beziehung zur Ermüdbarkeit erhärtet die Möglichkeit der biologisch, nicht nur psychisch gegebenen Natur der Aufmerksamkeit". Von den „Qualitätsbegriffen" der A. nennt er 1. den Umfang oder die Feldbreite, 2. die Konzentration und 3. die Zähigkeit oder Tenazität der Aufmerksamkeit. (Sollte hier nicht als gerade für die Psychotechnik bedeutungsvoll auch die „Vigilität" genannt werden?) Temperament rechnet G. ebenfalls zu den biologischen Bedingtheiten, wohl mit Recht (s. auch Ewald!); seine weiteren Ausführungen bleiben etwas unklar; namentlich geht nicht daraus hervor, wie er Temperament und Charakter, Körperbau und Konstitution scheidet; daß Beziehungen zwischen ihnen bestehen, nimmt er als sicher an. Schließlich wird hier noch die „Autonomie des Ichs" besprochen. G. übernimmt von Köhler den Begriff des „Feldes" in seiner physikalisch gedachten Form. Für ihn bedeutet „Feld" dann „soviel wie objektiv vorhandene Entfaltungszone des Ichs". Innerhalb dieses Feldes kommen „Influenzen" zur Beobachtung, welche die Autonomie des Ichs einschränken, wie Heredität, Milieu, Beruf, Gruppe, geopsychische Faktoren. Der Einteilung in Objekts- und Subjektspsychotechnik entspricht: „Das Objekt hat sein Feld, das psychische Wirkungen ausübt, und der Mensch hat sein Feld. Es gilt stets, beide Felder aufeinander einzuspielen oder irgendwie energetisch auszugleichen. Das ist die letzte Aufgabe der Psychotechnik." Daraus ergibt sich seine Stellungnahme zum Willen, der ihm ebenfalls in erster Linie biologisch bedingt zu sein scheint.

Im folgenden Abschnitt, „Grundsätzliches zur Empirie" überschrieben, folgert G.

aus dem bis dahin Gesagten für das Experiment, daß es sei „die gestaffelte Gewinnung einer Situation, welche geeignet ist, Verhaltungsweisen des in dem Bereich ihrer Konstellation befindlichen Individuums hervorzulocken und Zwecken der Beobachtung zugänglich zu machen“. Den Wert der Sammelforschung erkennt er an, soweit sie nicht tendenziös gerichtet ist und soweit sie nicht auf eine Deutung verzichtet. Der „Nachdruck aller Methodik“ beruht für ihn auf der Analyse. „Man kann mithin sagen, daß letzten Endes die Einfühlung ins Psychische das Wesen der Psychotechnik sein muß.“ Praktisch wichtiger scheint mir, was G. über die „Beobachtung“ sagt. Er unterscheidet hier von der Beobachtung durch den „gesunden Menschenverstand“ die künstlerische und wissenschaftliche Beobachtung. Letztere wertet nicht, sondern urteilt ganz sachlich intellektuell; die künstlerische Beobachtung steht den Dingen viel „ichhafter“ gegenüber. Die Beobachtung führt zum Pseudo- und Spontanexperiment. Das letztere gestaltet Versuche so, daß sie das natürliche Verhalten des Menschen offenbaren (z. B. Verhalten im „Spontanraum“, einem Prüffeld, in dem man die Versuchspersonen sich selbst überläßt, aber Möglichkeiten zur geheimen Beobachtung hat). Das Pseudoexperiment dagegen ist so gestaltet, daß das eigentliche Ziel nicht erkennbar wird (G. läßt z. B. etwas auswendig lernen und zugleich Postkarten betrachten, angeblich, um das Gedächtnis zu prüfen, in Wirklichkeit aber, um die erotische Inklination des Prüflings zu beobachten). Als dritte Beobachtungsmöglichkeit kommt dazu dann die Interpretation von Zufälligem. Schließlich bespricht er die Anwendungsgebiete der abstrakten, schematischen und Wirklichkeitsversuche.

Im dritten größeren Abschnitt werden die Grenzwissenschaften der praktischen Psychologie besprochen. Hier sei nur die Stellungnahme G.'s zur Psychiatrie und zur Soziologie besprochen. Die Psychiatrie sieht G. ganz einseitig vom Standpunkt des Psychoanalytikers aus: Kraepelin, Hoche wirft er zum alten Eisen. Um die hier liegenden Probleme lösen zu können, fehlen ihm offenbar einfach die nötigen Kenntnisse. — Der Soziologie räumt er der Psychotechnik gegenüber eine übergeordnete Stellung ein. Die Psychotechnik bedarf ihrer recht oft und findet bei einem Soziologen wie Simmel trotz seiner theoretischen Einstellung mehr als in Wundt's individualpsychologisch eingestellter Völkerpsychologie.

Soweit Giese! Sein Buch ist ein erster Versuch einer Theorie der Psychotechnik. Daß es als solcher mit mancherlei Mängeln behaftet ist und Einseitigkeiten aufweist, ist nicht verwunderlich. An einzelnen Stellen habe ich bereits darauf aufmerksam gemacht. An anderen glaubte ich, das unterlassen zu sollen, weil es ausführliches Eingehen erfordert hätte und weil es mir wichtiger erscheint, die Ansichten Giese's zu referieren, als zu seinen Worten Randbemerkungen zu machen. Einiges (z. B. die Berechnung, eine Reihe von Hilfswissenschaften) habe ich ohnehin fortgelassen, weil es mir weniger bedeutungsvoll erschien. Im ganzen gehört sein Buch doch zu jenen Erscheinungen, die man mit Nutzen liest und die man deshalb zu den erfreulichen rechnet.

Poppelreuter's Buch ist im Gegensatz zum vorherigen für rein praktische Bedürfnisse geschrieben; hier hört man den Praktiker und den Psychiater zugleich, und was der Psychiater zu sagen hat, läßt manches in einem Lichte erscheinen, wie es dem Nur-Psychologen nicht möglich gewesen wäre. Zweifellos liegt darin eine nicht zu verkennende Bereicherung. Vorweg aber eins: Poppelreuter sollte etwas weniger frei mit der deutschen Sprache umgehen. Ein allein stehender Satz

wie „Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen“ (S. 72) ist kein Satz. Solche Schreibweise erweckt leicht den Eindruck des Oberflächlichen, und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn P. auf S. 73 von 4 Methodengruppen spricht, aber nur 3 nennt.

P. unterscheidet die Testmethode und das monographische Gutachten.

Die Testprüfungen dienen für die „Konkurrenzauslese“ für bestimmte Berufe, d. h. für „das Verfahren, aus einer größeren Zahl von Bewerbern mit Hilfe kurzer Stichproben die Geeigneten oder die Ungeeigneten auszusuchen“. Das Ergebnis der monographischen Begutachtung soll dagegen „den für den Betreffenden und die Allgemeinheit optimalen Berufsvorschlag ergeben“.

Die gewöhnlich verwendeten Tests sind keine spezifischen Berufstests, sondern in der Regel allgemeine Intelligenztests, die wegen der großen Korrelation zwischen guter Intelligenz einerseits, den Berufserfordernissen und guten Charakteranlagen andererseits zum Erfolg zu führen pflegen. „Disharmoniker“, d. h. Menschen mit Teildefekten oder solche mit ganz einseitigen Begabungen bei sonstiger Minderwertigkeit sind relativ selten. Wegen dieser Korrelationen führen auch so wesensverschiedene Prüfungen wie die von Lipmann-Stolzenberg, Moede, Stern, Heilandt usw. zu demselben günstigen Ergebnis. (Vgl. damit meine Bemerkung zu Lipmann's „Über Begriff und Formen der Intelligenz!“ Ref.) „daher kann auch die Voraussetzung, daß die einzelnen Tests Prüfungen spezieller berufswichtiger Fertigkeiten darstellen . . . unrichtig sein, ohne daß doch der Erfolg wesentlich leidet“. Ziel bei der Konkurrenzauslese ist die Gruppendiagnose, nicht die Individualdiagnose.

Im Einzelfall können Irrtümer unterlaufen. Gute Prüfungsleistungen bedingen nicht immer gute Berufsleistungen; namentlich wirkt bei Jugendlichen der Prüfungsehrgeiz nivellierend und erschwert die Diagnose des Arbeitswillens. Das „Prinzip der optimalen Anforderungen“ darf nicht verallgemeinert werden: Es geht nicht an, daß etwa für den Beruf des Herrenschneiders dasselbe verlangt wird wie für einen höheren Beruf. Auch Lipmann geht hierin zu weit, z. B. in seinen Anforderungen für den Bergmann. Bei niederen Berufen muß daher vom optimalen Prinzip abgewichen werden. Die von Taylor und nach ihm von Münsterberg vertretene Annahme, daß Zurückgewiesene immer noch den ihnen optimal angepaßten Beruf finden würden („Harmonieannahme“), ist nicht richtig. „Dem Prinzip der „Best-Eignung“ muß als Ausgleich das Prinzip der „Noch-Eignung“ gegenübergestellt werden.“

Beim monographischen Gutachten unterscheidet P. drei Methodengruppen: 1. die rein praktisch-menschenkundliche (pädagogische, klinische) Methode des Kennenlernens, das Gewinnen eines „Individualbildes“ auf Grund des zumeist längeren menschlichen Verkehrs; 2. die symptomatische Methode, d. h. das Erschließen des Individualbildes aus dem Kurzverhalten; 3. die typologische (psychiatrische) Methode, die Einordnung der Individuen nach Typen in der Orientierung der pathologischen Karikatur.

Dazu ist zu bemerken: Zwischen Test- und Beobachtungsmethode sind für P. Gegensätze nicht vorhanden. Die freie Beobachtung möchte er nicht zu lange ausgedehnt wissen, weil man infolge von Gewöhnung das dem Einzelnen Eigene nicht mehr richtig bemerke. (Das ist nur teilweise richtig; Taugenichtse halten sich oft kurze Zeit gut. Ref.)

In der Frage, wer die Begutachtung übernehmen solle, vertritt er den Standpunkt, daß man sie dem Fachpsychologen überlassen solle trotz dessen vielfach ge-

ringer praktischer Menschenkenntnis, weil der Lehrer den Jungen doch in der Regel zu sehr als Schüler sehe. Die Methode der Fragebogen hält er einstweilen noch für „höchst überflüssig". Besser wäre die kurze Schülercharakteristik (W. Stern), die jedoch nicht durchgedrungen ist.

Er bespricht weiter die symptomatische Methode und hebt bei der typologischen Einordnung die Sicherheit hervor, mit der der Psychiater seine Patienten auf Grund kleiner Merkmale einordne, ist sich aber nicht klar darüber, wieweit man diese ärztliche Methode dem Nichtarzt anvertrauen dürfe.

Entsprechend dem Ziele der praktischen Psychologie läßt sich die Forderung, ein Bild der gesamten Persönlichkeit zu gewinnen, auf die arbeitende Persönlichkeit einengen. Die hauptsächlichsten Arbeitsprüfungen und ihre Merkmale werden unter diesem Gesichtspunkte besprochen und eine Reihe von „Prinzipien" aufgestellt, die viele Anregungen enthalten, hier aber im einzelnen nicht besprochen zu werden brauchen.

Besonders wichtig erscheint mir die an dritter Stelle genannte Arbeit Lipmann's. Lipmann geht aus von der Eigenart der intelligenten Reaktion, die „im Verhältnis zu ihrem Anlaß „sachgerecht" oder „zielgerecht" ist". Die Frage, ob aus einer intelligenten Reaktion auch auf eine dem Reagenten eigene Intelligenz zu schließen ist, verneint er; abgesehen von ererbten Instinkten usw. spielt vielmehr auch die Nachahmung und das Erlernen von Verhaltungsweisen eine große Rolle. Es darf also die Frage, was in der Seele des Reagenten selbst vorgeht, nicht außer acht gelassen werden: auf Intelligenz darf aus einer zielrichtigen Reaktion nur geschlossen werden, wenn eben diese Reaktion auch zielbewußt ist, das heißt ohne Zuhilfenahme von Ererbtem, Erlerntem oder Nachahmung zustande gekommen ist.

Er unterscheidet das objektive Material, an dem sich die Intelligenz betätigt, von den psychischen Funktionen, in denen diese Betätigung besteht, und von der Art und Weise der Betätigung, d. h. unserer Stellungnahme zum objektiven Material. Als Formen der Betätigung unterscheidet er weiterhin: Nachgestalten, Neugestalten, Umgestalten. Innerhalb jeder dieser Betätigungsformen untersucht er, „ob und wieweit die zur Bewältigung des objektiven Materials verwendeten psychischen Funktionen je nach der Art des Materials verschieden sind". Das Material teilt er ein in Inhalte der physischen Umwelt, Inhalte der psychischen Umwelt, Inhalte der psychischen Innenwelt, Inhalte des Denkens und Inhalte der Kunst. Dabei kann das Gebiet, zu dem das Material zu rechnen ist, je nach unserer Stellungnahme dazu wechseln. „Allen diesen Inhalten gegenüber gibt es ein mehr oder weniger intelligentes Verhalten, das sich dadurch charakterisieren läßt, daß wir es als ein mehr oder weniger sach- oder zielrichtiges Gestalten bezeichnen. Das Gestalten ist diejenige Funktion unserer Seele, die uns eine Gegebenheit als ein sinnvolles Ganzes erleben läßt, bei dem die erlebnismäßige Ausschaltuug eines „Teilganzen" das Erlebnis als solches zerstört. . . . Das Gestalten überhaupt betrachten wir also als die Grundeigenschaft des Seelischen; ein Wesen ist in um so höherem Grade beseelt, je mehr es dazu disponiert ist, die Reize seiner Umgebung und . . . sich selbst zu gestalten." Es gibt Stufen des seelischen Lebens, d. h. die Fähigkeit zu gestalten nimmt dem Grade nach ab, je mehr wir uns in der Tierreihe der unbelebten Natur nähern.

L. unterscheidet noch die dauernde Disposition von der jeweiligen Disponiertheit, die ihren Ausdruck in der Aufmerksamkeit findet. „Der Grad der Aufmerksamkeitsintensität ist der jeweilige Beseeltheitsgrad." Intelligentes Reagieren

ist also „abhängig 1. von der allgemeinen Gestaltungsdisposition, dem Grade der Beseeltheit des reagierenden Wesens; 2. von der jeweiligen Gestaltungsdisponiertheit, dem jeweiligen Zustande der Aufmerksamkeit; 3. von der allgemeinen Disposition, sach- und zielrichtig zu gestalten, dem Grade der Intelligenz".

„Das Nachgestalten muß ‚sachrichtig' sein; dabei muß alles auf Dinge der Körperwelt zielende Erkennen ... ebenso notwendig analytisch gerichtet sein, wie jedes auf Psychisches gerichtete Erkennen die psychischen Gestalten (‚Persönlichkeiten') als solche hinnehmen, nachgestalten, d. h. sich in sie einfühlen muß."

Das Neugestalten muß „zielrichtig" sein. Die Fähigkeit der Neugestaltung besteht darin, „die Elemente aus einer Strukturbeziehung herauszuheben und in neue Strukturbeziehungen zu bringen".

Im Umgestalten wird der Realität insofern Rechnung getragen, als in ihm ein „einigermaßen sachrichtiges Nachgestalten enthalten ist. Vom bloßen ‚reproduktiven' Nachgestalten aber unterscheidet es sich dadurch und hat mit dem Neugestalten dies gemeinsam, daß es ‚produktiv' oder ‚schöpferisch' ist".

Dem Typus des überwiegend neugestaltenden, dem Phantasten und Träumer, stellt L. den Typus des Philisters gegenüber, der sich mit dem Nachgestalten zufrieden gibt. Zwischen beiden steht der Typus „des umgestaltenden Tatmenschen", des „Stürmers und Drängers".

Das Gestalten als „die Grundfunktion der Seele" ist nicht weiter analysierbar. Der Unterschied zwischen verschiedenen Individuen besteht nicht darin, ob sie Gestaltungsprozesse vollziehen oder nicht, sondern darin, welche Gestaltungen sie vornehmen.

Nach der verschiedenen Sach- und Zielrichtigkeit lassen sich verschiedene Intelligenzgrade unterscheiden. Daneben kommen als Kennzeichen für das intelligente Gestalten folgende formale Charakteristika des Reagierens in Betracht: „Komplexität, Mannigfaltigkeit und Variabilität der vollzogenen Gestaltungen, Kritik an den vollzogenen Gestaltungen." Unter Komplexität einer Gestalt versteht L. hierbei die Einbeziehung auch von fernerliegenden Teilganzen (Argumente, Tatsachen, Hindernisse usw.) in ihre Struktur, also etwa die Berücksichtigung von etwaigen später zu erwartenden hinderlichen oder förderlichen Umständen. Die Mannigfaltigkeit beruht auf den Erfahrungen, den Kenntnissen und dem Wissen, das der Gestaltende besitzt. Nahe verwandt damit ist die Variabilität, die Fähigkeit, eine Gestalt „rasch und leicht durch andere Strukturen zu ersetzen". Die Kritik ist durch die Fähigkeit, zu variieren und komplexe und mannigfaltige Gestalten zu bilden, wesentlich mitbestimmt.

Ähnlich wie beim Gedächtnis haben wir es bei der Intelligenz „mit einer formalen Fähigkeit zu tun, die aber nicht in dem Sinne ein ‚Zentralfaktor' ist, daß ein Mensch sie ganz allgemein in einem bestimmten Grade besitzt, und daß es also gleichgültig ist, in bezug auf welches Material dieser Grad festgestellt wird". Innerhalb der Fähigkeitsgruppen des Nach-, Neu- und Umgestaltens sind „je nach dem Material, an dem das Gestalten vorzunehmen ist, Intelligenzen zu unterscheiden, die relativ unabhängig voneinander sind, und die nicht ohne weiteres einen Schluß von der einen auf die andere zulassen". Es gibt keine „Intelligenz", sondern nur „Talente" (im Sinne von W. Stern). Die Grundlagen für die Verschiedenheit der Intelligenzen sieht L. weniger in der Interessenrichtung als in Temperamentsverschiedenheiten. So ist der Typus des Künstlers durch ein cholerisches oder passioniertes Temperament (Heymans) ausgezeichnet; die sonstigen Fähigkeiten

des Umgestaltens trifft man zusammen mit sanguinischem Temperament, großer Reaktionsgeschwindigkeit, Frühreife, Egoismus; die Fähigkeit des Nachgestaltens dagegen eignet dem Phlegmatiker usw. Die Ergebnisse der neueren Untersuchungen, die auch das intelligente Handeln in ihren Bereich gezogen haben, sprechen dafür, daß bei demselben Individuum „die eine Intelligenz gut und gleichzeitig eine andere schwach entwickelt sein kann. ... Es gibt ... einen Schwachsinn des Erkennens (Nachgestaltens) und einen Schwachsinn des Handelns (Umgestaltens), die nicht notwendig vergesellschaftet auftreten." Die vorhandenen Intelligenztests prüfen zum Teil die vom Verf. aufgestellten Intelligenzformen.

Im letzten Abschnitt wendet sich L. noch einmal gegen den Begriff einer allgemeinen Intelligenz und verwahrt sich dagegen, daß man mit den üblichen Intelligenztests wirklich „die Intelligenz oder eine Intelligenz des Prüflings erfassen" könne. Wenn man auch den üblichen Prüfungen ihren hohen praktischen Wert nicht absprechen könne, so sei es doch in erster Linie die spontane Betätigung, die für das Individuum von Bedeutung sei. Ein wesentlicher Unterschied zwischen verschiedenen Individuen scheint L. weniger im Grade als in der Art, im Typus ihrer Intelligenz zu liegen. Trotzdem erkennt er die ontogenetische wie phylogenetische Entwicklung der Intelligenz an und läßt deshalb, und weil für verschiedene Stadien der Entwicklung verschiedene Gestaltungen charakteristisch sind, auch den Begriff des Intelligenzalters gelten.

Verfolgt man die Entwicklung des Intelligenzbegriffes, so bemerkt man, daß Ziehen noch streng eine intellektuelle von einer affektiven Beanlagung scheidet, zwischen denen jedoch mannigfache Zusammenhänge bestehen. Die W. Stern'sche Definition der Anpassung an Neues enthält schon etwas, was eigentlich dem Temperament angehört: Anpassung an Neues fällt (wenigstens im Leben) gewissen Temperamenten (den cyklothymen) leichter als anderen von gleichen intellektuellen Fähigkeiten. Der Lipmann'sche Begriff der Intelligenz geht darüber nun weit hinaus Er enthält einmal zahlreiche affektive Komponenten, z. B. die Fähigkeit des raschen Umzentrierens. Auch Typen wie der „Oberflächliche", der „Unkritische" sind keine reinen Intelligenztypen. Die Interessenrichtungen scheinen mir ebenfalls von Temperamentsbeimengungen nicht unabhängig, wie das so oft ausgesprochene Interesse Schizophrener für metaphysische Fragen zeigt. Beim Nachgestalten eines Kunstwerkes ist der Affekt, die Einfühlung, in besonders hohem Grade beteiligt. Sodann ist sein Intelligenzbegriff aber auch verquickt mit dem Wissen: „Voraussetzung für die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen" ist „das Maß an Erfahrungen, Kenntnissen und Wissen" usw. Davon ist bis zu einem gewissen Grade auch die „Variabilität" und die Fähigkeit zur Kritik abhängig. Das, was Lipmann mit „Intelligenz" bezeichnet, ist also in Wirklichkeit viel mehr. Seine Typen sind fast schon „Persönlichkeits"typen. Wenn nun auch das Ziel jeder Erkenntnis des Menschen sein muß, den ganzen Menschen zu erfassen, so halte ich es doch nicht für zweckmäßig, den Begriff der Intelligenz so zu erweitern, wie Lipmann es tut. Daß praktisch Intelligenz im engeren Sinne des Wortes nicht von Temperament und von Willenseigenschaften zu trennen ist, ist klar.

Ein zweiter bemerkenswerter Punkt ist seine Ablehnung einer allgemeinen Intelligenz. Es ist Lipmann zuzugeben, daß Intelligenz sich auf bestimmte Inhalte richtet und daß bei einem Individuum der Intelligenzgrad für verschiedene Inhalte, etwa Sprachen, Mathematik usw. verschieden hoch sein kann. Menschen aber mit einer ausgesprochen einseitigen Begabung oder auch mit einem einseitigen In-

telligenzfehler sind immerhin doch sehr viel seltener als solche, deren Intelligenz für alle Inhalte auf annähernd gleicher Höhe steht. Theoretisch gesehen hat deshalb Lipmann recht, praktisch wird es trotzdem zweckmäßig sein, den Gegensatz zwischen allgemeiner Intelligenz und Talent bestehen zu lassen. Freilich wird man sich darüber klar sein müssen, daß der Ausdruck „allgemeine Intelligenz" nichts weiter sagen will, als daß jemand für eine Reihe von Gebieten in annähernd gleichem Grade begabt ist. In diesem Sinne ließe sich der Ausdruck selbst da anwenden, wo eine einseitige Begabung (Talent) oder einseitiges Nichtkönnen (partieller Schwachsinn) vorhanden ist, nämlich für den Rest der verschiedenen nicht nach einer Seite hin bemerkenswerten Intelligenzen.

Durchaus zuzustimmen ist Lipmann darin, daß er vor einer Überschätzung der Prüfergebnisse durch Tests gegenüber der spontanen Betätigung warnt.

In seiner zuletzt genannten Arbeit gibt Lipmann eine Darstellung der psychischen Geschlechtsunterschiede. Nachdem er die Methode der Untersuchung ausführlich besprochen hat, gibt er eine systematische Übersicht über die Einzelergebnisse. Dabei zeigte sich eine Überlegenheit der Männer namentlich in der Mathematik, dann folgten — allmählich abnehmend und in Überlegenheit der Frauen übergehend — Anekdotenerzählen, Zeichnen, Aufsatz, Phantasie (Erzählen selbsterfundener Geschichten), Schauspielkunst, Musik, Sprachen. Bei den Schul- und Examensleistungen fand sich eine ähnliche Reihenfolge: die Männer waren am meisten überlegen in Mathematik, Geometrie, Algebra, Muttersprache mündlich, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Rechnen, Muttersprache Aufsatz; die Frauen dagegen im Singen, Biologie, Muttersprache Grammatik, Rechtschreibung, Handarbeit, Fremdsprache Literatur, Muttersprache Literatur, Naturkunde, Religion. Das Interesse für die Fächer war um so größer, je größer die relative Überlegenheit darin war.

Ein etwa vorhandener Unterschied der beiden Geschlechter besteht in der Regel durch verschiedene Lebensalter fort, nur in einer verhältnismäßig kleinen Zahl kommt es zu Richtungsänderungen (13 %). Im allgemeinen besteht eine Tendenz der Geschlechtsunterschiede, mit wachsendem Alter zuzunehmen. In etwa 58 % der Fälle wurde die Überlegenheit der Knaben mit wachsendem Alter größer, in 42 % der Fälle dagegen kleiner. „Die Kurve der Knabenleistungen verläuft im allgemeinen oberhalb der Mädchenleistungen, und zwar steigt sie zuerst steil an, um dann flacher zu werden" (vom 12. Jahre an). Die Mädchenkurve verläuft unterhalb der Knabenkurve, zunächst flach, dann — vom 12.—19. Jahre — steil ansteigend. Anfangs- und Endpunkte der Kurven (bei 4 und 19 Jahren) liegen nahe beieinander. Etwa bei 12 Jahren sind die Differenzen am größten.

Das Hauptresultat der statistischen Verwertung der Ergebnisse ist, daß in den weitaus meisten Beziehungen keine oder nur minimale Geschlechtsunterschiede vorliegen und daß nur einige wenige Eigenschaften als sekundäre Geschlechtsmerkmale betrachtet werden können. Die Intervariation der Männer war um ein Geringes größer als die der Frauen. Aus dem Umstande, daß die Intervariation einer aus Angehörigen beiden Geschlechts kombinierten Gruppe größer ist als bei Einzelgruppen, schließt L. (mit Vorbehalt), daß die beiden Geschlechter für den Unterricht ein inhomogenes Material bilden würden und spricht sich aus diesem Grunde gegen eine Koedukation aus. Das Problem der Koedukation wird zum Schluß noch kurz erörtert; dabei verkennt L. nicht, daß die seinen Berechnungen zugrunde liegenden Einzeleigenschaften usw. nur solche sind, die quantitativ meßbar sind. Viel wichtiger,

weil wahrscheinlich zentraler, sind die Eigenschaften, die sich bisher wenigstens der quantitativen Bestimmung entziehen. Möglich wäre auch eine Verschiedenheit der Strukturzusammenhänge bei beiden Geschlechtern. Wahrscheinlich sind die hier konstatierten Geschlechtsunterschiede geringer als die wirklich vorhandenen.

Die verdienstvolle Arbeit, die im 2. Teil eine Fülle von sorgfältig angelegten Tabellen, Kurven und eine reichhaltige Bibliographie bringt, wird das Fundament sein, auf dem spätere Untersuchungen weiter bauen müssen. Zweckmäßig würde meines Erachtens die Heranziehung pathologischer Erscheinungen sein. Wenn wir annehmen, daß gewisse psychische Erkrankungen — psychologisch gesehen — Übertreibungen normaler Vorgänge ins Pathologische sind, so werden wir hoffen dürfen, daß auch die Geschlechtsunterschiede in ihnen greifbar hervortreten. Das scheint mir in der Tat der Fall zu sein. Langelüddeke.

Führer und Masse.

Siegfried Sieber, Dr. phil., Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur. 129 S. Dresden u. Leipzig, 1918.

Das Buch ist noch vor dem Waffenstillstand geschrieben. Man findet daher auch nichts angeführt, was auf Nachkriegsereignisse Bezug hat. Im ersten und zweiten Teil beschäftigt sich der Verf. mit allgemeinen Eigenschaften der Massenseele, ohne hier wesentlich Neues zu bringen, ich brauche daher nicht auf Einzelheiten einzugehen. Nur möchte ich bemerken, daß die Bezeichnung Massenseele recht unglücklich gewählt ist und zu Verwirrung Veranlassung geben kann. Eine „Massenseele“ als solche gibt es nicht. Die Vorgänge, um die es sich dabei handelt, laufen letzten Endes ab im Hirn des Einzelwesen. Sie sind allerdings gekennzeichnet durch ganz besonders starke seelische Wechselwirkungen, die zwischen dem Einzelnen und seiner Umgebung bestehen.

In Teil 3 betrachtet der Verf. die Massenseele als Kulturproblem:

a) Kinder und Schule. Leider begnügt sich der Verf. hier mit skizzenhaften Andeutungen, die zum großen Teil infolge der zu groben Verallgemeinerung unklar sind. So sagt er z. B.: „Unsere ganze Erziehung samt dem Schulunterricht beruht auf einer Art Suggestion.“ In dieser Form führt der Satz nur zu Begriffsverwirrung und Unklarheit. Sicher spielt in der Erziehung die Suggestion eine große Rolle, aber man darf doch nicht eine Menge anderer Faktoren so gänzlich außer acht lassen. Wenn ein Schüler die Ableitung einer mathematischen Formel richtig verstanden hat, so kann man doch unmöglich sagen, das sei die Folge einer Art Suggestion. Die Bedeutung der Suggestion ist größer für die Ausbildung der Gefühls- und Willensseite als etwa für die einzelner Fähigkeiten, z. B. der des folgerichtigen Denkens, das ein gewisses Maß von Kritik voraussetzt, die der Suggestion gerade entgegenwirkt. Doch hierauf geht der Verf. nicht ein, er behauptet nur einige Zeilen weiter: „Kinder — nehmen kritiklos hin, was der Lehrer sagt.“ Ob der Verf. damit der kindlichen Seele gerecht wird, möchte ich bezweifeln.

b) Die Masse in der Kirche. Das Kapitel gibt einen ganz kurzen Überblick über die Massenwirkung kirchlich ritueller Einrichtungen.

c) Masse und Kunst. Verf. will sich nur auf den Kunstgenuß beschränken, der

einer Masse gleichzeitig geboten wird und glaubt deshalb die bildende Kunst im allgemeinen ausscheiden zu können. Ich kann ihm darin nicht beistimmen. Ich verweise auf die Gotik, auf ägyptische Baukunst, indische Baukunst usw. Soweit bildende Kunst mit religiösem Kult zusammenhängt — es gilt dies nicht nur für Baukunst, sondern auch für Plastik und Malerei — war und ist sie durchaus eine Angelegenheit der Masse. Die Kirche, insbesondere die katholische Kirche, benutzt ja gerade die Kunst, um auf die Masse zu wirken. Auf das tatsächliche Bestehen einer derartigen Wirkung kommt es an, nicht auf die Art und Stärke des ästhetischen Genusses. Wenn heute die Massenwirkung moderner bildender Kunst nur gering ist, so hat das sicher seine Ursachen, die hier zu untersuchen, zu weit führen würde. Deshalb aber das Aufkommen modernen Kunstströmungen wie Impressionismus, Futurismus usw. alleine auf Reklame, Kunstsalons und Ausstellungen zurückführen zu wollen, wie Verf. das will, ist gewiß nicht richtig. Propagande hat sicher auch für das Aufkommen von Kunstrichtungen eine große Bedeutung, aber allein durch sie sind derartige Kulturerscheinungen noch nicht erklärt. Dadurch, daß der Verf. nicht eingeht auf diese Fragen, insbesondere auf die engen Beziehungen zwischen Religion und Kunst, sich in der Hauptsache beschränkt auf modernes Theater, Konzert und Kino, kommt die Kunst in ihren Beziehungen zur Masse eigentlich recht schlecht weg und unterscheidet sich kaum mehr von Volksbelustigungen, Umzügen und Spielen, die er im nächsten Kapitel behandelt. Hier weist er mit Recht auf die große Bedeutung des Essens, Trinkens und Tanzes hin.

d) Die politische Masse. Bei dem politischen Redner kommt es nicht darauf an, was er redet, sondern wie er redet. Verf. betont die Wichtigkeit der gefühlsmäßigen Einwirkung auf die Masse, kommt auf die Bedeutung der Zwischenrufe und Schlagworte zu sprechen und sagt mit Recht, daß das Hauptziel aller Parteiarbeit die Gruppe der Unentschiedenen, der noch nicht parteilich Eingestellten ist. Streik und Aufruhr entstehen beide nicht impulsiv aus der Masse, sondern werden entweder durch bedeutende Führer, oder durch feste Organisationen in Szene gesetzt. Durch eine merkwürdig ungeschickte Einteilung in gefährliche und harmlose Massen, die sein ganzes Buch durchzieht, bleibt der Verf. bei der Erörterung der Entstehung von Streiks und Unruhen an der Oberfläche haften. Irgendein Etwas muß schon da sein, wenn diesem In-Szene-setzen Erfolg beschieden sein soll. Böhmig spricht recht treffend von „Proteststimmung“. Mit Recht betont zum Schlusse dieses Kapitels der Verf. die Wichtigkeit einer richtigen Propaganda im weitesten Sinne für die auswärtige Politik.

e) Die Massenseele des Heeres. Am ausführlichsten wird der Verf. in diesem Kapitel. Er betont die Wichtigkeit des Drills für den Kampfwert der Truppe. Eingehend beleuchtet er Einzelheiten des Reglements, z. B. die Wichtigkeit der sog. Ankündigungskommandos („das Gewehr — über“, aber „Gewehr — ab“). Ferner weist er auf die Bedeutung der Musik und des Soldatenliedes für die Marschtüchtigkeit der Truppe hin, zeigt, wie andererseits das Beispiel des „Schlappmachens“ ansteckend wirken kann.

In Teil 4 des Buches kommt Verf. auf die Erziehung zur Masse zu sprechen. Nachdem er noch einmal kurz die Bedeutung der Massenpsychologie auf den verschiedensten Gebieten gezeigt hat, fordert er eine systematische Erziehung des Einzelnen für die Masse, für die Allgemeinheit, und wirft dabei diese beiden Begriffe durcheinander. Er meint, zu dieser Erziehung sei das Kriegsende besonders günstig,

da große Massen von Männern durch die Massenschule des Heeres gegangen seien und da die Disziplin des Volksheeres die Massenpsyche verstärkt habe. Wir, die wir die Wirren der Nachkriegszeit erlebt haben, können im Gegenteil feststellen, wie auf eine Zeit der straffen Zusammenfassung der Einzelnen das gerade Gegenteil eintrat. Wie sich überall wieder das Einzelindividuum durchzusetzen versuchte und wie die Technik der Massendisziplinierung mißbraucht wurde für Einzelinteressen von Einzelgruppen und Grüppchen. Wenn der Verf. fordert, Eigenbrödler dürfe es künftig nicht mehr geben und jede kleine oder große Masse möge ihre Angehörigen für die Allgemeinheit erziehen, so übersieht er, daß der moderne Mensch nicht nur der Teil einer Masse ist, sondern daß er ein Teil von verschiedenen Verbänden, von verschiedenen Gruppen mit den verschiedensten Interessen ist, und daß sich diese einzelnen Verbände und Gruppen in der mannigfaltigsten Weis überschneiden und durchkreuzen (vgl. Thurnwald, Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie. Arch. f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, Bd. 52, S. 467). Zwar das Bestehen der verschiedenen Massen hat der Verf. richtig gesehen, daß diese Massen sich aber durchschneiden und durchkreuzen ist an dieser Tatsache das Wesentliche und das ist ihm entgangen. Es ist daher auch ein Unding, den Zusammenschluß dieser Einzelverbände zu fordern und davon wieder die „Ausbildung höherwertiger Massen“ zu erwarten. Es ist auch nicht einzusehen, wie auf diese Weise „der Wasserspiegel allgemeiner Bildung, besonders seelischer Art“, sich rascher heben sollte, „als durch einseitiges Hochzüchten etlicher Persönlichkeiten mit Vernachlässigung des Durchschnitts“. Der Verf. selber hat zu Anfang seiner Ausführungen dargetan, daß die seelische Ausgleichung in der Masse zuungunsten der feineren, reicheren Persönlichkeiten erfolgt, daß der hohe Mensch, der Philosoph, der Künstler in der Masse an Wert verliert, und an anderer Stelle, daß nicht gute Einzelbegabungen die Eigenart einer Schulklasse bestimmen, sondern daß, wie bei jeder Masse, der Durchschnitt maßgebend ist. Aber den „Individualitätsteufel“ möchte der Verf. überhaupt ausgetrieben wissen. Er vergißt, daß eine Masse aus sich heraus bisher noch nie etwas zuwege gebracht hat, daß sie vielmehr immer eines Führers bedarf, daß folglich ausgeprägte Persönlichkeiten für die Masse geradezu unentbehrlich sind. Diesem Problem, Masse und Persönlichkeit, ist der Schlußteil gewidmet. Es werden ganz kurz Wechselbeziehungen, die zwischen Führer und Masse bestehen, besprochen. Der Verf. fordert eine gute rednerische Ausbildung der Führerpersönlichkeiten, da das gesprochene, ebenso wie das geschriebene oder gedruckte Wort eine wesentliche Wirkung auf die Masse ausübt. Diese Forderung des Verf. scheint mir durchaus berechtigt zu sein, würde sie noch dahin erweitert, daß Führer jeder Art sich eingehend mit der Psychologie der Massen beschäftigen sollten, so wäre schon allerhand erreicht. Die „Höherentwicklung der Massen“ könnte dann getrost der Zukunft überlassen bleiben. Dr. Carl Timm (Lübeck).

Walter A. Berendsohn, Politische Führerschaft. Kultur- u. Zeitfragen, hrsg. von Louis Satow. Heft 11, 86 S. Ernst Oldenburg Verlag, Leipzig, o. J.

Das vorliegende Heft steht in einer Schriftenreihe, die Bekenntnis ablegen will von einem alle einzelnen Lebensgebiete durchziehenden pazifistisch-humanitären Kulturwillen. Dem Verf. ist Sinn aller Politik die Bildung der Gemeinschaft. Politische Führung schafft Gemeinschaft. Gemeinschaftsgestaltend ist der Wandervogelführer und der Lehrer der Gemeinschaftsschule. Der politische Führer, in rauherer Luft kämpfend, muß vorgebildet sein, er muß an die Idee der Menschlichkeit gebunden

sein. Dem Führer steht gegenüber der Verführer, der Repräsentant des Willens zur Macht schlechthin. — Die Schrift ist Beispiel eines bestimmten politischen Ethos. Für das Problem der Führerschaft und der Herrschaft bietet sie nicht gerade viel.

Dr. Bollinger (Bremen).

Gesetzgebung und Recht.

Oskar Stillich, Dr. Berlin, Die Lösung der sozialen Frage durch die Reform des Erbrechts. Heft 16 der Kultur- und Zeitfragen. 82 S. Leipzig, Ernst Oldenburg Verlag.

Das römische Recht hatte bis in die letzten Einzelheiten das Recht von der Unbeschränktheit des Privateigentums ausgebildet; der Eigentümer kann mit seinem Hab und Gut verfahren, wie er will; Privateigentum ist Privateigentum und bleibt es für ewige Zeiten; die Folge davon war, daß nach dem Tode des Eigentümers dieses Eigentum an die nächsten Verwandten des Verstorbenen fallen mußte; waren nur Seitenverwandte vorhanden, so erbten diese, wenn auch die Verwandtschaft noch so entfernt war. Andererseits stand dem Erblasser frei, durch letztwillige Verfügungen über sein Vermögen nach Gutdünken zu bestimmen. Das deutsche bürgerliche Recht hat diese Grundsätze übernommen; nur wenn keine Seitenverwandten vorhanden sind und kein Testament vorliegt, erbt der Staat. Die hier zutage tretende manchesterliche Richtung suchte die Gesetzgebung nach 1900 einzudämmen durch ein Erbschaftssteuerrecht, das mit der Erzbergerschen Steuergesetzgebung das Maß des Zumutbaren überschritt; es ist eine in der Plan- und Steuerwirtschaft während und nach dem Kriege oft gemachte Erfahrung, daß die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit des Einzelnen nur bis zu einer gewissen Grenze eingeengt werden kann, wenn vermieden werden soll, daß Mißachtung und Umgehung der Gesetze zum allgemeinen Streben werden und das Ansehen aller Vorschriften moralisch und rechtlich Not leidet, woran auch die schärfsten Strafbestimmungen nichts ändern können. Eine Fülle von Erlebnissen auf dem Gebiet der Verkehrsregelungsbestimmungen und Steuerverordnungen haben in Deutschland diese Erfahrung immer wieder bestätigt, ohne daß es natürlich bislang möglich gewesen wäre, die „Belastungsgrenze“ festzustellen. Das verkennen die Idealisten und Sozialreformer, zu denen auch der Verf. der obigen Schrift gehört.

Nach einem kurzen Abriß über frühere Lehren von der Beschränkung des Erbrechts im Interesse sozialer Fürsorge in England, Frankreich und Deutschland entwickelt er eine Staatserbrechtstheorie: Die Familie ist zwar keine Summe von Persönlichkeiten, sondern ein durch Zusammengehörigkeits- und Kulturbewußtsein geschlossener Kreis. Daraus folgt aber nicht, daß das Vermögen der Eltern auf die Kinder übergehen müßte; „der Zufall der Geburt“ darf diese Folge nicht haben. Der natürliche Instinkt der Fürsorge der Eltern für die Kinder und deren Zukunft wird beiseite gesetzt, einerlei, ob es sich dabei um Intestaterbrecht handelt oder Testamentsrecht. Noch weit entschiedener wird natürlich das Erbrecht der Seitenverwandten mit seinen zum Teil ungeheuerlichen Zufallsergebnissen geleugnet, hier übrigens mit Recht.

Da im Zukunftsstaat jeder seine Existenz garantiert erhalten soll, so ist für die Kinder gesorgt, und es bedarf eines Kindererbrechtes nicht: Erbe ist stets der Staat, der seinen Bürgern durch staatlichen Schutz und Hilfe die Möglichkeit gab,

Vermögen anzusammeln. Nur persönliche Andenken dürfen vererbt werden, doch darf damit eine bestimmte Wertsumme nicht überschritten werden; das gleiche gilt für Schenkungen zu Lebzeiten. Während einer gewissen Übergangszeit wird ein Maximalerbrecht zugunsten der Kinder eingeführt für die erste Generation.

Das so dem Staat angefallene Vermögen wird durch eine Staatsvermögensbank aufgenommen und verwaltet; diese Bank saugt alle anderen Banken in sich auf; nur durch die St.V.-Bank können in Zukunft Geldanweisungen irgendwelcher Art erfolgen. Die St.V.-Bank gewährt den Landeseinwohnern mit Rücksicht auf die ihr künftig durch Erbschaft zufallenden Vermögen Kredit, so daß schon vor Heimfall allen Privatbesitzes an den Staat dieser Besitz zugunsten des Staates mobilisiert wird. Für dieses von Tissot entworfene System tritt auch der Verf. ein, der das System als Anhänger der staatlichen Planwirtschaft ausbaut.

Schließlich verweist er auf Rußland und das dort mit dem Russischen Bürgerlichen Gesetzbuch seit 1. Jan. 1923 eingeführte Erbrecht. In letzterem übersieht der Verf. aber den Weg, den Rußland bis zum 1. Jan. 1923 gegangen war: 1918 hatte Lenin schon das gesamte Erbrecht aufgehoben und das alleinige Staatserbrecht eingeführt. Damit war jedem Bürger das Interesse an der Ansammlung von Vermögen genommen; nimmt man ihm dies, so nimmt man ihm das Interesse an seiner eigenen Arbeit und ihrem Erträgnis; es werden im Grunde alle Bürger Staatsangestellte, die gerade soviel arbeiten, wie eben von ihnen verlangt und erzwungen werden kann, die gerade soviel verbrauchen, wie sie haben. Spartrieb, Fürsorge für die Tage eigener Arbeitsunfähigkeit, Fürsorge für die Zukunft der Kinder, alles wird unterdrückt. All diese idealistischen Bestrebungen scheitern an der harten Tatsache der Verschiedenheit der menschlichen Natur, die immer wieder übersehen wird von den demokratischen, den einen mit dem anderen genau gleich setzenden Bestrebungen. Lenin ist mit seinem Marxismus an dieser Tatsache gescheitert: Seine Verkehrsregelungsbestimmungen bezüglich der im Inland produzierten Lebensmittel waren weder durch Propaganda noch mit Gewalt durchzuführen; der Zustand wurde erst erträglich, nachdem den Bauern der Handel mit ihren Erzeugnissen freigegeben wurde, sofern sie vorher einen gewissen Bruchteil als staatliche Naturalsteuer abgeliefert hatten. So wurde der staatliche Lebensmittelhandel, der Monopol bleiben sollte, aufgehoben; die Industriearbeit schaffte nichts, die Betriebe bleiben unrentabel; es fehlte ihnen an Kapital, und die geleistete Arbeit war gering an Menge und Art. Dem Kapitalmangel half Lenin durch Konzessionen an ausländische Unternehmungen, ab, die in sein marxistisches Wirtschaftssystem Löcher rissen; die Arbeitsleistung war trotz Verlängerung der Arbeitszeit, Überwachung der Arbeiter und Arbeitszwang nicht zu heben; laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot; sparen, sich etwa ein eigenes Heim schaffen, das nach dem Tode den Kindern bleibt, hat ja doch alles keinen Zweck in einem Lande ohne Privateigentum und ohne Erbrecht!

Dieser Gleichgültigkeit, die das wirtschaftliche Schaffen lähmte, hat Lenin abhelfen müssen durch Wiedereinführung des Privateigentums. Wenn dieses auch hinsichtlich der Gegenstände, des Umfanges und der Vererblichkeit noch so beschränkt ist (tatsächlich ist es ausdehnungsfähiger als der bloße Blick in die gesetzlichen Bestimmungen zu zeigen scheint), so bedeutet es doch in jedem Fall die Anerkennung, daß die Bevölkerung nicht fähig war, unter der Herrschaft des reinen Kommunismus zu arbeiten und vorwärts zu kommen, oder wie Lenin es ausdrückte, die Menschen waren „noch" nicht reif dafür. Die Einführung eines Staates ohne Privateigentum auf dem Wege des staatlichen Erbrechts nach Tissot-Stillich würde vermutlich

an demselben Hindernis scheitern, an dem Lenin's Idealismus trotz der günstigen tatsächlichen Basis, von der er ausgehen konnte, ein Ende fand.

Dr. Kulenkampff-Pauli (Bremen).

Julius Heller, Dr. med., a. o. Prof. an der Univ. Berlin, Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs. 47 S. Leipzig 1924.

Die Arbeit eignet sich nicht zur Inhaltswiedergabe. Es werden die einzelnen Gesetzesparagraphen kurz besprochen und durch Entscheidungen des Reichsgerichtes und der Oberlandesgerichte belegt. Für den Arzt, der forensischen Fragen fernsteht, bedeutet die Zusammenstellung eine wertvolle Einführung. Für den Laien erscheint mir die Schrift ungeeignet zu sein, da sie zuviel als bekannt voraussetzt; sie ist übrigens auch nicht für ihn bestimmt. Vermißt wird ein Verzeichnis der Abkürzungen, deren Kenntnis auch beim Arzt nicht vorausgesetzt werden kann (z. B. ALR. = Allgem. Landrecht von 1794; OLG. in 18. Mai 1914, IV, 83, OLG. Bd. 1913, S. 74 = Oberlandesgericht, mit einer derartigen Literaturangabe wird ein Arzt, für den das Buch doch bestimmt ist, aber auch nichts anfangen können). Von den behandelten Problemen dürfte den Soziologen aber doch interessieren, daß heute nach juristischer Auffassung die Kindererzeugung nicht mehr zum Wesen der Ehe gehört (im Gegensatz zum Allgem. Landrecht von 1794).

„Das BGB. sieht in der Ehe eine wechselseitige persönliche Ergänzung von Mann und Weib, welche durch die auf gegenseitiger Liebe und Achtung fußende innigste Lebensgemeinschaft vermittelt wird. Die Kindererzeugung wird zwar regelmäßig eine Folge der Geschlechtsgemeinschaft sein, gehört aber nicht zum Wesen der Ehe" (Anm. S. 20).

Diese Änderung in der juristischen Auffassung ist insofern bemerkenswert, als die heutige Auffassung im Gegensatz steht zur biologischen Bedeutung. Biologisch gesehen dürfte die heutige Auffassung „kontraselektorisch" wirken. Die geringere Wertung der Nachkommenschaft, die sich darin ausdrückt, dann das Nichtwollen des Kindes und endlich die Vernichtung der Leibesfrucht liegen doch wohl auf derselben Entwicklungslinie.

Wie sehr unsere heutige Auffassung vom Wesen der Ehe tatsächlich von ihrer biologischen Bedeutung abweicht, zeigt sich erst ganz deutlich, wenn man mit ihr etwa die des Chinesen vergleicht, der auch heute noch von einer richtigen Ehe in erster Linie Nachkommenschaft erwartet. Daß religiöse Anschauungen (Ahnenkult) die Auffassungen vom Wesen der Ehe stark beeinflussen, soll hier nur angedeutet werden.

C. Timm.

Reinhard Carrière, in Dale, Stavanger, Norwegens Kampf gegen den Alkohol. — Sturz der Regierung. — Rezeptgesetz. Münch. Med. Wochenschr., Nr. 38, S. 1326. 1924.

Verf. gibt in seinen kurzen Ausführungen ein anschauliches Bild von dem augenblicklichen Stand der Alkoholfrage in Norwegen; als Deutscher wird man beim Lesen dieser Arbeit ein gewisses Gefühl der Beschämung nicht los, wenn es einem klar wird, um wieviel ein kleiner Staat wie Norwegen in diesen sozialhygienischen Bestrebungen Deutschlands voraus ist. — Einfuhr und Verbrauch „heißer" Weine mußte Norwegen vor einiger Zeit wieder gestatten; Ausschank von Bier und Weinen

unterliegt dem Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden. Für Wein besteht das Weinmonopol; alle Getränke über 21 Volumprozent Alkohol gelten als Branntwein und sind verboten und können nur auf ärztliches Rezept durch die Apotheken bezogen werden. — Einige Mißstände traten danach auf: Schmuggel, sehr freie Auffassung des Rezeptrechtes. Die Regierung (konservativ) hielt es deshalb für angebracht, die Aufhebung des Schnapsverbotes zu beantragen, drang aber nicht durch und mußte einer Linksregierung Platz machen, auf deren Programm an hervorragender Stelle die strenge Durchführung des Schnapsverbotes steht. — Mit einem neuen Rezeptgesetz wurden die Ärzte Norwegens unter eine scharfe Kontrolle gestellt, und gleich in den ersten Monaten seines Bestehens hat es gut gewirkt. — Verf. führt einige diesbezügliche Gesetzesparagraphen näher aus und erwähnt weiter den Inhalt zweier Rundschreiben des Sozialdepartements zu diesem Gesetz, worin bekannt gegeben wird, daß das Gesetz am 1. März d. J. in Kraft tritt und es nicht erlaubt ist, Branntwein zu verschreiben, ohne daß ein krankhafter oder leidender Zustand vorliegt. Eine Reihe von Mixturen und Lösungen wird freigegeben. Bestimmte Krankheiten werden genannt, die dazu berechtigten, größere oder häufigere Mengen Alkohol als im Gesetz vorgeschrieben zu verschreiben. Schmitz.

The Literary Digest 24. Januar 1925. Prohibition vermindert die Verbrechen.

Die von der World League in Verbindung mit den Polizeiämtern aufgestellte Statistik über die Zahl der Verhaftungen 4 Jahre vor Inkrafttreten des Alkoholverbotes und 4 Jahre während seiner Wirksamkeit wird von Freund und Feind der Prohibition als Beweismittel benutzt.

Die Statistik stellt folgendes fest: Die Zahl der Verhaftungen wegen Trunkenheit in 300 amerikanischen Städten hat sich um 42,3 % vermindert. Die Gesamtzahl der Verhaftungen ist von 1756078 auf 2040700 gestiegen. Da sich aber die Bevölkerung um 5 Millionen vermehrt hat, ergibt sich bei der Berechnung auf 1 Million Einwohner eine Verminderung von 58946 auf 58859 Verhaftungsfälle.

Die Anhänger der Anti-Saloon League behaupten deshalb: Die Statistik bekräftigt die Aufstellungen Wayne B. Wheelers des Generalkonsuls der A.S.L., daß die Prohibition die Ursache ist, daß sich die Zahl der Sparer verdoppelt hat, daß die Prohibition den amerikanischen Arbeitern jeden Tag 30 Millionen Dollar sparen hilft und daß sie bereits 1 Million Menschenleben gerettet hat.

Die Gegner jedoch behaupten (Brooklyn Citizen): Da sich die Zahl der Verhaftungen wegen Trunkenheit beinahe um die Hälfte vermindert hat, die Gesamtzahl der Verhaftungen sich kaum verändert hat, haben sich die Verhaftungen wegen anderer, schwererer Verfehlungen als Trunkenheit vermehrt; also hat die Prohibition die Verbrechen gesteigert, nicht gemindert. Guggemoos (Berlin).

F. Pleckmann, Euthanasie. (Das Recht des Arztes zur Tötung.) Monatsschr. f. Kriminalpsychol. u. Strafrechtsform, 14. Jahrg., S. 178. 1923.

Drei Erscheinungsformen: Euthanasie im weiteren Sinne: Die Krankheit ist unheilbar und tödlich, der Zeitpunkt des Todes aber ungewiß. Der Arzt gibt dem Kranken auf dessen Verlangen eine Morphiuminjektion, die den Tod herbeiführt. — Euthanasie im engeren Sinne: Der alsbaldige Tod des Kranken steht bevor. Ein schwer leidender Kranker ist nicht in der Lage, seinen diesbezüglichen Willen zu

äußern, während er doch rettungslos binnen kurzer Frist qualvollem Tod verfallen ist. Die Euthanasie wird also ohne eine nach außen hin wirkende Willensbeteiligung des Kranken gewährt. — Reine Euthanasie: Durch die Einspritzung des Narkotikums wird lediglich „ein Erhalten des Lebens in schmerzlosem Dämmerschlafe bis zum Tode," nicht aber „eine raschere Auflösung" bewirkt.

Die ärztliche Euthanasie darf nur um des Kranken selbst willen, nicht wegen der „lieben Angehörigen" gewährt werden. Die juristische Frage ist die: Hat der Arzt das Recht, einen Menschen, der an einer unheilbaren und tödlichen körperlichen Krankheit leidet, auf dessen Verlangen durch den Tod von seinem Leiden zu erlösen? Verf. bejaht das Recht der Euthanasie im weiteren Sinne, weil das Leben für das betreffende Individuum keinen Wert mehr hat und weil bei vorgeschrittener Krankheit dieses Menschenleben für Staat und Gesellschaft nur noch negativen Wert hat. Eine Pflicht zur Euthanasie besteht für den Arzt nicht. Auch das Recht der Euthanasie im engeren Sinne bejaht der juristische Verf., auch für die Fälle, in denen der Kranke seinen diesbezüglichen Willen nicht äußern kann, indem eine durch die Wahrung berechtigter Interessen gerechtfertigte Präsumtion Platz greift. Das Recht der reinen Euthanasie ist selbstverständlich. — Bei der Euthanasie im weiteren Sinne wird als Kautele ein Antrag an das zuständige Landesgericht empfohlen, durch eine Kommission festzustellen, daß die materiellen Voraussetzungen vorliegen, durch welche die Euthanasie rechtmäßig wird. Der Verf. fügt einen Gesetzentwurf bei.

Rehm.

Zeitströmungen.

Sigmund Freud, Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert. 41 S. Leipzig, Wien, Zürich, Internationaler psychoanalytischer Verlag, 1924.

Verf. analysiert einen kulturpsychopathologisch nicht eben besonders eigenartigen Fall von Dämonopathie und deckt die psychischen Triebkräfte der Erkrankung, insbesondere das Streben nach Sicherung des eigenen Lebens und die aus der Lebensnot erwachsene verstärkte Vatersehnsucht, die sich im Teufel einen Vaterersatz schafft, auf. Nach Freud hat die dämonologische Theorie jener dunklen vergangenen Zeiten gegen alle somatischen Auffassungen der „exakten" Wissenschaftsperiode recht behalten: Die Besessenheiten entsprechen unseren Neurosen, zu deren Erklärung wir wieder psychische Mächte heranziehen. Die Dämonen sind uns böse, verworfene Wünsche, Abkömmlinge abgewiesener, verdrängter Triebregungen. Wir lehnen bloß die Projektion in die äußere Welt ab, welche das Mittelalter mit diesen seelischen Wesen vornahm; wir lassen sie im Innenleben der Kranken, wo sie hausen, entstanden sein. Priv.-Doz. Dr. Karl Birnbaum (Berlin).

Eilhard Erich Pauls, Prof., Das Ende der galanten Zeit. 217 S. Lübeck, Otto Quitzow-Verlag, 1924.

Das schön ausgestattete Buch erhebt sich in seinem Inhalt, soweit es nicht ein Auszug aus den Aufzeichnungen der Gräfin Voß, der Oberhofmeisterin am preußischen Hofe, ist, nicht über den Stil eines besseren Kolportageromans. Immerhin ist für jeden Geschmack gesorgt. Der Liebhaber höfischen Klatsches findet die ausführliche Darstellung der zweimaligen kirchlich genehmigten Bigamie Friedrich Wilhelm II.,

während der patriotisch Gestimmte sich an den Gestalten Friedrich des Großen und der Königin Luise erfreuen kann. Gewidmet ist das Buch dem Kronprinzen Wilhelm.

Bolte.

Eilhard Erich Pauls, Prof., Der Beginn der bürgerlichen Zeit. Biedermeierschicksale. 267 S. Lübeck, Otto Quitzow-Verlag, 1924.

Ein besonderes Bedürfnis lag für dieses Buch nicht vor, da dasselbe Thema viel umfassender und gründlicher schon 1913 von Georg Hermann in seinem Buche „Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volkszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von G. H.“ Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin, behandelt worden ist. Das vorliegende Werk ist leicht lesbar geschrieben; aber Irrtümer sind nicht immer vermieden, so wird z. B. Felix Mendelssohn als Sohn des Philosophen bezeichnet. Die beigegebenen Photographien biedermeierlich gekleideter moderner Menschen wären besser fortgeblieben. Das dreiste und saloppe Benehmen dieser Personen ist trotz ihrer Verkleidung keineswegs stilechtes Biedermeier.

Bolte.

Sigm. Freud, Prof., Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. 72 Seiten. Leipzig, Wien, Zürich, Internationaler psychoanalytischer Verlag, 1924.

Franz Wittels, Sigmund Freud der Mann, die Lehre, die Schule. 246 Seiten. Leipzig, Wien, Zürich, E. P. Tal & Co., 1924.

Zwei eindrucksvolle Dokumente für die Geschichte einer bedeutsamen geistigen Bewegung, eindrucksvoll auch durch den Hinweis, wie stark das menschliche Leben durch dunkle irrationelle affektive Momente beeinflußt wird, so daß dagegen die verstandesmäßig erfaßbaren Beweggründe manchmal ganz zurücktreten. Wittels versucht psychoanalytische Erklärungen für die tiefgehenden Zerwürfnisse innerhalb der Freud'schen Schule zu geben, die manchmal einen etwas spielerischen Charakter zu haben scheinen, so daß ich nicht weiß, ob sie ganz ernst zu nehmen oder als Ironie des mit Freud zerfallenen Verfassers aufzufassen sind. Der Bruch mit Freud hindert den Verf. übrigens nicht, seinen ehemaligen Lehrer mit der Ehrfurcht zu schildern, die einem bahnbrechendem Geiste gebührt. Die biographischen Daten sind den Freud'schen Selbstanalysen entnommen, die sich zahlreich in seinen Werken finden und mit ihrer imponierenden Ehrlichkeit eine Fundgrube für den Biographen und Psychologen bieten.

Bolte.

Eine Kultur im Spiegel der andern.

E. R. Curtius, Französischer Geist im neuen Europa. 371 S. 8°. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1925.

Der feinsinnige, formbeherrschende Romanist der Universität Heidelberg, dem bereits 1919 ein hervorragendes Buch über „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich“ zu verdanken war, veröffentlicht in diesem Bande (S. 217—344) neben fachlichen Spezialarbeiten Aufsätze von allgemeinem Interesse, die dem wechselseitigen Verständnis der Deutschen und der Franzosen dienen sollen.

Die französische Geistigkeit charakterisiert er u. a. wie folgt: Im Jahre

1700 machten die Franzosen 40 % der europäischen Bevölkerung aus, 1815 20 % und 1880 nur mehr 13 %. Um 1750 hatte französische Kultur die unbestrittene Führung Europas; gegen Ende des 19. Jahrhunderts fühlte sich dagegen der französische Nationalgeist zur Selbstbehauptung gedrängt; die Ereignisse von 1870 hatten die Vorstellung einer Bedrängung des Landes durch die Barbaren gezeitigt. „Das Königtum Ludwigs XIV., die Bürgergesinnung der Revolution, das Kaisertum Napoleons spiegeln sich in römischen Vorbildern. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird dann das Dekadenzproblem unter steter Beziehung auf den Untergang des Imperiums erörtert. Der Krieg von 1870 scheint die Prognose zu bestätigen: germanische Barbarenhorden sind in das *caput orbis terrarum* eingedrungen. Das Schicksal der germanischen Invasion hat sich an Paris wie ehedem an Rom vollzogen." Nach 1918 denkt aber der nunmehrige Sieger anders. „Er hat frühere Verluste wieder wettgemacht, hat ein bedrohtes Dasein auf seinen alten Grundlagen erneut befestigt. Er betrachtet alles mit der Tendenz des Ausnutzens, Bewahrens, Verfestigens, Fortsetzens. Er sucht im Gewebe der Zeit Festigkeiten und Sicherheiten, wir [Deutsche] suchen in demselben Stoff praktische Ansatzpunkte zur Veränderung." Der Deutsche hat das Bestreben, ein Maximum von Veränderungsmöglichkeiten im heutigen Weltzustand zu entdecken; der Franzose dagegen sucht ein Maximum von Beharrlichkeiten. Und die europäische Krise, die für uns Deutsche einen vitalen Wert hat, ist für Franzosen beunruhigend, verwirrend, bedrohend.

Das junge Frankreich will sich indes nicht auf die gelobten Traditionswerte festlegen lassen. Frankreich ist eben, wie Montégut gesagt hat, zugleich ein kühner Neuerer und ein verstockter Konservativer. Es gibt ja, wie Curtius es ausdrückt, nicht nur das lateinische Frankreich, sondern auch das Frankreich des gotischen Geistes und dasjenige des alten Keltentums, und eben dieses sucht „seelische Erneuerung". Seit zwei Jahrtausenden ringt der lateinische Geist, „der auf der Oberfläche wirkt", mit dem keltischen, „der in der Tiefe der Nation tätig ist". Der lateinische Geist kennt Disziplin und Organisation, aber auch oft Enge und Verstümmelung und hat zum Grundsatz die Unterwerfung des einzelnen unter den Staat; dagegen ist dem keltischen Geiste Expansion, Begeisterung und Sympathie eigen und er dient der freien, selbstherrlichen Persönlichkeit. Dieser Geist ist ernst, tief, innerlich, mystisch. So hat denn auch der französische Genius eine innere Vielfalt, er ist eine Synthese verschiedener Elemente und darum der Erneuerung fähig.

Die wesentlichen Züge des deutschen Geistes sieht Curtius mit Adam Müller in „Mittlertum, Universalität, Unendlichkeit und Toleranz". Die beiden komplementären Komplexe, die das deutsche Wesen bilden, sind der Humanismus und die Klassik des Südwestens und die Mystik und Romantik des Nordostens Deutschlands. Hinzu kommt die Vermittlungs- und Ausgleichsrolle dieses Reiches zwischen Westen und Osten. „Wie die deutsche Landschaft, so ist der deutsche Geist nach Abendland und Morgenland offen: seine unersetzliche Sendung in Europa".

Im ganzen tritt endlich ein Gegensatz zutage zwischen dem westlichen „Zivilisationsbegriff" und dem deutschen „Entwicklungsbegriff". Eine rationale, gottgesetzte Ordnung dort, eine immer neue und lebendige Verkörperung des historisch wirksamen Geistes hier. Jene kann zu kahlem Rationalismus, egalitärem Atomismus, zu Seichtigkeit und Pharisäertum — diese zu Mystik und Brutalität entarten (Troeltsch). Ein gemeinsames Gut der Welt sind aber die moralischen Gedanken, die den Plänen von Völkerbund, Menschheitsorganisation, von Einschränkung der Zerstörungskräfte und der Egoismen innewohnen. Diese Ziele schreiben

nun eine Demokratie vor, als notwendige Form der modernen Gesellschaft mit ihrer Bevölkerungsvermehrung und ihrer Intellektualisierung der Massen. Zudem erfordern sie Politik als Technik der Menschheitsorganisation. Demokratie muß sich jedoch vereinen mit der Geltung einer geistigen Oberschicht. Die Zukunft des Geistes fordert ein befriedetes Europa, Verständigung und eine internationale Ethik. Mit Montherlant meint Curtius, der Mensch sei aus Gutem und Bösem gemacht, und es mache den Adel aus, sich vor allem des Guten zu erinnern. Neben Männlichkeit seien auch Selbstlosigkeit, Hingabe, Opfer und das Bewußtsein gemeinsamer Ideale zu finden.

Für diese Ziele ist, was Frankreich angeht, der Gegensatz zwischen einem provinziell verengten und einem „europäisch erweiterten Franzosentum von Belang. Das erstere Element bewirke, daß Frankreich für die seelischen Schwingungen und Spannungen Europas weniger durchlässig erscheint, als alle anderen Länder. Die dem „klassischen Modell" nicht ergebenen Franzosen leben aber das Werden mit, das uns alle trägt, drängt, beflügelt; sie ahnen die Wiedergeburt, von der ein Franzose sagt, vorläufig könne man sie in Einzelheiten mit Zeichen des Endes verwechseln.

Curtius erhofft eine Europäisierung der französischen Kultur und meint im besonderen: „Französische Kunst, die alle Schwingungen des neuen europäischen Lebensgefühls in sich enthält und sie zum Gleichgewicht ästhetischer Harmonie führt — solche Kunst wird Weltkunst sein." Ob Europa untergehen wird oder nicht, das entscheide sich nach unserem Willen, nach der Haltung und Spannung unseres Lebens. Wollen wir aber den Aufstieg, so müssen wir die zerrissene Seele Europas zur Harmonie stimmen, d. i. ihre Einheit neu errichten. Die Anpassung und Eingliederung in die Nachkriegsära scheint allerdings dem französischen Geiste ebenso schwer zu werden, wie der Politik der französischen Regierung. Prof. E. Schwiedland (Wien).

Th. Devaranne, Chinas Volksreligion. Dargestellt nach einer Rundfrage und verglichen mit den Grundlehren des Laotze, Konfuzius und Buddha. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge.) Tübingen, J. C. B. Mohr, 1924.

Der Verf., ein Theologe, sucht in der kleinen Schrift nachzuweisen, wie groß der Abstand der modernen chinesischen Volksreligion von den Lehren der drei großen Weisen des fernen Ostens Konfuzius, Laotze und Buddha ist. Dabei stützt er sich auf eine Rundfrage, welche von englischen Missionaren in China erlassen und deren Ergebnis 1922 im Chinese Recorder veröffentlicht ist. Die 70 Fragen, welche sich auf Einzelheiten der Religion und des Kultus beziehen, werden vom Verf. in 6 Gruppen geteilt. Zuerst gibt er in klarer und schlichter Form die Antworten der drei Religionsstifter, dann folgt die Statistik. Nur die mittleren und unteren Volksklassen: Kaufleute, Bauern, Handwerker, kleine Beamte und Studenten sind befragt worden. Christen und Literaten waren ausgeschlossen. Frauen sind nur in sehr geringer Zahl beteiligt.

Es ergeben sich einige sehr interessante Resultate. Zu allen drei Religionen bekannten sich 17 %, zu zweien 16 %, zu gar keiner 11 %, 26 % zum Konfuzianismus, 25 % zum Buddhismus und 4 % zum Taoismus.

Im Gegensatz zu Graf Keyserling, nach dessen Ansicht die Chinesen moralisch höher stehen als das Abendland, da sie dem Menschheitsideal näher seien,

indem jeder Kuli die ewige Tao-Wahrheit habe, zieht Verf. folgendes Fazit: Die Befragten verstehen weder die Lehren der drei Weisen, noch glauben sie daran. Ihre Religion ist nur ein dumpfes, schreckhaftes Abhängigkeitsverhältnis unter dem Druck von reinen Phantasiegebilden.

Obwohl Verf. in seiner Stellung als Missionsinspektor ein lebhaftes Interesse an dem Ergebnis haben muß, so ist doch die Untersuchung durchaus sachlich und objektiv geführt und wir können ihr zustimmen. Eine Nachfrage bei den Höhergebildeten würde natürlich ein ganz anderes Resultat ergeben. Vermutlich würde sich die große Mehrheit für den Konfuzianismus erklären.

Prof. A. Forke (Hamburg).

Varianten und Frühformen des Denkens.

Paul Diepgen, Prof. Dr., Geschichte der Medizin. I. Altertum. Sammlung Göschen Nr. 679. 131 S. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

Das kleine Büchlein enthält in angenehm lesbarer Form eine Fülle von Tatsachen, von denen man manche in dickleibigen Büchern vergeblich suchen wird. Am meisten Interesse werden hier wahrscheinlich die Kapitel über primitive Heilkunde erwecken.

Die Angaben über die primitive Stufe beruhen auf prähistorischen Funden, Beobachtungen bei den Naturvölkern und an unserer Volksmedizin, sowie auf Vergleichen mit triebartigen Handlungen, wie sie gelegentlich Tiere und Menschen zeigen (z. B. Reiben und Kneten schmerzhafter Stellen). Es ist anzunehmen, daß sich ein Teil der primitiven Heilmethoden aus instinktiven zweckmäßigen Handlungen der Tierwelt entwickelt hat. Die älteste Krankheitstheorie war die Fremdkörpertheorie, die von der Erfahrung ausging. Ähnlich empirisch begründet ist die Vorstellung, daß Blut und Atemhauch der eigentliche Träger des Lebens und ihre Veränderung Ursache der Krankheit sei; denn sie knüpft sich an die Beobachtung des Verblutungs- und Erstickungstodes. Ebenso die Lehre, daß Veränderungen in den Säften und Unterdrückung von Ausscheidungen Krankheiten erzeugen. Vorschnelle Verallgemeinerung richtiger Beobachtungen (z. B. der Wärmestrahlung) liegt der Emanationsvorstellung zugrunde, nach welcher es Emanationen der Schönheit und Häßlichkeit, der Stärke und Schwäche, der Gesundheit und Krankheit gibt. Wo natürliche Ursachen nicht zu erschließen sind, greifen die genannten Theorien zu übernatürlichen. Der Fremdkörper wird ein Dämon, die Emanation wird zum Krankheitszauber. Auf das empirische, präanimistische ist das animistische Zeitalter gefolgt. Auf einer höheren Kulturstufe erscheint die Krankheit als Strafe oder Prüfung durch eine Gottheit. Doch bestehen daneben natürliche Krankheitsauffassungen weiter. So begegnen wir bereits bei sehr primitiven Völkern der Kenntnis der Vererbung von Krankheiten. (Vgl. dagegen aber die Beobachtungen Malinowski's an den Trobriand-Insulanern, welche die ursächliche Bedeutung des Vaters für die Schwangerschaft nicht kennen, ihn daher auch nicht für die Übertragung erblicher Krankheiten verantwortlich machen. Ref.) Erkrankungen bestimmter innerer Organe wurden wohl erst durch die Eingeweideschau bekannt. Die Chirurgie hält sich am meisten im Rahmen der empirischen Weltanschauung. Bei der Behandlung der inneren Krankheiten hat schon die empirische Stufe nicht unbeträchtliche Arznei-

kenntnisse erworben. Manche dieser alten Mittel werden noch heute benutzt. Entsprechend der Fremdkörpertheorie kommen hauptsächlich Abführ-, Brech-, Nies-, harn- und schweißtreibende Mittel, ferner Abortivmittel, Aderlaß und Schröpfkopf in Anwendung, daneben Bäder, Diätkuren, schmerzstillende Mittel wie das Opium und einige erprobte Medikamente wie die Chinarinde.

Im animistischen Zeitalter werden die Prozeduren mit Beschwörungsformeln verbunden oder in ein rituelles Gewand gekleidet. Man macht Scheinoperationen mit großem suggestivem Apparat (als Scheinoperation könnte man aber doch nur bezeichnen, was vom primitiven Arzt als solche aufgefaßt wird, d. h. wenn er bewußt suggestive Methoden verwendet. Ref.). Der Krankheitsdämon wird bekämpft, erschreckt oder abgelenkt, z. B. der Dämon des Kindbettfiebers auf den Mann (Männerwochenbett). Auf der Idee der Emanation beruht die Anwendung des Amuletts. Auf nicht mehr sicher zu analysierenden (?) Motiven beruht das Vertrauen des primitiven Menschen zur Dreckapotheke (Kot, Harn, Menstrualblut). Gegen die Krankheit als Strafe Gottes wendet sich die theurgische Medizin mit Kulthandlungen. Zur Diagnose dienen ihr Extase, Traum, Orakel, Vorzeichen usw. In vielen mystisch religiösen Methoden der Krankheitsverhütung und Krankheitsbehandlung pflegt ein nüchtern praktischer Grundgedanke verborgen zu sein (zufälliger Nutzen? Ref.). Mit der Erweiterung des Wissens wurde das Heilen das Privileg Einzelner und Beruf. So beginnt die ärztliche Standesgeschichte mit dem Medizinmann des Naturvolkes, der im animistischen Zeitalter zum Zauberarzt wird und schließlich in der Priesterschaft aufgeht. Bei manchen Stämmen bilden die Medizinmänner eine Genossenschaft, die ihren Nachwuchs schulmäßig erzieht (primitive Schulmedizin) und vielfach einer Abschlußprüfung unterwirft. Psychopathische Individuen eignen sich besonders zum Medizinmann und Zauberarzt. Die primitiven Ärzte erfreuen sich gewöhnlich großen Ansehens. Bei manchen Völkern werden sie für Mißerfolge haftbar gemacht. Gelegentlich liegt der Beruf auch in den Händen der Frau.

Auf die orientalische und griechisch-römische Medizin näher einzugehen, muß ich mir leider versagen, zumal sie auch weniger psychologisches Interesse bietet. In einer Geschichte der Medizin wird naturgemäß das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Wissenschaft gelegt. Infolgedessen kommt das Irrationale naturgemäß zu kurz. Eine wie bedeutende Rolle dieses aber selbst noch in der modernen europäischen Medizin spielt, hat Bleuler überzeugend nachgewiesen. (Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung. Verlag Julius Springer, 3. Aufl., 1922.) [1]

Bolte (Bremen).

Ernst J. Feilchenfeld, „Klammern" zur Wundnaht bei den Indianern. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., Nr. 14, S. 444.

Schelenz, Dr., Zur Geschichte der Klammern zur Wundnaht. Deutsche Med. Wochenschr., 50. Jahrg., Nr. 39, S. 1339.

Das Urbild der Michel'schen Wundklammer findet sich schon bei den Indianern. Nach Mocquerys veranlassen die brasilianischen Indianer eine Ameise in die beiden Ränder eines Hautschnittes zu beißen und dieselben auf diese Weise zu vereinigen. Dann kneifen sie der Ameise den Kopf ab, der nun die Wundränder zusammenhält.

Die Verwendung von Ameisen zur Einigung von Wundrändern ist nicht auf einzelne Völker beschränkt. Der Talmudist Abbaj und der arabische Arzt Abul

[1]) Vgl. das Referat in dieser Zeitschrift 1. Jahrg., Heft 2, S. 230—32.

Kasim erwähnen sie. Die Montenegriner und Serben sollen sie benutzen. Die Kenntnis dieser volksmedizinischen Wundbehandlung veranlaßte den Chirurgen Vidal de Cassis (1803—1856) zur Einführung der stählernen Serres fines (federnder Zängelchen).

Es scheint uns die Annahme naheznliegen, daß die arabischen Ärzte ihre Wundbehandlungsmethode nach dem Balkan gebracht haben. Weniger wahrscheinlich ist die Annahme, daß es sich um einen uralten Kulturbesitz handelt, der an verschiedenen Punkten der Erde unabhängig erworben wurde. Bolte.

Zeitschriftenschau.

Anthropos, Bd. 20, Heft 1—2, Januar bis April 1925. Dr. Karl Lang: *Ka*, Seele und Leib bei den alten Ägyptern, S. 55. Dr. A. Dirr: Der kaukasische Wild- und Jagdgott, S. 139. Rev. Père Fridolin Bösch: Le Culte des ancêtres chez les Banyangwezi (ill.), S. 200. Herbert Koenig: Der Rechtsbruch und sein Ausgleich bei den Eskimo, S. 276.

—, Heft 3—4, Mai bis August. Morice Vanoverbergh: Negritos of Northern Luzon (ill.), S. 399. P. J.-B. Degeorge: Légendes des *Thay*, Annam, S. 496. Dr. Hermann Trimborn: Der Kollektivismus der Inkas in Peru, S. 579. Dr. Otto Spies: Esman und Zejdschan, S. 653.

Archeion oikonomikon Kai Koinomikon epistemon, 5. Jahrg., März 1925, Athen. A. Eleutheropoulos (Zürich): Tropos kai nomos tès Exelixeos tōn Ethnōn.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 17, Heft 1, Juli 1925. Dr. Hermann Siemens: Über einen in der menschlichen Pathologie noch nicht beobachteten Vererbungsmodus: dominant-geschlechtsgebundene Vererbung. Dr. Hans Ziesch: Statistisch-genealogische Untersuchungen über die Ursachen der Rachitis, insbesondere ihre Erblichkeit.

Archivio Generale de Neurologia, Psichiatria e Psichoanalisi, Bd. 6, Heft 1—2, März 1925. Bianchini: La simbolistica sessuale nel sogno mistico e profano, S. 1—25.

Die Erde, Bd. 3, Heft 3, Juni 1925. Hans Plischke: Die Benennung der Naturvölker seit dem Zeitalter der Entdeckung, S. 148.

—, Heft 4, Juli. Armin Müller: Zur Interpretation der lebendigen Formenwelt, zugleich ein Beitrag zum Descensus der Keimdrüsen der Säugetiere, S. 190. Hans Reinerth: Waren die vorgeschichtlichen Pfahlbauten Wasser- oder Landsiedlungen? S. 209.

Geo-Politik, 2. Jahrg., Heft 4, April 1925. Fritz Hesse: Die Sicherheit in der britischen Weltpolitik, S. 225. Adolf Dresler: Italien und die Herrschaft im Mittelmeer, S. 241. Alexander Stelzmann: Die jüngsten politischen Wandlungen in Mexiko. Helmer Key: Die Folgen der amerikanischen Einwanderungspolitik, S. 261.

—, Heft 8, August. G. Semenoff: Das geopolitische Problem der russischen Revolution, S. 548. H. Levy: Die Enteuropäisierung der Weltwirtschaft, S. 576.

—, Heft 10, Oktober: W. Kayser: Die staatliche Machtbildung in Deutschland und die Selbstbestimmung Mitteleuropas, S. 705. Deml: Die Bewältigung der afrikanischen Masse, I, S. 716. Mohr: Singapore, S. 741.

Imago, Zeitschrift f. Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, Bd. 11, Heft 1/2, 1925. Weiß: Psychologische Ergebnisse der Psychoanalyse, S. 14. Wulff: Die Koketterie in psychoanalyt. Betrachtung, S. 123.

—, Heft 3, 1925. Caroline Newton: Anwendung der Psychoanalyse auf die soziale Fürsorge, S. 239. Frieda Teller: Libidotheorie und Artumwandlung, S. 435.

Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, 3. Jahrg., Heft 4, Juni 1925. Dr. Alfred Adler: Schwer erziehbare und nervöse Erwachsene, S. 145/146. Alfons Simon und Kurt Seelmann: Schulkinderpsychologie, S. 146/199. Dr. Leonhard Seif: Erziehungsberatung und Schule, S. 199/291.

—, Heft 5, September. Johannes Neumann: Grundlegung einer individualpsychologischen Soziologie. Leonhard Seif: Über Massenerziehung. Eugen Schmidt: Individualpsychologische Bemerkungen zur Politik.

Jahrbuch für Soziologie, Bd. 1, 1925. Max Adler: Soziologie und Erkenntniskritik. Brinkmann: Grundlagen der Soziologie. Bouglé: Soziologie Durkheims. Ellwood: Soziologie und Sozialphilosophie. Oppenheimer: Soziologie des Staates. Pound: Soziologische Jurisprudenz in Amerika. Kantorowicz: Staatsauffassungen. Breysig: Einheit als Geschehen. Joel: Säkularer Rhythmus der Geschichte. Toennies: Fortschritt und soziale Entwicklung. Niceforo: Maßstäbe einer Zivilisation. Barnes: Anthropologie und Geschichtswissenschaft. Tietze: Soziale Funktion der Kunst. Michels: Soziologie des Fremden. F. Savorgnan: Das Aussterben der adligen Geschlechter, der souveränen und mediatisierten Häuser. Wilbrandt: Soziologie und Sozialpolitik. Gide: Fourier und die Lohnarbeit. Ch. Cornelissen: Die Lösung des sozialen Problems und das Eindringen des Sozialismus. L. Duprat: Soziale Typen oder soziale Klassen.

Journal de Psychologie normale et pathologique, 22. Jahrg., Heft 1, Januar 1925. R. Lenoir: La philosophie naturelle de la Metrie, S. 14/42. L. Herr: Une délirante mystique et éotique au XVIIIe siècle, S. 43—88. F. Baumgarten: Sur L'organisation de la science du travail en Russie, S. 39—96.

—, Heft 2, Februar. J. Letaconnoux: Contribution de l'histoire à la psychologie, S. 164—192.

—, Heft 3, März. J. H. Leuba: Les grandes mystique chrétiens, l'hystérie et la neurasthénie, S. 236—251.

—, Heft 4, April. H. Breuil: Les origines de l'art, S. 289—296. Ch. Blondel: Psychologie pathologique et sociologie, S. 326—359.

—, Heft 5. Mai. A. van Gennep: Le cycle cérémoniel du carneval et du carême en Savoie; I: Analyse géographique et chronologique, S. 421—445. G. H. Luquet: Le Motif du cavalier dans l'art primitif, S. 446—456.

—, Heft 7, Juli. H. Delacroix: Remarques sur „Une grande mystique". A. van Gennep: Le cycle cérémoniel du carnaval et du carême en Savoie. R. Vauzelle: De la comparaison chez l'enfant.

Kölner Vierteljahrsheft für Soziologie, 4. Jahrg., Heft 1—2, 1924. Werner Sombart: Formen des gewaltsamen sozialen Kampfes. Andr. Walther: Typologie der Kulturen. Richard Thurnwald: Völkerpsychologie. Alfred Meusel: Der Radikalismus. Hanna Meuter: Eigenart der Heimlosen. O. Weinberger: Ursächlichkeit im Ablauf gesellschaftlicher Erscheinungen. O. Hauß: Geographische Einflüsse im sozialen Geschehen. H. L. Stoltenberg: Vierkandt's Lehre vom Kollektivbewußtsein. M. M. Kosić: Soziologie in Jugoslavien.

—, Heft 3—4, 1925. R. Michels: Zur Soziologie als Einbruchslehre. Graf Solms: Fürwirkende Schichten. P. L. Landsberg: Probleme der Kultur. F. Hertz: Volkscharakter bei den Hellenen. P. Luchtenberg: Soziologie und Pädagogik. M. Steinhoff: Die Form bei Simmel. H. Lion: Frauenbewegung im Katholizismus. F. Carli: Pareto's System.

—, 5. Jahrg., Heft 1—2, 1925. F. Oppenheimer: Die Sklaverei. A. Meusel: Vom „Sinn" der sozialen Bewegungen. K. Dunkmann: Die Bedeutung der Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft für die Geisteswissenschaften. R. Heberle: Zur Theorie der Herrschaftsverhältnisse bei Tonnies. F. Hoffmann: Erscheinungen der Parteienideologie. H. L. Stoltenberg: Mögen und Küren im Gruppenleben. L. v. Wiese: Das Verfahren bei beziehungswissenschaftlichen Induktionen und Analysen von Schriftwerken. C. Brinkmann: Über den Einfluß der soziologischen Methoden auf die volkswirtschaftliche Theorie. P. Hermberg: Volkswirtschaftliche Bilanzen. H. Cunow: Die Ent-

stehung der Bodenkultur und der Viehzucht. H. Moeller: Zur Soziologie des Versicherungswesens. R. Weber: Das Konsumgenossenschaftswesen als Synthese von „Gemeinschaft und Gesellschaft". E. Wolgast: Die Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen im Lichte des Theorems „Gemeinschaft und Gesellschaft". E. Rosenbaum: Über diplomatische Konferenzen als Mittel zwischenstaatlicher Beschlüsse. R. Wilbrandt: Kritisches zu Max Weber's Soziologie der Wirtschaft.

Medizinalstatistische Nachrichten, hrsg. vom Preuß.-Stat. Landesamt, 12. Jahrg., Heft 3, 1925. Mord und Totschlag sowie Hinrichtungen in Preußen in den Jahren 1921/1922, S. 163/168. — Die Selbstmorde in Preußen in den Jahren 1921 und 1922, S. 170/175.

Mensch en Maatschappij, 1. Jahrg., Heft 1, Mai 1925. Prof. Dr. S. R. Steinmetz: Nieuwste Duitsche Siciologie, S. 3. Dr. Leonhard Darwin: Eugenese en de Misdadiger, S. 12. Prof. Dr. J. P. de Zwaan: Kindermoord in den indischen Archipel, S. 22. Dr. N. Westendorp Boerma: Egoisme en Altruisme, S. 40. Dr. J. Sanders: Enkele opmerkingen over de maandelijkeksche geboorte, S. 51. Mr. M. P. Vrij: Het Beroepsgeheim van den Medicus, S. 64.

—, Heft 2, Juli 1925. Prof. Dr. J. W. Muller: Recht, Wet en Staat, S. 113. Dr. W. A. Mijsberg: Het Kinproblem, S. 153. Prof. R. Casimir: De Ethiek der Geldbelegging, S. 169. Mr. H. L. A. Visser: Gelijkvormigheidsprobleem en Menschheidsgedachte, S. 183. Jean de Vries: Het Sprookjes-onderzoek der Finsche School, S. 199.

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 50, Heft 1, Dezember 1924. L. W. G. Malcolm: The Tribes of the Grassland Area, Central Cameroon, S. 7.

—, Heft 2 und 3, Februar 1925. P. Bosch-Gimpera: Die Vorgeschichte der Iberer, S. 69. A. Hrodegh: Ein Bild aus den Degenerationserscheinungen unserer alpinen Bevölkerung, S. 117.

—, Heft 4 und 5, Mai 1925. V. Christian: Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients (II. Teil), S. 183. E. v. Eickstedt: Gedanken über Entwicklung und Gliederung der Menschheit, S. 231. E. Geyer: Grundsätzliches zur Rassenhygiene, S. 286.

Der Monat in aller Welt, 1. Jahrg., Heft 1, Januar 1925. Deutschland, England, Frankreich, Italien, Rußland.

—, Heft 2, Februar. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Polen, Spanien, Südslawien, Deutschland, Neue englische Worte.

—, Heft 3, März. England, Frankreich.

—, Heft 4, April. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Belgien, Italien, Spanien, Dentschland.

—, Heft 5, Mai. Rußland, Tschechoslowakei, Türkisches Reich, Deutschland.

—, Heft 6, Juni. Italien, Frankreich, Deutschland.

Natur und Kultur, 22. Jahrg., 1924 Oktober bis 1925 September, Heft 2. L. v. Bertalanffy: Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler: I. Spengler und die Entwicklungslehre. Kaplan Christ: II. Spengler und der Katholizismus.

—, Heft 3. Dr. Hermann Fischer: Die Anfänge der Naturwissenschaften in Deutschland. II. Teil: 1200—1400 n. Chr. Albertus Magnus.

—, Heft 4. Dr. Franz Wetzel: Das asiatische Problem.

—, Heft 5. Dr. A. Süßenguth: Die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung.

—, Heft 9. Dr. Hermann Fischer: Die Anfänge der Naturwissenschaften in Deutschland. II. Teil: 1200—1400 Albertus Magnus.

Philosophischer Anzeiger, 1. Jahrg., 1. Halbbd., 1925. H. J. Pos: Vom vortheoretischen Sprachbewußtsein, S. 43. F. J. J. Buijtendijk und H. Pleßner: Die Deutung des mimischen Ausdrucks, S. 72. A. Baumgarten: Belings Methodik der Gesetzgebung, S. 127.

Produktion. Organ für die Steigerung der deutschen Produktion, Heft 1, 1925. Woldt: Der Aufmarsch der Produktionsgeschäfte. Osterrothe: Psyche und Leistung im Bergbau. Dr. O. Lipmann: Die Faktoren der Leistung. Dr. v. Kreusch: Menschenkunde im Produktionsprozeß.

—, Heft 3. Woldt: Zwei Welten in der Wirtschaft. Dr. Plaut: Psychologie der Unfall-Reklame. Dr. v. Kreusch: Die wichtigsten Charaktereigenschaften des Büropersonals.

Revue de L'institut de Sociologie, 5. Jahrg., Heft 2, September 1924. B. S. Chlepner: Le prélèvement sur le capital dans la théorie et la pratique (suite et fin), S. 181. Max Gottschalk: Les conditions du travail dans le Territoire de la Sarre, S. 245.

Zeitschrift für Menschenkunde, 1. Jahrg., Heft 1, 1925. C. G. Jung; Psychologische Typen. Hans v. Hattingberg: Das Problem der Menschenkenntnis.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie, 26. Jahrg., Heft 1, Januar 1925. Willy Moog: Vom Wesen des pädagogischen Aktes, S. 1—12.

—, Heft 2, Februar. W. Stern: Freundschaft und Feindschaft im Jugendalter, S. 81—97.

—, Heft 4, April. Otto Klemm und Erik Olsson: Über den Einfluß mechanischer und sinnlicher Hilfen bei Gedächtnisleistungen, S. 188—194.

—, Heft 5, Mai. Fr. Giese: Das Gullivererlebnis der Jugend, S. 257—264.

—, Heft 6, Juni. Fritz Brehmer: Die Prüfung der musikalischen Begabung, S. 321—327.

—, Heft 7, Juli. Dr. Martha Muchow: Pädagogisch-psychologische und entwicklungspsychologische Betrachtungsweise in der Psychologie der Kindheit.

—, Heft 8 u. 9, August/September. P. Bode: Beliebtheit der Unterrichtsfächer bei Landschulkindern. Dr. Fr. Werneke: Von der Tragik des Erziehers. Anna Schünemann: Der Einfluß der wirtschaftlichen Grundbedingungen auf die Entwicklung erzieherischer und sozialer Anschauungen in Amerika.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 12. Bd., Heft 1, April 1925. Prof. Dr. L. W. Weber: Ärztliche Bemerkungen zum amtlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches (1925) in seinen Beziehungen zur Sexualpsychologie, S. 9—21. Dr. S. Weißenberg: Die geschlechtlichen Interessen der Schulkinder, S. 22/27. H. Fehlinger: Die Banyanlole, S. 28/29. Obermedizinalrat Dr. Dreyfuß: Kindliche Prostitution innerhalb der Familie, S. 30.

—, Heft 2, Mai. Prof. Dr. W. Mittermaier; Die Sexualprobleme im deutschen Strafgesetzentwurf, S. 41/49. Prof. Dr. L. W. Weber: Ärztliche Bemerkungen zum amtlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches usw. (Schluß), S. 50—56. Dr. Hermann Engels: Musik und Erotik, S. 65/66.

—, Heft 3, Juni. Prof. Dr. phil. et med. Stern: Das Problem der Sexualpädagogik, S. 73/84. Priv.-Doz. Dr. Georg Straßmann: Zur Kritik an der gesetzlichen Empfängniszeit, S. 84/92.

—, Heft 5, August. Barbara Renz: Sphinx, Greif und Phönix, S. 137.

—, Heft 6, September. A. Elster: Sozialhygiene — Eugenik und Eubiotik — Sexualsoziologie, ein Versuch methodischer Klarstellung, S. 169—174. S. Weißenberg: Weiteres über das Geschlechtsleben der russischen Studentinnen, S. 174—76.

Neuerscheinungen.

(In der Reihenfolge ihres Eintreffens bei der Schriftleitung. — Die bisher schon zur Besprechung in der Zeitschrift gelangten Bücher sind hier nicht angezeigt. — Eine Besprechung der aufgeführten Schriften bleibt vorbehalten und wird von mehreren Werken schon in den nächsten Heften gebracht.)

O. Hauser, *Gebräuche der Urzeit. Der Aufstieg der ältesten Kultur. — Thüringer Buchverlag, Jena.*
W. Moede, *Experimentelle Massenpsychologie. — Hirzel, Leipzig.*
Kraitschek, *Rassenkunde. — Burgverlag, Wien.*
F. Köhler, *Einführung in das Wesen der Kultur. Einführung in das Wesen der christl. relig. Kultur. — Velhagen & Klasing, Bielefeld.*
P. Hirsch, *Die Gebärdensprache des Hörenden und ihre Stellung zur Lautsprache. — Selbstverlag Charlottenburg Kirchhofstraße 5.*
Schröder, *Das Problem der Unehelichen. — Kurt Kabitsch.*
H. A. Korff, *Humanismus und Romantik. — J. J. Weber.*
O. L. Forel, *La psychologie des névroses. — Kundig.*
P. L. Landsberg, *Wesen und Bedeutung der platonischen Akademie. — F. Cohen, Bonn.*
H. Freyer, *Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrh. — W. Engelmann, Leipzig.*
Sombart, *Soziologie. — Pan-Verlag, Rolf Heise.*
A. Liebert, *Ethik. — Pan-Verlag, Rolf Heise.*
Nötzel, *Die soziale Bewegung in Rußland. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.*
Hoffmann, *Temperamentsvererbung. — J. F. Bergmann, München.*
Bobertag, *Biologische Psychologie. — S. A. „Deutsche Schule".*
Reibmayr, *Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. — J. F. Lehmann, München.*
F. Lenz, *Menschliche Auslese und Rassenhygiene. — J. F. Lehmann, München.*
Kawerau, *Soziologische Pädagogik. — Quelle & Meyer.*
Forbes/Hanstein, *Raisuli Sultan der Berge. — K. F. Koehler, Leipzig.*
Hackmann, *Laien-Buddhismus in China. — Fr. Andr. Perthes, Gotha.*
A. Sartorius von Waltershausen, *Zeittafel der Wirtschaftsgeschichte. — H. Meyer, Halberstadt.*
Th. Stcherbatsky, *Erkenntnistheorie und Logik nach der Lehre d. spät. Buddh. — Oskar Schlus-Verlag, Neubiberg-München.*
Tönnies, *Soziologische Studien und Kritiken. — G. Fischer, Jena.*
A. J. Sußnitzki, *Das jüdische Problem in Palästina. — Stilke, Berlin.*
Nowrath, *Im Reiche der Medea. — Brockhaus, Leipzig.*
Plaut, *Massenpsychologie. — Urban & Schwarzenberg.*
W. G. Hamilton, *Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik. — R. Weißbach, Heidelberg.*
F. Schönemann, *Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten. — Deutsche Verlags-Anstalt.*
K. Überschaar, *Die Eigenart der japanischen Staatskultur. — Th. Weicher, Leipzig.*
A. Fischer, *Grundriß der sozialen Hygiene. — C. F. Müller, Karlsruhe.*
A. Montgelas, *Abraham Lincoln. — Karl König, Wien.*
J. E. Rabe, *Kasper Putschenelle (Handpuppen). — Quickborn-Verlag, Hamburg.*
Otto Löwenstein, *Experimentelle Hysterielehre. — F. Cohen, Bonn.*
A. Ungnad, *Das Wesen des Ursemitischen. — E. Pfeiffer, Leipzig.*



L. L. Bernard, *Instinct, a Study in Social Psychology 1924. — Henry Holt, New York.*
Peter Goeßler, *Der Urmensch in Mitteleuropa. — Frankh, Stuttgart.*
Eckart v. Sydow, *Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. — Furche-Verlag, Berlin.*
Walter Sulzbach, *Vorurteile und Instinkte. — Oesterheld, Berlin.*
Carl Vering, *Platons Staat. — Englert & Schlosser, Frankfurt a/M.*
K. Knittel, *Über das Gedächtnis der ostafrik. Neger. — Beyer & Mann, Langensalza.*
P. Honigsheim, *Soziologie etc. und politische Gegenwartsprobleme. — Beyer & Mann, Langensalza.*
Sallwürk, *Der Rhythmus des Geisterlebens. — Beyer & Mann, Langensalza.*
F. Scherke, *Über das Verhalten der Primitiven zum Tode. — Beyer & Mann, Langensalza.*
S. Bernfeld, *Vom Gemeinschaftsleben der Jugend. — Psychoanalytischer Verlag.*
Theod. Reik, *Der eigene und der fremde Gott. — Psychoanalytischer Verlag.*
Otto Rank, *Die Don-Juan-Gestalt. — Psychoanalytischer Verlag.*
Hans Zullinger, *Zur Psychologie der Trauer und Bestattungsgebräuche. — Psychoanalytischer Verlag.*
Emil Lorenz, *Der politische Mythus. — Psychoanalytischer Verlag.*
S. Passarge, *Grundzüge der gesetzmäßigen Charakterentwicklung der Völker. — Borntraeger, Berlin.*
Karl Kleist, *Die gegenwärtigen Strömungen in der Psychiatrie. — W. de Gruyter.*
K. Wildhagen, *Der englische Volkscharakter. — Akademischer Verlag, Leipzig.*
E. Rosenstock, *Soziologie, I. Die Kräfte der Gemeinschaft. — W. de Gruyter.*
Wychgram, *Die Psyche der weiblichen Jugend. — Herm. Beyer & Söhne, Langensalza.*
Jaspers, *Die Universität. — Springer.*
Rich. Koch, *Das Als-Ob im ärztlichen Denken. — Rösl & Co.*
Henriette Fürth, *Das Bevölkerungsproblem in Deutschland. — G. Fischer, Jena.*
S. Freud, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod. — Intern. Psychoanal. Verlag.*
A. Elster, *Sozialbiologische Bemerkungen zum Strafgesetzentwurf 1925. — W. de Gruyter.*
K. Többen, *Über den Inzest. — Deuticke, Wien.*
Hans u. Margarete Driesch, *Fern-Ost. — F. A. Brockhaus, Leipzig.*
Elias Hurwicz, *Staatsmänner und Abenteurer. — C. L. Hirschfeld, Leipzig.*
Helmer Key, *Amerikareise. — Drei Masken-Verlag, München.*
Hans v. Hentig, *Bamberg-Berlin. — C. Winters Univ.-Buchh., Heidelberg.*
M. L. Beymert, *The Development of a verbal Concept of Relationship in Early Childhood. — Scandinavian Scientific Review.*
Max Nassauer, *Die Doktorschule. — Ärztliche Rundschau, München, Otto Gmelin.*
M. L. Reymert, *The Personal Equation in Motor Capacities. — Scandinavian Scientific Review.*
Otto Lipmann, *Psychische Geschlechtsunterschiede I u. II. — J. Ambrosius Barth, Leipzig.*
Georg Honigmann, *Geschichtliche Entwicklung der Medizin. — J. F. Lehmann, München.*
Alfred Rühl, *Vom Wirtschaftsgeist im Orient. — Quelle & Meyer, Leipzig.*
Reichardt, *Über Menschenkenntnis. — Rabitscha & Mömmig, Würzburg.*
Erich Wulffen, *Das Weib als Sexualverbrecherin. — D. P. Langenscheidt.*
Fritz Giese, *Psychoanalytische Psychotechnik. — Intern. Psychoanal. Verlag, Leipzig.*
B. Malinowski, *Mutterrechtliche Familie und Ödipus-Komplex. — Intern. Psychoanal. Verlag, Leipzig.*
Sigm. Freud, *Gesammelte Schriften. — Intern. Psychoanal. Verlag, Leipzig.*
Otto Rank, *Das Trauma der Geburt. — Intern. Psychoanal. Verlag, Leipzig.*
Helmut Müller, *Von menschlichen Trieben. — Kurt Kabitsch, Leipzig.*
C. H. Becker, *Vom Wesen der deutschen Universität. — Quelle & Meyer, Leipzig.*
Walter v. Hauff, *Sexualpsychologisches im alten Testament. — Marcus & Weber, Bonn a/Rh.*
Max Hildebert Boehm, *Die deutschen Grenzlande. — R. Hobbing, Berlin.*
Otto Lipmann, *Das Arbeitsproblem. — Institut für angewandte Psychologie, Berlin.*
Otto Mann, *Der moderne Dandy. — Julius Springer, Berlin.*
Paul Rohrbach, *Die Länder und Völker der Erde. — Karl Rob. Langewiesche, Königstein i. Th.*
W. Steffánsson, *Jäger des hohen Nordens. — Brockhaus, Leipzig.*
Marco Polo, *Am Hofe des Großkhans. — Brockhaus, Leipzig.*
Emil Landenberger, *Wanderjahre in Mexiko. — Brockhaus, Leipzig.*
Álvaro de Mendanna, *Die Entdeckung der Inseln des Salomo. — Strecker & Schröder, Stuttgart.*

Süddeutsche Monatshefte, *Der Völkerbund (In- und ausländische Stimmen). — Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München.*
Werner Hartoch, *Sexualpsychologische Studie zur Homosexualität. — Marcus & Weber, Bonn a/Rh.*
Walter Braun, *Das Weib in Weiningers Geschlechtscharakterologie. — Marcus & Weber, Bonn a/Rh.*
Zurukzoglu, *Biologische Probleme der Rassenhygiene und die Kulturvölker. — J. F. Bergmann.*
Decsi, *Über Autosuggestionsbehandlung. — Julius Püttmann, Stuttgart.*
Carl Bruck, *Experimentelle Telepathie. — Julius Püttmann, Stuttgart.*
Joachim Wach, *Meister und Jünger. — Eduard Pfeiffer, Leipzig.*
Karl Arthur Vollrath, *La Plata Zick-Zack. — Trowitsch & Sohn, Frankfurt a/O.*
Max Quarck, *Die erste Deutsche Arbeiterbewegung. — C. L. Hirschfeld, Leipzig.*
Heinrich Stadelmann, *China und sein Weltprogramm. — Max Gutewort, Dresden.*
Hans Lorenz Stoltenberg, *Soziopsychologie. — Karl Curtius, Berlin.*
Friedrich Normann, *Mythen der Sterne. — Friedr. Andr. Perthes A. G., Gotha.*
Hans Lorenz Stoltenberg, *Seelgrupplehre. — Carl Curtius, Berlin.*
Fritz Joachim von Rinteln, *Pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart. — Dr. Pfeiffer & Co., München.*
Alfons Goldschmidt, *Mexiko. — Ernst Rowohlt, Berlin.*
Semi Meyer, *Die geistige Wirklichkeit. — Ferdinand Enke Stuttgart.*
Placzek, *Homosexualität und Recht. — Georg Thieme, Leipzig.*
Edgar Stern-Rubarth, *Die Propaganda als politisches Instrument. — Trowitsch & Sohn, Berlin.*
Swedenborg, *Himmel, Hölle, Geisterwelt. — Die Schmiede, Berlin.*
Max Scheler, *Die Formen des Wissens und die Bildung. — Frd. Cohen, Bonn.*
Hans von Hentig, *Über den Cäsarenwahnsinn. — J. F. Bergmann, München.*
E. G. Kolbenheyer, *Die Bauhütte. — Albert Langen, München.*
Robert Michels, *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. — Alfred Kröhner, Leipzig.*
Karl Wildhagen, *Der Englische Volkscharakter. — Akademische Verlagsges. m. b. H. Leipzig.*
Karl Brandi, *Mittelalterliche Weltanschauung. Humanismus und nationale Bildung. — Weidmannsche Buchhdlg., Berlin.*
Hugo Sellheim, *Produktionsgrenze und Geburtenrückgang. — Ferdinand Enke, Stuttgart.*
Ludwig Bergsträßer usw., *Von staatlichem Werden und Wesen. — J. G. Cotta, Stuttgart.*
Friedrich Hertz, *Rasse und Kultur. — Afrd. Kröner, Leipzig.*
Fritz Lenz, *Über die biologischen Grundlagen der Erziehung. — J. F. Lehmann, München.*
Paul Lamberty, *Die Ursache von allem erkannt. P. Lamberty, Haag.*
Faßbender usw., *Das kommende Geschlecht. — Ferd. Dümmler, Berlin.*
F. J. Völler, *Natur und Kultur. — Tyrolia, München.*
W. J. Lenin, *Ausgewählte Werke. — Verlag f. Literatur und Politik.*
Anna Berliner, *Japanische Reklame in der Tageszeitung. — E. E. Poeschel, Stuttgart.*
Rudolf Brun, *Das Leben der Ameisen. — B. G. Teubner, Berlin.*
Leo Matthias, *Genie und Wahnsinn in Rußland. — E. Rowohlt, Berlin.*
G. Honigmann, *Das Wesen der Heilkunde. — Felix Meiner, Leipzig.*
Renward Brandstetter, *Wir Menschen der indonesischen Erde. — E. Haag, Luzern.*
Albert Waag, *Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. — M. Schauenburg, Lahr i. B.*
A. Basler, *Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie. — Frankh'sche Verlagsbuchhdlg., Stuttgart.*
Ricarda Huch, *Stein. — Karl König, Leipzig.*
Carry Brachvogel, *Robespierre. — Karl König, Leipzig.*
Hildegard Sachs, *Psychologie und Berufsberatung. — Julius Beltz, Langensalza.*
Karl Kramer, *Die Russische Krisis. — Duncker & Humblot, München.*
Nikolaus Berdjajew, *Der Sinn der Geschichte. — Otto Reichl, Darmstadt.*
Otto Grautoff, *Die Maske und das Gesicht Frankreichs. — Friedr. Andr. Perthes A. G., Gotha.*
Madison Grant, *Der Untergang der großen Rasse. — J. F. Lehmann, München.*

Otto Rühle, *Die Seele des Proletarischen Kindes. — Am andern Ufer, Dresden.*
H. Prinzhorn, *Bildnerei der Geisteskranken. — Julius Springer, Berlin.*
Othenio Abel, *Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube. — G. Braun, Karlsruhe.*
Viktor Ehrenberg, *Neubegründer des Staats. — C. H. Beck, München.*
C. Haeberlin, *Vom Beruf des Arztes. — Otto Gmelin, München.*
E. Varga, *Materialien über den Stand der Bauernbewegung. — Carl Haym, Hamburg.*
Emil Holub, *Elf Jahre in Südafrika. — F. A. Brockhaus, Leipzig.*
Hermann Leser, *Das pädagogische Problem. — Oldenbourg Verlag, München.*
Klemens Löffler, *Die Wiedertäufer zu Münster. — Diedrichs, Jena.*
H. G. Bonte, *Der Sturz des Inkareichs. — Brockhaus, Leipzig.*
M. J. Bonn, *Die Krisis der europäischen Demokratie. — Meyer & Jessen, München.*
Kurt Herzbruck, *Abessinien. — Leybord's Verlag, München.*
Theodor Cassau, *Die Gewerkschaftsbewegung. — Meyer, Halberstadt.*
L. Schücking, *Literarische Geschmacksbildung. — Rösl & Cie., München.*
Hayek, *Soziale und sozialisierte Medizin. — Julius Springer, Wien.*
Ernst Lau, *Beiträge zur Psychologie der Jugendlichen. — Julius Belton, Langensalza.*
Manfred Laubert, *Nationalität und Volkswille. — Ferd. Hirt, Breslau.*
Knabenhans, *Zur Psychologie der primitiven Menschen. — Archiv für Volksbund, Bd. XXIII.*
Camillo Morarutti, *Europa und die völkischen Minderheiten. — Diedrichs, Jena.*
Alfred Weber, *Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.*
Theodor Lessing, *Haarmann, Die Geschichte eines Werwolfs. — Die Schmiede, Berlin.*
Alfred Doblin, *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. — Schmiede, Berlin.*
Egon Kisch, *Der Fall des Generalstabschefs Redl. — Schmiede, Berlin.*
Ed. Trantner, *Der Mord am Polizeiagenten Blau. — Schmiede, Berlin.*
Ernst Weiß, *Der Fall Vuko-Brankowics. — Schmiede, Berlin.*
J. Goll, *Germaine Berton, die rote Jungfrau. — Schmiede, Berlin.*
Karl Otten, *Der Fall Strauß. — Schmiede, Berlin.*
A. Holitscher, *Der Fall Ravachol. — Schmiede, Berlin.*
F. Westermann, *Amerika, wie ich es sah. — Meyers Buchdr., Halberstadt.*
P. Häberlin, *Der Charakter. — Kober, Basel.*
Adler, *Praxis und Theorie der Individualpsychologie. — J. F. Bergmann, München.*
Heinsius, *Krisen katholischer Frömmigkeit. — Julius Springer, Berlin.*
Viktor Noack, *Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem. — Fritz Kater, Berlin.*
Ed. Meyer, *Die Volksstämme Kleinasiens. — Akademie d. Wissenschaften, Berlin.*
Faucherre, *I. Der genossenschaftliche Gedanke im Weltbild. II. Die wechselseitige Hilfe, Genossenschaften, Symbiosen und Tierstaaten. — Verband schweiz. Konsumvereine, Basel.*
Schneersohn, *Zur Grundlegung einer Völker- und Massenpsychopathologie. — Braun, Karlsruhe i. B.*
Kármán, *I. Zuchtlose Kinder. II. Die Diebstähle der Kinder. — Oldenburg, Leipzig.*
Marg. Weinberg, *Das Frauenproblem im Idealstaat. — C. Kabitzsch, Leipzig.*
Fred. Emmerich, *I. Quer durch Hawaii. II. Streifzüge durch Celebes. III. Jenseits des Äquators. IV. Im Reiche des Sonnengottes. V. In mexikanischen Urwäldern. VI. Unter den Wilden der Südsee. VII. Im Herzen Brasiliens. VIII. Auf den Antillen. IX. Unter den Urvölkern von Südbrasilien. X. Im Gran Chaco von Paraguay. XI. Neuseeland. XII. Durch die Pampas von Argentinien. — Seybold, Leipzig.*
Franz Schweyer, *Politische Geheimverbände. — Herder & Co.*
Scheffauer, *Wenn ich Deutscher wär. — Max Koch.*
Shon-Lin Cheng, *Chinesische Frauengestalten. — Asia Major-Verlag.*
Friedrich Paulsen, *Zur Einführung in die Philosophie. — G. Winters.*
Gustav Mensching, *Die Bedeutung des Leidens im Buddhismus und Christentum. — Alfred Töpelmann.*
Merlin Moore Taylor, *Bei den Kannibalen von Papua. — Brockhaus.*
Robert Michels, *Sizialismus in Italien. — Meyer & Jessen.*
Bunnemann, *Organfunktion. — F. Meiner, Leipzig.*
Otto Selz, *Persönlichkeitstypen und die Methoden ihrer Bestimmung. — G. Fischer, Jena.*

De Vries, *Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins. — K. Vowinkel, Berlin.*
Paul Göhre, *Deutschlands weltpolitische Zukunft. — K. Vowinkel, Berlin.*
R. Waldvogel, *Auf der Fährte des Genius. — Hahn, Hannover.*
E. Feer, *Bevölkerungsprobleme der Zukunft. — Inst. Orell Füßli, Zürich.*
G. F. Nicolai, *Die Biologie des Krieges I, II. — Inst. Orell Füßli.*
Georg Hasenkamp, *Die Wege als Erscheinungen im Landschaftsbild. — Freiburger Studentendruck.*
Dr. Ernst Welde, *„Gesunde Schulkinder" Neuzeitl. deutsch. Schulk. Vorsorge. — J. F. Lehmann, München.*
Karl Loewenstein, *Volk und Parlament. — Drei-Masken-Verlag, München.*
Paul Häberling, *Der Leib und die Seele. — Kaber, C. F. Spitlers Nachf.*
H. Johannsen, *Kulturbegriff und Erziehungswissenschaft. — B. G. Teubner, Leipzig.*
A. Carthill, *Verlorene Herrschaft. — Kurt Vowinkel, Berlin.*
Gaston Roffenstein, *Der Gegenstand der Sozialpsychologie n. d. Soziologie. — Arch. f. d. ges. Psych. 50, 3/4, 1925, Akadem. Verlagsges. Leipzig.*
J. S. Szymanski, *Allg. Methodik zur vergleichenden Psychologie. — Urban & Schwarzenberg.*
W. Köhler, *Methoden der psychologischen Forschung an Affen. — Urban & Schwarzenberg.*
K. von Frisch, *Bienen- und Ameisenpsychologie. — Urban & Schwarzenberg.*
Lothrop Stoddard, *Der Kulturumsturz. — J. F. Lehmann, München.*
Carus-Lessing, *Symbolik der menschlichen Gestalt. — Niels Kampmann.*
Albert Baumeister, *Der deutsche Arbeiter in der Internationale. — Neue Gesellschaft, Hessenwinkel.*
A. Draack, *Die Freien Gewerkschaften und die Kirchen. — Industriebeamten-Verlag.*
Kurt Brenner, *Die Naturwissenschaft am Wendepunkt. — Otto Hillmann.*
Johannes Ilberg, *Die Ärzteschule von Knidos. — B. S. Hirzel.*
Rudolf Stammler, *Der Richter. — Tagewerk-Verlag.*
Walther Schulz, *„Vorzeit" Die Germanische Familie in der Vorzeit. — Curt Kabitzsch.*
Hans Liniger, *Der Rentenmann. — Joh. Ambr. Barth.*
Andr. Bjerre, *Zur Psychologie des Mordes. — Carl Winters.*
O. Lipmann u. W. Stern, *I. Beiträge zur Berufskunde des Versicherungswesens. II. Der Ingenieurberuf. — Joh. Ambr. Barth.*
Edgar Michaelis, *Die Menschheitsproblematik der Freudschen Psychoanalyse. — Joh. Ambr. Barth.*
P. Ch. Martens, *Geheime Gesellschaften. — F. E. Baumann.*
Franziska Baumgarten, *I. Zur Psychologie und Psychotechnik der Versicherungsagenten. II. Zur Psychotechnik und Charakterologie der Regulierungsbeamten. — Joh. Ambr. Barth.*
Emil Utitz, *Charakterologie. — Pan-Verlag, Rolf Heise.*
Georg Bonne, *Wie können wir gerechter Weise die Löhne abbauen und Streiks verhüten? — Baldur-Verlag.*
M. J. Bonn, *Amerika und sein Problem. — Meyer & Jessen.*
Th. Cassan, *Das Führerproblem innerhalb der Gewerkschaften. — Neue Gesellschaft.*
H. L. A. Visser, *I. Charakter als Kulturelement. II. Collectief-Psychologische Omtrekken. — Tjeenk Willink & Zoon.*
A. Niceforo, *I. Adolfo Quételet e la sociologia generale e criminale. — D. Francesco Vallardi. II. La Demografia, le sue Science Ansiliorie. — F. Centenari.*
Günther Dehn, *Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend. — Furche-Verlag.*
Morris Fishbein, *The Medical Follies. — Boni & Liveright.*
C. C. Weeks, *Alcohol in Medical Practice. — H. K. Lewis and Co.*
Michael Pupin, *From Immigrant to Inventor — Ch. Scribner's Sons.*
André Maurois, *Captains and Kings. — The Bodey Head.*
Ph. Zorn, *Weltunionen Haager Friedenskonferenzen und Völkerbund. — Ferd. Dümmlers.*
Charlotte Bühler, *Zwei Knabentagebücher. — Gustav Fischer.*
Penty, *Auf dem Wege zu einer christlichen Soziologie. — J. C. B. Mohr.*
H. Gerland, *Die Entstehung der Strafe. — Gustav Fischer.*
Ellwood, *The Psychologie of Human Society. — D. Appleton.*
L. Jurowsky, *Die Währungsprobleme Sowjetrußlands. — R. L. Prager.*
Ernst Drahn, *I. Lenin Vladimir Ilič Uljanov. II. Johann Most. — R. L. Prager.*
Mich. Bakunin, *Die Bekämpfung des Zarismus. — R. L. Prager.*
Antonio Graziadei, *Der Begriff der Mehrarbeit und die Werttheorie. — R. L. Prager.*

A. Maklezow usw., *Das Recht Sowjetrußlands. I. II.-III. Lieferung. — J. C. B. Mohr.*
P. Miljukow, *Die neueste Geschichte Rußlands. — Renaissance.*
Horst Kliemann, *Die Werbung fürs Buch. — C. E. Poeschel.*
Max Dessoir, *I. Der physikalische Mediumismus. II. Die intellektuellen Phänomene. — Ullstein.*
W. Scheidt, *Allgemeine Rassenkunde Bd. I. — J. F. Lehmann.*
William E. Barton, *The Life of Abraham Lincoln I u. II. — The Bolbs Merrill.*
M. H. Boehm, *Staatsallgewalt und Nationalitätenproblem. — Ferd. Hirt.*
Vögler, Poppelreuter, Dunkmann, Arnhold, *Die menschliche Arbeitskraft im Produktionsvorgang. — Stahleisen m. b. H.*
Bulletin, *Schweizerische Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie. — Büchler & Co.*
E. Grünfeld, *Genossenschaftskorrespondenz. — H. Meyer.*
F. Hestermann, *Umsturzbewegung in der modernen Völkerkunde. Gesellschaftswissenschaft und Religionsvergleichung. — Henschel & Müller.*
R. Hofschlaeger, *Geschlecht und Gesellschaft in der Zeit der Menschwerdung. — Archiv für Menschenkunde.*
Charlotte Bühler,
Johanna Haas, *Gibt es Fälle, in denen man lügen muß? — Deutscher Verlag für Jugend und Volk.*
V. Christian, *Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients, Bd. IV u. V. — Anthropologische Gesellschaft.*
Friedr. Strecker, *Die Entwicklungslinie der Menschheit. — Quelle & Meyer, Leipzig.*
Georg Bonne, *Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen? — Emil Pahl.*
Jean Lhermitte, *Les Fondements Biologiques de la Psychologie. — Gauthier-Villars.*
Frederick J. Allen, *A Guide to the study of Occupations. — Harvard University Press.*
Stegmann von Pritzwald, *Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere. — Gustav Fischer.*
Johannes Gerhardt, *Arbeitsrationalisierung und persönliche Abhängigkeit. — J.C.B. Mohr.*
A. A. Grünbaum, *Herrschen und Lieben als Grundmotive der philosophischen Weltanschauung. — Friedr. Cohen.*
Georg Bonne, *Die Bodenbesitzreform. — Ernst Reinhardt.*
Helmuth Pleßner, *Grenzen der Gemeinschaft. — Friedr. Cohen.*
S. von Bubnoff, *Das heutige Rußland. — Grundlagen der russischen Schwerindustrie. — Hermann Sack, Berlin.*
P. H. Seraphim, *Das heutige Rußland. — Das Eisenbahnwesen Sowjetrußlands. — Hermann Sack, Berlin.*
Wladimir Rosenberg, *Das heutige Rußland. — Der Getreideexport aus Sowjetrußland. — Hermann Sack, Berlin.*
Fritz Techow, *Das heutige Rußland. — Die rote Armee. — Hermann Sack, Berlin.*
Hans von Eckardt, *Das heutige Rußland. — Die Sozialpolitik in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. — Hermann Sack, Berlin.*
J. Stalin, *Fragen und Antworten. — Verlag für Literatur und Politik.*
Ernst Krieck, *Menschen-Formung. — Quelle & Meyer, Leipzig.*
Friedr. von Wieser, Leopold Wenger, Peter Klein, *Der Staat, das Recht und die Wirtschaft des Bolschewismus. — Dr. Walter Rothschild, Berlin-Grunewald.*
Vilhjalmur Stefansson, *Das Geheimnis der Eskimos. — Vier Jahre im nördlichen Kanada. — F. A. Brockhaus, Leipzig.*
Max Marcuse, *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Lieferung 1—9. — Marcus & Weber, Bonn.*
K. H. Bauer, *Rassen-Hygiene. — Quelle & Meyer, Leipzig.*
Giambattista Vico, *Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Allg. Verlags-Anstalt Mannheim.*

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Schlagwortverzeichnis

für den Jahrgang 1925.

Abartige *70ff., 179ff., 301ff., 421ff.*
Ablehnung *(Repudiation) 182.*
Abnormes *(seelisch) und Gemeinschaft 71.*
Abstammungslehre *164ff.*
Achtstundentag *81.*
— *(Italien) 99.*
Achtungsbezeugungen *(Trobriand-Inseln) 48.*
Adler *71, 171, 401, 424.*
Affektivität *133.*
Affektverschiebung *bei Schwangeren 67.*
Afrika, Süd- *(Farbigenbewegung) 339.*
Aitiolyse *70.*
Akt *(Vorstellen) 58.*
Alkohol *(Paralyse u. Lues) 407.*
Alkoholstatistik *(Hollenderski) 314.*
Alkoholverbot *(Amerika) 34ff., 139ff., 438.*
— *(Norwegen) 143, 437.*
Aktion, *psychomotorische 296.*
Aller *(Charakterologie) 171.*
Altern *(Lebensdauer u. Tod) 175.*
Alverdes, *Friedrich 21, 54, 56, 159, 160, 164, 167, 174, 175, 186, 224, 286, 288, 290, 293, 296, 298, 299, 310, 404, 405, 406, 419.*
Amerika (Nord-)
Alkoholverbot 34ff., 139ff., 438.
Arbeiterfrage 80ff.
Armenpflege 185.
Demokratie 320.
Einwanderung 166, 185.
Rassenmischung u. Negerfrage 166, 185.
Reklame 189ff.
Amerika (Süd-)
Verwilderung bei Tier u. Mensch 157ff.
Amerikanismus *78.*
Amulette *(Weltkrieg) 112.*
Analyse *(Psychotechnik) 426.*
Anarcho-Sozialisten *83.*
Anlagen *der Völker (Europa u. Asien) 317.*
Anpassung *18, 114, 158, 285, 287, 297, 430.*
Anthropologie, *psychologische 3.*
— *u. Geschichtswissenschaft 402.*
Anti-*Saloon-League 44, 438.*
Apfelbach, *Hans 63.*
arabische *Bewegung 340.*
Aram *274.*
Arbeit *(Beruf u. Wirtschaft) 77ff., 185ff., 307ff., 423ff.*
— *repetitive 78.*
Arbeiter *(als Klasse) 289.*
— *(Nordamerika) 80.*
Arbeiterschaft *(Deutschland) 130, 138, 272.*
— *(u. Unfallgesetzgebung) 130, 138, 272.*
Arbeitsmethoden *der Malaien 392ff.*
Arbeitspathologie *77.*
Arbeitsschule *62.*
Arbeitsteilungsprinzip *81.*
Arbeitstherapie *77.*
Arbeitswissenschaft *(Rußland) 307ff.*
Aristoteles *378ff.*
Arithmetik *(der Primitiven) 394ff.*
Armenhäuser *(Amerika) 185.*
Aronowitsch, *G. D. 422.*
Arzt *u. Euthanasie 438.*
— *u. Frauenkunde 417ff.*
— *u. ehelicher Geschlechtsverkehr 437.*
— *u. Unfallgesetzgebung 129ff., 265ff.*
Aschner, *R. 66.*
Ashanti *226.*
Asien *106, 315ff., 339ff.*
asoziale *Individuen 158.*
Asoziales *Verhalten Jugendlicher 68ff.*
Assisi, *Franz von 72.*
Assoziationen *(Tier) 23, 24.*
— *motorische 291.*
Ästhetiker *(als Typ) 410ff.*
äthiopische *Bewegung 351.*
Attraktion, *erotische 64.*
Aufmerksamkeit *425.*
—, *kollektive 303ff.*
Aufreizung, *gegenseitige 57.*
Ausdruck, *Gesetze des 181.*
Ausgleich, *statistischer 61.*
Auslese *7, 158, 161, 165, 220, 288ff., 297.*
Aussage, *Psychologie der 60, 74.*
Autismus *94, 230ff.*
Autonomie *des Ichs 425.*
Avesta *108.*
Azteken *154.*

Baader, *Franz von 256 ff.*
Baco *326, 377 ff.*
Bakterien *(Assoziation) 24.*
Bamberger, *Ludwig 242 ff.*
Barnes, *Harry E. 402.*
Barrès, *Maurice 100, 240.*
Basler, *A. 288 ff.*
Bastian'sche *Lehre 60.*
Baumgarten *171.*
—, *Franziska 307.*
Baur, *E. 160 ff.*
Bebel *85.*
Becker, *H. 420.*
Begabung *(Intelligenzprüfung) 62.*
Begehrungen *56.*
Begutachtung, *psychologische 423.*
Beichte, *Psychologie der 184.*
Benehmungsmuster *115 ff.*
Beobachtung *(Psychotechnik) 426.*
Berendsohn, *Walter A. 434.*
Beringer *76.*
Berliner *186.*
Bernhard *274.*
Bertillon, *Jacques 241, 244 ff.*
Beruf *(Arbeit u. Wirtschaft) 77 ff., 185 ff., 307 ff., 423 ff., 427 ff.*
— *(der Frau, Paris) 363 ff.*
— *(Religionspsychologie) 196 ff.*
Berufsanalyse *308.*
Berufsauslese *427 ff.*
Berufsberatung *(körperlich und geistig Schwache) 308.*
Besitz *(Institution) 120.*
Betriebsleitung, *wissenschaftliche 42, 80.*
Bevölkerungswissenschaft *(Sozialbiologie) 402 ff.*
Biedermeier *440.*
Biologie *5, 54 ff., 157 ff., 286 ff., 403 ff.*
— *unseres Zeitalters 216 ff.*
— *der psychischen Vorgänge 286.*
biologische *Arbeitsmethoden (Psychologie der Umwelt) 167 ff.*
biologisches *Geschehen (Individualzyklen) 405.*
— *Gleichgewicht 405.*
Birnbaum, *Carl 63, 64, 66, 72, 75, 77, 100, 172, 177, 211, 213 ff., 228, 439.*
Bismarck *93.*
Bleuler, *E. 182, 183, 230 ff., 286 ff., 444.*
Blind *137.*
Blüher *248.*
Boas *170, 294.*
Bobertag *57, 63.*
Boden *93, 94.*
Boeters, *Dr. 212.*
Böhme, *Jakob 256.*
Böhmig, *W. 85, 86, 184, 305 ff., 350.*
Bollinger, *Dr. 435.*
Bolschewismus *und farbige Gefahr 348 ff.*
— *(Italien) 98.*
Bolschewismus *(Rußland) 198 ff. (s. auch Kommunismus, Sowjets, Lenin).*
Bolte *58, 59, 62, 63, 64, 66, 68, 74, 80, 82, 85, 88, 92, 94, 99, 100, 106, 111, 129 ff., 170, 172, 174, 180, 181, 182, 183, 198, 204, 212, 232, 265 ff., 297, 299, 303, 309, 324, 326, 328, 408, 414, 421, 422, 440, 444, 445.*
Born, *W. 193.*
Borst, *Hugo 82.*
Bourgeois, *der 247.*
— *(Paris) 365 ff.*
Bosi, *A. 93.*
Braun *135.*
Brockhaus, *A. Th. 422.*
Brunstperiode *25.*
Bruun, *Laurids 88.*
Buddha, *Lebender 222.*
Buddhismus *318, 346, 442.*
Bühler, *Charlotte 169, 314, 421.*
Bunge *199.*
Burckhard, *Max Eugen 101.*
Bürger *(als Klasse) 289.*
Bürgerkrieg *(Amerika) 43.*
bürgerliche *Zeit 440.*
Buschmänner *7.*
Buttel-Reepen, *von 22.*
Bychowski, *H. 94.*
Byron *249.*

Carrière, *Reinhard 437 ff.*
Casanova *361.*
Castle, *W. E. 159.*
Challenge *of Asia (Rice) 315 ff.*
Charakter *63.*
— *u. Genie (Ludwig) 299.*
— *(Psychologie des) 171.*
Charaktere *(Klassifizierung) 12, 64, 73.*
Charakterologie *171 ff.*
— *rationale 63.*
Charakterzüge *(Instinkte) 121.*
Chemismus, *sozialer 311.*
China *106, 107, 316 ff., 339 ff., 351, 353, 442.*
Christentum *85.*
— *(Tonga) 329.*
Christaller, *J. G. 226.*
Ceni, *C. 174.*
Close, *Upton 106.*
Cornelissen, *Christian 402.*
Cramer *13.*
Curtius, *E. R. 440 ff.*

Dadabhai *103.*
Dacqué, *E. 223 ff.*
Daffner, *Hugo 209 ff.*
Dämonopathie *439.*
Danzel *330.*
Daudet, *Alphonse 235, 359, 360.*
Deegener *22, 23.*

Degenerationszeichen *(Klassifikation) 422.*
Dehn, *Günther 195.*
Delbrück, *Anton 34, 139 ff.*
Demokratie *(Abendland u. Orient) 319.*
— *Allgemeines 320 ff.*
— *(Frankreich) 442.*
Denken *(Formen des) 108, 223 ff., 329 ff., 443 ff.*
— *(primitives) 112, 230 ff., 332 ff., 394 ff.*
— *(kausal-logisches der Primitiven) 394 ff.*
Denkökonomie *409.*
Denkpsychologie *169.*
Denkwelten, *entgegengesetzte (England—Deutschland) 326 ff.*
Descartes *377 ff.*
Determinismus *298.*
deutsche *Denkart 326 ff.*
deutsches *Volk (Rassenkunde) 298.*
Deutschland *(Demokratie) 322.*
Devaranne, *Th. 442.*
Dewey *56.*
Diepgen, *Paul 443 ff.*
Diestel *209 ff.*
Diktatur *(Rußland u. Lenin) 199 ff.*
Diltey *177, 408.*
Doflein *22.*
Doll, *Karl 64.*
Domestikation *(Selbst- u. Zwangs-) 157 ff.*
Dominanzfunktion *425.*
Drang *297.*
Dräseke, *I. 308.*
Dunkmann, *K. 374 ff.*
Dunlap *56.*

Ebel *209 ff.*
Eberhard, *E. F. W. 68.*
Ebert, *Max 9, 10.*
Ehe *15, 33, 119, 166, 246 ff., 309 ff., 417 ff., 437.*
— *(Ashanti) 226.*
(bei Tieren) 22, 25, 26.
—, *Saison-, Dauer-, Solitärehe (bei Tieren) 26, 27.*
Ehescheu *309 ff.*
Ehrlich *162.*
Eidetik *58, 299 ff.*
Eidoplasie *70.*
Eigenperiodizität *(Umweltpsychologie) 168.*
Eigentum *15, 120 ff.*
— *bei Tieren 22.*
Eigenwesenheit *(Individualität) 414.*
Einheitsschule *62.*
Einigungstrieb *(Ehe) 248 ff.*
Einrichtung *(Institution) 56.*
Einwanderer *(Amerika) 41, 43, 166, 185.*
— *(Paris) 241 ff.*
Einzelmensch *(Geistesart) 4, 5, 115 ff., 285 ff., 298, 305 ff.*
Einzelmensch *u. Gruppe 126.*
— *u. Masse 434.*
—, *s. auch Individuum.*
Ekstase, *religiöse 210.*
Ellis, *Havelock 60.*
Elster, *A. 298, 402.*
Emanationsvorstellung *(Medizin) 443.*
Emmert'sches *Gesetz 300.*
Emotionalität *64, 424.*
Empirie *425.*
Empirismus *(Hobbes-Tönnies) 378 ff.*
englische *Denkart 326.*
Engramme *286 ff.*
Entartung *165.*
Entwicklung, *kulturelle 403.*
—, *soziale 402.*
Entwicklungsbegriff *(Deutschland) 441.*
Entwicklungslehre *(Frau, synthetisch-sexualpsychologisch) 65.*
Entwicklungspsychologie *175.*
Epidemien, *psychische 72, 74, 75.*
Epilepsie *(u. Kastration) 303.*
Eranier *108 ff.*
Erbanlagen *54, 160.*
Erbeinheiten *59.*
erbliche *Belastung 69.*
Erblichkeitslehre *160 ff.*
Erbrecht *(Reform) 435 ff.*
Erbschaftsteuerrecht *435 ff.*
Erd- *u. Mondgöttin (Alt-Mexiko) 150 ff.*
Erfahrung *(bei Tieren) 33.*
Erichsen *135.*
Erinnerungsvermögen *(Malaien) 393 ff.*
Erkennen *(u. Verstehen) 408 ff.*
Erkenntniskritik *(u. Soziologie) 401.*
Erkenntnislehre *(Locke) 327.*
Erkenntnistheorie *(u. Denken der Primitiven) 394 ff.*
Erleben *172, 181 ff., 408 ff.*
— *bei Jugendlichen 176.*
Erlebnis, *religiöses (unt. Stufen) 329 ff.*
Erotik *247 ff., 413 ff.*
— *der Frau 417 ff.*
erotische *Attraktion 64.*
Escherich *22.*
Espinas *22.*
Ethik *(Gemeinschaft) 15.*
— *der Persönlichkeit 408 ff.*
ethnische *Einheit 9.*
— *Gruppen 14, 170.*
— *Schichten 15.*
Ethnologie *389 ff.*
Eugenetik *164 ff.*
Eunuchen *(Psyche) 302.*
Eunuchoide *(Psychologie) 180.*
Europa, *modernes (Entwicklung) 18.*
— *u. farbige Gefahr 337 ff.*
— *u. französischer Geist 440 ff.*
—, *Rassenkunde 298.*
Euthanasie *438 ff.*

Evolution *164 ff., 218.*
Ewig-Weibliches *414 ff.*
Exotisches *in der europ. Mode 345 ff.*
Experiment *(Psychologie) 426 ff.*
Extratensive *173.*

Fähigkeiten *(Instinktlehre) 121.*
Familie *309 ff.*
— *u. Erbrecht 435 ff.*
— *im Fernen Osten 318.*
— *(bei Tieren) 22, 25, 28.*
— *(Trobriand-Inseln) 45 ff., 419 ff.*
Familienbuch *(Scheidt) 310.*
Familienkunde *310.*
farbige *Gefahr 337 ff.*
— *Führertypen 350 ff.*
Fascismus *96 ff., 321.*
Fatalismus *307.*
Feilchenfeld, *Ernst J. 444.*
Feminismus *418 ff.*
Ferner *Osten (u. Europa) 315 ff.*
Feudalismus *(Auvergne) 325.*
Fichtner, *Horst 108.*
Fick *161.*
Fiktionslehre *(Psychologie) 424 ff.*
Fischer, *E. 157, 160 ff.*
—, *Heinrich 302 ff.*
—-**Hirschberg** *300.*
—, *M. 421 ff.*
Fitger, *H. 208.*
Flagellatenzüge *72.*
Fließ *168, 404.*
Forel *22, 67.*
Ford, *Henry 78, 80.*
Forke, *A. 443.*
Foerster *85.*
Fortpflanzung *(Frauenkunde) 415.*
Fortschritt *(als Problem) 10, 18, 286.*
—, *sozialer 125, 402.*
Fouillée, *Alfred 412.*
Frage, *soziale, und Erbrecht 435.*
Frankreich *(soziale Gesetzgebung) 93.*
— *(Psychologie) 100.*
— *(im modernen Europa) 440 ff.*
Frau *(Amerika) 39, 40.*
— *(u. Ehe) 417.*
— *(Erotik) 417.*
— *(Kultur) 416 ff.*
— *(Ostasien) 108.*
— *(Paris) 355 ff.*
— *(Psychologie) 65.*
— *(u. Reklame) 188, 191, 192.*
— *(Trobriand-Inseln) 45 ff.*
Frauenemanzipation *68.*
Frauenkunde *415.*
Frauentausch *15.*
Frazer, *I. G. 227 ff.*
freie *Liebe (Paris) 357 ff.*
Freud *28, 70, 90, 91, 171, 182, 419, 424, 439, 440.*
Freundschaft *(Vorpubertät) 312.*
Friedensburg, *Ferdinand 273.*
Frobenius, *Leo 223.*
Führer *(u. Masse) 82, 86, 198 ff., 289, 306, 310 ff., 432 ff.*
— *(bei Tieren) 29.*
Führertum *11, 13, 14, 215, 286, 435.*
— *in der Vorpubertät 312 ff.*
Führertypen *in der farbigen Gefahr 350.*
Furcht *(Psychol.) 57, 306.*
— *in der Ilias 229 ff.*
Fürstenheim *70.*

Galant *(Moskau) 301 ff.*
galante *Zeit 439.*
gamin *de Paris 368 ff.*
Garibaldi *96.*
Gandhi, *Mahatma 101 ff., 317.*
Gattenwahl *165.*
Geburten, *außerordentliche (Statistisches) 357.*
Geburtenbeschränkung *166.*
Gedächtnis *287, 425.*
Gedankenlesen, *egomorphes 60.*
Gefahr, *farbige 337 ff.*
—, *Führertypen 350 ff.*
Gegenstandsvorstellungen *290 ff.*
Geisteskrankheit *228.*
geistig *Schwache (Berufsberatung) 308.*
gelbe *Rasse 106, 337 ff.*
Gemeindebestimmungsrecht *(Alkohol) 44, 139 ff., 438.*
Gemeindeverbot *(Alkohol) 44, 139 ff., 438.*
Gemeinschaft *(Bildung der) 434.*
—, *eheliche 247 ff.*
—, *mutterrechtliche 45 ff., 279 ff.*
— *u. Abnorme 71.*
— *u. Gesellschaft (Tönnies) 382 ff.*
Gemeinschaftsbewußtsein *327.*
— *(farbige Gefahr) 338 ff.*
Gemütsbewegungen *(u. vegetat. Nervensystem) 134.*
Genie *(u. Charakter, Ludwig) 299.*
Genußmittel, *betäubende und erregende 75.*
Geometrie *(der Primitiven) 396 ff.*
geopsychische *Tatsachen (Psychologie der Umwelt) 167 ff.*
Gerland *3.*
Germanentum, *süddeutsches 293 ff.*
Geschichte *(Allgemeines) 2.*
Geschichtsphilosophie *3.*
Geschichtswissenschaft *(und Anthropologie) 402.*
Geschlechtscharaktere *(u. Sehkraft) 174.*
Geschlechter *65, 174.*
Geschlechtskrankheiten *164.*
Geschlechtlichkeit *64.*
Geschlechtsunterschiede, *psychische 423 ff., 431 ff.*

Geschlechtsverkehr *(ehelicher, Recht) 437.*
— *(bei Tieren) 26.*
Geschwister *(Trobriand-Inseln) 50.*
Geselligkeitsinstinkt *(Tier) 24.*
Gesellschaft *u. Gemeinschaft (Tönnies) 382 ff.*
Gesellschaftsbiologie *288 ff.*
Gesellschaftshygiene *(Sozialbiologie) 402 ff.*
Gesellschaftsleben *u. Psychopathen 179.*
Gesellschaftsphysiologie *288 ff.*
Gesellschaftswissenschaft *297.*
Gesellung *(Sozialbiologie) 403 ff.*
— *(Begriff) 4.*
— *(Instinkt) 119.*
Gesellungsformen *21, 108, 223 ff., 286.*
— *u. Vorpubertät 310 ff.*
Gesemann *172.*
Gesetz *(Begriff) 129.*
Gesetze, *historisch-soziale 60.*
Gesetzgebung *92 ff., 212 ff., 435 ff., 314 ff.*
—, *experimentelle 93.*
—, *soziale, in Frankreich 93.*
Gestalttheorie *303, 425 ff.*
Gestaltung *(Nach-, Neu-, Um-) 428 ff.*
Gestaltungsprinzip *181 ff.*
Gesundheitsregeln, *salernische (Konstitut.-typen) 64.*
Gewohnheiten *(Sozialpsychologie) 56.*
Gewohnheiten *(bei Tieren) 291.*
Gewohnheitsrecht *93.*
Gewöhnung *(bei Tieren) 33.*
Gide, *André 100.*
Giese, *Fritz 423 ff.*
Gifford, *E. W. 328.*
Gilbreth *80.*
Gioberti *99.*
Giolitti *98.*
Gleichförmigkeit, *lokale u. temporale 59 ff.*
— *in der Reklamewirkung 192.*
Gleichstellung *der Geschlechter (Trobriand-Inseln) 47, 284.*
Gobineau *101, 240.*
Goethe *421.*
Gokhale *103.*
Goslar, *Hans 40.*
Graebner, *Fritz 226.*
Grage *74.*
Grautoff, *Otto 100.*
Griechenland *(Demokratie) 322.*
Groos *22.*
Großstadt *(Soziologie) 25.*
Gruhle, *Hans W. 73 ff., 111.*
Gruppe *5 ff., 88, 115 ff., 126, 286, 311 ff.*
Gruppenpsychologie *21, 55, 57, 311 ff., 425 ff.*
Gruppenseele *5 ff., 425 ff.*
Gruppenuntersuchungen, *vergleichend-psychologische 63.*
Guénon, *René 101, 318.*
Guggemoos, *K. A. 406, 438.*
Günther, *H. 59, 175, 298.*
—, *Dr. 407.*
Gutachten, *monographisches (Berufsauslese) 427.*

Haecker *161.*
Hackordnung *(Haushuhn) 55.*
Haftpflichtgesetz *130.*
Haftpsychose *(bei Tieren) 27.*
Hahn, *Ed. 230.*
Halbverbot *(Alkohol, Norwegen) 143.*
Hamilton'sche *Hypothese 397.*
Handlung *(Triebfedern) 121, 327.*
— *(Instinkte als ererbte) 122.*
Harem *(bei Tieren) 29.*
Harms, *J. W. 405.*
Hartungen, *Chr. v. 189 ff.*
Hattingberg, *Hans v. 422.*
Hauhau-*Glaube 351.*
Hauer, *J. W. 329 ff.*
Häuptling *(bei Tieren) 29.*
Haushuhn *(Sozialpsychologie) 54.*
Häußer *211.*
Hedin, *Sven 221.*
Heer *(Massenseele des) 433.*
Heidenhain, *Adolf 82 ff.*
Heilandt *427.*
Heiler *330.*
Heiliger *Krieg 348.*
Heindl *171.*
Heine, *Heinrich 242.*
Heiraten *bei Naturvölkern 7.*
Heller, *Julius 437.*
Hellpach *82, 167 ff.*
Hellwig, *A. 112.*
Helmholtz *396.*
Hemmung *(Frau) 65.*
Henning, *H. 58.*
Hercod, *R. 44, 147.*
Herdenbildung *22, 25.*
Hermann, *Georg 130.*
Herms, *Otto 308.*
Herrschaft *(als Einrichtung) 15.*
Herrschaftsverhältnis *(unter Kulturen) 10.*
Hertwig, *O. 217.*
Herwegen, *Ildefons 262.*
Hexenwesen *(Trobriand) 281 ff.*
Heymans, *G. 394, 429.*
High *License 43, 146.*
Hildebrandt, *Curt 58, 171.*
Hilfe *(gegenseitige bei Tieren) 22.*
Himmelsbriefe *(Weltkrieg) 112.*
Hinduismus *103, 317, 340, 350.*
Hirschfeld, *M. 424.*
Hobbes *89, 326 ff., 376 ff.*
Hoche *271, 274.*
Hollenderski, *M. 314.*
Holmes, *S. J. 164.*
Homer *229 ff.*

Homosexualität *71, 421.*
Honigmann, *G. 418.*
Horden *(beim Tier) 25.*
Humoralpathologie *66.*
Hume, *David 327.*
Hunger *(u. Unterernährung) 164.*
Hunt, *Frazier 315.*
Hygiene *(Avesta) 110.*
Hypnose *182.*

Ichkreis *172.*
idealistische *Weltanschauung 298.*
Idee *(Allg.) 17.*
—, überwertige 17.
Idiokinese *162, 164.*
Idiovariation *(Mutation) 160.*
Ilias *229 ff.*
Imperialismus *(Italien) 96.*
Impulse *90, 118 ff., 291.*
Indianer, *brasilianische 444.*
—, mexikanische 150 ff.
Indien *102, 315 ff., 340 ff., 346, 353.*
Indonesien *340.*
Individualismus *(u. Demokratie) 319.*
Individualität *414.*
Individualpsychologie *171.*
— und Ehe 309.
Individualzyklen *(Harms) 405.*
Individuum, *Entwicklung des 217 ff.*
—, s. auch Einzelmensch.
Industrie- *und Unfallgesetzgebung 274.*
Insekten, *staatenbildende 22, 29.*
Instinkt- *und Triebwelt (Mensch) 33, 56, 90, 118 ff., 287.*
Instinkt *(bei Tieren) 31, 291.*
—, sozialer (Mensch) 403.
—, sozialer (Tier) 23.
Institutionen *114 ff.*
Institutionsentwicklung *123.*
intelligente *Reaktion 428 ff.*
Intelligenz *(Begriff) 423 ff., 428 ff.*
— (bei Tieren) 31.
Intelligenzprüfung *62, 428 ff.*
Intellektualität *(Charakterologie) 64.*
Introversion *173.*
Involution *218.*
Inzestleben *(bei Tieren) 27.*
Inzuchtfrage *54.*
Italien *96, 321.*
— (Reklame) 190.

Jacobi, *W. 72, 88.*
Jaensch *169, 299.*
Jentsch, *Karl 169.*
Janet *70.*
Japan *107, 316, 339 ff.*
— (Reklame) 190.
Jayle *94.*
Jesus *85.*
Judentum *(Italien) 98.*
— (Sowjetrußland) 201.
—, s. auch Semiten.
Jugendalter *(Perioden des) 420.*
Jugendliche *(Kriminalität) 68.*
— (Psychopathen) 218 ff.
— (Religiosität) 195 ff.
Jugendsichtung *70.*
Jullian, *Camille 234.*
Jurisprudenz *(Allg.) 1.*

Kampf *57.*
„— ums Dasein" 162, 289.
Kampfinstinkt *119.*
Kanitz, *Graf 210.*
Kant *376 ff.*
Kantor, *J. R. 56 ff., 89, 113 ff.*
Kantorowicz, *Hermann 401.*
Kapitalabfindung *(Rentengesetzgebung) 272.*
Kapitalismus *120, 200.*
Karikatur *(Sozialismus) 211.*
Kármán, *E. v. 213.*
Kastan, *Max 68.*
Kastration *geistig Minderwertiger 212, 302.*
— und Psyche 302.
Katholische *Mission (farbige Gefahr) 343.*
Katholizismus *85, 184.*
Katz, *D. 54, 310, 312.*
Kaufmann, *Präsident 274 ff.*
Kaup, *J. 293.*
kausal-*logisches Denken (der Primitiven) 394 ff.*
Kausalität *(seel. u. soz. Geschehen) 285 ff.*
— (Biologie) 287.
Kausalprinzipien *(des Denkens) 397 ff.*
Kehrer, *F. 421.*
Keimschädigung *69.*
Kenntnisse *(Umwelt) 8.*
Kernfamilienkomplex *419.*
Kierkegaard, *Sören 249.*
Kind, *Psychologie des (Selbstbeobachtung u. Theoriebildung) 177 ff.*
— (körperl. u. geistige Leistungen) 186.
— (und Schule) 432.
Kinderlüge *421.*
Kinderzeugung *und Ehe 437.*
Kirche *(Schaffung) 85.*
— (Amerika) 39.
— (und farbige Gefahr) 343 ff.
— (und Masse) 432 ff.
Kjellén *170.*
Klages, *L. 171, 254 ff.*
Klan *(Trobriand-Inseln) 47.*
Klassen *(der Gesellschaft) 289.*
Klima, *Einfluß des 6, 8, 406.*
Klöster *72.*
Koëdukation *431 ff.*
Koehler *22.*
Köhler, *Wolfgang 303 ff.*

Kollarits, *Jenö 215, 216 ff.*
kollektive *Aufmerksamkeit 303 ff.*
Kollektivität *425.*
Kollektivpsyche *(bei Tieren) 22.*
Koller *147.*
Kolonialproblem *(farb. Gefahr) 337 ff.*
Kommunismus *(Rußland) 198 ff., 323 ff., 436.*
— *und farbige Gefahr 348 ff.*
Kompensation *425.*
Komplextheorie *303 ff.*
Konfuzius *107, 442.*
Kongo *351.*
König, *Theodor 188, 191 ff.*
Königsberger *Mucker 209 ff.*
Konschel, *Pfarrer 209, 211.*
Konstitution *(Ckarakter u. Psychose) 63.*
— *(Humoralpathologie) 66.*
— *des Organismus 70.*
Konstitutionsforschung *405.*
Konstitutionstypen *64, 170.*
Konvention *(Sozialpsychologie) 57.*
Kopfjäger *(Sundainseln) 15.*
Körperbau *64.*
—, *s. auch Konstitution.*
körperl. *Schwache (Berufsberatung) 308.*
Körpermerkmale *(Rasse) 294.*
Korschelt, *E. 175.*
Kräfte, *gleichartige 12.*
—, *individualisierende 12.*
kraftsparendes *Verhalten 14.*
Kraepelin *41, 113, 179, 187, 424.*
Kretschmer *158, 170 ff., 213.*
Kreuzung *(Rassenpsychologie) 59.*
Krieg, *H. 157 ff.*
Krieg *(Allg.) 121, 165, 406.*
—, *s. auch Weltkrieg.*
Kriegsneurose *219.*
Kriegsbeschädigungen *(Unfallgesetzg.) 269.*
Kriminalität *(amerik. Südstaaten) 37.*
— *(Jugendliche) 68.*
Kriminalpädagogik *213.*
Kriminalpsychologie *171.*
Kronacher, *C. 28, 54, 162.*
Kronfeld, *Arthur 71, 171, 180, 296.*
Kropotkin *22.*
Kuhn, *Philalethes 82.*
Kühne, *O. 297 ff.*
Kula-*Handel 50, 227.*
Kulenkampff-Pauli *437.*
Kultur *und farbige Gefahr 347 ff.*
— *und Frau 416 ff.*
— *der Primitiven 389 ff.*
Kulturalisation *117 ff.*
Kulturfaktoren *213 ff.*
Kulturmensch *112, 332 ff.*
Kulturniveau *127.*
Kulturphilosophie *(Tönnies) 386 ff.*
Kulturpsychopathologie *71, 213 ff.*
Kulturreize *91.*
Kulturübertragung *328.*
Kulturvölker *162 ff.*
Kunst *(und Masse) 432 ff.*
— *und Psychopathen 179, 214, 228.*
— *(soziale Funktion) 402.*
Kunstbestrebungen, *moderne 94.*
Küppersbusch, *Martha 35, 143, 144.*
Kurpfuschertum *232.*

Lamprecht *17.*
—, *Arno 265 ff.*
Langelüddeke *58, 93, 111, 178, 187, 230, 301, 305, 308, 420, 432.*
Laotse *442.*
Lau, *Dr. Ernst 195.*
Lazarus *2, 3, 5.*
Lebensdauer *175.*
Lebensformen *408 ff.*
Lebensweise, *Einfluß der 7.*
Le Bon *11, 86 ff., 349.*
Lehmann *168.*
Lehrkräfte *(Amerika) 41.*
Leibeszucht *der Jugend 293 ff.*
Lenin *87 ff., 198 ff., 321, 436.*
Lenz, *F. 160 ff.*
Levy-Brühl *178, 228.*
Lewin, *L. 75.*
Lewitzki *130.*
Liberalismus *und farbige Gefahr 346.*
Liebe *(und Ehe) 247 ff.*
Liebert, *A. 172.*
Liepmann *65.*
Lilienfeld *5.*
Lincoln, *Abraham 43.*
Lindworsky *171.*
Lipmann, *Otto 81, 423 ff.*
Lipmann-Stolzenberg *427.*
Lissauer-Sachs *272.*
Lloyd George *319.*
Lochner, *Rudolf 414.*
Locke *326 ff.*
Lokalstämme *8.*
Lowell, *Percival 317.*
Lübke *3.*
Lüddemann, *Gustav 326.*
Ludwig, *Emil 299.*
Lues *(Paralyse u. Alkohol) 407.*
Lurje, *Walter 228.*
Lust-*Unlust-Prinzip 71, 296.*
Luther *17, 247 ff.*
Luzzattzo *97.*

Machtmensch *(als Typ) 411.*
Magie *(Südsee) 228.*
Maine, *H. 376 ff.*
Malaien *392 ff.*
Malaria *(Anpassung) 7.*
Malinowski, *B. 45 ff., 227 ff., 279 ff., 419 ff., 443.*

Mann, *Thomas 100.*
Marbe, *Karl 59 ff., 169, 192.*
Marholz *260.*
Märtyrer *86.*
Marx *85, 203, 298, 350, 379 ff.*
Marxismus *348, 350.*
Masse *11, 82, 86 ff., 198 ff., 305 ff., 310 ff., 432 ff.*
Massenpsychologie *11, 85, 168 ff., 310 ff., 432 ff.*
— und Reklame 189, 433.
Massenseele *57, 58, 432 ff.*
Massensuggestion *72, 432.*
Mataja, *Viktor 188 ff.*
materialistische *Weltanschauung 298.*
Mazarin *242.*
Mc Dougall, *W. 56.*
Mechanik *(der Primitiven) 400.*
Mechanismus *287.*
Mediumismus *332 ff.*
Medizin *(Autismus in der) 230 ff.*
— (Avesta) 108.
— (Geschichte) 443.
—, s. auch Arzt.
Meinas, *Ruth 186.*
Meisenheimer, *J. 174.*
melanesische *Küstenstämme 7.*
Mendel, *K. 272.*
Mendelismus *59.*
Mengung *(Begriff) 10.*
Mensch *(Typen des) 409 ff.*
Menschwerdung *161, 223, 403.*
Mentalität *114 ff., 127 ff.*
Mèraj *217.*
Merzbacher *137.*
Meyer, *Ed. 2.*
—, Hanns 193.
Mexiko *150 ff.*
Michels, *Robert 96, 233 ff., 355 ff.*
Milieu *(beim Menschen) 69, 289, 325.*
— (beim Tier) 23, 24.
—, s. auch Umwelt.
Minderwertige *(Kastration und Sterilisation) 212, 302.*
Mischlinge *(farbige Gefahr) 338.*
Mission *(und farbige Gefahr) 342 ff.*
Mitteilungsformen *169.*
Mixovariation *(Kombination) 160.*
Mneme *286 ff.*
Möbius *83, 85.*
Moede *169, 188, 310, 311, 427.*
Mohammedanismus *(Indien) 104.*
Molière *360.*
Moll, *Albert 332 ff.*
Mondmythus *(Alt-Mexiko) 150 ff.*
Monogamie *(bei Tieren) 26, 56.*
monographisches *Gutachten 427.*
Montesquieu *359.*
Moral *(und Gemeinschaft) 15.*
Morgan *161.*
Morgulis, *S. 164.*
Muck-Lamberty *88.*
Müller, *G. E. 303 ff.*
—, Johanna 186.
Müller-Freienfels *414.*
Münsterberg *427.*
Munz, *Emil 172.*
Muskelgefühl *(u. Geometrie, Primitive) 396 ff.*
Musset, *Alfred de 360.*
Mussolini *99, 321.*
Mut *(Begriff) 305 ff.*
Mutationen *59, 298.*
mutterrechtliche *Gemeinschaft 45 ff.*
— — (Trobriand) 278 ff., 419 ff.
Mütterherden *29.*
Mütterlichkeit *(Psychol. der Frau) 65.*
Mystik *72, 110.*
Mystisches *Denken 228.*
Mythologie *(Indianer Mexikos) 47 ff.*
— (Malaien) 397 ff.
— (Trobriand-Inseln) 47 ff.
— (Urwelt) 223.

Nachahmung *57.*
— (bei Tieren) 22.
Nachwirkung *(Rassenforschung) 162 ff.*
Nationalbewußtsein *(Entstehung) 17.*
Nationalcharakter *(u. Philosophie) 326 ff.*
Nationalitätenpolitik *(Sowjets) 348 ff.*
Natorp *298.*
Natur *als Umwelt 167.*
Naturanschauung *(Tönnies) 377 ff.*
Naturmensch *84, 289.*
Naturvölker *3, 4, 7, 162 ff., 289, 301, 351, 389 ff., 443.*
Naturwissenschaft *(Sozialpsychologie) 113.*
Naumann, *Friedrich 236.*
Nep *200, 203.*
Nervenstrukturen *123.*
Nervöse *(Allg.) 422 ff.*
Nestbau *der Vögel 32.*
Neurasthenie *71.*
Neurosen *70 ff.*
—, Berufs- und Unfall- 71.
Niceforo, *Alfredo 237, 245, 361.*
Nietzsche *85, 171, 256, 257, 375 ff.*
Nieuwenhuis, *A. W. 389 ff.*
Nissen, *Theodor 229 ff.*
Nitti *98.*
Nohl, *Johannes 100.*
Norwegen *(Alkoholverbot) 143, 437 ff.*
Novalis *257.*

Obst, *Erich 323 ff.*
Occident *(u. Orient) 101.*
Ödipuskomplex *419.*
Offenbarung *(Begriff) 326.*
— und Vernunft 327.

öffentliche *Meinung (u. Religiöse, Tönnies) 387.*
Ogburn *56.*
Okkultistenprozeß, *Berliner 332 ff.*
Ökonomiker *(als Typ) 410 ff.*
Opfer *(Malaien) 399 ff.*
Oppenheim *135, 136.*
Oppenheimer, *Franz 401.*
Organisation, *politische 88.*
Orient *101.*
—, s. auch die einzelnen Länder.
Ossendowski, *Ferd. 220 ff., 291.*
Österreich *(Demokratie) 321.*
Otto *(Religion) 330.*

Paarung *(Triebkräfte) 170.*
Paarungsinstinkt *119.*
Paléologue *206 ff.*
Pallagonia, *Prinz 421 ff.*
panafrikanische *Idee 341, 351.*
panasiatische *Idee 339 ff.*
Panik *11.*
Panislamismus *340, 348.*
Panmixie *165.*
Pansexualismus *65.*
Pantaleoni *99.*
Pareto *99.*
Pantoffeltierchen *(Assoziation) 24.*
Pappenheim *219.*
Papuas *7, 8, 9.*
Parallelwirkungen *62.*
Paralyse *(Lues u. Alkohol) 407.*
Paravariation *(Modifikation) 160.*
Paris *(Soziologie) 233 ff., 355 ff.*
Parsen *108.*
Passivität *65.*
Pathographie *83.*
Pathologie *der Arbeit 77.*
— der Persönlichkeit 77, 78.
Patrick, *G. T. W. 406.*
Patriotismus *406.*
Pauls, *Eilhard Erich 439 ff.*
Paulsen *375 ff.*
Paulus *85.*
Pazifismus *298.*
Pearl, *R. 185.*
Pedersen *168.*
Pelikan *302.*
Periodenlehre *(Fließ) 404.*
Periodizitätsforschung *168.*
Persönlichkeit *13, 14, 62, 171 ff., 299 ff., 408 ff.*
— in Asien 317.
—, Bedeutung der 12.
— und Masse 434.
—, Pathologie der 77, 78.
—, kulturelle Beziehungen 114 ff.
Perversion *(Begriff) 297.*
Pest *100.*
Pfänder *171.*
Pflanzen *(Assoziation) 24.*
Phänomenologie *der Tapferkeit 305 ff.*
— des Triebhaften 296.
Phantastica *75.*
Philosophie *(u. Nationalcharakter) 326 ff.*
— (Tönnies) 375 ff.
Physiologie *der Lebensvorgänge 288 ff.*
Pisacane *96.*
Planwirtschaft *(Rußland) 201.*
Plaut, *Paul 332 ff., 414.*
Pleckmann, *F. 438 ff.*
Plenge, *Joh. 144.*
Plutarch *299.*
Polarländer, *Bewohner der 7.*
Poleck, *Erwin 406.*
politische *Masse (u. Führer) 433 ff.*
politischer *Mensch (als Typ) 411 ff.*
politische *Organisation 88.*
Polygamie *(beim Menschen) 252, 309.*
— (bei Tieren) 26.
Polynesien *s. Südsee.*
Poppelreuter, *Walter 423 ff.*
Pötzl *181.*
Pound, *Arthur 81.*
Powers, *H. H. 320 ff.*
Presse *als Propagandamittel 87.*
Preuß, *K. Th. 150 ff.*
Primitive *(u. Umwelt) 389 ff.*
— (Kernkomplex) 419 ff.
— (Medizin) 443.
—, s. auch Naturvölker.
Prince, *J. H. 210.*
Prinzing, *San.-Rat 93 ff.*
Privateigentum *(Recht) 435 ff.*
Prohibition *(Amerika) 36, 139 ff., 438.*
— Party 44.
Proletariat *(Rußland) 199 ff.*
— (als Stand) 289.
Proletarierjugend *(Religion) 195 ff.*
Promiskuität *(bei Tieren) 26.*
Propaganda *(Soziol.) 11.*
Prostitution *(Paris) 356 ff.*
protest. *Mission (farbige Gefahr) 343.*
Prügelliste *55.*
Psyche *(Entwicklung) 287 ff.*
— und Kastration 302 ff.
— und Tätowierung 301.
Psychiatrie *290, 420, 426.*
psychische *Abläufe 73, 181 ff., 290, 303 ff., 422 ff.*
— Eigenschaften der Primitiven 392 ff.
— Epidemien 72, 74, 75.
— Geschlechtsunterschiede 423 ff., 431 ff.
— Kausalität 285 ff.
Psychoanalyse *171, 183, 440.*
Psychodiagnostik *(Rorschach) 172 ff.*
psychofunktionelle *Typik 425.*
Psychoide *286 ff.*
Psychologie, *allgemeine 113, 286.*

Psychologie, *angewandte 171.*
— *des Charakters 171.*
—, *experimentelle 167.*
—, *geisteswissenschaftl., der Persönlichkeit 408 ff.*
— *des Jugendalters 175 ff.*
— *des Menschen 290, 408 ff.*
—, *objektive 113 ff.*
— *der Reklame 187 ff.*
—, *Richtungen der (u. Psychotechnik) 424.*
— *der Tiere 54, 290 ff.*
— *der Umwelt 167 ff.*
—, *vergleichende 21, 290 ff.*
—, *verstehende 175, 409 ff.*
— *unseres Zeitalters 216 ff.*
psychologische *Begutachtung 423 ff.*
Psychomodalität *64.*
psychomotorische *Aktion 296.*
Psychoneurose *70.*
Psychopathen, *Typen der 179, 212.*
—, *Fürsorge für 212.*
—, *jugendliche 218 ff.*
—, *Selbstmord der 422.*
— *u. Unfallgesetzgebung 270 ff.*
Psychopathologie *der Arbeit 77.*
— *u. Ehescheu 309.*
— *der Königsberger Mucker 209.*
—, *soziologische 71.*
—, *vergleichende (Tier u. Mensch) 292.*
Psychose *63.*
Psychotechnik *(Rußland) 307.*
— *(Theorie der) 423 ff.*
Pykniker *172 ff.*

Querulantentum *136 ff.*
de Quincey, *Th. 76.*
Quincke *274.*

Raecke, *Prof. 193, 212.*
Rangordnung *(bei Tieren) 22, 30.*
Ranke *293.*
Raspe, *Carla 177.*
Rasputin *204 ff.*
Rasse *8, 325.*
—, *gelbe 106, 337 ff.*
—, *weiße 337 ff.*
Rassenhygiene *160 ff., 164 ff., 185, 293 ff.*
Rassenkreuzung *159 ff.*
Rassenkunde: *Deutschland 298.*
—, *Europa 298.*
Rassenproblem *(Amerika) 160, 165.*
— *(Europa) 294, 406.*
— *(farbige Gefahr) 337 ff.*
Rassenphysiologie *288 ff.*
Rassenpsychologie *58.*
Rätestaat *202.*
—, *s. auch Bolschewismus usw.*
Rationalismus *(Hobbes-Tönnies) 378 ff.*
Rattray, *R. S. 226.*
Ratzel *170.*

Rauschenbusch, *W. 39.*
Reaktionen *(Allg.) 56, 92.*
— *(intelligente) 428 ff.*
— *(motorische) 296.*
— *(Unfallgesetzgebung) 270 ff.*
— *(universelle, idiosynkrat., kulturelle) 114 ff.*
Reaktionssysteme *115 ff.*
Reaktionsversuche *an Kindern 177 ff.*
Reaktionsweisen *(Begriff) 9.*
—, *exogene 76.*
Realitätsprinzip *71.*
Recht *(Begriff) 92.*
Rechtsbeziehungen *(ehel. Geschlechtsverkehr) 437.*
Rechtsgesetz *93.*
Regression *94.*
Rehm *93, 112, 213, 301, 422, 439.*
Reichardt, *M. 132, 134, 270.*
Reichenow, *E. 27.*
Reichmann, *Frieda 70.*
Reininger, *Karl 310 ff.*
Reiz *56, 92, 114 ff.*
—, *sozialer 58.*
Reiz-Bewegungs-Systeme *291.*
Reklame *87, 433.*
—-*psychologie 187 ff.*
Religion *33, 210, 329, 387, 442.*
— *(Amerika) 40.*
— *(China) 442.*
— *u. Proletarierjugend 195 ff.*
— *in Sowjetrußland 201 ff.*
Religionspsychologie *75, 171.*
Religiosität *412 ff.*
Reliquien *(Trobriand-Inseln) 51.*
Renan, *E. 3,*
Renten *(Unfallgesetzgebung) 131 ff., 265 ff.*
Rentenhysterie *275.*
Rentenneurose *136 ff.*
Restitution *425.*
Révész, *Béla 407.*
Revolution *(Soziol.) 14.*
Rhodes, *Cecil 37.*
Rhythmus *(Periodenlehre) 404.*
Rice, *Stanley 315 ff.*
Richardson, *B. 188.*
Riemann *396.*
Rindenpsyche *287 ff.*
Rivalta *97.*
Rivera, *Primo di 321.*
Roe, *I. W. 81.*
Rolland, *Romain 101.*
Romantiker *(u. Ehe) 249.*
Rorschach *172 ff.*
Rosenfeld *210.*
Rothschild, *Sally 181.*
Rousseau, *J. J. 82 ff., 100, 105, 163, 244, 346, 363.*
Rudolf, *Fritz 36, 37 ff.*
Runge, *Prof. 70, 74, 95, 310, 420, 421, 422.*
Rush, *Benjamin 36.*

Rußland *198ff., 307, 321ff., 323ff., 349ff., 436.*
—, *s. auch Kommunismus, Lenin, Sowjets.*
Rust, *Hans 75.*

Sachsenberg *82.*
Sage *223.*
Säkularisierung *der Ehe 247ff.*
Saloon *(Amerika) 39, 43.*
Sammelforschung *(Psychologie) 426.*
Scott, *Walter 236.*
Seele *287.*
seelisch *Abnormes (u. Gemeinschaft) 71.*
seelische *Ansteckung 210.*
seelisches *Geschehen (Kausalität) 285ff.*
seelische *Schäden (Unfallgesetzgebung) 269ff., 275.*
Sehkraft *u. Geschlechtscharakter 174.*
Seidlmann, *Frau Spörri 140.*
Seillière, *Ernest 100.*
Sekten *(Amerika) 39.*
— *(Mucker) 209ff.*
Selbstbestimmungsrecht *der Völker 316, 348.*
Selbstmord *bei Psychopathen 422.*
Selektionstheorie *162ff., 165, 288ff.*
Seler, *Ed. 154, 155.*
Sellheim, *Hugo 414.*
Semiten *3; s. auch Juden.*
Semon *286.*
Sexualismns, *geistiger 67.*
Sexualität *174, 247ff., 282ff.*
Sexualpsychologie *65.*
Sexualtrieb *der Frau 417ff.*
— *u. Religion 209.*
— *u. Tätowierung 301.*
Sieber, *Siegfried 432ff.*
Siebung *7, 13, 215, 220, 286, 308.*
—, *soziale 14.*
Siebungsmechanismus *15, 16.*
Simmel *426.*
Simulation *(Unfallgesetzgebung) 131ff., 265ff., 275.*
Sinowjew, *G. 87ff.*
Sinnenleben *290.*
Sippe *(Trobriand-Inseln) 46, 279.*
Sippenehe *(Eranier) 111.*
Sitte, *Gesetz der (Locke) 327.*
Sklavenfrage *(farbige Gefahr) 342.*
Skopzentum *(Rußland) 302.*
Smith, *A. C. 210.*
Soecknick, *Anna 218ff.*
Soecknitz *69.*
Solger *170.*
Sombart *247.*
Sommer, *R. 74, 290ff.*
Sowjet-Rußland *(Erziehung, psychoanalytische) 183.*
Sowjetsystem *198ff., 348ff.*
Sozialbiologie *402ff.*
Sozialdemokratie *85.*
soziale *Entwicklung (Tönnies) 402.*
— *Frage (u. Erbrecht) 435ff.*
sozialer *Mensch (als Typ) 411.*
soziales *Geschehen (Kausalität) 285ff.*
Sozialgruppe *116.*
Sozialismus *85, 402.*
— *(Italien) 96.*
— *(in der Karrikatur) 211.*
— *(Sowjetrußland) 203.*
Sozialmoral *406.*
Sozialpatriotismus *96.*
Sozialpolitik *(Grundproblem) 297.*
— *(Grenzen) 402.*
sozialpsychische *Tatsachen (Umwelt) 167.*
Sozialpsychologie *1, 56, 57, 89, 91.*
— *u. Ehescheu 309.*
— *als Naturwissenschaft 113ff.*
— *naturalistische 128.*
— *u. Unfallgesetzgebung 129ff., 264ff.*
— — —, *Literatur 277.*
Sozialwissenschaften *285ff.*
Sozietäten *(Tier) 23.*
Soziologie *(Begriff) 1ff., 426.*
— *(Jahrbuch) 401ff.*
— *(der Neurosen) 70.*
— *(von Paris) 233ff., 355ff.*
— *(Tier) 21ff.*
— *(Tönnies) 374ff.*
— *(vergleichende) 21ff., 54, 403.*
soziologische *Psychopathologie 71.*
— *Typik 425.*
Sozialpathologie *der Arbeit 77.*
Spanien *(Diktatur) 321.*
— *(Hofetikette) 325ff.*
— *(Kolonisation) 343.*
Spencer, *H. 376ff.*
Spengler, *Oswald 59, 85, 218, 220, 295.*
Spiele *u. Tänze (bei Tieren) 22.*
Spinoza *376ff.*
Spiritismus *74, 332ff.*
Sprache *17, 115ff., 125, 326.*
— *u. farbige Gefahr 345.*
Spranger, *Eduard 175, 408ff.*
Substanz, *lebende 286.*
Sucht *297.*
Südsee *45ff., 227ff., 278ff., 328ff., 351.*
Suggestibilität *133, 182.*
Suggestion *57, 134ff., 169, 182, 210, 267ff.*
Swedenborg *248.*
Swoboda *168.*
Syphilis *407.*
Syzygiologie *405.*

Schachspiel *(u. Psychiatrie) 420.*
Schädigung, *seelische (Weltkrieg) 95.*
— *(im Tierverband) 22.*
Schäffle *5.*
Scheffler *172.*
Scheidt, *W. 310.*

Schelenz, *Dr. 444.*
Scherk, *Gerhard 180.*
Schichten, *Verschiebung der 13.*
Schichtung, *charakterologische 73.*
—, *soziale 15, 297.*
—, — *(Rußland) 199 ff.*
Schilder, *Paul 172.*
Schizoidie *180, 181.*
Schizophrenie *74, 95, 111.*
Schizothyme *173.*
Schjelderup-Ebbe *22, 54, 311, 312.*
Schmidt, *Max 224 ff.*
—, *Vera 183.*
Schmitz, *H. 71, 78, 89, 184, 212, 213, 423, 438.*
Schmoller *34.*
Schmuck *(Trobriand-Inseln) 48.*
Schneider *171, 179.*
Schönherr, *Joh. Heinrich 209 ff.*
Schopenhauer *375 ff.*
Schöpfungsgeschichte *(d. Malaien) 397 ff.*
Schule *(Amerika) 39.*
— *(u. farbige Gefahr) 344 ff.*
— *(u. Kind) 432.*
Schulte *188.*
Schultz-Ewerth, *E. 337 ff.*
Schultze *136, 137.*
Schulze-Gaevernitz, *G. v. 37.*
Schwache, *körperlich u. geistige (Berufsberatung) 308.*
Schwangerschaft *(psychische Untersuchungen) 66 ff.*
— *(Unterbrechung der) 417 ff.*
Schwärme *(beim Tier) 25.*
Schwiedland, *E. 101, 228, 319, 442.*

Staat *(Bedeutung) 11.*
— *(Entstehung) 10.*
— *(u. Erbrecht) 435 ff.*
— *(Insekten) 29, 32.*
— *(Mensch u. Tier, Vergleich) 32.*
— *(u. Reklame) 189.*
— *(Soziologie d.) 401.*
— *(bei Tieren) 22.*
Staatsgewalt *(Hobbes) 326.*
Staatsverbot *(Alkohol) 140 ff.*
Staehr, *M. v. 108, 322.*
de Staël, *Mme 240.*
Stalin, *J. 88, 204.*
Stände *(Kasten) im Insektenstaat 30.*
Steiner, *Gabriel 66.*
Steinthal *2, 3, 5.*
Sterilisation *geist. Minderwertiger 212, 302.*
Stern, *William 62, 63, 424, 427 ff.*
—-Pieper *174.*
Stieve *161.*
Stigmatisierte *72.*
Stillich, *Oskar 435 ff.*
Stimmungswechsel *bei Schwangeren 67.*
Stimulusfunktionen *114 ff.*
Stoll *210, 211.*
Stolypin *199.*
Storch, *A. 111.*
Stránsky, *Erwin 309.*
Straus, *Erwin 182.*
Strindberg *249.*
Strukturpsychologie *175, 408, 425, 432.*
Strukturzusammenhänge *(Geschlechter) 432.*
Studentenwesen *(Paris) 370 ff.*
Stursberg *137.*

Tabu *47, 329.*
Taine, *Hipp. 240, 325 ff.*
Talente *(Intelligenz) 429 ff.*
Tanz *(Trobriand-Inseln) 52.*
Tanzwut *72, 88 ff.*
Tapferkeit *(Einzelmensch u. Masse) 305 ff.*
Tarde *89.*
Tätigkeitsdrang *118.*
Tätowierung *(Verbrecher) 301.*
Taube, *Otto Freiherr v. 204 ff.*
Taylor *81, 427.*
Taylorismus *42, 200, 410.*
Technik, *Einfluß der 6, 7, 8, 17, 217, 345.*
Temperament *425.*
Testmethode *427 ff.*
Teufelsneurose *439.*
Theologie *(Tönnies) 375 ff.*
Theoretiker *(als Typ) 409 ff.*
Theosophie *und farbige Gefahr 346.*
Thiem *135.*
Therapie *der Arbeit 77.*
Thurnwald, *Richard 1 ff., 21, 62, 65, 128, 216, 279, 286, 314, 329.*
Tibet *220 ff.*
Tier *(Geschlecht u. Geschlechter) 174.*
— *(Soziologisches: Ehe, Familie usw.) 22.*
Tierpsychologie *54, 290 ff.*
Tiersoziologie *21.*
—, *spezielle 22.*
—, *allgemeine 22.*
Tierstöcke *23.*
Tietze, *Hans 402.*
Tilak *103, 315.*
Tilger *95.*
Timm, *C. 68, 70, 87, 184, 194, 211, 218, 220, 223, 306, 315, 434, 437.*
Tissot *436.*
Tolstoi *83, 105.*
Tonga *328.*
Tönnies, *Ferdinand 374 ff., 402.*
Totenfeier *(Trobriand-Inseln) 50.*
Trabert *168.*
Tradition *(bei Tieren) 22, 32.*
Transvestierung *(Trobriand-Inseln) 52.*
Traum *und Gestaltung 181.*
traumatische *Neurose 271 ff.*
Treves *97.*

Trieb *zum Denken 230.*
— *zum Handeln 327.*
—, *Phänomenologie 296.*
Triebcharakter *(beim Manne) 65.*
Triebe *(Mensch) 287, 326ff.*
— *(Tier) 31.*
Triebkräfte, *ursprüngliche 56.*
Triebleben *(Mensch und Tier, Vergleich) 33.*
Trobriand-*Inseln 45ff., 228, 278ff., 419ff.*
Trockenlegung *34ff.*
Tropenneurasthenie *406.*
Trotzki *204.*
Trunksucht *(Amerika) 35.*
turanische *Bewegung 340ff.*
Türkei *322, 340ff.*
Typen *des Menschen 409ff.*
Typenpsychologie *175, 409ff., 425ff.*
Typik *(psychofunktionell u. soziologisch) 425ff.*
Typisierung *(Charakterologie) 12.*

Übermensch *257.*
Überschichtung *(Soziol.) 10.*
Überseele *5.*
Übertragung *seelischer Erlebnisse 169.*
Übung *(bei Tieren) 32.*
Umgebung *4.*
—, *s. auch Milieu und Umwelt.*
Umgebungsreize *114ff.*
Umwelt *7, 56, 160ff., 293ff., 406ff.*
— *(Einwirkung) 12.*
— *(-faktoren) 10.*
— *(Persönlichkeit u. Umwelt) 114ff.*
— *(u. Primitive) 389ff.*
— *(Psychologie der) 167ff.*
— *(u. Religion) 331.*
— *s. auch Milieu u. Umgebung.*
Unfallfolgen *130, 270ff.*
Unfallgesetzgebung *129ff., 265ff.*
—, *Literatur 265ff.*
Unfallneurosen *137ff., 266, 275.*
Unruh *5.*
Unterernährung *164.*
Unterricht *(bei Tieren) 22.*
Untersuchungsmethoden *(Umweltpsychologie) 167.*
— *(bei tätowierten Verbrechern) 301.*
Ursache *und Wirkung (Kausalprinzipien) 397ff.*
Urseele *288.*
Urwelt, *Sage u. Menschheit (Dacqué) 223.*
Utitz, *Emil 171ff.*

Variabilität *(Frau) 65.*
Variationslehre *160ff.*
vasomotorische *Phänomene 72.*
Veranlagung *56ff., 160ff., 293ff., 406ff.*
Verband *(bei Tieren) 29.*
—, *offene u. geschlossene (bei Tieren) 30.*
Verbrechen *und Prohibition 438.*
Verbrecher, *tätowierte 301.*
Verdrängung *182.*
Vereinigte *Staaten, s. Amerika, Nord-.*
Vererbung *122, 160ff., 288, 293ff., 298ff.*
— *des Hexenwesens (Trobriand) 282ff.*
— *(bei Tieren) 28.*
Vererbungslehre *295, 310.*
Vererbungstheorie *59.*
Vergesellschaftung *(Sozialpsychol.) 57.*
— *(der Tiere) 21.*
Vergiftungspsychosen *(Amerika) 147.*
Vernon *81.*
Vernunft *(und Offenbarung) 327.*
Versicherung *(Frankreich) 94.*
— *(Unfallgesetzgebung) 129ff., 265ff.*
Verstand, *Entwicklung des 117ff., 403.*
— *bei Tieren 290ff.*
Verständigung *(bei Tieren) 22,*
Verstehen *(u. Erkennen) 408ff.*
Vertragsgesellschaft *(Hobbes) 384ff.*
Verwilderung *(Tier u. Mensch) 157ff.*
Vielweiberei *(Trobriand-Inseln) 49.*
Vierkandt, *Alfred 402.*
Vitalismus *287.*
Vogt, *C. und O. 171.*
Völker- *u. Elementargedanken 60.*
Völkerkunde *224ff., 389ff.*
Völkerpsychologie *(allgemeine) 2.*
— *(Begriff) 1ff., 116.*
— *(differentielle) 2.*
— *(u. Reklame) 189ff.*
— *(Wundt) 90.*
Volksgeist *5.*
Volksseele *61, 91.*
Volstead-*Akt 141, 142.*
Voltaire *85, 367.*
Volz, *W. 27.*
Vorpubertät *(soziales Verhalten) 310ff.*
Vorstellung *58.*
Vorstellungsvermögen *(Malaien) 392ff.*
Vorzeichenglaube *(Malaien) 398ff.*
Vulnerabilität *der Frau 65.*

Wahlcharakter *(Frau) 65.*
Wahrnehmungspsychologie *303ff.*
Waitz *3.*
Wallace, *Graham 89.*
Walter *171.*
Warenhauswesen *188.*
Wasmann *22.*
Weber, *L. W. 212.*
Wechselwirkung *(Sozialpsychologie) 56.*
Weib *(Frauenkunde) 414ff.*
Weinert *63.*
weiße *Rasse (farbige Gefahr) 337ff.*
Weltanschauung *(Hobbes-Marx-Tönnies) 378ff.*
Weltkrieg *19, 95, 112, 132, 164, 197, 216, 218, 432ff.*

Weltkrieg *u. Alkoholismus 314.*
— *(Alkohol, Amerika) 140.*
— *(u. Demokratie) 320.*
— *(u. farbige Gefahr) 337 ff., 347.*
— *(u. Ferner Osten) 316.*
— *(u. Unfallgesetzgebung) 268 ff., 275.*
Wendel, *Friedr. 211.*
Werbewesen *187 ff.*
Wertheimer *303 ff.*
Westermann, *D. 227, 331.*
Weymann, *Dr. 273.*
Wiedenfeld, *Kurt 198 ff.*
Wieth-Knudsen, *K. A. 418.*
Wilbrandt, *Robert 402.*
Wildente *(Leben der) 54 ff.*
Wille *(Begriff) 385 ff.*
— *Sozialbiologie) 403.*
Willensfreiheit *(Locke) 327.*
Willenshandlung *297.*
Winter, *Gustav 78.*
Wirtschaft *77 ff., 185 ff., 307 ff., 423 ff.*
Wirtschaften *(Kausalität) 285 ff.*
Wirtschaftskonkurrenz *(Europa-Asien) 319.*
Wissenschaft *(Amerika) 39, 41*
— *(Aufgabe der, Baco) 326.*
— *(Rußland) 39, 41.*
Witte, *J. M. 80.*
—, *(russischer Minister) 199.*
Wittels, *Franz 440.*
Wohnungsnot *193 ff.*
Wundklammern *444.*
Wundt *5, 61, 90, 229, 426.*

Zahn *274 ff.*
Zarathustra *109.*
Zauberei *(Trobriand) 278 ff.*
Zeitgeist *2, 5.*
Zeitschriftenschau *445 ff.*
Zeitstimmungen *14.*
Zeitströmungen *13, 94, 216 ff., 315 ff., 439 ff.*
Zellforschung *161.*
Zeman, *Hans 299 ff.*
Ziegler *22.*
Ziehen, *Th. 286, 430.*
Ziel *des Handelns (Locke) 327.*
Zillig, *M. 300.*
Zivilisationsbegriff *(Frankreich) 441.*
Zollschan, *J. 406.*
Zuchtwahl, *sexuelle 289.*
Zufall *286.*
Zungenreden *75.*
Zweck *(Instinkt) 122.*
Zyklothyme *173.*



Wichtige soziologische Neuerscheinungen
der
Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Halle a. S.

Handbuch der Arbeitswissenschaft

Herausgegeben von

Dr. Fritz Giese

Privatdozent an der Technischen Hochschule Stuttgart

Das Handbuch der Arbeitswissenschaft ist der erste Versuch der Weltliteratur, den Kulturbegriff „Arbeit“ in seinem ganzen Umfange und nach jeder Richtung hin darzustellen

Erschienen ist bisher als der IV. Band des Gesamtwerkes das

Handbuch psychotechnischer Eignungsprüfungen

Von

Privatdozent Dr. Fritz Giese, Stuttgart

2., erweiterte und veränderte Auflage 1925. 870 Seiten. 4°. Mit 265 Abbild. sowie zahlreichen Tabellen und Vordrucken. Preis geheftet 35.— Rm.; in Ganzleinen gebunden 39.— Rm.

Professor Dr. Hellpach (Karlsruhe) sagt über dieses Werk: Mit Gieses Buch ist die Psychotechnik erst wirklich fundamentiert. Wer jetzt psychotechnische Fragen und Aufgaben anfassen wird, an Gieses Leistung kann er weder vorüber noch hinter sie zurück



Das Problem der Abkürzung „lebensunwerten“ Lebens

Von

Obermedizinalrat Dr. med. Ewald Meltzer

Direktor des „Katharinenhofes“, der sächsischen Landespflegeanstalt für bildungsunfähige schwachsinnige Kinder zu Großhennersdorf

VIII u. 128 Seiten. Preis geheftet 5.— Rm.

Der Verfasser setzt sich mit der im Jahre 1920 erschienenen Binding-Hoche'schen Broschüre über „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ gründlich auseinander. Er untersucht die juristische und ethische Seite der Tötung auf Verlangen und der Beihilfe an der Selbsttötung von geistig Normalen, die körperlich unheilbar krank sind. Andererseits behandelt er besonders die Vernichtung des „lebensunwerten“ Lebens unheilbarer Geisteskranken und Idioten nach der volkswirtschaftlich-zweckmäßigen und menschlich-moralischen Richtung hin. Er durchdringt dieses schwerwiegende Problem von jedem Gesichtspunkte aus und trägt in seiner ruhigen Art viel zu seiner sachlichen und vernünftigen Klärung bei

Prospekte über Psychologie, Arbeitswissenschaft und deren Grenzgebiete stehen kostenlos zur Verfügung

Führer und Masse.

Seite
Siegfried Sieber, Die Massenseele (*Dr. Carl Timm, Lübeck*) 432
Walter A. Berendsohn, Politische Führerschaft (*Dr. Bollinger, Bremen*) 434

Gesetzgebung und Recht.

Oskar Stillich, Die Lösung der sozialen Frage durch die Reform des Erbrechts (*Dr. Kulenkampff-Pauli, Bremen*) 435
Julius Heller, Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs (*Timm*) 437
Reinhard Carrière, Norwegens Kampf gegen den Alkohol (*Schmitz*) . . 437
The Literary Digest, Prohibition vermindert die Verbrechen (*Guggemoos*) 438
F. Fleckmann, Euthanasie (*Rehm*) 438

Zeitströmungen.

Sigmund Freud, Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert (*Priv.-Doz. Dr. Karl Birnbaum, Berlin*) 439
Eilhard Erich Pauls, Das Ende der galanten Zeit (*Bolte*) 439
Eilhard Erich Pauls, Der Beginn der bürgerlichen Zeit (*Bolte*) 440
Sigmund Freud, Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung (*Bolte*) 440
Franz Wittels, Sigmund Freud der Mann, die Lehre, die Schule (*Bolte*) . 440

Eine Kultur im Spiegel der andern.

E. R. Curtius, Französischer Geist im neuen Europa (*Prof. Schwiedland, Wien*) 440
Th. Devaranne, Chinas Volksreligion (*Prof. A. Forke, Hamburg*) 442

Varianten und Frühformen des Denkens.

Paul Diepgen, Geschichte der Medizin (*Bolte*) 443
Ernst J. Feilchenfeld, „Klammern" zur Wundnaht bei den Indianern (*Bolte*) 444
Schelenz, Zur Geschichte der Klammern zur Wundnaht (*Bolte*) 444

Zeitschriftenschau.

Neuerscheinungen einschlägiger Literatur.

Inhaltsverzeichnis und Register des Jahrgangs.

Das 1. Heft enthielt folgende Aufsätze:

R. Thurnwald: *Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie.*
F. Alverdes: *Über vergleichende Soziologie.*
A. Delbrück: *Das Alkoholverbot in Amerika I.*
B. Malinowski: *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft I.*

Das 2. Heft:

J. B. Kantor: *Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft.*
R. Bolte: *Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung I.*
A. Delbrück: *Das Alkoholverbot in Amerika (Schluß).*
K. Th. Preuß: *Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus der mexikanischen Indianer.*

Das 3. Heft:

R. Michels: *Zur Soziologie von Paris I.*
V. E. Freiherr v. Gebsattel: *Ehe und Liebe, zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft.*
R. Bolte: *Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung (Schluß).*
B. Malinowsky: *Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft (Schluß).*

Die

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie

will sich mit den soziologischen Problemen auseinandersetzen, welche das Leben bietet. Unsere Zeit ist voll von Fragen, die in erheblichem Maße durch die Fortschritte der Technik und deren Auswirkung auf die Existenzbedingungen der Menschen herbeigeführt wurden. Die Wissenschaft soll mithelfen, den Kampf der interessierten Mächte zugunsten der Allgemeinheit auszugleichen. Wir können uns daher nicht mit bloßen Klassifikationen und abstrakten Begriffsbildungen oder gar mit Neubildungen von Worten begnügen, sondern müssen trachten, die Wissenschaft in Verbindung mit dem konkreten Leben zu bringen. Deshalb soll unser Ausgangspunkt auch letzteres sein. Das Leben ist jedoch nirgends schematisch, sondern in der Verzweigtheit und Verschlungenheit der Bedingungen bunt und vielgestaltig. Alle Wissensgebiete, die sich auf das Gesellschaftsleben beziehen, müssen für unsere Zwecke genützt werden: Biologie, die Wirtschaftswissenschaften, Psychiatrie und Kriminalistik, Pädagogik, usw., vor allem aber die Psychologie. Denn alle sozialen Vorgänge spielen sich in den Seelen der Einzelmenschen ab.

Darum wendet sich unsere Zeitschrift an weite Kreise. Nicht nur der Volks- oder Staatswirtschaftler, sondern auch der Politiker und der Kaufmann, der Unternehmer und der Arbeiter, der Jurist und der Arzt, der Schulmann und Erzieher, der Ethnologe und der Anthropologe, kurz alle, die an dem Leben der Gesellschaft in Staat, Nation und Beruf, an den großen Fragen der Arbeitsorganisation und des gesamten Völkerlebens Anteil nehmen, sie alle treffen in ihren Interessen hier zusammen.

Im Zusammenhang mit der Zeitschrift werden größere Arbeiten im Umfange von mehr als drei Bogen als

„Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie"

herausgegeben. Vorläufig liegt davon der I. Band im Umfang von über 150 S. vor:

F. Alverdes, *a. o. Prof. a. d. Univ. Halle a. S.,* **Tiersoziologie,**

ein Werk, das zum ersten Male in wissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der jüngsten Forschung nach wirklich soziologischen Gesichtspunkten auf diesem Gebiete zusammenfaßt.

In Vorbereitung befindet sich der II. Band:

G. A. Jaederholm, *o. Prof. a. d. Hochschule in Göteborg (Schweden),*
Zur Psychologie der wirtschaftlichen Berufstätigkeit.

Die Arbeit ist aus einer Analyse der Voraussetzungen bei der Berufswahl entstanden. Sie untersucht, zum Teil auf persönliche Beobachtungen des Verfassers gestützt, zum Teil auf Grund wirtschaftswissenschaftlicher und sozial-psychologischer Studien, die Psychologie von verschiedenen Arbeitsarten in Industrie und Handel. Vielfach kommt Material aus den Vereinigten Staaten von Amerika zur Verwendung. Hauptsächlich wird in Betracht gezogen: der Unternehmer, der Erfinder, der Arbeiter, der Werkmeister, der Verkäufer im Kleinhandel, der Geschäftsreisende, u. s. m.; daran schließen sich grundsätzliche Ausführungen für die Methoden der Psychotechnik in Industrie und Handel.

Anfragen und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber:
R. Thurnwald, Sternstr. 43, Lichterfelde-Berlin.

Diesem Heft liegen 4 Prospekte bei, auf die wir besonders aufmerksam machen: 1) vom **Verlag G. Braun, Karlsruhe** über **„Neue sozialwissenschaftliche Werke"**; 2) vom **Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin** über **„Jahrbuch der Charakterologie"**; 3) von der **Verlagsbuchhandlung C. L. Hirschfeld, Leipzig** über **„Hurwicz, Staatsmänner und Abenteurer"**; 4) von der **Verlagsbuchhandlung C. L. Hirschfeld, Leipzig** über **„Rembrandt als Erzieher"**.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.





